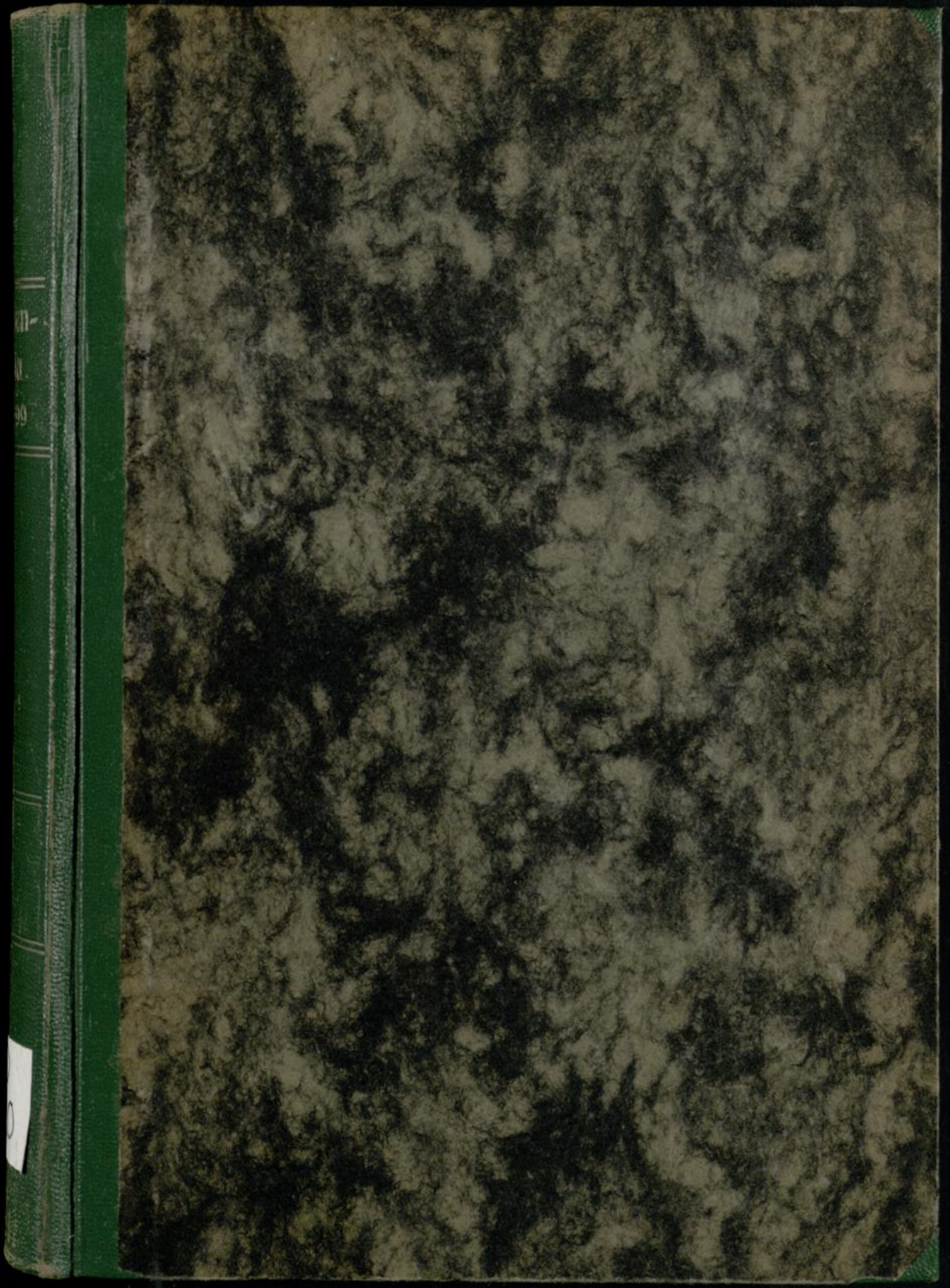


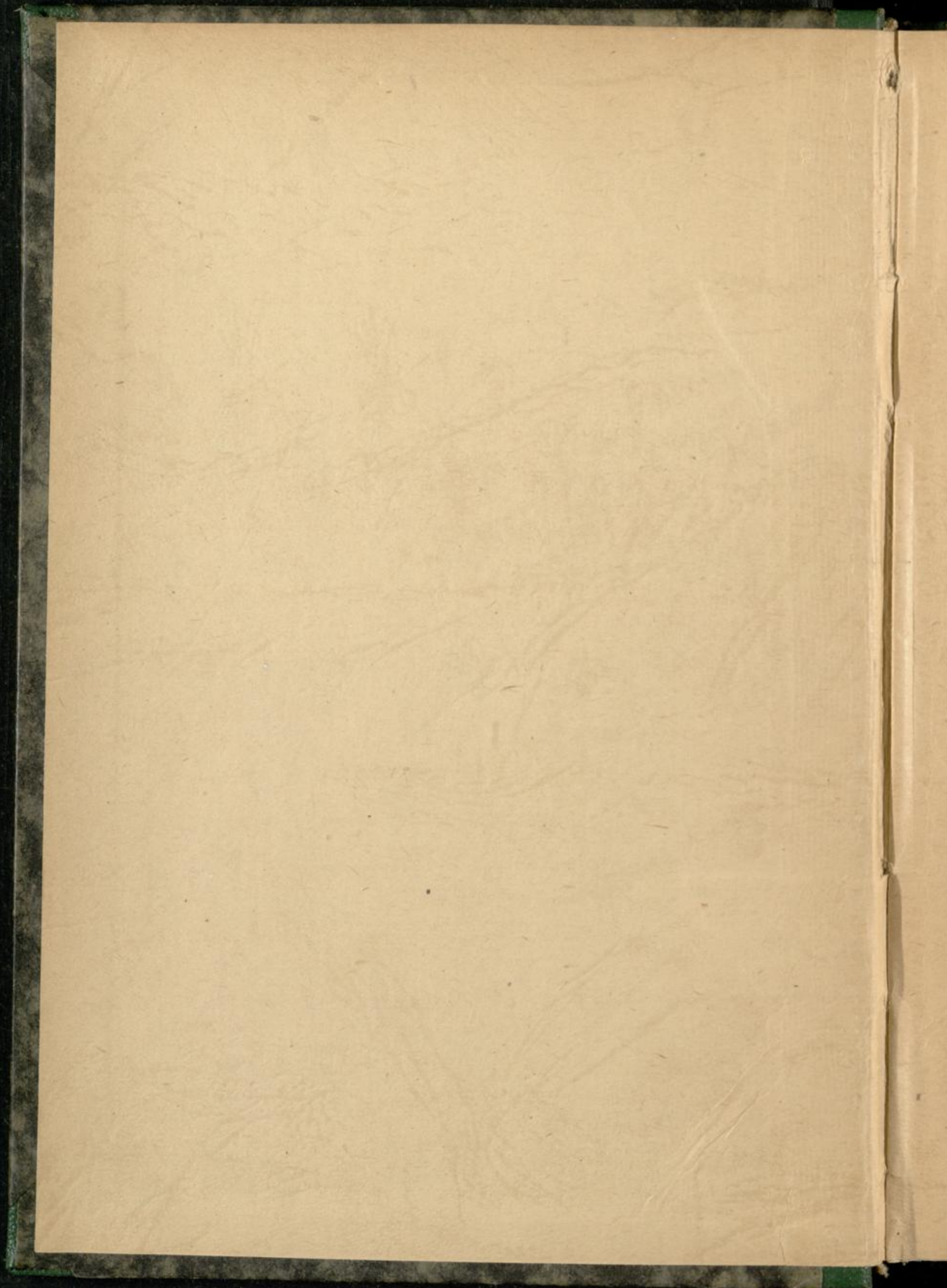
Digitales Brandenburg

hosted by **Universitätsbibliothek Potsdam**

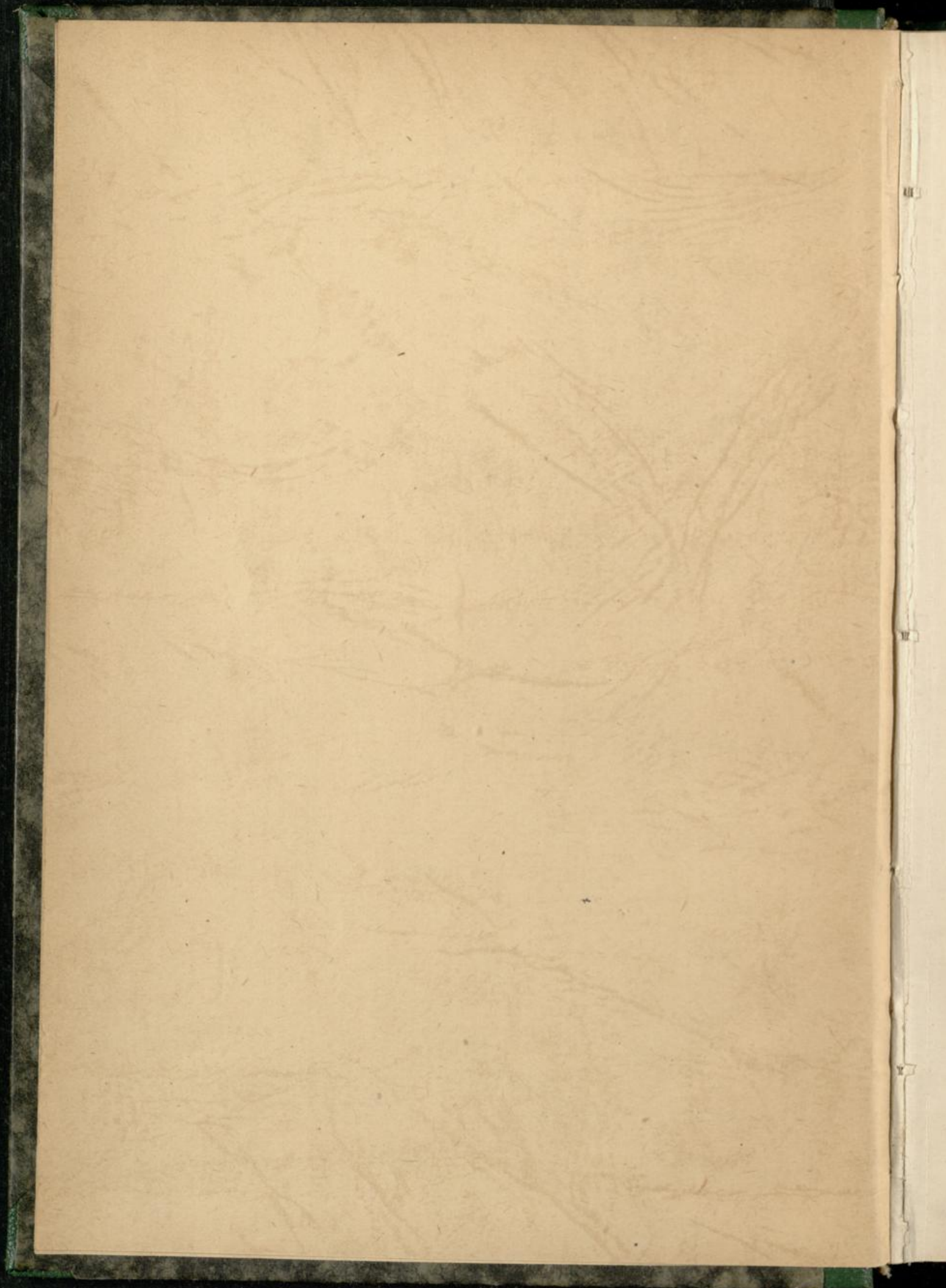
Monatsblatt der Gesellschaft für Heimatkunde und Heimatschutz in der Mark Brandenburg, Berlin 1898

7 (1.1.2019)





Flaub. 35f.



„Brandenburgia“.

MONATSBLATT

DER

GESELLSCHAFT FÜR HEIMATKUNDE

DER

PROVINZ BRANDENBURG

ZU

BERLIN.

Unter Mitwirkung des Märkischen Provinzial-Museums

herausgegeben

vom

Gesellschafts - Vorstände.



394

VII. Jahrgang 1898/99.

Berlin 1899.

Druck und Verlag von P. Stankiewicz' Buchdruckerei
Bernburgerstrasse 14.

BRANDENBURG
GESELLSCHAFT FÜR HEIMATKUNDE
PROVINZ BRANDENBURG
VEREIN

Verzeichnis der in der Provinz Brandenburg
verbreiteten Pflanzenarten



2512

Universität
Potsdam



Universitäts-
bibliothek

Inventarnr.



16003289

18. (II. ausserordentl.) Versammlung des VI. Vereinsjahres.

Feier des 6. Stiftungsfestes,

Freitag, den 11. März 1898, abends 7 Uhr im Hôtel Imperial, Unter den Linden 44.

Während der Tafelrunde hielt der II. Vorsitzende Geheimrat E. Friedel folgende Ansprache:

Hochansehnliche Versammlung! Nur wenige Tage noch und unsere „Brandenburgia“ Ges. für Heimatkunde hat ihr 6. Vereinsjahr zurückgelegt. Unsere „Brandenburgia“ befindet sich also noch im Kindesalter, gleichwohl hat sie bereits eine reichbewegte Vergangenheit hinter sich. Es würde zu weit führen, hierauf einzugehen, aber das Hauptergebnis des laufenden Geschäftsjahrs möchte ich doch den zahlreich erschienenen neu eintretenden Mitgliedern sowie unseren Freunden und Gönnern vorführen — ganz kurz, denn wir haben noch viel heut' Abend vor.

Im Gebiet der Erfahrungswissenschaften verweise ich auf den Besuch der Geologischen Landesanstalt unter Führung von Herrn Ebert und des Botanischen Gartens unter Herrn Ascherson. Über die ausgestorbenen und aussterbenden Tiere der Heimat hat uns Herr Müllenhoff, über Fische und Krebse Herr Micha belehrt und haben wir in letzterer Beziehung sofort die praktischen Konsequenzen gezogen, indem wir dem Vortrage ein altberlinisches Fischessen folgen liessen. In das anthropologische Gebiet schlägt der Besuch des Reichsgesundheitsamts unter Herrn E. Körner.

Noch viel mannigfaltiger war die Ausbeute in den geschichtlichen Wissenszweigen. Die Herren Pniower und Platner schilderten uns die Urbevölkerung der Heimat, letzterer insbesondere die Heruler, den Stamm, welcher die letzten germanischen Spuren in der Mark hinterlassen. — Herr W. von Schulenburg führte uns interessante Altertümer aus dem Teltow, Herr Altrichter den Goldbrakteaten von Rosenthal vor, welcher schnell dadurch berühmt geworden, dass er eine der merkwürdigsten Szenen aus der deutschen Heldensage zeigt: Sigurd oder Sigfried, wie er den in einen Lindwurm verwandelten Riesen Fafner, den Wächter des gleissenden Hortes, tötet.

So recht in das Mittelalter verwies uns Herr G. Albrecht auf der Wanderung durch den Havelberger Dom, der noch der Zeit angehört, als das wendische Heidentum mit der welterlösenden Religion rang. Herrn Pieper verdanken wir zwei gehaltvolle Aufsätze über die Grabstätte Ludwig des Römers und über geschichtliche brandenburgische Volkslieder, während Herr Altrichter uns über mittelalterliche Glocken und Schwerter belehrte.

Reich vertreten war auch die Neuzeit. Einen Volksdichter der Renaissance, den originellen Bartholomaeus Krüger lernten wir durch Herrn Pniower, denkwürdige altberlinische Stätten durch Herrn Ferdinand Meyer kennen. Im Schützenheim zu Schönholz trug uns Herr Buchholz die Geschichte der Berliner Schützengilde — und wie neben den Schützen der Deutsche unwillkürlich an die Turner denkt — Herr Euler im Turnerheim beim Jahn-Denkmal in der Hasenhaide die Entstehung des berlinischen Turnwesens vor. — Grossbeeren und sein berühmtes Schlachtfeld konnten wir unter der Führung des Herrn Parisius besuchen. — Herrn Euler lag die Festrede zur Feier des hundertjährigen Geburtstages Kaiser Wilhelms des Grossen ob.

Auch die Kunstgeschichte vernachlässigten wir nicht, so erläuterte Herr Galland uns die treffliche Galerie Ravené und Herr Otzen die von ihm erbaute Georgen-Kirche, welche sich an der Stelle erhebt, wo vor Jahrhunderten die bescheidene St. Jürgen-Kapelle vor Berlin stand.

Entsprechend dem immer mehr wachsenden Stoff haben sich unsere gedruckten Mitteilungen gegen das Anfangsjahr verdoppelt. Von berufener Seite ist unseren wissenschaftlichen Bestrebungen Anerkennung zuteil geworden und hat sich unsere Mitgliederzahl dementsprechend stetig vermehrt.

Nach solchen Anstrengungen sind wir wohl befugt, uns heut Abend der Geselligkeit hinzugeben. Wir wollen dies aber nicht thun, ohne zuvor in gewohnter Weise einer warm empfundenen patriotischen Pflicht zu genügen. Unser erster Trinkspruch sei unserm obersten Schutzherrn gewidmet, der sich gern einen Markgrafen von Brandenburg nennt und dem alles Märkische lieb und wert ist. Ich bitte Sie, m. D. u. H., dreimal in den Ruf einzustimmen: S. Maj., unser Allergnädigster Kaiser, König und Herr, Er lebe hoch, nochmals hoch, immerdar hoch!

Nach Herrn Geh. Rat Friedel sprach Schulrat Professor Euler auf die Gäste, welche Rede der Stadtverordnete Körner aus Magdeburg mit einem Hoch auf das fernere Gedeihen der Brandenburgia beantwortete, Direktor Müller auf die Damen, für die Frl. Freytag mit einer Rede auf den Vorstand dankte, zuletzt Herr Rechnungsrat Marggraff. Er gedachte des durch einen Unfall im letzten Augenblick am

Erscheinen verhinderten Rechtsanwalts Bürkner-Rixdorf, dessen heitere Muse zur Erhöhung der Stimmung bei der Tafel so wesentlich beitrug. Er hatte für das Fest einen Liedercyklus „Brandenburgia-Sommerfahrten 1897“ gedichtet, dessen launige, heitere Erinnerungen weckende Verse allgemeine Behaglichkeit schufen. Ausser diesen Liedern sang die Versammlung in corpore ein von Herrn F. Körner verfasstes Kaiserlied, einen den Frauen gewidmeten Kantus und jenes in den letzten Jahren wiederholt beifällig aufgenommene Hallstatt-Lied des Dr. Kade-Sorau, das mit so glücklichem Humor ein Bild aus dem Leben der Urzeit mit Gefühlen vermischt, mit denen wir auf jene längst vergangene Epoche unseres Landes blicken. Dazwischen ertönten Sologesänge von Frl. Martha Ritter und Frl. Martha Brandt, deren künstlerische Vorträge den allgemeinen Anklang fanden.

Nach einer Pause, in der die Gesellschaft in zwanglose Gruppen verteilt, den Kaffee einnahm, wurden lebende Bilder gestellt, die gewissermassen im Fluge die Geschichte unserer Heimat illustrierten. Um das Gelingen dieser unter den gegebenen Verhältnissen sehr schwierigen Vorführung machte sich in erster Reihe Herr F. Körner, die eigentliche Seele der ganzen festlichen Veranstaltung, verdient, nächst ihm sein Sohn, Herr Regierungsbaumeister Körner, Herr Pütz, Mitglied des Festkomitees und seine Gemahlin, Fräulein Freytag, Frau Hofjuwelier Telge sowie Herr Kustos Buchholz, dessen bewährter Rat vielfach befolgt wurde. Zu den Bildern hatte Frl. Clara v. Förster einen verbindenden poetischen Text gedichtet, den Frl. Erxleben mit wohl lautender Stimme ausdrucksvoll sprach. Wir lassen einen Abdruck der Dichtung hier in denselben Abschnitten folgen, in denen sie den Teilnehmern vorgetragen wurden und geben im Anschluss daran eine ganz kurze, den Bedürfnissen dieser Monatsblätter angepasste Beschreibung des Bildes, um die ihrer Natur nach flüchtige Darbietung einigermaßen festzuhalten. Die ganze Vorführung wurde von folgendem Prolog eingeleitet:

Dämm'ung nahte. Klar und purpurn
 Ging der Tag zur Ruhe nieder.
 Nur vom lichten Horizonte
 Winkte er mit Sehnsuchtsblicken
 Noch herüber zu den Menschen.
 Wen'ge im Gewühl der Strassen
 Sahen seiner Liebe Grüssen.
 Nur ein Eichbaum, mächtig ragend,
 Ernst und einsam in dem Garten,
 Der den Riesenleib der Weltstadt
 Westlich wie ein Wunderkleinod,
 Wie ein Ring am Finger ausziert,
 Reckte seine kahlen Aeste,
 Ihm, dem Tag, den Abschied bietend.

Erst seit wenig Tagen war es,
Dass der Star mit seinem Klopfen
Ihm den Winterschlaf verscheuchte.

Nun besinnt er sich, der Alte,
Auf so manches, das er hörte,
Eh' er einschlief. Plötzlich zuckt es
Schmerzlich durch sein Mark und Herze:
„Weh mir, weh! Die harten Menschen
Drohen Tod mir und den andern
Freunden rings im Garten! Wehe!
Schützt mich nicht vor'm Beile
Meines Wuchses Kraft und Schöne,
Mein Geäst voll ungebrochener
Zäher Jugendlust und Frische,
Meines Laubes dichte Wölbung?
Schützt mich nicht der Menschen Ehrfurcht
Vor dem mühevollen Walten
Der Natur, die mich mit Sorgfalt
Durch Jahrhunderte gezogen?
Wolken barsten, mich zu tränken,
Stürme brausten, mich zu biegen,
Sonne lachte, mich zu küssen.
Nun erst rage ich zum Himmel,
Mir im Aether Wonne trinkend,
Nun erst rinnt das Mark im Stamme,
Stetes Wachstum noch verheissend,
Nun erst reicht die weite Wurzel
Abwärts, nahe zu den Nornen!
Weh mir, weh! Die harten Menschen!“
Also tönt des Baumes Klage,
Und er reckt sich dann, das Taglicht
Einmal noch zu schauen, ahnend
Seines Lebens letzte Stunde.
Wehmutsvoll bedenkt der Eichbaum
Dann den Inhalt seiner Tage,
Und er spricht: „Ach, wie so manches
Wüsste ich den argen, harten
Und mir doch so herzlich lieben
Menschenkindern zu erzählen!“
Und er sinnt, und im Erinnern
Kommt sein Gram zu stillem Frieden,
Und vergessen sind die Schmerzen.
Philosophisch, wie ein echter
Deutscher Träumer, träumt er also:
Wunderlich ist's um das Dasein
So der Bäume, wie der Menschen.
Was sie sind, und was sie wurden,

Danken sie vorerst dem Zufall.
 Dieser Boden, drin ich wurzle,
 Brandenburgs geliebtes Erdreich,
 Ist fürwahr kein Eldorado.
 Fetteres Land ist wohl zu finden.
 Aber dennoch lieb vor allen,
 Lieb, wie Heimatsstätte jemals,
 Bist du, brandenburgisch Erdreich,
 Deinem Eichbaum, und ich grüsse,
 Küsse deinen armen Boden:
 Denn fürwahr, es stählt die Kräfte
 Wunderbarlich, ringen müssen
 Um des Lebens karge Notdurft.
 Stolzer fühlt man sich geworden,
 Kräftiger, dem Sturm zu trotzen.
 Und so rag' ich zu den Wolken,
 Stolz und kraftvoll, meiner Würde
 Mir bewusst, und atme dankbar
 Deine Luft, du, Heimatstätte.

Es folgte die Einleitung zum ersten Bild.

Familienscene bei den alten Wenden.

Sumpf- und Waldland, sagt die Chronik,
 Wärest du vor Zeit gewesen,
 Bis ein Volk kam, kurz und stämmig,
 Kriegerischen Sinns und heidnisch
 Und mit ungefüger Sprache
 Und mit schwermutvollen Liedern.
 Wenden nannten sich die Leute,
 Und sie gruben hier und dämmten,
 Schlugen Pfähle in die Sümpfe
 Und erbauten sich die Hütte
 Kärglich weit auf Pfahl und Holze.
 Doch auch sie, die Kampfgewohnten,
 Hegten sanft in ihrem Busen,
 Was der Ew'ge seinen armen,
 Lieben, guten Menschenkindern
 Für ihr kurzes Erdenleben
 Als die beste Mitgift schenkte:
 Liebe, Treue, Glauben, Freundschaft,
 Eltern Glück und Kindesfrohsinn.

Das Bild selbst gewährte einen reizvollen Anblick eines Interieurs aus der Wendenzeit unserer Heimat. Reich mit Jagdbeute beladen ist soeben das Oberhaupt der Familie heimgekehrt. Frau und Kinder bejubeln freudig den mit Sehnsucht Erwarteten.

Es wurde vom Maler Henschel, seiner Gattin und seinen 2 Kindern dargestellt.

Mit einem Sprung über fast tausend Jahre hinweg wurden wir an das Ende des 17. Jahrhunderts versetzt, um einen höchst wichtigen Moment der preussischen Geschichte wahrzunehmen:

Das Testament des Grossen Kurfürsten.

Andere Zeiten — andere Herren!
 Mächt'gere sind hergekommen,
 Und vor ihren scharfen Aexten
 Sanken Wälder hin und Menschen.
 Wäre ich nicht deutscher Zunge,
 Möchte ich mich wohl erkühnen,
 Einzig als das Recht des Stärk'ren
 (Jenes schlechtesten aller Rechte),
 Den Erfolg dahinzustellen.
 Doch ich bin ein nationaler
 Baum; des Universums
 Unvolkstümliche Gesinnung
 Dünkt mich ungerecht und unklug.
 Und so sei der Tag gesegnet,
 Da von westwärts der Germane,
 Blondgelockt und hellen Auges,
 Hier den Herrenstab ergriffen
 Und mit starker Faust und Rede
 Deutsche Sitte, Zucht und Glauben
 Hergepflanzt und grossgezogen!
 Als ich wurde, als die Sonne
 Mich aus einer Eichel weckte,
 Stand es schlimm in deutschen Grenzen;
 Rauben, Brennen, Blutvergiessen
 Wütete seit dreissig Jahren,
 Und verödet lag die Stätte,
 Als die Glocken endlich Frieden
 Durch die totenstillen Lande
 Riefen. Jammervolles Deutschland!
 Aber mit mir wuehs ein Jüngling;
 Jahresringe zählt er zwanzig,
 Da erstand dir, Brandenburgia,
 Ein Erretter, ein Erbarmer
 In dem frühgereiften Manne.
 Trösten, raten, helfen, spornen,
 Pflanzen, bauen wie ein rechter
 Bess'rer seines öden Hauses,
 Wurde seines Lebens Inhalt,
 Und er schloss die klugen Augen
 Erst, als seines Volkes Zukunft
 Sich ihm morgenrot verheissen.
 Freilich, wenn die Fama recht spricht,

Hatte er daheim ein Kreuzlein
 Noch zu tragen, der Gewalt'ge.
 Denn gewalt'ger noch als Helden
 Sei das Weib, so hört' ich sagen,
 Und sie nannten ihren Namen
 Dorothea. Die bedrohte
 Brandenburgs so teure Einheit
 Mit des Testamentes Fassung,
 Das sie spät und frühe heischend,
 Dem Gewalt'gen abgerungen.
 Wird die kluge Fürstin siegen?
 Siegt das bess're Recht des Volkes?
 Also hört ich damals fragen,
 Und die Zukunft gab die Antwort.

Dem Bilde lag eine Scene aus dem bekannten Schauspiel von G. v. Putlitz: „Das Testament des Grossen Kurfürsten“ zu Grunde. Es ist der Augenblick, wo Friedrich III. (Herr Dr. Pritzkow), nachdem sein Stiefbruder Markgraf Philipp (Herr stud. Bluth) das opferfreudige Wort gesprochen: „Bruder, lass mich an Deiner Seite kämpfen“ und dessen Mutter, die Kurfürstin-Witwe (Frau Hofjuwelier Telge) das hindernde Testament zerrissen hat, dem kriegerischen Verlangen der Gesandten von Polen (Hr. Carl Lenz) und Frankreich (Frl. Grapow) nachgiebt und ausruft: „Meine Herren, sagen Sie Ihren Souveränen, dass Brandenburg einig ist“. In seliger Freude schaut die junge Kurfürstin (Frl. Gesa Friedel) auf diese Scene, während der alte Derfflinger (Frl. Gertrud Pohle) triumphierend dem jungen Pfalzgrafen von Neuburg (Hr. Dr. Buchwald) die Hand entgegenstreckt, ihm, der sich eben durch Heirat dem kurfürstlichen Haus enger verbunden hat. Neugierig und verwundert über das, was sich soeben zuträgt, stehen die jüngsten Kinder des verstorbenen Grossen Kurfürsten (Frl. Martha Bonnell, Frl. Reiss I und II) neben der Mutter, die sich dem Schutze des Stiefsohnes anvertraut hat.

Ein Menschenalter später spielt sich das folgende Bild ab:

Die Lieblinge Friedrich Wilhelms I.

Trommelwirbel, Säbelrasseln,
 Flintenknallen, Füssestampfen
 Und Kommando, ach, und Schläge
 Von des Waibels hartem Stocke
 Hallen durch das Land. Ein neuer
 Gar gestrenger Herr ist König.
 „König?“ Ei, ihr staunt mit Rechten,
 Alle, die ihr vorher bangtet.
 Ja, der Brandenburgia Kurfürst
 Trägt nun eine güldne Krone,
 Und er denkt sie wohl zu hüten.

„Himmeldonnerwetter, Kerle!
 Ihr verfluchten Schwerenöter
 Von Franzosen und Panduren,
 Kommt mir nicht zu nah, ich rate!
 Meine lieben, blauen Kinder,
 Sieben Schuh lang, schlank wie Bäume,
 Werden euch das Laufen lehren!“
 Doch die lieben, blauen Kinder
 Seufzen oftmals ob des harten
 Gar gestrengen Herrn und Vaters.
 Nur zuweilen, wenn die Sonne
 Gar so hold lacht und am Parkthor
 Zierlich Schuhwerk, lichte Kleider,
 Ros'ge Wangen, Mädchenaugen
 Vor des Königs Grenadiere
 Selbst Parademarsch vollführen,
 — Freilich nur zunutz der Kleinsten,
 Die sie zärtlich kosen, wiegen —
 Dann verlohnt es sich der Mühe,
 Die der Sitz des Rocks, das Zöpflein, das
 Weiss gepudert, und der Schnurrbart
 Redlich heischten, eh' sie wurden.
 Und vergessen ist das Seufzen
 Ob des Waibels und des Königs. —

Als sich der Vorhang hob, erblickte man eine Scene ähnlich derjenigen, die Fritz Werner auf seinem bekannten Gemälde „Konversation preussischer Grenadiere am Gitter zu Sanssouci“ so köstlich dargestellt hat: Grenadiere beugen sich zu Kindermädchen herab, um mit ihnen zu schäkern. Die Kindermädchen wurden von Frl. Ella Bonnell und Frl. Gertrud Körner, die Grenadiere von Herrn Regierungsbaumeister Jarisch, Herrn Fabrikbesitzer Lazari, den Herren stud. Fröschke und stud. Goldbeck verkörpert.

Das nächste Bild führt uns in eine Zeit, da der Ruhm Preussens auf seiner höchsten Höhe stand.

Der alte Fritz bei der Parole mit Zieten.

Und der Franzmann war doch kommen!
 Und umstellt von wilder Meute
 Ward das edle Wild, der König,
 Jener Einz'ge, den das Weltall
 Staunend nennen lernte. Misslich
 War die Hetzjagd, doch am Ende
 Ward der grosse König Obmann
 All der Feinde. Nie vergesse

Ich, der Eichbaum, jenes Tages,
 Da ich in sein Auge blickte,
 Klar und blau wie Himmelsäther,
 Scharf und sehend wie der Falke.
 'S war im Herbst. Ein neu Gewächse
 Stand rings um mich her in Beeten,
 Schon verdorrten Grüns; doch Knollen,
 Rund und braun, gewann der Gärtner,
 Und der König probt' die Mahlzeit,
 Die an heller Feuerflamme
 Ihm zum Schmaus geröstet wurde.
 „Sieht er wohl, der Drake wusste,
 Was er uns als Gabe brachte!“
 Spricht der Grosse. „Köstlich mundet
 Die Kartoffel, recht bereitet,
 Und in Zukunft wird der Hunger
 Meine armen Unterthanen
 Nicht mehr hülflos überfallen!“
 Thränen hätt' ich weinen mögen
 Ob des Worts voll gut'ger Sorge,
 Gerne all mein grünes Eichlaub
 Ihm als Ruhmeskranz gespendet.
 Und ein Zweiglein liess ich fallen,
 Gerade in des Hutes Biegung.
 Freilich, ob's der König merkte,
 Hab' ich leider nie erfahren.
 Aber and'res hört ich einstmals
 Jenen Gärtner freudig sagen.
 „Wisst Ihr, wie der grosse König
 Seinen Zieten ehrt und hochhält?“
 „Ei, erzählt, erzählt uns, Alter!“
 „Nun fürwahr, der König selber
 Ist ein Greis fast, doch sein Zieten
 Ist bejahrter. Die Kampagnen
 Haben hart ihn mitgenommen.
 Gestern“, so erzählt der Gärtner,
 „Gab der König die Parole,
 Und wie alle Generäle,
 Stand auch Zieten vor dem Herrscher,
 Doch man merkt, es ward ihm sauer.
 „Setz' Er, setz' Er sich, mein Alter!“
 Sagt der König, „denn der Zieten
 Der verdient's vor seinem Herren.“
 Einz'ger Friedrich! Grosser König!

Aus den Versen geht hervor, von welchem bekannten Vorgang aus dem Leben Friedrichs des Grossen die Zuschauer zu Zeugen gemacht wurden. Friedrich den Grossen stellte in frappanter Ähnlichkeit

Frl. Weyergang dar, den alten Zieten Frl. Marggraff, den Kronprinzen Friedrich Wilhelm II. in prächtigem Originalkostüm Herr Hofjuwelier Telge. Die Leibgardisten im Hintergrunde wurden von den Herren Sekretär Maurer und Lazari verkörpert.

Das folgende Bild erinnerte an die Epoche der tiefsten Erniedrigung Preussens, wies aber zugleich, indem es die Königin Luise (dargestellt von Frl. Büttner) auf einem Thron sitzend sichtbar werden liess, auf seine Hoffnung und seinen Stern.

Königin Luise.

Dortwärts, wo die Abendsonne
Müd' ins Meer steigt, sich zu laben,
Zuckt und bebt der Erde Boden
Abgrundgähnend birst er furchtbar,
Und hinab stürzt das Gebäude,
Das die Menschheit sich zum Heile,
Sich zum Schutz der stillen Wiege
Ihres Daseins auferbaute:
Staaten stürzen, Throne, Götter,
Zucht und Sitte, menschlich Fühlen.
Und aus weiterschloss'nem Schlunde
Steigt ein Meteor zum Lichte,
Glutrot, wie in Blut gebadet,
Furchtbar prächtig anzuschauen.
Und wie an des Himmelswölbung
Höher es hinansteigt, zittern
Rings Europens weite Lande,
Denn das Meteor bedeutet
Einen Schrecken ohne Gleichen.
Alles, was ein menschlich Antlitz
Trägt, ob Hoch, ob Niedrig,
Sucht sich Hülfe bei den Sternen.

Vor des Schlosses Säulenhalle
Steht ein Weib. An Wuchs und Antlitz
Jugendschön und hold, erscheint es
Einem Götterbilde ähnlich.
Doch im Busen, ach, wie menschlich
Hilfsbedürftig klopft das Herze!
„Gott im Himmel, hörst Du? Siehst Du
Jenes Götzenaltars Bauwerk,
Das der Korse sich mit Blute
Fest gekittet, jenes Schlachten
Seiner Opfer, blüh'nder Menschheit?
Ist's ein Wahn, dass dort ein Ew'ger
Dieser Erde Schicksal lenke?“
Aus der eignen Seele Tiefe

Kommt die Antwort: „Wie ein Wetter
 Kommst Du, Herr, mit deiner Flamme,
 Alle Schlacken wegzufegen.
 Herr, vergieb die eignen Fehle! —
 Aber dann, o, du Erbarmer,
 Giebst Du Deines Bogens Frieden
 Den zerknirschten Herzen wieder.
 Wieder wird die Saat ergrünen,
 Wieder uns're Ernte reifen,
 Wieder tönen unsre Lieder,
 Wieder tönt des Dankes Stammeln!“
 Himmelstrost im lichten Antlitz,
 Steht das Weib; voll Demut hält sie
 Ihre schlanke Hand am Busen,
 Dessen Trost und dessen Glauben
 Keines Unglücks Macht mehr wegnimmt.
 Mildes Lächeln auf den Lippen,
 Die des Sommers Odem trinken,
 Steigt sie nieder in den Garten.
 Vorwärts, aufwärts schaut das Auge,
 Ob auch jäh die Feuerschlange
 Niederfährt aus schwarzen Wolken.

6. Bild.

Am Cöllnischen Fischmarkt.

Ei der Tausend, welch' ein Treiben
 Auf des Marktes engem Platze!
 „Frische Fische! Gute Fische!“
 Ruft das Weiblein; viele Male
 Muss es seine Ware loben,
 Ohne dass die wackre Hausfrau
 Ihm das Ohr leiht. Unverdrossen
 Tönt es dennoch: „Frische Fische!“
 Und ein gar verlockend Lächeln
 Giebt dem Lobe das Geleite.
 „Nun wie teuer?“ fragt da endlich
 Die Madame. „Das Pfund zwei Jute.
 Hechte, sag ich Sie, Madamchen,
 Hechte! Gänzlich ohne Gräten!“
 Und man feilscht und wägt und tadelt
 Und die schmucke, junge Dienstmagd
 Denkt indes mit bangem Schaudern,
 Wie sie jenem strammen Flosser
 Den Garaus bereiten werde.
 „Ach Du mein —, der rutscht mich ofte
 Aus der Hand, eh' ich ihm schlachte!“

Dieses von Herrn Micha gestellte Bild bot in launiger Weise eine Scene des Berliner Volkslebens aus dem Anfang dieses Jahrhunderts. Damals holten sich unsere Hausfrauen die Fische noch in mit Wasser gefüllten Eimern vom Markt. Nun hat es eine neuerungssüchtige Dame (dargestellt von Frl. Margarethe Micha) unternommen, neben ihrem gefüllten Marktkorb noch einen Aal im Netz nach Hause zu tragen. Der glatte Fisch weiss ihr zu ent schlüpfen und wird von einem munteren Schusterjungen (Frl. Dora Micha) noch rechtzeitig erfasst. Ein Dienstmädchen (Frl. Meisner), die Zeugin dieses Vorganges ist, lächelt überlegen über die unpraktische Neuerung. Die Fischverkäuferin (Frl. Freytag) redet energisch auf eine junge Käuferin (Frl. Elisabeth Micha) ein, die die verlangten 5 Dreier für einen Karpfen nicht bewilligen will, während eine andere (Frl. Marie Micha) ihre Wahl zu treffen sucht.

Mit dem siebenten Bilde langten wir in der Gegenwart an.

Belauscht.

Und der Eichbaum denkt noch immer
Philosophisch des Vergangnen.
Droben steht des Mondes Sichel
Schon in junger Herrscherwürde
Strahlend da. In seinem Glanze
Spiegelt sich gar hold Frau Venus,
Der Gestirne allerschönstes,
Und der Südwind fächelt artig
Ihr das Antlitz. Seine Schwinge
Trifft des Eichbaums breiten Wipfel,
Und der Baum erwacht aus Träumen.
Und voll Unmut spricht er also:
„Ja, Dich kennt man, lockrer Bursche,
Stets scharwenzeln, stets charmieren
Um die Blumen, Mädchen, Frauen!
Blase ehrlich wie ein Nordwind,
Oder bleibe mir vom Halse!“
„Ha, ha, ha!“ lacht da Frau Venus,
Lass den deutsche Michel träumen,
Sonst giebt's Streiche, wackre Hiebe!“
„Lass Dein Spotten, Orientalin,“
Sagt der Eichbaum würdig, „lieber
Halte Einkehr bei Dir selber;
Denn Dein völlig heidnisch Vorbild
Stiftet noch des grössten Unheils
Ganz unsäglich viel! Du lehrtest
Deinen Sohn, den losen Schelmen,
Eros, erst die Pfeile spitzen,
Und der Schüler war gelehrig.

Gleich wie er, thun's allerorten
Auch auf Erden nun die Knaben.
Hier in meinem stillen Garten
Muss ich's täglich selbst erleben.
Zwar nicht modisch ist die Armbrust,
Nicht der Köcher mehr, der Pfeilschuss,
Doch die Sache blieb die alte:
Statt der Pfeile nimmt man Blicke,
Grüsse, Händedruck und Winken,
Und das arme, holde Mägdlein
Weiss sich Rates nicht, noch Hülfe.
Nur — begreifen kann ich's nimmer —
Trifft sie ihres Schützen Rüstzeug,
Lächelt sie ob aller Wunden
Fröhlich, selig und begehrt sich's
Nimmer besser! O, die Menschen!
Venus kichert! „O, der liebe,
Gute dumme, alte Eichbaum!
Kinderspiel ist's, was er täglich
Hier im Garten sieht. Was sagt er,
Lässt sich die Geschichte ernst an?
Kürzlich erst, auf meiner Reise,
Hab' ich's so belauscht. Am Walde
Wohnt das Gretel. Ihrem Hause
Unfern steht ein mächt'ger Ulmbaum.
Drunter hat der junge Förster
Eine Bank gezimmert. Dort war's.
Friedlich klang die Abendglocke
Her vom Dörfchen. Auf dem Bänklein
Sass das Gretel, und es spähte
Gar verstohlen durch die Büsche.
Plötzlich drückt ihm wer die Augen
Scherzend zu. „Nun gilt's, Dich lösen
Mit dem Kuss, Herzallerliebste!“
Ruft der schmucke, junge Förster.
„Und das Gretel?“ fragt der Eichbaum.
Läuft es schnell davon, ihn scheltend?“
„Ei, Du Närchen! Nein, es thut ihm,
Wie er sich's begehrt, und leidet's,
Dass er zärtlich seine Arme
Um sie legt, und sieht ihm selig,
Selig in die hellen Augen!
Plötzlich raschelts in den Büschen.
Ist's ein Häslein? Ist's ein Hochwild?
Näher kommt's. „Du, meine Güte!“
Ruft ein Weiblein ganz erschrocken.
„Kräuter sucht die alte Anne,

Und was findet sie? Ein Pärlein,
Schmuck und drall wie Haselnüsse!
Gott befohlen, junges Bräutchen!“
Und die Alte schlurft von dannen.
„Wie gefällt Dir's, guter Eichbaum?“
Kichert Venus. „O, die Menschen,
O, die Knaben, o, die Mägdlein!“

Die alte Anna, die wendische Kräuterfrau, wurde von Frl. Freytag, der junge Förster von Herrn Bildhauer Otto Richter, das Gretel von Frl. Schimitzek dargestellt.

Das letzte Bild bot einen wirksamen Abschluss. Alle in den vorhergegangenen Darstellungen aufgetretenen brandenburgisch-preussischen Fürstlichkeiten waren zu einer Gruppe vereinigt, die von der Brandenburgia (dargestellt von Frau Bildhauer Boese) überragt war. Man sah: Kurfürstin Dorothea (Frau Telge) mit ihren Kindern (Herrn Bluth und Frl. Reiss I und II), Friedrich den Grossen (Frl. Weyergang), Friedrich Wilhelm II. (Hr. Telge) und Königin Luise (Frl. Büttner). Bevor sich der Vorhang zum letzten Male hob, wurden folgende Worte gesprochen:

Hie guet Brandenburg allewege!

Morgenrot entflammt der Himmel,
Und der Eichbaum sieht's voll Andacht,
Jenes ewig junge Heute:
Kindeslächeln, Liebesehnen,
Heldenstärke, heisses Ringen;
Schmerz und Leid und letztes Gehen,
Ewig-junges Heut' wie Gestern!
Und derweil die Morgenröte
Oestlich ihre Flügel breitet,
Sieht der Baum in ihren Flammen
Eine Lichtgestalt erscheinen,
Und er fühlt's mit leisem Beben:
Seines Bodens heil'ge Hüt'rin,
Brandenburgs erhabne Seele
Ist die Huldgestalt, die hehre,
Sonnenglanz in Aug' und Antlitz,
Kraft und Schöne in den Gliedern.
Wo sie schreitet, grünt die Erde,
Felder grünen, Bäume, Sträucher,
Blumen schmücken Trift und Fluren,
Und das Bienlein summt geschäftig.
Und es regt sich neues Leben
Rings in Dorf und Stadt und Haide.
Ambos klingt, und Räder sausen,
Webstuhl surrt, und Hämmer schwingen

In der Männer kräft'gen Fäusten.
 Und die Huldgestalt, die hehre,
 Sieht es lächelnd. Liebreich breitet
 Sie die Arme aus, und segnend
 Winkt die Hand: „So sei es heute,
 Sei es morgen, sei es künftig!
 Ringe, werde, wachse, blühe;
 Sei gesegnet, Brandenburgia!“

Nach der Vorführung der lebenden Bilder trat der Tanz in seine Rechte. Die Polonaise bot allerlei scherzhafte Überraschungen. Zu ihnen darf man auch eine launige poetische Improvisation unseres Mitgliedes, des Herrn Superintendenten Wegner, rechnen. Die Rundtänze, die dann wieder folgten, wurden noch einmal unterbrochen, als Frä. Ella Bonnell das Podium bestieg, um in hübschen, munter und frisch gesprochenen Versen Herrn F. Körner für die grossen Mühen zu danken, die er sich um die Veranstaltung des Festes gab. Dem Verdienste seine Krone. Zuletzt überreichte die Sprecherin Herrn Körner einen Lorbeerkrantz. Der Berichterstatter gehört zu den ausdauerndsten Teilnehmern von Festlichkeiten, aber der an diesem Abend bewiesenen Unermüdlichkeit war er nicht gewachsen. Als er gegen Morgen den Saal verliess, wurde noch flott getanzt und Frohsinn und Heiterkeit schienen nicht weichen zu wollen.

19. (8. ordentl.) Versammlung des VI. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 30. März 1898, abends 7^{1/2} Uhr

im Bürgersaale des Rathauses.

Vorsitzender: Herr Geh. Reg.-Rat E. Friedel.

1. Der Vorsitzende spricht allen denjenigen, welche bei dem Zustandekommen des Stiftungsfestes am 11. ds. Mts., sei es als Mitglieder des Festausschusses, sei es bei der Anordnung der Festtafel, sei es bei den Vorträgen während derselben und bei den lebenden Bildern in irgend welcher Eigenschaft mitgewirkt haben, den wohlverdienten und herzlichen Dank der Gesellschaft aus. Die betreffenden Damen und Herren werden bereits ihren schönsten Lohn in dem Wohlgelingen des durch nichts getrübtens Festabends erblickt haben.

Die zur Einleitung und Begleitung der lebenden Bilder von Fräulein Clara von Förster gedichteten Strophen sind im Druck für 50 Pfennig, desgl. die von den lebenden Bildern aufgenommenen Photographien das Stück für 1,50 Mk. erhältlich.

2. Bericht des II. Schriftwarts.

a) Mitglieder-Statistik.

Die Gesellschaft war in das ablaufende 6. Vereinsjahr mit 194 Mitgliedern getreten. Von ihnen starben 6: Die Herren Stadtverordneter Diersch, Rentier Fischer, Prof. Frenzel, Geh. Regierungsrat Prof. Liebenow, Fabrikbesitzer Adalbert Vogt, Geh. Regierungsrat Prof. Wattenbach. Das neue beginnen wir mit 215 Mitgliedern, so dass wir trotz der reichen Ernte, die der Tod hielt, von einem erfreulichen Wachstum sprechen dürfen. Davon sind 20 Damen, 194 Herren. Ferner ist 1 Institut Mitglied der Gesellschaft.

Aus dem Vorstand ausgeschieden ist Herr Sekretär Maurer, an dessen Stelle der Referent zum zweiten Schriftwart gewählt wurde. Im Ausschuss übernahm die Stelle des verstorbenen Obmanns Herr Geheimer Baurat und Konservator Bluth, neu hinzutraten die Herren Dr. Gustav Albrecht, Franz Körner und Direktor Professor Müllenhoff.

b) Versammlungen.

Insgesamt fanden 19 Versammlungen statt, davon waren 8 ordentliche, von denen 4 im Rathaus, 4 im Ständehaus abgehalten wurden. Die ausserordentlichen Zusammenkünfte waren folgende:

- Am 25. April Besichtigung des Museums der Geologischen Landesanstalt.
- „ 15. Mai Besuch der Ravenéschen Gemäldesammlung.
- „ 19. Mai Wanderfahrt nach Grossbeeren.
- „ 16. Juni Besichtigung des Botanischen Gartens.
- „ 27. Juni Wanderfahrt nach Havelberg.
- „ 4. September Wanderfahrt nach Schönholz.
- „ 25. September Besichtigung des kaiserlichen Gesundheitsamtes.
- „ 9. Oktober Besichtigung der Turnplätze in der Hasenheide.
- „ 4. Dezember erfreute uns Herr Franz Goerke mit dem durch Wandbilder unterstützten Vortrag: Eine malerische Wanderung durch die Provinz Brandenburg.
- „ 21. Januar 1898 wurde die neuerbaute St. Georgenkirche besichtigt.
- „ 11. März fand unter sehr reger Beteiligung das Stiftungsfest statt.

c) Vorträge und grössere Besprechungen.

Ihre Zahl belief sich auf 37. Es sprachen die Herren Geh. Regierungsrat Friedel zehnmal, Kustos Buchholz dreimal, Referent ebenso oft, Schulrat Prof. Dr. Euler zweimal. Je einmal die Herren Dr. Gustav Albrecht, Sekretär Altrichter, Prof. Dr. Ascherson, Geh. Baurat Bluth, Dr. Bolle, Prof. Galland, Regierungsbaumeister Körner, Frl. Lemke, die Herren Sekretär Meyer, Micha, Mielke, Prof. Müllenhoff, Pastor Parisius, Prediger Dr. Runze, Dr. Zache. Von Nichtmitgliedern sprachen je einmal die Herren Busse, Professor Dr. Ebert, Franz Goerke, Regierungsrat Ohlmüller.

O. Pniower.

3. Bericht des Bibliothekars.

Am Schlusse des Vereinsjahres 1896/97 waren in der Bibliothek vorhanden: 296 Bücher-Nummern mit 600 Bänden.

Zugegangen sind: 26 Nummern in 90 Bänden, einschliesslich der Fortsetzungen von Vereins-Jahresschriften, sodass der Bestand 321 Nummern in 690 Bänden beträgt.

Davon gingen ein als Geschenke der Verfasser:

1. Dr. Albrecht, Gust.: Wilhelm der Grosse. Patriotisches Festspiel für das deutsche Volk und Heer. gr. 8. Berlin 1897. 12 S.
 2. Dr. Brendicke: Berliner Wortschatz zu den Zeiten Kaiser Wilhelms I. gr. 8. Berlin 1897. 128 S.
 3. Dr. Conwentz: Die Moorbrücken im Thal der Sorge auf der Grenze zwischen Westpreussen und Ostpreussen. Fol. Danzig 1897. 142 S. 10 Taf.
 4. Dr. Freund, Rich.: Der allgemeine Arbeitsnachweis in Deutschland. Fol. Berlin 1897. 68 S.
 5. May: Sind die fremdartigen Ortsnamen in der Provinz Brandenburg slavisch oder germanisch? 8. Frankfurt a. M. 1897. 32 S.
 6. Müller-Bohn: Die Denkmäler Berlins. 8. Berlin 1897. 72 S. mit Abb.
 7. Dr. Schwartz, W., Professor: Grundriss der brandenburgisch-preussischen Geschichte. 8. Berlin. 68 S.
 8. Dr. Schwartz, W., Professor: Gedenkblätter an das 500jährige Jubiläum des Friedrich Wilhelms-Gymnasiums zu Neu-Ruppin. 8. Neu-Ruppin 1865. 64 S.
 9. Dr. Schwartz, W., Professor: Annalen des Friedrich Wilhelms-Gymnasiums zu Neu-Ruppin. 4. Neu-Ruppin 1865. 60 S.
 10. Kolbe, E.: Geschichte der Bäcker-Innung zu Berlin. 8. Berlin 1897. 150 S. mit Abb.
- Ferner: durch Herrn Geheimrat Friedel:
11. Bericht über das Kaiser und Kaiserin Friedrich-Kinder-Krankenhaus in Berlin. 8. Berlin 1897. 44 S.
 12. Tischler, Otto: Gedächtnisrede auf J. J. A. Worsaae, gehalten am 4. März 1886. 4. Königsberg 1886. 11. S.
 13. Leo, Fr. Aug.: Volksbibliotheken in England. gr. 8. Weimar 1896. 16 S.
 14. Wegener: Geschichte der St. Georgen-Kirche und Gemeinde zu Berlin. gr. 8. Berlin 1889. 79 S. Mit Abb.
 15. v. Mirbach: Die Kaiser Wilhelm Gedächtnis-Kirche. gr. 4. Berlin 1897. 265 S. Mit Abb.
 16. Weyl, Th.: Die Müllverbrennung (Reisebericht). gr. 8. Jena 1893. 98 S. 11 Taf.
 17. Schlosky: Reisebericht an den Magistrat von Berlin betr. die Strassenreinigung u. Beseitigung von Hausabgangsstoffen. 8. Berlin 1893. 32 S.
 18. Führer durch die historische Ausstellung für Kinderpflege und Kindererziehung. gr. 8. Berlin 1897. 72 S.
 19. Wahnschaffe: Mitteilung über Ergebnisse seiner geologischen Aufnahmen in der Gegend von Obornik. gr. 8. Berlin 1897. 10 S.

20. Raeder: Der Circus Renz in Berlin 1846—1896. gr. 8. Berlin. 300 S.
Mit Abb. Prachtband.
21. Die Berliner Centenar-Feier für Kaiser Wilhelm den Grossen vom
21.—23. März 1897. 4. Prachtband. Berlin 1897. 145 S. Mit Abb.

b) Durch Schriften-Austausch.

Im Vorjahr standen wir im Schriften-Austausch mit . . . 65 Vereinen pp.
Hinzugekommen sind 5 "
sodass die Zahl der Vereine pp. jetzt beträgt . . . 70

und zwar sind es die folgenden:

- Berlin: Touristenklub für die Mark Brandenburg.
" Redaktion der „Naturwissenschaftlichen Wochenschrift“.
" " " Zeitschrift „Aus allen Weltteilen“.
- Bamberg: Historischer Verein.
Bayreuth: Historischer Verein für Oberfranken.
Brandenburg a. H.: Historischer Verein.
Breslau: Verein für das Museum schlesischer Altertümer.
" Schlesische Gesellschaft für Volkskunde.
Bromberg: Historische Gesellschaft für den Netzedistrikt.
Budapest: Ungarische Landesgesellschaft für Archäologie und Anthropologie.
Danzig: Westpreussisches Provinzial-Museum.
Darmstadt: Historischer Verein für das Grossherzogtum Hessen.
Donaueschingen: Verein für Geschichte und Naturgeschichte der Baar und
angrenzenden Landesteile.
Dresden: Königlich Sächsischer Altertums-Verein.
" Zentral-Kommission für die „Wissenschaftliche Landeskunde von
Deutschland“.
- Düsseldorf: Verein für die Geschichte des Niederrheins.
Eisenberg: Geschichts- und Altertumsforschender Verein.
Eisleben: Verein für Geschichte und Altertümer der Grafschaft Mansfeld.
Erfurt: Verein für die Geschichte und Altertumskunde.
Frankfurt a. O.: Naturwissenschaftlicher Verein für den Regierungsbezirk
Frankfurt a. O.
- Giessen: Oberhessischer Geschichtsverein.
Görlitz: Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte der Oberlausitz.
Gotha: Vereinigung für Gothaische Geschichte u. Altertumsforschung.
Greifswald: Gesellschaft für pommersche Geschichte und Altertumskunde.
Guben: Niederlausitzische Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte.
Halle a. S.: Verein für Erdkunde.
" Thüringisch-Sächsischer Geschichts- und Altertums-Verein.
- Heidelberg: Historisch-philosophischer Verein.
Heilbronn: Historischer Verein.
Hof: Nordoberfränkischer Verein für Naturgeschichts- und Landeskunde.
Jena: Verein für thüringische Geschichte und Altertumskunde.
Insterburg: Altertumsgesellschaft.
Kahla: Verein für Geschichte und Altertumskunde zu Kahla und Roda.
Kempten: Allgäuer Geschichtsverein.

No. 106. Erinnerungsblatt an den Berliner Kongress 1878, gezeichnet von A. v. Werner. 00.

No. 107. 35 Lichtdruckbilder: (1. Heft.) Die Verheerungen der Eglitz und Lomnitz in Schmiedeberg und Krummhübel. 1. 8. 1897. Geschenk von Dr. Zache.

No. 108. 16 Blätter: Des Hyronimus Braun Prospect der Stadt Nürnberg vom Jahre 1608. gross Folio. 1896. Herausgegeben vom Verein für Geschichte der Stadt Nürnberg. (Schriftenaustausch.) ad. 104, 5 und 6 von Herrn Geheimrat Friedel.

Im ganzen 108 Nummern.

4. Wahl der Rechnungsrevisoren. Es wurden gewählt die Herren F. Körner und Prof. Dr. Galland.

5. Neuwahl des Vorstandes nach § 20 der Satzungen. Auf Antrag des Herrn Oberstabsarztes a. D. Dr. Maass wird der gesamte Vorstand durch Akklamation wiedergewählt. Herr Geheimer Regierungsrat Friedel dankt hierauf für die Wahl.

6. Von Herrn Kustos Buchholz wurden aus dem Märkischen Museum einige Bildwerke vorgelegt:

a) Farbige Bilder und Bleistiftzeichnungen von Robert Rabe aus Berlin aus der Zeit vor 50 Jahren, darunter eine Ansicht der Moabiter Brücke mit Umgebung, sowie das Schlittschuhlaufen bei der Rousseau-Insel.

b) ein vorzüglicher Stich, gez. v. Ludwig Burger, gestochen von Franz Schöning, „Das fliegende Korps der Künstler zu Berlin 1848“ mit den Portraits der Mitglieder, an der Spitze der Kupferstecher Unger auf einer geflügelten Sphinx reitend.

c) der Friedhof der Märzgefallenen im Friedrichshain, acht photographische Aufnahmen von verschiedenen Stellen.

d) 2 Photographien:

Spandau bei Abbruch der Stadtmauer im Jahre 1880. Bildliche Erinnerungen an die Haft Gottfried Kinkels im Zuchthause zu Spandau.

7. F. M. legte zur Erinnerung an Ramler zwei grössere Bildnisse (Kupferstiche) des Dichters vor, welcher Friedrich den Grossen in seinem Hymnus „Auf die Wiederkehr vom Feldzuge, den 30. März 1763“, zuerst den „Einzigsten“ genannt hat. Am 11. April d. J. werden einhundert Jahre seit dem Hinscheiden Karl Wilhelm Ramlers aus einem vollen Dichterleben verflossen sein. Er verschied in dem Hause Nr. 5 der Neuen Promenade. Seine Gestalt tritt uns am Postament des Denkmals Friedrichs des Grossen entgegen; sein Andenken bleibt auch in der nach ihm benannten „Ramlerstrasse“ erhalten.

8. Herr Robert Mielke: Einige Burgwälle des Havellandes. Wir hoffen diesen Vortrag mit Abbildungen versehen im nächsten Hefte bringen zu können.

9. Volkstümliches und Kulturgeschichtliches aus der Pflanzenwelt der Mark Brandenburg.

Von E. Lemke.

Geehrte Anwesende! Schon wiederholt haben in unserm Verein „Volkstümliches und Kulturgeschichtliches aus der Pflanzenwelt der Mark Brandenburg“ den Vortragsstoff gebildet; nach mancher Richtung hin wird alles Hierhergehörige erschöpfend herangezogen sein. Somit möchte es befremden, dass auch meine Mitteilungen besagtes Thema berücksichtigen wollen. Es verhält sich jedoch damit, wie mit der Wanderung eines Botanikers, der zwar längst alle bekannten und beinahe alle seltenen Pflanzen in seinem Herbarium beisammen hat, der aber sein Lebenlang nicht müde werden könnte, immer wieder auf Ausbeute zu gehen, — sei es, dass er neue Fundorte feststellen will oder ein Herbariums-Exemplar ergänzen resp. ersetzen muss, oder was sonst für einen Grund zur Wanderung er ausfindig macht. Trägt er eine grosse Botanisier-Trommel mit sich, so wird sie auf jeden Fall gefüllt; und ist die Trommel nur klein, so wird sich der Pflanzenfreund nicht einen Augenblick besinnen, alles sonstige „Aufgenommene“ in seinen Taschen unterzubringen oder liebevoll in den Händen zu tragen. Und wenn jemand ihm sagen würde: „Mein Gott, dieses Zeug kennen Sie ja längst! — das haben Sie gewiss schon vor Jahren nach Hause getragen; was ist nun noch besonderes daran für Sie? — dann wird er, je nach seinem Gemütszustande, glücklich lächeln oder feindselig und hochmütig den Sprecher anschauen; er kann sich nicht in eine Auffassung hineindenken, die an bekannten Dingen nichts mehr zu beobachten hat. Aber sehr oft ist ein überraschend Neues hinzugekommen.

Einer solchen Wanderung, die auch längst Bekanntes berücksichtigt, möchte ich meinen bescheidenen, kleinen Vortrag vergleichen. Es ist zwar ein wahres Wort: wer sich entschuldigt, ehe er gefragt wird, klagt sich selber an; aber ich bin es Ihnen doch schuldig, zu sagen, dass es nicht meine Absicht ist, ein irgendwie abgeschlossenes, grösseres Bild zu liefern; Sie werden nur einige Einzelfragen herangezogen sehen, und diese Fragen werden nur sehr alltägliches betreffen.

Vor wenigen Monaten wurde im Oberharz, auf dem sogenannten Brandhei, zwischen Braunlage und Tanne, unter dichtem Waldgestrüpp ein merkwürdiges Denkmal aufgefunden, das dort vor 150 Jahren errichtet worden und inzwischen ganz in Vergessenheit geraten war. Als man zufällig den Wald an dieser Stelle lichtete, legte man zur grössten Überraschung einen 2 Meter hohen Granitblock frei, der auf eiserner Tafel die Inschrift trägt: „Hier wurden im Jahre 1747 die ersten Versuche mit dem Anbau der Kartoffel gemacht“. („D. Tagesztg.“, 5. Okt. 97.)

Für strebsame Mitglieder der „Brandenburgia“ oder solche, die es werden wollen, bietet sich hier eine hübsche Aufgabe. Man mag über Denkmäler — die bekanntlich in unseren Tagen wie Pilze aus der Erde schiessen — denken, wie man will, immerhin wäre es interessant zu wissen, auf welchem Plätzchen in der Mark Brandenburg die ersten Versuche mit dem Anbau der Kartoffel gemacht worden sind. Einem dahinzielenden Bemühen kann die Richtung angegeben werden. Diese Richtung betrifft die Umgegend von Berlin. In seinem Büchlein „Der Kartoffelbau“ (2. Aufl.) sagt Hugo Werner: „Berlin war einer der ersten Orte, in dessen Nähe 1738 die Kartoffeln zuerst im grossen zur menschlichen Nahrung angebaut wurden. Friedrich Wilhelm I. schenkte nämlich einem Krankenhause (der Charité) Land unter der Bedingung, für Arme und Kranke darauf Kartoffeln zu bauen“. Es möchte nicht überflüssig sein, einige Angaben über die Kartoffel, soweit es Deutschland betrifft, einzuflechten. H. Werner erzählt uns, dass sie angeblich schon im Jahre 1587 von einem Arzte Dr. Scholz angebaut wurde; auch besass Joachim Camerarius 1588 Kartoffeln in seinem Garten zu Nürnberg, wie Graf von Helfstein 1595 in seinem Garten zu Wiesensteig. Um diese Zeit war die Kartoffel (nach Caspar Schwenkfelder) auch in Schlesien ziemlich gewöhnlich; sie wurde aber nur in der Asche geeröstet. In Westfalen und Niedersachsen begann die Kartoffelkultur um 1640, in Braunschweig um 1647; in diesem selben Jahre führte Hans Kogler aus Selb sie im Voigtlande ein. Und 1651 baute der Grosse Kurfürst die Kartoffel im Berliner Lustgarten an. Nach Preussen kam die Kartoffel durch Pfälzer im Jahre 1720. Eine allgemeinere Verbreitung fand der Anbau in ganz Deutschland jedoch erst durch die Hungersnot von 1745 und durch die Anstrengungen, welche Friedrich der Grosse auf sein Regierungs-Programm gesetzt hatte. Die von dem weisen Könige angeordneten Anbauversuche wurden mit dem grössten Widerstreben (besonders in Pommern) in Angriff genommen, sodass eigentlich nur die Teuerungen 1771—72 die Vorurteile beseitigen konnten. Seit dieser Zeit begann die Kartoffel, hauptsächlich auf leichtem Sandboden, eine vollständige Umänderung des landwirtschaftlichen Betriebes anzubahnen. — Heute beträgt die Anbaufläche im Deutschen Reiche beinahe 3 Millionen Hektar, welche durchschnittlich 500 Millionen Centner Kartoffeln liefern.

Ich will die mehr oder minder bekannte Entwicklungsgeschichte des Namens unerwähnt lassen, möchte aber bemerken, dass die Kartoffeln in Böhmen „Brambory“ — korrumpiert aus Brandenburg — heissen; und aus der grossen Zahl von Sorten nenne ich als hierhergehörig: die rote märkische und die frühe rote märkische oder rote Fürstenwalder Kartoffel.

Nach R. Blanck gingen die Bemühungen Friedrich des Grossen

soweit, dass er im Jahre 1765 den Landleuten bei Strafe anbefehlen musste, dass von jedem Wirte im Dorfe mindestens zwei Metzen Kartoffeln jährlich ausgepflanzt wurden. R. Blanck hält 1748 für das Jahr der Einführung von Kartoffeln; mithin könnten wir jetzt in der „Brandenburgia“ ein 150jähriges Jubiläum mit Bratkartoffeln, Kartoffelkuchen (Puffert), Kartoffelsalat u. s. w. feiern. Zur Zeit unserer Urgrossväter wurde die Kartoffel häufig nur wie Käse zum Brot gegessen.

Von massgebender Seite wird behauptet, dass in Frankreich erst die Schrecknisse von 1793 und die Hungersnot von 1817 die Kartoffel zu Ehren gebracht haben, während hier schon der dreissigjährige Krieg eine günstige Unterlage gebildet haben soll; nachhelfend hätte dann der siebenjährige Krieg und vollendend der Befreiungskrieg gewirkt. Auf jeden Fall gelang nur der bitteren Not das Eroberungswerk des so lange missachteten Gewächses, welches bekanntlich zu der Familie der Nachtschatten (Solanaceen) gehört.

Es wird einen und den anderen von Ihnen überraschen und belustigen, zu hören, dass der Grosse Kurfürst keineswegs auf dem Kartoffelfelde mit Friedrich dem Grossen um die Ehre des Nachruhs in die Schranken tritt. Die Kartoffeln wurden — „ihrer schönen Blüte wegen“ als Zierpflanze in den Berliner Lustgarten gebracht und sind überhaupt auf diesem uns heute nicht ganz verständlichen Wege zuerst in die Mark Brandenburg gekommen; bei aller Liebe zur ewig schönen Natur möchte es doch keinem von uns einfallen, ein Sträusschen Kartoffelblüten etwa zu anmutig sein sollendem Geschenke zu pflücken oder zu kaufen. „Die Kartoffel ist (sagt Franz Söhns in „Unsere Pflanzen“, S. 47) jahrzehntelang eine Gartenstaude geblieben; das Volk verschmähte sie lange Zeit und sah eine Bosheit der Vornehmen darin, dass man ihm dieses (entschuldigen Sie!) „Schweinefutter“ empfahl, während man doch wisse, dass die menschliche Nahrung in Korn, Hülsenfrüchten und Fleisch bestehe“. (Augenblicklich gehören die Chinesen zu den die Kartoffel ablehnenden Völkern.)

Der Wert der Kartoffel als Nahrungsmittel beruht, wie wir wissen, fast nur auf ihrem Gehalt an Stärkemehl. Eine ausschliessliche Ernährung durch diese sonst so überaus schätzenswerte Frucht ist ein Ding der Unmöglichkeit; Moleschott sagt, dass derjenige, der sich 14 Tage lang nur mit Kartoffeln sättigen müsste, nicht mehr imstande sein würde, sich diese Kartoffeln zu verdienen. (In Irland, in einigen Teilen Schlesiens u. s. w. sprechen zahlreiche Krankheiten und eine ausserordentlich grosse Sterblichkeit für diese Behauptung.)

Von der allmählich fortschreitenden Schätzung der Kartoffel in der Mark Brandenburg giebt uns Ioan. Sigism. Elsholtz in seinem umfangreichen Buche „Vom Garten-Bau“ (gedruckt zu Cölln an der Spree, 1684) Nachricht. So heisst es von den „Tartuffeln“: „Allhier muss

man nicht verstehen die Erdmorcheln, welche sind ohne Stengel und Blätter, als welche von den Welschen Tartuffeln genannt werden, sondern diejenigen, so ein vollkommen Gewächse sind und gehören unter das Geschlecht der Nachtschatten; *Solanum tuberosum esculentum*. Hiervon ist noch eine andere Art vorhanden, nämlich *Solanum tuberosum esculentum flore albo*, Tartuffeln mit weissen Blumen und gelben Wurzeln, da an den ersten die Blumen purpur und die Wurzeln roth sind. (Heute sprechen wir von weissen und gelben, von roten und blauen Kartoffeln.) Diese Tartuffeln beyderseits können durch Samen fortgebracht werden, aber langsam: derthalben nehmet die Knollen derselben und leget sie in der Fasten mit dem vollen Mond ein—zween Zoll tief und vier von einander, gleichfalls in ein fett, mürbes und etwas sandig Erdreich; so wachsen sie wol, vermehren sich merklich, blühen im Sommer schön und bringen hernach runde Aepfflein voller Samen. Im October, weil sie den Winterfrost ohn Schaden nicht leicht ertragen, nehmet sie aus der Erden, leset die grösten aus zur Speise, die kleinen leget im Keller ins Sand oder thut sie nur so bloss in einen Kober und setzet sie in ein Gemach, welches vom Frost befreyet; davon könnet ihr auff's Frühjahr wieder etliche ins Land bringen. Jedoch können sie auch den Winter ausdauren, wenn ihr sie auff ihrem Bett ziemlich tieff vergrabet und mit Stroh bedeket. In der Küche werden sie fürnehmlich auff viererlei Art zubereitet. Erstlich siedet sie in Wasser mürbe, und wenn sie erkaltet, so ziehet ihnen die auswendige Haut ab; alsdann giesset Wein drüber und lasset sie mit Butter, Saltz, Muscatenblumen und dergleichen Gewürtz von neuen kochen: so sind sie bereit. Danach kan man sie mit Hünen-, Rind- oder Kalbfleisch-Brühe kochen und abwürtzen, oder sie auch an Rind- und Hammelfleisch thun. Oder man schneidet die abgekochete Tartuffeln in runde Scheiben und bratet sie in der Pfanne. Oder man schneidet Zwiebeln und Essig dran und lasset es also durchbraten“.

Der gute Elsholtz, der übrigens Hof-Medicus war, hat sein Buch dem Grossen Kurfürsten und dessen Gemahlin Dorothea gewidmet, mit der Bemerkung: dass im Zusammenhang mit Garten, Blumen und Früchten niemand sich zum Vergleiche mit den hohen Herrschaften bequemer fügen könnte, als Apollo und Diana. Und in der Einleitung sagt er u. A.: „Wo findet man mehr zugelassene Ergetzlichkeit, wo findet man ehrlichern Gewinn, als bey der Gärtnerey? Was belustiget die Augen mehr, als ein auffgeputzter Garten? — Als Cyrus einsmahl von dem Spartanischen Fürsten Lysander besucht ward, zeigte er diesem fürnehmen Gast seine Herrlichkeiten und führete ihn endlich auch in seinen Garten zu Sardis. Lysander, nachdem er die fleissige Eintheilung des gantzen Wercks, die Mannigfaltigkeit der Gewächse und die nach der Schnur ganz ordentlich gepflanzte Bäume mit bedacht

durchschawet, entsatzte er sich und sprach: Ich verwundere mich über diese Pracht, aber ich halte noch höher den Künstler, der dieses alles so zierlich angeordnet hat. Als Cyrus dies hörte, gefiel es ihm über die massen wol und sagte weiter: Mein Lysander, Alles dieses habe ich mit meinen Händen verfertigt, auch das meiste selbst gepflanzt. Hierauff sahe Lysander den Cyrum, welcher die Königliche Kron auff dem Haupte trug und mit der allerkostbarsten Kleidung angeleget war an und sprach: Solltet denn ihr, Herr König, mit eweren Händen etwas allhier gepflanzt haben? Da antwortete Cyrus: Verwundert ihr euch hierüber, Lysander? Ich schwere bey dieser Cron, dass bey gesunden Tagen ich niemahls zur Taffel gehn, ehe ich mir, es sey durch Kriegs-, Garten- oder Feldarbeit einen Schweiss abgejaget.“

Ob der Herr Hof-Medicus ein Gleiches dem Grossen Kurfürsten anraten musste?! Jedenfalls weist er mit aufrichtiger Freude auf die von jenem geschaffenen herrlichen Anlagen in Cölln an der Spree, in Potsdam, Bornheim, Glienicke u. s. w. hin. Hier wäre wieder das mit Abbildungen geschmückte, wertvolle Buch von Ferd. Meyer: „Der Berliner Tiergarten von der ältesten Zeit bis zur Gegenwart“ in Erinnerung zu bringen.

Interessante Mitteilungen über volkstümliche Benennung der Kartoffel in der Mark, sowie einige weitere einschlägige Bemerkungen brachte W. von Schulenburg in No. 5 des 5. Jahrganges des „Monatsblattes“.

Die Geschichte einer andern Kulturpflanze, nämlich der Teltower Rübe, könnte man — mit Alexius Becker (D. Tagesztg. 5. Okt. 97) zu sprechen — durch sämtliche Epochen verfolgen, so lange die Hohenzollern über die Mark herrschen, aber noch weit darüber hinaus. Elisabeth Charlotte von Orleans (Tochter des Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz und einer Prinzessin von Hessen-Kassel, geb. am 27. Mai 1652 in Heidelberg, gest. am 8. Okt. 1721 in St. Cloud, nach Trennung der Ehe ihrer Eltern erzogen von ihrer Tante, der Kurfürstin Sophie von Hannover, und aus politischer Berechnung im Jahre 1671 mit dem Bruder des Königs Ludwig XIV. von Frankreich, dem Herzog Philipp von Orleans vermählt), die pfälzische Liselotte, die unentwegt deutsche Frau, führte die Teltower Rübe als besonderen Leckerbissen aus der Kurmark am französischen Hofe ein.

Im „Monatsbl.“ 6. Jahrg. No. 7 bringt Herr Geh.-R. Friedel einige Notizen über den Rübenbau in der Mark. Daran möchte ich zunächst die Bemerkung knüpfen, dass bereits „die ersten Urbarmacher der Mark Brandenburg, die fleissigen Cisterzienser Mönche, alljährlich dem Papste in Rom zwei Tönnchen Teltower Rüben sandten“, und so dann mögen hier weitere Angaben A. Beckers folgen. Danach brachten die Bürger von Teltow den Ertrag ihrer Äcker schon in sehr früher Zeit zur Doppelstadt Berlin-Cölln auf den Markt; sie tauschten dafür

Waaren ein, die sie in ihrem eigenen vom grossen Weltverkehr abgelegenen Landstädtchen nicht erstehen konnten. Die Doppelstadt wuchs und weitete sich; Paläste stiegen in ihren Strassen auf, und grosse Weltfragen wurden hier entschieden. Der Bürger von Teltow baut noch immer seine Rüben, getreulich den Weisungen folgend, wie sie seit Jahrhunderten von Geschlecht zu Geschlecht auf seinem bescheidenen Anwesen sich forterben. Wenn der Name seines Städtchens überhaupt auch in entfernteren Gegenden bekannt geworden ist, so hat er das allein dem schmackhaften Gemüse zu danken, das in seiner Ackerfurche gedeiht. Wo aber Teltow liegt, weiss darum doch der tausendste nicht; und am allerwenigsten traut man dem übelbeulemdeten Sandboden der Mark Brandenburg zu, dass er einen so köstlichen Leckerbissen hervorbringen im Stande sei. Wie weit diese Unkenntnis reicht, geht aus folgender Anekdote hervor, die Habs und Rosner in ihrem „Appetitlexikon“ mitteilen. Im Jahre 1806 war Graf Henckel von Donnersmarck in Paris. „Eines Tages (so erzählt er) speiste ich bei dem Justizminister Cambacérès; ich hatte meinen Platz zwischen dem bayerischen Minister Grafen Montgelas und dem berühmten Gastronomen d'Aigrefeuille. Zum Dessert kamen kleine Teller, auf denen 6—8 Rübchen lagen. Auf meine scherzhafte Frage, was das für eine Seltenheit wäre, erhielt ich von d'Aigrefeuille die gravitatische Antwort: „Des navets de Teltow“. Nun konnte ich nicht unterlassen, ihn zu fragen, wo denn Teltow läge; und er — mit einer Miene, die seine Verwunderung über meine Beschränktheit ausdrückte, und aus Mitleid die Hand vorhaltend, damit meine Unwissenheit nicht bemerkt würde — antwortete mit Nachdruck: „En Amérique.“

Das Städtchen Teltow, keineswegs in Amerika, sondern etwa 10 Kilometer von Berlin entfernt gelegen, wird vornehmlich von einigen Händlern aufgesucht, welche den Ertrag der Äcker aufkaufen und überallhin versenden: nach Paris, Wien, London, St. Petersburg u. s. w., ganz besonders aber nach Amerika, wo für die Teltower Rübe verhältnismässig überaus beträchtliche Preise gezahlt werden. Gerade der Sand verleiht diesem Gemüse den überall geschätzten Wohlgeschmack. Obgleich die Rübe auch in angrenzenden Orten mit demselben Erfolge gezogen wird, behauptet der Teltower: nur seine Äcker könnten eine wirklich gute Rübe liefern; der Name bleibt allerdings an Teltow gebunden. Auch in den Gärten Berlins gedeiht die berühmte Rübe, sobald sie den richtigen Sand bekommt. Gerade von Berlin aus betrieb man in früheren Jahrhunderten einen sehr lebhaften Handel nach ausserhalb und auch in beträchtliche Fernen. Auf der Tafel der Hohenzollern hat die kleine Rübe stets die verdiente Würdigung gefunden. Friedrich Wilhelm I. räumte ihr schon deshalb gern diesen Platz ein, weil sie in seinem eigenen Lande gezogen wurde und deshalb wohlfeil war. Auch der alte

Fritz liebte Teltower Rüben; sie mussten aber scharf gewürzt sein und noch allerlei Zuthaten haben. Von anderen hochangesehenen Liebhabern der Teltower Rüben sei Goethe genannt.

Im „Verein für Volkskunde“ sprach vor kurzem Herr Sökeland über die Teltower Rübe und ihre mehr oder minder gelungenen Stellvertreter; ich habe darauf verzichtet, diese Angaben hier zu bringen, in der Meinung, dass Herr Sökeland vielleicht selber einen Bericht liefert.

Elszholtz bespricht sehr ausführlich alle möglichen Gemüse, hält sich aber nicht lange bei den navets (den Steckrüben) auf. Er sagt u. a. nur, sie seien „von unterschiedener Grösse, unter welchen die kleinsten am lieblichen Geschmack den Vorzug haben“. Von den Mohrrüben behauptet er, dass der Samen bei abnehmendem Monde ausgestreut werden müsste. Für die Beiss- oder roten Rüben giebt er ein Rezept an; sie wurden schon damals in unserer gewöhnlichen Weise „eingemacht“; doch brauchte man dazu neben Meerrettig auch Garbe und Wein. Ferner erfahren wir, dass man Cichorien-Wurzeln an Fleisch nahm oder in Zucker einkochte und auch (nebst den Blättern) zu Salat benutzte. Ebenfalls der Rettig ist bei abnehmendem Monde zu säen; „sintemahl der im wachsenden Mond auch den Mangel hat, dass er leicht in Samen gehet. Der Rettig gehöret vor die starcke Magen, der Radiess aber vor die zarten“. Haberwurtz (*Tragopogon porrifolius* L.) muss man in der Fasten mit abnehmendem Monde säen auff gut Land. Wan sie in die Blume steigen, machet man von Latten und Stäbeln ein Gelender ümb das Bett“. Heutzutage dürfte dieses Gemüse, dessen Wurzeln auf verschiedene Art zur Verwendung kamen, nicht nur als altmodisch gelten, sondern wohl ganz unbekannt sein. Gern preist Elszholtz den „süssen Fenchel aus Welschland, welcher den Teutschen Fenchel an Gütigkeit weit übertrifft, also dass sich auch die rohen Stengel mit Anmuht essen lassen. Aber der Süsse verwandelt sich hier zu Lande leicht in den Gemeinen“.

Dies ist ein Schicksal, welches gewissermassen auch dem köstlichen Himmels Geschenk, dem Wein, zuteil wird.

Schon vielmals ward in der „Brandenburgia“ in Vortrag und schriftlicher Mitteilung über den Weinbau der Mark berichtet; aber einige weitere Beiträge können noch nachträpfeln, besonders, da Ihnen — geehrte Anwesende — die vorhin erwähnten Kartoffeln, Rüben u. s. w. ein wenig zu trocken gewesen sein mögen.

Mit Hülfe von K. Neumann-Strela („Nat.-Ztg.“, 21. Nov. 97) kann ich Sie zum Prunksaale des neuen Schlosses führen, das Kurfürst Joachim II. in Cölln an der Spree und Berlin an Stelle der Burg errichten liess. (Ich möchte noch vorausschicken, dass Joachim II., mit dem Beinamen Hector, von 1535—71 regierte und ein ebenso tapferer

wie wohlwollender, aber ungemein prachtliebender Herrscher war. Im Jahre 1569 erhielt er von Polen die Mitbelehnung über Preussen, welches bekanntlich — bis 1525 noch Ordensland — unter dem derzeitigen Hochmeister, Markgraf Albrecht von Brandenburg, ein unter polnischer Hoheit stehendes Herzogtum geworden war. Seit 1486 sind die Hohenzollern heimisch in der Mark, und 39 Jahre später knüpften sich die Bande zwischen Brandenburg und Preussen. Seitdem — es sind also 373 Jahre vergangen — haben wir Brandenburger und Preussen uns meist gut vertragen.) Besagter Prunksaal Joachim II. war märchenhaft ausgestattet. Zwischen den zu Schmausereien bestimmten Tafeln hatte man den Boden mit grünem Rasen belegt, und über eine kunstvolle Brücke musste der mit Weinfässern beladene und von Küfern begleitete Wagen fahren. Die Fässer wurden vor die Schänktische gerollt; und durch Schläuche floss nicht nur ungarischer, fränkischer und rheinischer, sondern auch märkischer Wein in Humpen und Krüge. Bei den Klängen der Musik kamen Mädchen über die Brücke. Sie waren bekränzt und auch im übrigen geschmückt und hatten die Speisen herbeizutragen. (Wenn ich hier über Kulturgeschichtliches aus der Tierwelt berichten wollte, so würde ich eine Weile lang nur Namen aufzuzählen haben; es ward erstaunlich viel aufgetragen. Aber wir wollen uns an den Wein halten und nur nebenbei bemerken, dass ein gebratener Schwan in vollem Federkleid erscheinen musste.) Man sang vom Weine u. a.:

Mein lieber Herr, ich will Euch dessen bringen

Und fröhlich, fröhlich singen;

Frisch auf, Ihr Herr'n, heran und d'ran!

Das Fässchen hat kein'n Panzer an.

Gegen Schluss des üppigen Mahles wurde der „Mischtrank“ gereicht, d. h. für die Männer ein märkischer Wein mit starken Gewürzen, Muskatnuss, Nelken, Ingwer, oft auch mit Bier gemischt, für die Frauen ein Getränk, in welchem Zucker, Honig und Rosenblätter eine bedeutende Rolle spielten. Joachim II. hatte die erlesensten Weine in seinen Kellern und benutzte unpatriotischer Weise das märkische Gewächs nur zum Mischtrank. Der Adel hielt es für seine Pflicht, dem Beispiele des Kurfürsten zu folgen. Doch die Bürger tranken den einheimischen Reben-saft, wie ihn die Kärner in die Städte brachten. In fast jedem märkischen Bürger- und Bauernhause lag neben der Biertonne ein Fässchen Wein. An einer Weinststeuer fehlte es nicht, und wer sich ein Ohm oder Fuder kommen liess, musste eine hohe Abgabe errichten. Selbst ärmere Leute tranken damals ihr Kännchen Wein. Sie holten ihn vom Auszapfer, wie man den Schankwirt nannte, bei dem sich gewöhnlich auch die Innungsstube befand. Dann war neben dem Innungswappen über der Hausthür noch eine Traube gemalt. Die Vornehmen kamen schon am Morgen in die Geschlechterstuben, um märkischen

Wein, mit starken Gewürzen gemischt, zu trinken; aber die Handwerker suchten ihre Zechstuben erst am Abend auf. Dort ward nur ganz junger Wein, einjähriger, sogenannter Firnewein, ohne Mischung geschänkt. Die Begründung des Weinbaues in der Mark verliert sich im Dunkel der Vergangenheit. Man glaubt, dass Albrecht der Bär zuerst Setzreben durch Rheinländer nach Brandenburg kommen liess; sicher ist, dass die Dominikaner schon 1187 Weingelände am Berliner Kreuzberge hatten. (Wer jetzt im Victoria-Park umherwandelt, muss sich am Dufte von Erinnerung und Sage genügen lassen, falls er es nicht vorzieht, zu Borchardt, Haussmann und anderen bewährten Quellen zu wandern.) In jener fernen Zeit wurden auch um Stendal, Rathenow, Oderberg und Guben, sowie noch an vielen anderen Orten Weinberge angelegt.

Bis zum Jahre 1536 pflegten die Gubener Weingärtner alljährlich zu Frühlings- und Herbst-Anfang einen feierlichen Umzug zu halten. Die Geistlichkeit schritt voran; und man sang Lieder auf den Weingott und den Kaiser Rothbart, den Beschützer des Weinbaues. So erzählt Karl Gander in seinen „Niederlausitzer Volkssagen.“

Die Ausfuhr des märkischen Weines stieg zu bedeutender Höhe. Er ward zu einem der wichtigsten Handelsartikel, den man zu Wagen und Schiff nach Preussen, Böhmen, Polen, Russland, Norwegen und sogar nach Frankreich — zu „Weinfälschungen“ versandte. Wie uns Nordhoff belehrt, haben dann rauher gewordenenes Klima, Wandel der Kulturverhältnisse und Eingehen der Klöster gemeinsam an dem Niedergang des märkischen Weinbaues gearbeitet; der dreissigjährige Krieg gab ihm sozusagen den Rest.

Doch nein, ganz ist der märkische Weinbau noch nicht abgethan. Im vorigen Sommer konnte unser verehrter Johannes Trojan, als er eine Winzershochzeit an der Mosel mitmachte, erleben: dass zum Schmücken des Festsaaes grosse, reife Weintrauben verwandt waren, die aus Südde bei Berlin stammten, nämlich von dem Gärtner Kotte, der sie — allerdings im Glashause — zur beschleunigten Reife genötigt hatte. Die prächtigen Trauben waren, mitsamt den abgeschnittenen Reben, an einer durch den Saal gezogenen Schnur befestigt und bildeten einen ungemein hübschen Ausputz, der allgemeines Bewundern fand und allmählig zu einer richtigen Weinprobe herhalten musste.

In Werder bei Potsdam wurde noch vor einigen Jahrzehnten Wein gekeltert; ob derselbe zur Ausfuhr kam, kann ich nicht sagen.

Elszholtz spricht sehr viel vom Weinbau in der Mark Brandenburg; doch wollen wir uns nicht lange bei ihm aufhalten. „Gegen Bartholomäi (sagt er) fangen einige Trauben an zu zeitigen und dem Wein-Herrn wegen gehabter Mühe einen fröhlichen Blick zu geben, sonderlich wofern der Jahrgang gut ist. — Die gesammelten Trauben

werden in Zuber oder Tienen, welche etwas von der Erden erhoben stehen, geschüttet und durch starke Männer mit Füßen wol zertreten.“

Ein sogenanntes Hausbuch vom Jahre 1598*), welches in seiner Vorrede den kurfürstlich brandenburgischen Konsistorialrat und Propst zu Berlin, den Herrn Jacobo Cölern, und dessen Sohn M. Johann Cölern — welche beiden sich durch umfangreiche Schriften einen Namen machten — als Verfasser rühmt, bringt eine sehr eingehende Anweisung für Weinberg-Besitzer. Da heisst es denn: „Wer einen Weinberg bawen will, der muss einen andern in der Daschen haben, das ist, Er mus manche Jahr nach einander gar viel mehr auff seinen Berg oder Garten wagen, denn Grund vnd boden, vnd alles was droben stehet, werth seyn. — Wo es Sandicht ist, da gibet es gerne süsse vnd wolgekochte Wein. — Wenn man den Wein lieset, so gebe man den Lesern vnd Pressern balde früe Mittags vnd Abends, jedoch nach des landes brauch vnd gelegenheit, genug zu Essen vnd zu trinken, denn wenn man etwas daran erkargen oder ersparen wil, so essen sie desto mehr wein vnd trinken Most, so hat mans doppelten schaden. — Wenn etliche den Most so süss behalten wollen, dass er bleiben sol, wie er von der Pressen gelauffen, so thun sie nur bald Kese ins Fass; Etliche geröst Brod. — Ist der Wein trüb vnd nicht sawer, so thue in den Wein für 1 Pfennig Ziegen Milch, vnd mische die wol, so wird er lauter vnd schön. — Weisse Wein oder blanke Wein seynd die schwachste Wein, die man haben kann; drumb seyn sie am aller bequemsten den Leuten die da studieren sollen oder sonst ein schwach gehirn haben. Die rothen steigen einem ehr vnd mehr ins Heupt. Drumb seyn sie denen Leuten nicht gesund die schwache Gehirn haben. (Es scheint, dass ein starkes Gehirn zu jener Zeit als Seltenheit angenommen wurde.) Darnach sol man weiter wissen, dass das Ingenium eines Menschen, der ein stark gehirn hat, mehr gescherfft wird, wenn er einen rechten guten gesunden Wein trincket, als sonsten, wenn er jn nicht trincket. Denn ein solcher Wein gibt gute klare subtile reine Spiritus oder Geister, drumb pflegen die Theologen solche gute Weine zu trincken, wenn sie mit hohen Gedanken vmbgehen, vnd sollen derentwegen solche Leute (die beiden Cölern waren Geistliche) mit rechten guten klaren, wolriechenden gesunden Weinen wol versehen vnd versorget seyn. — In Summa: Unter allen Säfften, die inn der Welt seyn können, ist der Edle Rebensafft der allerköstlichste vnd herrlichste.“

K. Neumann-Strela sagt, in der Mark Brandenburg sei die Weinlese mit einem Tanze unter der Linde beschlossen worden. Begeben wir uns, geehrte Anwesende, da uns nach den Wein-Bildern doch etwas

*) M. Johannis Coleri, Oeconomia und Hausbuch. Ander Theil. Gedruckt zu Leipzig, durch Frantz Schnelboltz. 1598.

heiss geworden sein könnte, in Gedanken auch unter die kühlende, schattige Linde!

Es giebt in der Mark mehrere Linden, die sich einen Namen gemacht haben. Zuerst will ich jene aus dem Grunewald anführen: die bekannte, allerdings entschlafene Jaczo- (oder Jaczko-) Linde, deren Alter freilich nicht festgestellt ist. „Nicht ausgeschlossen kann die Möglichkeit bleiben, das Jaczo seinen Schild an jener Linde aufgehängt, die damals freilich noch ein junger Baum gewesen sein musste. Denn man berechnet das erreichbare Alter der Linde bis auf 800, ja selbst bis auf 900 Jahre.“ (D. Tagesztg. 17. Aug. 97.) Hier muss ich nun zunächst bemerken, dass von anderer Seite behauptet wird, Jaczo von Köpenick habe seinen Schild an eine Eiche gehängt. Das lässt sich jetzt nicht mehr untersuchen. Jaczo, bekanntlich ein Vasall des märkischen Fürsten Pribislaw, leistete heftigen Widerstand, als genannter Fürst sein Land dem Markgrafen Albrecht dem Bären vermachte; er that dagegen Einspruch und eroberte im Jahre 1157 Brandenburg. Albrecht vertrieb ihn aber wieder und nahm ihm seine Lande Barnim und Teltow (mitsamt allen Rübchen), worauf Jaczo nach Pommern ging, woselbst er gestorben ist. Die Sage erzählt, dass er auf der Flucht nach seiner Niederlage an die Havel gekommen sei und dem Christengott gelobt habe, seinen Glauben anzunehmen, wenn er sich glücklich über den Strom rette. Dies gelang ihm; und nun habe er seinen Schild an einen Baum gehängt und sich Albrecht unterworfen. Daher soll der Name Schildhorn im Grunewald stammen. Andere Namenserkklärungen bringt W. Schwartz in seinen „Sagen und alten Geschichten der Mark Brandenburg.“ In diesem hochinteressanten Büchlein finden wir noch weitere berühmte Linden. Zunächst jene, welche als eines der Wahrzeichen Neu-Ruppins gilt. „Neben der Klosterkirche steht nach dem See zu an der Mauer eine alte Linde. Die Einen erzählen, dass in dieselbe einmal die Pest gebannt sei; die Andern sagen, darunter hätten die Mönche bei ihrem Abzuge ihre Schätze vergraben. Schon zweimal ist sie dem Eingehen nahe gewesen, aber immer wieder ausgeschlagen. Wenn sie zum drittenmal ausschlägt, können — wie man glaubt — die Schätze gehoben werden.“ — Die Geschichte der drei Linden auf dem Heiligen Geist-Kirchhofe in Berlin, welche als Orakel verkehrt gepflanzt sein sollen, ist den Mitgliedern der „Brandenburgia“ in so guter Erinnerung, dass ich hier eine weitere Erwähnung unterlassen kann. Nach W. Schwartz wollte man von den mit diesen Bäumen in so bedeutungsvollen Zusammenhang gekommenen Brüdern eine Familie „von der Linden“ ableiten. — Schliesslich führe ich aus genanntem Büchlein die „Bittschriften-Linde“ in Potsdam an. „Friedrich d. Gr. bewohnte die Eckzimmer im Potsdamer Schlosse nach der Teltower Brücke zu, von welchem Platze aus der König die Aussicht auf die Havel und den

Brauhausberg hatte. Von seinem Schreibtische aus konnte er mittelst dreier Spiegel den Lustgarten, die Brücke und die ganze Umgebung des Schlosses übersehen. Unter dem Fenster zunächst der Brücke steht eine alte Linde, welche noch jetzt die Bittschriften-Linde genannt wird, weil an ihr diejenigen ihren Standplatz zu wählen pflegten, welche ein Gesuch in die Hände des Königs zu bringen wünschten. Die halbverwachsenen Narben, die einige Fuss von der Erde ringsum in der Rinde des Baumes zu sehen sind, sollen von dem Pflücken und Zupfen herkommen, womit die Bittsteller in der Unruhe ihres Herzens den Stamm verwundeten. — Heute noch, wenn jemand um die Erfüllung eines Wunsches so recht in Sorge ist, geht er um Mitternacht unter diese Linde und schaut hinauf nach dem Eckfenster; scheint dieses wie durch ein blasses Licht von innen heraus erleuchtet, so ist dies ein sicheres Zeichen, dass der Wunsch in Erfüllung gehen wird.“

Dass der Linde im allgemeinen eine gewisse Heiligkeit beigelegt wurde, wird oft behauptet; noch im Mittelalter hielt man unter einer Linde Gericht.

In seiner ebenso wissenschaftlich, wie liebenswürdig plaudernd geschriebenen Abhandlung „Freiwillige Baum- und Strauch-Vegetation der Provinz Brandenburg“ sagt Carl Bolle: „Wegen früherer fast ausschliesslicher Verwendung dieser Baumart (nämlich der Linde) zur Strassenbepflanzung erscheint in unseren Mauern der Ausdruck „Die Linden“ als so gut wie gleichbedeutend mit Promenadenweg überhaupt, wozu uns allen geläufige, z. T. weithin berufene Lokalbenennungen den besten Kommentar liefern. Schon die Gassenordnung von 1735 empfahl dem Nachwachmeister den Schutz der „publiquen Linden“. Die Mark Brandenburg ist zwar kein Land der Lindenwälder, wie sie der europäische Osten besitzt, aber sie steht im Reichtum an herrlichen Einzelbäumen keinem Nachbargebiete nach. Das alte Berlin hat viele und grosse Linden innerhalb und ausserhalb des Mauerrings besessen, so beim Heiligen Geist-Hospital, zu St. Nicolaus, zu St. Georg und St. Gertraud. Eine der letzteren, dicht vor dem Thore, da, wo jetzt der Spittelmarkt ist, stehend, galt ihrer Grösse halber lange für ein Wahrzeichen der Stadt. Der Chronist Bekmann hat uns eine Anzahl Linden vorgeführt, die bereits vor mehr als 1 $\frac{1}{2}$ Jahrhunderten ehrwürdige Denkmäler alter Zeit waren. Von der stärksten Rönnebecker Linde weiss man, dass sie im Jahre 1703 — damals 200 Jahre alt — vom Winde auf das Kirchendach geworfen und ganz abgebrochen worden war, aber von neuem wieder eine andere (grosse und starke) Linde in die Höhe getrieben hat. Zahllos sind die Örtlichkeiten, welchen die Linde, sei es in deutscher, sei es in der vergessenen slavischen Zunge, den Namen verliehen hat. So enthält die Umgegend Berlins zwei der Seeregion der Havel angehörige Inseln, die Lindwerder heissen; sie hat

zwei Uferstrecken, Liepe genannt, und in etwas weiterer Entfernung den schönen Liepnitzsee. Den Spreewald kennzeichnet sein so wohlbekanntes Dorf Leipe. Viermal wenigstens wiederholt sich innerhalb der Provinz die Benennung Lindenberg, während es ermüdend sein dürfte, andere analoge Lokalbezeichnungen, wie Lindow, Lindstädt, Linderode, Lindenschuch u. s. w. auch nur mit einiger Vollständigkeit anzuführen“.

Wilhelm Waegner macht uns darauf aufmerksam, dass die Linde mit der Göttin der Liebe in Beziehung gestanden haben muss und weist dabei hin auf die häufige Erwähnung in Volksliedern*). Dem wäre zu entgegen, dass gewiss nur der Zufall dahintersteckt; Liebenden ist es doch vollständig gleichgültig, als was der Botaniker den schönen Baum ansehen müsste, der ihnen zu einem „Stelldichein“ Gelegenheit giebt. So sass auch Baumbachs liebreizende Wirtin nur zufällig unter einer Linde, weil eben dieser Baum vor dem Krüge stand, welchem er — nach vorhin angeführtem Muster — seinen Namen gegeben hatte.

Wie ich erwähnte, dass in Potsdam (nach altem Volksglauben) sehnsüchtig Wünschende unter die sogenannte Bittschriften-Linde treten und nach dem Eckfenster schauen, wo Friedrich der Grosse so oft geweltet hatte, so kann ich Sie, geehrte Anwesende, zwanglos „Unter die Linden“ Berlins führen, von wo aus uns doch nur wenige Schritte zu einem anderen berühmten Eckfenster bringen. Auch aus diesem Eckfenster blickte ein Hohenzoller auf die davor Versammelten, ihm Vertrauenden. Und wenn wir hier einen kleinen Ausflug in die Gebiete des Volkstümlichen und Kulturgeschichtlichen märkischer Pflanzenwelt unternahmen, so werden Sie alle es wohl gerechtfertigt finden, wenn ich der Blume gedenke, welche für unabsehbare Zeit mit dem ehrwürdigen Bilde unseres ersten Kaisers verbunden bleiben wird. Die Kornblume steht mir (der Ostpreussin) besonders nahe, denn sie war Kaiser Wilhelm I. so lieb und bedeutungsvoll geworden, seit sie mit nie vergessenen Erinnerungen an die geliebte Mutter d. h. an die Flucht nach Ostpreussen und die ganze traurige Zeit zu Anfang unseres Jahrhunderts in nahe Verbindung trat. Als auf der Fahrt von Memel nach Königsberg der Wagen zerbrach, den die Königin Luise und ihre Söhne benutzten, suchte die anmutige, zärtliche Mutter den kleinen müden und weinerlichen Wilhelm zu erheitern, indem sie ihm die schönen blauen Blumen auf dem Felde zeigte und dann eifrig diese Blumen pflückte, um einen Kranz daraus zu winden, mit welchem sie den Sohn schmückte. Als ich im vorigen Jahre den Park Luisenwahl bei Königsberg besuchte, sind meine Gedanken viel zu der erhabenen Fürstin gewandert, die einst auf diesen Wegen und Plätzen in tiefem Herzeleid dahinschritt. Auch hier hat die

*) Wilhelm Waegner, Unsere Vorzeit. Nordisch-germanische Götter und Helden. (3. Aufl.) II. S. 153.

Kornblume eine Rolle gespielt. Man erzählt sich, dass die Königin einem armen, kleinen Mädchen nicht nur einen grossen Strauss solcher Blumen abgekauft und diesen Strauss dann ihren Söhnen gezeigt habe, sie wehmutsvoll an die im Jahre zuvor erfolgte Fahrt von Memel erinnernd; die Königin hat auch das kleine Mädchen, das Lizzi Belz hiess, liebevoll aufgenommen und dafür gesorgt, dass ihm und seiner Familie nach Möglichkeit geholfen wurde. — Die Kornblume wurde zunächst eine Lieblingsblume des Hohenzollern-Sprossen; aber allmählich ward sie eine Nationalblume der Deutschen. Es ist soeben ein Jahr gewesen, dass Berlin eine wahre Flut von Kornblumen — wenn auch nicht lebendige — in sich aufnahm. S. Z. liess Kaiser Franz Josef bei der Drei Kaiser-Zusammenkunft, dem greisen Verbündeten zu Ehren, ein Regiment mit Kornblumen geschmückt ausrücken. Die Altmärker nennen die schönen blauen Blüten „Hungerblumen“ oder auch nur „Hunger“, und Baldamus schrieb — wie man sagt, mit mitleidigem Spott über unzulängliche Frauenarbeit u. s. w. —: „Was die Blumen im Korn, das seid ihr Frauen im Leben“. Wo es ohne Schaden geschehen kann, reisst der Landmann die Kornblumen mit Stengel und Wurzeln aus; mitunter schimpft er noch dazu. Aber Karl Beck sagt von seinem geliebten Mädchen:

Wie Blumen, die schlicht im Kornfeld blauen,
 Bist, Liebling meiner Seele, Du!
 Man feiert sie nicht mit Schmeichelgrüssen,
 Gleich Rosen und Lilien am stolzen Fest;
 Doch haben am liebsten zu ihren Füssen
 Die Lerchen ihr heiliges Sängernest.

Geehrte Anwesende! Die Lerchen bringen demnächst ihre Nester in Ordnung, und Sie alle können die Pflanzenwelt nun bald persönlich besser würdigen, als es in Wort und Schrift geschehen kann. Der Tiergarten arbeitet Tag und Nacht im Renaissance-Geschmack, und der Botanische Garten freut sich wie ein Philosoph der Gegenwart. In den Vorgärten wickelt man die an peruanische Mumien erinnernden Magnolien-Ballen aus, und die Restaurateure geben Auftrag, den Garten hinauszubringen! d. h. die furchtbar elend und ruppig aussehenden Oleanderbäume in ihren giftgrünen Kübeln. Weiss Gott, was für Oleanderbäume Elsholtz hier in Berlin gesehen hat! Er führt zwar ausdrücklich an, dass etwa in Creta die Oleander so stark werden, dass man sie zu Balken verwenden kann; aber er setzt hinzu: bei uns wird der Stamm „armsdick“.

Ich danke Ihnen, dass Sie sich so geduldig meiner Führung zwischen einigen Angehörigen der märkischen Pflanzenwelt überliessen; sicherlich wird hierzu von einem und dem andern noch manch' interessanter Nachtrag geliefert werden. Im übrigen möge Ihnen allen zunächst ein köstlicher Frühling vergönnt sein!

Kleine Mitteilungen.

Frühere Zubereitung des Flachses in der Mark Brandenburg.
 (Aus den Sammelkästen des Märkischen Museums.) Der Flachsbaum, die Flachsbereitung, das Flachsspinnen und Flachsweben im Kleinbetriebe geht derartig in unserer Heimat zurück, dass Nachrichten darüber, wie alles dies bei uns früher gehandhabt wurde, bereits einen kulturgeschichtlichen Wert besitzen. Unter so bewandten Umständen sind die nachfolgenden Berichte des Herrn Eigentümer Robert Bartusch in Uetzdorf bei Bernau für seine Gegend, und des Herrn Lehrer Otto Monke für Lietzow bei Nauen, also für die Kreise Nieder-Barnim und West-Havelland, nicht ohne heimatkundliches Interesse.

I.

X = *Barnim* < Lk >, s.
Schlump, Barnim 373

Herr Bartusch erzählt:

Der Flachs wurde bei uns in nachfolgender Weise behandelt: Der Flachs (Flass, Lein) erfordert ziemlich guten Gartenboden, gut gedüngt (gemest), dann tief gegraben (dieb jejrät), dann gesät (gesüät) und festgetreten (jeträden) und wenn der Samen aufgegangen, so wird er, wenn er vielleicht halbe Fingerlänge hat, gegätet (jewiät), also vom Unkraut gereinigt. Sobald der Flachs dann geblüht (jebłöt) hat und er anfängt gelb zu werden, der Samen also reif ist, wird der Flachs ausgezogen und wird „gerept“, und zwar in der Art, dass eine eiserne Gabel oder ein Speer, wie man es nennen will, in der Mitte einer Bohle von 2 Meter Länge aufrecht, mit den Spitzen nach oben, festgenagelt wird; dann setzen sich 2 Personen auf jedes Ende der Bohle so, dass sie die Repe in der Mitte haben und ziehen auf diese Weise die Bollen d. h. die Samenkapseln von dem Flachs ab. Der Samen wird dann auf dem Hausboden (Husböäne) oder Kornboden dünn ausgebreitet zum Trocknen, hierauf gedroschen (jedrösch) und reingemacht (rene jemoakt). Der Flachs selbst wird dagegen nach dem Felde auf unbestellten Acker sogen. Brachfeld (Broake) gebracht, glatt, dünn und reihenweise auseinandergelegt (jespreit), dann in Sonne und Regen 5—6 Wochen liegen gelassen, je nachdem sich die Faser, also der eigentliche Flachs, vom Mark abschält, dann aufgenommen, gleich händeweis eingebunden, natürlich bei trockenem Wetter; dann kommt der Flachs in den Backofen (Backoan) vielleicht 5—7 Stunden, damit er ganz trocken werde. Darauf wird er gebrochen (jebroaken), wozu ein Gestell, aus hartem Holz angefertigt, gebraucht wird. Der nun gewonnene Flachs wird dann geschwingelt; das geschieht auf einem Holzständer (Schwingelbuck) in Brusthöhe, wo der Flachs gegengehalten und mit einer Schwingel, welche ungefähr $\frac{1}{2}$ Meter lang, 10 cm breit und ganz dünn mit scharfen Kanten ist, so lange geschlagen wird, bis der Rest vom Mark, der sich noch daran befindet, heraus ist. Dieser Abgang, die sogenannte „Schwingel-Hede“, wird zu starkem Garn gesponnen und gewebt, zu Säcken u. dgl. verwandt. Hierauf kommt der Flachs zum Hecheln (Hääkeln), er wird so lange durch die Hechel gezogen, bis er ganz klar ist und dann zu dem feinsten Garn gesponnen und verarbeitet. Der Abgang beim Hecheln wird mit dem sogenannten Schüttelstock sauber ausgeschüttelt, dann ge-

spinnen, gewebt und zu Laken, auch wohl zu Hemden für die Bauersleute verbraucht.

Die eingeklammerten Wörter bedeuten die hier üblichen plattdeutschen Ausdrücke.

II.

Herr O. Monke bemerkt zu den Angaben des Herrn Bartusch:

Die Flachsbereitung wurde auch in meiner Heimat (Lietzow bei Nauen ^{Li} Kreis Westhavelland) in der Weise betrieben, wie sie Bartusch schildert. Jetzt wird bei uns kein Flachs mehr gewonnen. Sicher aber gab es auch noch im Jahre 1869 dort Flachsbau. Denn in diesem Jahre habe ich selber Leinsamen zum Ölmüller in Berge bei Nauen getragen und hier das Ausmahlen des Samens gesehen.

Das Mahlen geschah auf einem gemauerten tellerförmigen Becken, auf dem eine im Mittelpunkt befestigte Walze (ähnlich einer Chaussee-Walze) rotierte, sie wurde durch Pferdekraft bewegt.

Vor dem „Schwingeln“ fand bei uns das sogenannte „Beuteln“ statt. Die gebrakten Flachsfasern wurden dabei auf einen langen Balken von quadratischem oder rechtwinkligem Querschnitt gelegt und mit einer kurzen Holzkeule, dem Bentel, längere Zeit geklopft. Dies geschah häufig am Abend, nach dem Abendbrot, besonders im Mondschein. Das Beuteln war an stillen Abenden weithin hörbar. Für mich lag immer etwas Poesie in diesem Brauch. Aber die Dorfpoesie hat auch hierin „Vergang genommen“ wie ihre städtische Schwester, deren letzte Unterschlüpfe, die „poetischen Winkel“, immer mehr zusammenschrumpfen. Die holzigten Abfälle beim Beuteln nannten wir „Schewen“ (von schaben?). Sie wurde benutzt

1) zum Schutz leicht gebauter Ställe (Schweinställe, Ziegenställe) gegen die Winterkälte;

2) zur Aufbesserung der tiefausgefahrenen Luchwege in der Nachbarschaft.

Die gereinigten Flachsfasern wurden zu kleinen Zöpfen zusammengebunden, die wir „Flachsknoppen“ nannten.

In meiner Heimat war ausser der von Herrn Bartusch beschriebenen Luftröste auch noch die Wasserröste üblich. Der Flachs wurde dabei zu dicken Bündeln gebunden, die stärker als Korngarben waren. Wir Jungen benutzten die Bündel beim Baden, wie man heut Schwimmbblasen (Schweinsblasen) verwendet. Sie waren unsere Wasserperle, natürlich wenn es niemand sah.

Zum Trocknen wurde der Flachs in kleinen Bündeln (schiefstehend) aufgestellt.

Bücherschau.

Synopsis der Mitteleuropäischen Flora (Fortsetzung) von Professor Paul Ascherson, besprochen von Carl Bolle. Die Zeit, in der wir leben, hat wenig Sinn mehr für Autoritätsglauben. Wie für andre Gebiete gilt dies auch für die Botanik. Hier hat jener in dem Maasse Abbruch erlitten, in dem die wissenschaftliche Wertschätzung konkreter Pflanzenkenntnis sich verringerte und die offiziellen Vertreter nicht mehr für Kräuterkundige gelten.

wollten. Die letzten glänzenden Vertreter früherer Richtung, ein Alexander Braun, ein Alfons Decandolle, ein Parlatore, ein Boissier, sind mit dem Leben zugleich persönlicher Wissbegier entrückt worden. Fügt es sich nun nicht glücklich, dass in Professor Paul Ascherson für Deutschland und für Europa eine Kraft fortlebt, die, an die Traditionen einer ansprecheren Vergangenheit anknüpfend, auf einem ebenso interessanten wie an Schwierigkeiten reichen Felde Belehrung spenden will und kann? Noch erfreulicher mutet es an, dass der Genannte, den Berlin mit Stolz seinen Sohn und den Mitbürger seiner Bewohner nennt, gegenwärtig die inhaltschwere Summe vieljähriger in mehr als einem Weltteil gesammelter Erfahrungen zu einem Werke zusammenfasst, dessen Beginn in diesen Blättern von uns angekündigt worden ist. Über gedeihlichen Fortgang des Unternehmens weiter zu berichten, liegt uns heut als eine freudig zu erfüllende Pflicht ob.

Aus einem Synoptiker sind unterdes zwei geworden. In Erwägung des unendlich vor ihm angehäuften Materials hat sich dem Floristen des Kernes von Europa eine jüngere Kraft zugesellt, die unter seinem allereigensten Einfluss erwachsen und herangebildet, wesentlich die Sache zu fördern verspricht. Bei Linné und bei den Decandolles vererbte sich das botanische Studium in der Familie; hier findet es Fortgang und hilfreiche Ergänzung in einer Art wissenschaftlicher Adoption. Eine solche ist es, die in Herrn Dr. Paul Graebner dem älteren bewährten Forscher eine der Ebenbürtigkeit zustrebende frischere Persönlichkeit als Mitarbeiter zur Seite gesetzt hat.

Dank dieser Beihilfe ist die Mitteleuropäische Flora jetzt nicht nur bis zum Schluss des ersten Bandes vorgeschritten, sondern hat als Beginn des zweiten auch schon die umfangreiche Familie der Gramineen in Angriff genommen. In dem uns vorliegenden Text nehmen die von der Zeitrichtung bevorzugten Coniferen die hervorragende Stelle ein. Selbst ihrem Studium nicht ganz fremd, sprechen wir mit Bestimmtheit aus, dass uns hier eine Sachkenntnis und eine Gediegenheit der Behandlung begegnet, die an der Hand modernster Forschung sowohl den Kenner befriedigen muss, als sie auch dem Laien, der sich in Wald oder Garten orientieren will, vollste Anerkennung abnötigen wird.

Ausserordentlich bereichert, reiht sich den Nadelhölzern die weitverbreitete Gruppe der Potamogetonen, umringt von anderen Wassergewächsen, wie *Alisma*, *Sagittaria*, *Hydrocharis*, *Elodea* etc. an. Um wie zahlreicher und anschaulicher stellen sich nicht diese dem feuchten Element angehörigen Vegetationen dar, als sie beispielsweise von jenem Fahrzeug aus erschienen, auf welchem vor mehr als einem halben Jahrhundert unser Chamisso den Tegeler See oder die märkischen Altwasser der Oder, sie sammelnd und sichtigend, durchfurchte:

Ces longues herbes, chevelure éparsse du gouffre.

Und doch war der Verfasser des Schlemihl schon ein scharfer und trefflicher Beobachter gewesen; aber auf die Schultern wie Vieler konnte Ascherson seitdem steigen, um jene Höhe der Naturanschauung zu erreichen, von der herab er jetzt zu uns spricht.

Noch liegt vor ihm ein weiter Weg durch das Gebiet grade der schönstblühendsten Monokotyledonen. Noch warten auf seine Bearbeitung

Orchideen, Aroideen, Irideen, Amaryllideen, Floras Lieblingskinder. Durch das glänzende Chaos neuester Systematik und modernster Nomenklatur hindurch verspricht er, seinen Lesern den sicher leitenden Ariadnefaden in die Hand zu geben.

Es sei wiederholt, was wir schon einmal aussprachen. Der Wissensdurst, auf das Pflanzenreich hin gerichtet, ist an der Scheide des Jahrhunderts ein brennender. Er ist von gleicher Stärke geblieben, wie er sich wenigstens anderthalb hundert Jahre rückwärts verfolgen lässt; allein die Mittel zu seiner Befriedigung haben kaum in gleichem Grade mit seiner Intensität Schritt gehalten. Man versuche zu sehen, ob bei Ascherson Remedur zu finden sei.

Nicht auf gelehrte Kreise allein beschränkt sich die Anteilnahme an der Pflanzenwelt. In den Schulen lehrt man über sie, erleichterte Bewegung des Menschengeschlechts im Freien, die Reiselust der Gegenwart, ja vielleicht selbst die schwindende Häufigkeit der wilden Gaben Floras wirken für eine günstige Stimmung. Das bürgerliche Leben, der Gartenkultur holder als sonst geworden, die schöne Litteratur, die Tagespresse reden in gleichem Sinne. Man braucht nicht zu J. J. Rousseau und Ewald von Kleist zurückzugreifen, um das zu verspüren, was unsere Nachbarn *le sentiment du vert* genannt haben. Von G. Sand und Kingsley bis Jensen und bis zur Schubin begegnen wir dem Geruch heimischer Ackerkrume und dem Blumenduft vaterländischer Kelche, der da doppelt empfunden wird, wo dem Naturgenuss exaktere Kenntnis, auch der Namen unserer Lieblinge, sich zugesellen darf.

Gesteht nicht Schopenhauer selbst, gelegentlich botanisirt zu haben? Hat nicht General Görgey unter dem Kanonendonner der Wälle Ofens wilde Blumen gesammelt? Wer in Feld und Garten die Pflanzen mit Namen zu nennen weiss, der ist immer noch ein gesuchter Mann. Besonders haben unsere Damen noch heut etwas von jener verführerischen Neugier, die Rahel bedauern liess, dass der geniale Alexander von der Marwitz der letzte ihrer Bekanntschaft gewesen sei, der von solchen Dingen etwas verstanden habe.

Obiges mag dem Gedächtnis zurückgerufen werden in der Absicht, einem weiteren Leserkreise als dem scientificen, Aschersons neueste Publikation zu empfehlen. Wenn sie einerseits den strengsten Anforderungen einer fast pedantisch gewordenen Fachwissenschaftlichkeit volles Genüge leistet, so beut sie nicht minder dem botanophilen Liebhaber dankenswerte und selbst schwächerem Verständnis zugängliche Hülfe, allerdings nicht in der Form leichter Lektüre, wohl aber als ernste Einführerin in die Mysterien der vaterländischen Flora dar.

X **Gustav Weisker. Slavische Sprachreste, insbesondere Ortsnamen, aus dem Havellande und den angrenzenden Gebieten. II. Teil.** Progr. des Real-Progymnasiums zu Rathenow 1896. Als Fortsetzung seiner 1890 veröffentlichten Abhandlung giebt W. Deutungen slavischer Formen unter folgenden Überschriften: Benennungen nach Tieren, Fischfang, Bienenzucht, Siedlungsverhältnisse, Menschliche Beziehungen, Beziehungen zu höheren Wesen, Farben, Sonstige Eigenschaften.

Wie aus dem Titel hervorgeht, versucht der Verfasser nicht blos Ortsnamen einer Deutung zu unterwerfen, sondern er trägt aus allen möglichen

Gebieten ursprünglich Slavisches herbei und macht die Nachklänge der entschwundenen Slavenzeit, die noch im Havellande fortklingen, den Mitmenschen verständlich. Was besonders schätzenswert an der Arbeit ist, ist dass die Namenformen in der ältesten urkundlichen Gestalt mit Angabe der Jahreszahl verzeichnet sind. In seinem Versuche, die alten ON. ethnographisch oder topographisch zu erklären, mag der Verfasser manchmal zu weit gehen, da die meisten derselben von Personennamen abgeleitet sind. Auf S. 9 seiner Schrift rechtfertigt W. sein Verfahren, wenn er sagt:

„Einzelne Gelehrte meinen nämlich, dass jeder slavische O. seinen N. von seinem Gründer habe, dass also z. B. Potsdam (pots dupimi) der O. eines Herrn Potsdup und Bukow der O. eines Herrn Buke sei; wäre diese Ansicht richtig, so wäre der Zweck dieser Abhandlung verfehlt, denn es liegt ihr fern, N. gleichgültiger Persönlichkeiten, die kein Lied, kein Heldenbuch meldet, zusammenzustellen.“

Wir werden deshalb dem Verfasser, der bestrebt ist, die slavischen unverständlichen Worte den Bewohnern seines Havelgaues aufzuklären, unsere Anerkennung nicht versagen, wenn wir ihm auch nicht immer zustimmen können; denn jedermann, der sich mit sprachlichen Deutungsversuchen beschäftigt, weiss, wie leicht hierbei Irrtümer mit unterlaufen.

In dem Gebotenen findet sich ausser den Orts- und den Familiennamen eine reiche Auswahl von interessanten landläufigen Ausdrücken, die aus dem Slavischen entlehnt sind, aber in bedeutend jüngerer Zeit. Einzelne sind in ganz Deutschland gebräuchlich, andere nur im ostelbischen Lande. Während für Grenze, Kummet, Pallasch die Entstehungszeit nicht feststeht, rühren Gurke und Peitsche z. B. aus dem 14. Jahrhundert, Dolch, Hallunke, Kux, Plinze aus dem 16., Juchten, Karbatsche, pomadig aus dem 17., Droschke, Knute, Tornister und die oft gehörte Interjection dalli-vorwärts! erst aus dem 18. Jahrhundert.

Knecht Ruprecht und seine Genossen. Von Franz Weineck. Abdruck aus den Niederlausitzer Mitteilungen. Guben. Druck von Albert König. 1898. 56 Seiten. Preis 75 Pf.

Der Herr Verfasser giebt in gedrängter Kürze, aber in sehr klarer und bis zum Schluss fesselnder Darstellung seine Untersuchungen über die sogenannten Weihnachtsmänner. Er darf bei der lebhaften Teilnahme, die diese Erscheinungen bei der gesamten Kinderwelt stets erregten, auch nun für seine wissenschaftliche Betrachtung derselben eine warme Teilnahme bei allen gebildeten Lesern erwarten. Doch verbietet sich bei der grossen Fülle der beigebrachten Belege und dem reichen Inhalt hier auf Einzelheiten einzugehen; wir können nur auf die Schrift selbst mit ihrem anregenden und belehrenden Inhalt verweisen. Das Ergebnis seiner Untersuchungen fasst (S. 55, 56) der Herr Verfasser in folgendem zusammen: „Sind meine Ausführungen zutreffend, so erschienen in den weihnachtlichen Gestalten, wie sie sich seit Urzeiten trotz der kirchlichen Gegenwirkung im Volke erhalten haben, noch immer in dieser heiligen Zeit die drei höchsten und meist verehrten Gottheiten unserer Urväter mit den ihnen zugehörigen Tieren, nämlich

im Ruprecht oder Pelzmärtel, Märte, Bartel, Grampus, Klaubauf, Putenmandl, Schmutzi, Hans Trapp, Rüpely, Schandeklôs, Sunnerklaus u. dem Erbsbär

Donar mit dem Bock (als Klapperbock, Schnabbuk, Ziege, Habersack, Habergeiss);

in dem (weiblichen) heiligen Christ, dem Christkinde, Engel, der Frau Holle, Percht, Perret, Berchta, Berchte, Berchtel, Budelfrau und Pudelmutter Frigg (Frija, Hulda, Perachta) mit dem Storch;

im Schimmelreiter, dem männlichen heiligen Christ, Niklaus, Niklas, Niklo, Niklosa, Niklobes, Nekels, Klôs, Klaôs, Klaus, Kläs, Bullerkläs, Ruklas, Aschenklas, Nêtklas, sehr selten auch im Märten.

Wodan mit dem weissen Ross⁴. —

Für weitere Kreise bemerken wir hierzu, dass der heilige Christ in männlicher und weiblicher Erscheinung auftritt. Es wird den heimatlich fühlenden Leser sehr angenehm berühren, dass der grossen drei Gottheiten der Deutschen stets in achtungsvollen Ausdrücken gedacht wird. Man findet nicht selten in Schriftwerken ihr Andenken herabgewürdigt. Aber ein Glaube von Millionen, der vermocht hat, durch ungezählte Jahrhunderte hindurch Unglückliche und Bedrängte zu trösten, die Seelen aus der irdischen Vergänglichkeit zur lichten Unsterblichkeit zu erheben und das ganze Volk zu allen Tugenden seiner Zeit zu begeistern, sollte immer vor einer solchen Herabsetzung bewahrt bleiben. „Den Pfad, wo die Götter und Helden der Väter gewandelt sind, betritt mit Andacht im Herzen, mit Ehrfurcht, du deutsches Kind!“ (Gustav Schalk.) Dass noch nicht alle der nebenher gehenden Beziehungen mit voller Bestimmtheit endgültig festgelegt sind, die ja oft wie verschlungene Fäden durcheinanderlaufen, hebt der Herr Verfasser selbst hervor. Es wären ihm deshalb weitere Ergänzungen und entsprechende Mitteilungen (nach Lübben) sehr erwünscht. Denn Herr Weineck hat die Absicht, dieselbe Untersuchung später in erweiterter Umarbeitung herauszugeben. Diesem späteren Werke möchten wir schon jetzt einige Wünsche mit auf den Weg geben. Wenn nämlich die vorliegende Schrift nicht mit Quellenangaben beladen wurde, so erscheint dies durchaus zweckmässig. Bei der in Aussicht stehenden würden sich allerdings, unter veränderten Umständen, dieselben sehr empfehlen. Einmal werden die eigenen Verdienste und Ergebnisse des Herrn Verfassers klarer hervortreten, dann aber dem Leser etwaige weitere eigene Untersuchungen sehr erleichtert werden. Ferner wäre recht erwünscht, wo immer angängig, bildliche Darstellungen zu geben. Eine sehr mittelmässige Zeichnung wirkt immer noch anschaulicher als die beste Beschreibung. Zudem finden sich vielleicht „Liebhaber“, die auf die Dörfer radeln und hier und da „photographisch“ Weihnachtsmänner aufnehmen. Namentlich dürfte die bildliche Wiedergabe der Schlüsselmarje verdienstvoll sein, die in dem alten Schlosse Takau bei Teuchern (S. 36) mit dem Schlüsselbunde abgemalt ist. Als eine dankenswerte Zugabe würden wir schliesslich eine Karte betrachten, auf der die Weihnachtsmänner in ihrer landschaftlichen Verteilung durch Deutschland hin zur Anschauung kämen.

Inzwischen begleiten unsere besten Wünsche die vorliegende Schrift. Mögen die Mühen des Herrn Verfassers in vielseitiger Teilnahme den wohlverdienten Lohn finden.

W. v. Schulenburg.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

I. (I. ausserord.) Versammlung des VII. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 13. April 1898, mittags 12 Uhr.

Besichtigung des kaiserlichen Postmuseums.

Am 13. d. M. mittags 12 Uhr wurde das neueingerichtete, in dem Eckhause der Leipziger- und Mauerstrasse in weiten und schönen Räumen untergebrachte Reichs-Postmuseum besichtigt. Die Ausstellungssäle sind in der Weise gruppiert, dass sie, auf mehrere Stockwerke verteilt, rings um einen mit Glas bedeckten Lichthof laufen. Im Vestibül zu diesem Lichthof versammelte sich die Gesellschaft, um zunächst einer Ansprache des Vorsitzenden, Herrn Geheimrats Friedel, zu lauschen, in der er sich über das Wesen und die Bedeutung der postalischen Verkehrsverhältnisse im allgemeinen aussprach. Dann begann der Rundgang der von Beamten des Museums geführten Versammlung. Man kennt die gewaltige Reichhaltigkeit des hier Ausgestellten. Die Fülle der Gegenstände erstreckt sich von dem grauesten Altertum der Aegypter und Assyrer bis in die unmittelbarste Gegenwart. Wie in Bezug auf die Zeit, so herrscht auch in Betreff der Länder und Völker kein Unterschied. Auch sieht man nicht bloss die im Verkehrswesen selbst verwendeten oder es illustrierenden Objekte, sondern auch, besonders für die ältesten Zeiten, seine Voraussetzungen werden uns vor Augen geführt. So sahen wir Schriftproben und Schreibgeräte der Aegypter und Assyrer, der Griechen und Römer sowie der nordisch-germanischen Völker des Altertums, erhielten einen Einblick in den Wagenbau und die Bespannung, die Ausrüstung der Zug- und Lasttiere jener Zeiten. Auch von den damals im Gebrauch gewesenen Schiffen erhielten wir eine Vorstellung, ebenso wie wir uns dank den ausgestellten Objekten von den Strassen-Anlagen dieser verflossenen Epochen ein Bild machen konnten. In derselben Weise, aber natürlich auf Grund weit zahlreicherer Ausstellungsgegenstände wurden wir mit dem Verkehrswesen des Mittelalters bekannt, bis wir zu den Anfängen eines geregelten Postwesens im 16. Jahrhundert gelangten. Wie sich aus jenen primitiven Einrichtungen das heutige komplizierte System entwickelte, wird einem mittels der ausgestellten, das Postwesen von damals bis heute illustrierenden,

Gegenstände aufs lebendigste anschaulich. Auch hier nahmen wir zunächst die Transportmittel in ihrer Entwicklung wahr, dann aber alle die andereu im Postbetriebe üblich gewesenen oder gewordenen Objekte wie: Briefe und Briefumschläge, Zeitungen, Posthäuser, Posthaus-schilder u. s. w. Mit Staunen wurde die an kostbaren Raritäten reiche Wertzeichensammlung betrachtet. Interessant war es, die Dienstkleidung der Postboten von den Anfängen ihrer Existenz bis heute zu verfolgen. Auch die Sammlung von Bildnissen um die Post verdienter Männer fesselte die Aufmerksamkeit. Umfassend war der Überblick, den wir über die Verkehrseinrichtungen im 19. Jahrhundert gewannen, sowohl über die unseres Vaterlandes wie über die — man kann ruhig so sagen — der übrigen Welt. Alles, was und wie es dem Zwecke des Verkehrs dient, lernt man hier kennen, sei es, dass die Gegenstände selbst, sei es, dass Abbildungen oder Modelle von ihnen sich dem Auge darbieten.

Post und Telegraphie sind für uns kaum trennbare Begriffe. Nachdem wir die auf die Post bezüglichen Gegenstände in Augenschein genommen hatten, wandten wir uns den Telegraphen-Apparaten und Kabeleinrichtungen zu. Hier bot sich uns ein anregender Rück- und Vorblick indem wir von dem nach heutigen Begriffen ungelenten Institut der optischen Telegraphie ab alle Stadien der auf diesem Gebiete so reichhaltigen Erfindungen dieses Jahrhunderts bis zum Telegraphieren der Zukunft, dem ohne Draht, schauen durften. Daran schloss sich die Betrachtung der dem Fernsprechwesen dienenden Apparate, die, in historischer Folge geordnet, nicht minder ein Bild der heutigen ungestüm vorwärtsschreitenden Technik boten. Ein Modell der Rohrpost-Einrichtungen machte uns mit dem Betriebe dieses unterirdischen lautlosen Verkehrsmittels bekannt, dasjenige eines Hausbriefaufzuges, der bestimmt ist, den in einer Stadt mit hohen Häusern so anstrengenden Dienst der Briefträger erheblich zu erleichtern, liess in uns den hoffentlich nicht frommen Wunsch baldiger Einführung rege werden.

Zum Schluss wurden uns andere moderne Errungenschaften der Technik, die mit dem Postwesen nur in loser Verbindung stehen, aber als interessante und aktuelle Dinge besonderer Aufmerksamkeit und des Beifalles sicher sind, vorgeführt: der Kinematograph mit seinen drastischen Darstellungen übte nicht geringeren Reiz als das, was wir von der Wirksamkeit der Röntgenstrahlen zu sehen bekamen, während die zu allerletzt ertönenden Klänge des Phonographen mit ihrem zumeist heiteren Inhalt die Versammlung in bester Stimmung entliessen.

2. (I. ordentl.) Versammlung des VII. Vereinsjahres.

Sonnabend, den 30. April 1898, abends 7¹/₂ Uhr

im Brandenburgischen Ständehause, Matthäikirchstr. 20/21.

Vorsitzender: Herr Geh. Regierungsrat E. Friedel.

Kassenstatus

der Gesellschaft für Heimatkunde der Provinz Brandenburg in Berlin.

Einnahmen.

1897/98.

31. März.	Titel I. Bestand.		
	Baarbestand am 1. April 1897	2069,11	Mk.
" "	Titel II. Mitgliederbeiträge		
	pro I. Semester 175 à 6 Mk.	1050,—	Mk.
	pro II. Semester 173 à 6 Mk.	1038,—	Mk.
		<u>2088,—</u>	Mk.
" "	Titel III. Aussergewöhnliche		
	a) Zuschuss der Brandb.-Landes-Kasse	500,—	Mk.
	b) Zuschuss des Magistrats	500,—	Mk.
	c) Verkauf von Heften	—,—	Mk.
	d) Übersch. d. Wandervers. z. Havelberg	5,50	Mk.
		<u>1005,50</u>	Mk.
" "	Titel IV. Reservefonds.		
	Kapitalzinsen	52,50	Mk.
		<u>5215,11</u>	Mk.
	Summe der Einnahmen	5215,11	Mk.
	Kapitalvermögen		
	Berliner 3 ¹ / ₂ % Stadt-Anleihe	2000	Mk.

Berlin, den 25. April 1898.

Revidiert und mit den Büchern übereinstimmend befunden:

F. Körner. Prof. Galland.

Ausgaben.

1897/98.

31. März.	Titel I. Lokal.		
	Vacat	—,—	Mk.
" "	Titel II. Drucksachen.		
	a) Monatshefte und Archiv	2799,75	Mk.
	b) Zeichnungen etc.	305,55	Mk.
		<u>3105,30</u>	Mk.
" "	Titel III. Porto und Depeschen.		
	Porti etc.	61,10	Mk.
" "	Titel IV. Bureau- und Schreibmaterialien.		
	Couverts, Karten etc.	26,50	Mk.

31. März.	Titel V. Remuneration f. gel. Arbeiten.	
	Abschriften, Ausfertigung der Karten etc.	215,35 Mk.
" "	Titel VI. Bibliothek.	
	Vacat	—,— Mk.
" "	Titel VII. Aussergewöhnliche.	
	Wanderversammlungen, Stiftungsfest etc.	120,40 Mk.
" "	Titel VIII. Sonstige Ausgaben.	
	Vacat	—,— Mk.
" "	Titel IX. Reservefonds.	
	Berliner 3 1/2% Stadt-Anleihe 1000,— Mk.	1018,20 Mk.
	Summe der Ausgaben	4546,85 Mk.
	Summe der Einnahmen	5215,11 Mk.
	Summe der Ausgaben	4546,85 Mk.
	Bestand pro 1898/99	668,26 Mk

Berlin, den 25. April 1898.

Wilhelm Ritter, Schatzmeister.

Haushalt - Etat**der Gesellschaft für Heimatkunde der Provinz Brandenburg zu Berlin.**

1898/99.	Einnahmen.	
1. April.	Titel I. Bestand.	
	Baarbestand	668,26 Mk.
" "	Titel II. Mitgliederbeiträge	
	pro 1898/99 200 Mitglieder à 12 Mk.	2400,— Mk
" "	Titel III. Aussergewöhnliche.	
	a) Zuschuss des Magistrats	500,— Mk.
	b) Zuschuss der Brandb.-Landes-Kasse	500,— Mk.
	c) Überschüsse von Wandervers. etc.	11,74 Mk.
		1011,74 Mk.
" "	Titel IV. Reservefonds.	
	Kapitalzinsen	70,— Mk.
	Summe der Einnahmen	4150,— Mk

1898/99.	Ausgaben.	
1. April.	Titel I. Lokal.	
	Vacat	—,— Mk.
" "	Titel II. Drucksachen.	
	a) Monatshefte und Archiv	2500,— Mk.
	b) Zeichnungen etc.	300,— Mk.
		2800,— Mk.
" "	Titel III. Porto und Depeschen.	
	Porti etc.	70,— Mk.
" "	Titel IV. Bureau-Materialien.	
	Couvert, Papier, Karten etc.	50,— Mk.

1. April.	Titel V. Remuneration f. gel. Arbeiten.	
	Abschriften, Entschädigungen etc.	170,— Mk.
„ „	Titel VI. Bibliothek.	
	Buchbinder etc.	50,— Mk.
„ „	Titel VII. Aussergewöhnliche.	
	Wanderversammlungen etc.	120,— Mk.
„ „	Titel VIII. Reservefonds.	
	a) Kapitalsanlage	—,— Mk.
	b) Baarbestand	890,— Mk.
		890,— Mk.
	Summe der Ausgaben	4150,— Mk.

2. Die Entlastung der Rechnung des Schatzmeisters für das verflossene Geschäftsjahr 1897/98 ist vom Ausschuss erteilt worden. Die Versammlung tritt der Entlastung bei.

3. Die Neuwahl des Ausschusses für die Geschäftsjahre 1898 bis 1900 ergibt, nachdem die Versammlung mit Bedauern Kenntnis genommen, dass das Ausschussmitglied Herr Major von Maltitz wegen vorgerückten Alters von seiner Wiederwahl Abstand zu nehmen bittet, die früheren Mitglieder, also die Herren Geh. Baurat Bluth, Obmann Prof. Dr. Galland, Obmann-Stellvertreter; Dr. Gustav Albrecht; Kustos Buchholz; Oberlehrer W. Hartwig; Grubenbesitzer Franz Körner; Prof. Dr. Arthur Krause; Landesbaurat Langen; Oberlehrer Dr. Matzdorff; Direktor Dr. Müllenhoff; Direktor Dr. Otto Reinhardt und Hofjuwelier Paul Telge.

4. Zur Vorlage gelangen folgende eingesendete Schriften:

a) Hermann Pieper: Der märkische Chronist Zacharias Garcaeus (Gartz). II. Theil. (Wiss. Beil. zum Jahresbericht der II. Städt. Realschule zu Berlin. Ostern 1898). Der I. Teil dieser sorgfältigen kritischen Arbeit ist in der „Brandenburgia“ V, 48 u. 49 besprochen. Der vorliegende Schluss enthält Nachträgliches zu Garcaeus' Leben, seine litterarische Thätigkeit als Historiker und eine Aufzählung und Würdigung seiner historischen Schriften.

b) Unser Vorstandsmitglied Herr Schulrat Dr. Carl Euler machte uns beim Besuch des Jahnschen Turnplatzes am 9. Oktober 1897 („Brandenburgia“ VI, 257 flg.) auf das an dem hinteren Anberge links für den Professor Dr. phil. August Ferdinand Voigt errichtete Denkmal aufmerksam. Dasselbe besteht in einer Tafel aus Granit mit der Inschrift: „Dem eifrigen Förderer des Turnwesens, dem wackeren Freunde der Jugend, Prof. Dr. Voigt,† Oberlehrer des Königl. Realgymnasiums, die dankbaren Schüler“. Das Denkmal ist vom Bildhauer Silbernagel entworfen und vom Hofsteinmetzmeister Otto Metzging ausgeführt. Die Einweihung fand am 28. Oktober 1895 statt. Der Verewigte ist am

† *Obst. mancher in seiner Jugend immer „Der Völkchen“
 trotz seiner vornehmten Einstellung des Gesamtstandes Gedächtnis an
 zu für obgleich nicht in der Art zu verstehen. Aber obgleich*

24. August 1829 in Berlin geboren und hierselbst am 17. Juli 1893 gestorben. Über seinem Grabe auf dem Matthaekirchhof errichteten Schüler und Freunde ein Denkmal aus grauem belgischem Granit, in den ein bronzenes Medaillonbild Voigts von dem Bildhauer Habs eingelassen ist. Herr Euler hat nun in der vorgelegten Schrift „August Ferdinand Voigt. Ein Lebensbild“ das Curriculum Vitae des verdienten Berliner Schulmanns und Turners in schlichten und angemessenen Worten geschildert. Ein Brustbild Voigts und Abbildungen der gedachten zwei Denkmäler zieren das pietätvolle Büchlein.

c) Herr E. Friedel berichtet über die San José-Schildlaus wie folgt: Unser Ausschussmitglied Herr Dr. C. Matzdorff hat eine Abhandlung: „Die San José-Schildlaus“ (Sonderabdruck aus der „Zeitschrift für Pflanzenkrankheiten“, VIII. Bd. 1. Heft. Stuttgart 1898, 7 S. Text und 1 Taf.) eingesandt. Die Einschleppung dieses besonders unseren Obstbäumen gefährlichen Pflanzenschädling hat nahezu einen Krieg zwischen den Vereinigten Staaten und Deutschland, zwar nicht einen blutigen, wie er, Gott sei's geklagt, zur Zeit zwischen jenen Staaten und Spanien schwebt, aber doch beinahe einen diplomatischen Notenkrieg und Zollkrieg hervorgerufen.

Es ist nicht das erste Mal, dass die Alte Welt von den Vereinigten Staaten aus durch Pflanzenschädiger heimgesucht wird. Wir denken hierbei zunächst an die ungeheures Verderben verursacht habende und noch veranlassende Reblaus (*Phylloxera vastatrix*), welche seit 1853 in Nord-Amerika bekannt ist, und demnächst an den vor etwa 25 Jahren aus den Vereinigten Staaten eingeschleppten Colorado-Käfer, *Lepidotarsa decemlineata*, jenen gefährlichen Feind der Kartoffel*). Bei der San José-Laus handelt es sich — wie angedeutet — in erster Linie um einen bedenklichen Schädiger der Obstzucht, insbesondere der Birnen und Äpfel, obwohl diese Laus auch auf Quitten, Pflaumen, Aprikosen, Pfirsichen, Kirschen, Mandeln, Stachel-, Johannis- und Himbeeren, ja auch auf Rosen, Weissdorn, Spiraeen, Akazien, Linden, Rüstern, Spindelbaum, Weiden, Hickory- und Wallnüssen beobachtet ist.

Zufolge Matzdorff ist die San José-Laus i. J. 1873 nach der kalifornischen, im Santa Clara-Thal bei San Francisco belegenen Stadt San José benannt worden, weil sie dort zuerst als gemeingefährlich beobachtet wurde. Comstock hat dem Tier 1880 den wissenschaftlichen Namen *Aspidiotus perniciosus* gegeben. Das Tier gehört zu der Familie der Cocciden oder Schildläuse unter den Phytophthiren oder

*) Vgl. Dr. A. Gerstäcker (der verstorbene Direktor des Zool. Museums der Universität Greifswald): Der Colorado-Käfer (*Doryphora decemlineata*) und sein Auftreten in Deutschland. Mit 1 farb. Tafel und 1 Karte. Cassel, 1877.

Pflanzenläusen. Diese ist dadurch gekennzeichnet, dass die Männchen keinen entwickelten Rüssel, in den Vorderflügeln nur eine gegabelte Rippe und meist verkümmerte Hinterflügel haben. Die Weibchen, die — mit Ausnahme der Gattung *Aleurodes* — ungeflügelt sind, sehen erwachsen schildförmig aus und sitzen mit dem Schenkel festgesaugt an ihrem Wohnort, um hier die Eier und die ausschlüpfenden Jungen unter ihrem Schild zu bergen. Ihre Entwicklung weist im Gegensatz zu der anderer Schnabelkerfe ein Puppenstadium auf.

Die Vereinigten Staaten verwahren sich energisch dagegen, dass die San José-Laus in ihnen einheimisch sei; in der That ist sie auch auf Hawai und in Neu Süd-Wales beobachtet, sodass die Vaterlandsfrage zur Zeit noch als eine zweifelhafte erscheint.

Jedenfalls bekommt dem *Aspidiotus* unser nordisches Klima ganz gut und sind Exemplare davon durch kalifornisches Obst bei uns eingeschleppt, sodass man die energischen Schutzmassregeln, welche das Deutsche Reich ergriffen, nur gutheissen kann.

Als bestes Vertilgungsmittel wird Walfischthranseife im Verhältnis von 1,5 kg oder 1 kg auf 5 l Wasser empfohlen. Ich mache jedoch auf das billiger und leichter zu erhaltende Stichlingsöl und dessen seifige Verarbeitungen aufmerksam. Als langjährigem Vorstandsmitgliede des Deutschen (Binnen-) Fischerei-Vereins und als Vizepräsidenten des Deutschen Seefischerei-Vereins ist mir wohl bekannt, wie ausgezeichnete Ergebnisse die Anwendung der Stichlings-Derivate gegen die *Phylloxera vastatrix*, die Reblaus, liefert. Die Stichlingsmittel werden in Frankreich in ungeheuren Mengen aus Norwegen für ca. 500 000 Fres. jährlich bezogen, nun produzieren aber auch die preussischen Küstengewässer und die märkischen Seen und Flüsse gewaltige Mengen von Stichlingen oder Stekerlingen, sowohl vom gewöhnlichen dreistacheligen *Gasterosteus aculeatus* L. wie von dem kleineren vielstacheligen *G. pungitius* L. Diese Fische, welche dem Fischlaich als arge Räuber sehr schädlich sind, werden bei uns nicht beachtet, höchstens als Dünger auf den Acker gestreut, während sie zur Bereitung eines Thrans vorzüglich sich eignen, den weder die Reblaus noch die Schildlaus vertragen kann. Auch gedörrt, pulverisiert und ein Dekokt davon auf die Wurzeln der infizierten Gewächse gegossen, tötet das Stichlingsmittel die Brut der Läuse, welche damit in Berührung kommt, unweigerlich, ohne den Reben, Sträuchern und Bäumen zu schaden. Ich ermuntere deshalb auch an dieser Stelle zu Versuchen mit Stichlingsthran und Stichlingspulver gegen die Reblaus und die Schildlaus.

Herr Dr. Carl Bolle bemerkt hierauf, wie er die Besorgnis, welche in den amtlichen Kreisen Deutschlands von der San José-Schildlaus herrschen, für stark übertrieben halte. Wir besäßen bereits unter unseren heimischen Schädlingen Schildläuse, welche dem *Aspidiotus*

morphologisch sehr nahe ständen und trotzdem keine Veranlassung zu offiziellen Schutzmassregeln gäben. Man solle deshalb die Sache doch erst einmal eine Zeitlang abwarten. Man müsse auch besorgen, dass die Vereinigten Staaten Repressalien gegen Deutschland nehmen würden, die wir im Ausfuhrverkehr übel empfinden möchten. Die Erfahrung bei Pflanzen-Schädlingen aus der niederen Tierwelt lehre, dass sie sich nach einer gewissen Verbreitungsperiode von selbst abschwächen und ihre Gefährlichkeit einbüßten. Sodann zeige die aus den Reblausgesetzen seit Jahrzehnten hervorgegangene Grenzabspernung gegen lebende Pflanzen und Pflanzenteile, wie rigoros dieselbe nicht selten gehandhabt und wie der so wichtige Pflanzenaustausch unter Landwirten, Baumzüchtern, Gärtnern, Pflanzenliebhabern und Botanikern dadurch beeinträchtigt werde. Die Nordamerikaner kämen, obwohl dort die meisten Herde der San José- oder Sankt Josefs-Schildlaus seien, doch im eigenen Binnenverkehr ohne schutzpolizeiliche Beschränkungen aus. Die San José-Schildlaus sei übrigens so klein, dass man sie mit blossem Auge nicht wahrnehme.

Herr Friedel entgegnet hierauf, dass man an der von Dr. Matzdorff in natürlicher Grösse abgebildeten kalifornischen Birne deutlich die infizierten, eigenartig umschriebenen Stellen, wo der *Aspidiotus* sich eingenistet, wahrnehme; sogar ein Laie könne das mit blossen Augen, ohne Vergrösserung, sofort sehen. Die einzelnen Teile der Vereinigten Staaten sind wegen der San José-Schildlaus gerade mit sehr strengen Absperrungsmassregeln seither untereinander vorgegangen, so z. B. die Staaten New-York, Massachusetts und New-Jersey. Gegen dergleichen parasitische tierische Infektion müsste gerade im Anfange unnachlässig eingeschritten werden, das Gegenteil, nämlich die Nachsicht, die man mit der Reblaus in Europa geübt, habe sich in einer ungeahnt fürchterlichen, den Wohlstand ganzer Bevölkerungsmassen geradezu vernichtenden Weise gerächt. Die Traubenkultur sei infolge dieser Nachlässigkeit u. a. in den blühendsten Rebengefilten Frankreichs vielleicht für immer, jedenfalls auf viele Jahrzehnte vernichtet. Hiergegen müssten die Wünsche der botanischen Liebhaber und der Gärtner unbedingt zurücktreten. Die Besorgnis vor der San José-Reblaus zeitige nebenher wissenschaftliche Unternehmungen, die der Pflanzenpflege wie der Botanik im höchsten Masse zu Gute kommen. So habe das Reichsgesundheitsamt, hauptsächlich infolge des Auftretens des *Aspidiotus* in Deutschland, 60 000 Mk. zur Errichtung einer biologischen Abteilung für Land- und Forstwirtschaft im Nachtrag zum Reichshaushalt gefordert. Es füllt dies eine Lücke aus, die sich gerade auf dem Gebiete der angewandten Biologie mehr als einmal peinlich genug bemerkbar gemacht hatte. Die neu zu begründende biologische Abteilung für Land- und Forstwirtschaft soll dazu bestimmt sein, die auf Grund der biologischen Forschungen ein-

zuleitenden Massregeln zur Verhütung und zur Abwehr von Pflanzenschädlingen aller Art einheitlich anzuordnen und deren Durchführung mit Zuhilfenahme der landespolizeilichen Behörden in den Bundesstaaten zu ermöglichen. Die Thätigkeit dieser neu zu schaffenden Abteilung im Reichsgesundheitsamte wird also eine zwiefache sein, nämlich eine rein wissenschaftliche, welche auf die Ergründung der Ursachen von Pflanzenseuchen durch Übertragung organisierter Krankheitserreger gerichtet sein muss, und eine praktische verwaltungsmässige Arbeit, welche gewissermassen die polizeiliche Pflanzengesundheitspflege umfassen wird. Zu diesem Zwecke wird vor allem die Anlage pflanzenbiologischer Versuchsfelder notwendig sein, auf denen nach dem Vorbilde des Institutes für Infektionskrankheiten beim Menschen die Infektionskrankheiten bei den Pflanzen erforscht und die zu ihrer Unterdrückung geeigneten Mittel ausfindig gemacht werden sollen*). Die preussische Regierung ist, wie man aus den dem Nachtragsetat beigefügten Begründungen ersieht, zur Hergabe der erforderlichen Versuchsländereien in der Nähe Berlins bereit. Erfreulicherweise hat der Minister in der Budgetkommission erklärt, dass für diese neu zu schaffende pflanzenbiologische Station zur Erforschung der Ursachen von Pflanzenseuchen ein Terrain bei Dahlem in Aussicht genommen ist, sodass sie mit dem neuen Botanischen Garten in eine organische Verbindung gebracht werden wird.

5. Herr E. Friedel legt ferner 4 Photographieen vor, welche in seinem Beisein gelegentlich einer Exkursion des Märkischen Museums mit dessen Apparat von Herrn H. Maurer am 9. April d. J. in Potsdams Umgegend aufgenommen wurden:

a) Das Denkmal für die 1813 in den Potsdamer Lazaretten verstorbenen Krieger, grosses Eisenkreuz über einem gewaltigen Steinsockel mit Inschrift, auf dem alten Kirchhof in Potsdam an der Saarmunder Chaussee, am Fuss des Pfingstberges;

b) Das auf Befehl Kaiser Wilhelms II. vom alten Militär-Kirchhof hierher übertragene Denkmal für den als Offizier in der Schlacht bei Zorndorf am 25. August 1758 hervorragend beteiligt gewesen v. Wacknitz, aus rötlichem Sandstein, mit einem antiken Helm gekrönt**).

*) Nach Mitteilung des Herrn Regierungsrat Dr. Ohlmüller vom Reichsgesundheitsamt ist man dort von der grossen Gemeingefährlichkeit des *Aspidiotus perniciosus* überzeugt. Da dies Tier in der That von einer nahe verwandten, weniger gefährlichen Spezies schwer zu unterscheiden ist, so sind in letzter Zeit ca. 20 Sachverständige in der genauen Unterscheidung beider Arten ausgebildet worden.

***) Thomas Carlyle, Geschichte Friedrichs II. von Preussen. Berlin 1869 5. Bd. Cap. XIII. S. 299 bemerkt: „Excellenz Mitchell wird um acht Uhr abends vom Könige empfangen, trifft verschiedene Obergenerale, darunter Seidlitz, gratulirt „zu dem schönen Siege“ (kein so ganz entschiedener bisher), „den der Himmel Ew. Majestät gegeben“. „Ohne diesen“ sagte Friedrich — „ohne diesen würde es schlecht aus-

Herr Friedel fordert zu einem Besuch des von dem Städtischen Friedhofs - Inspektor Kirsky mit grosser Liebe und besonderem Verständnis gepflegten Gottesackers auf, der eine Menge hervorragender Toten aufzuweisen hat.

c) Die Teufelsbrücke bei Bornstedt, von Friedrich Wilhelm IV. über den tiefen Einschnitt der Teufelsschlucht aus Rüdersdorfer Kalksteinen im Stile eines altrömischen Aquaedukts gebaut. Die Soole der Schlucht reicht bis in die Schicht des dem unteren Diluvium angehörigen Valvaten - Mergels, wie Herr Friedel durch Konchylienfunde nachgewiesen hat. Dieser Valvaten-Mergel ist sonst u. a. von Alt-Geltow, Baumgartenbrück, Werder, Kemnitz und vom hohen Ufer des Griebnitz-Sees unweit Babelsberg aus der Umgegend von Potsdam bekannt.

d) Das Nymphaeum bei den sieben Quellen nahe dem Dustern Teich unweit Lindstedt. Die zwischen Bornstedt und Bornim belegene kleine Ansiedlung Lindstedt wird trotz ihrer anmutigen waldreichen Umgebung (Katharinenholz) leider nur selten von den Berlinern, noch seltener die weihevollere Umgebung des Dustern Teichs aufgesucht. Im Waldesschatten entspringen die Quellen, deren Legenden v. Reinhardt in seinem bekannten, leider allzu romantisch aufgeputzten Buch „Sagen und Märchen aus Potsdams Vorzeit“ erzählt. Derselbe kunstliebende König hat auch hier ein Denkmal und Wahrzeichen errichtet, ein von 4 dorischen Säulen getragenes Tempelchen, in welchem die Tochter des Aeskulap, die Göttin der Gesundheit, Hygieia, als anmutige Gewandstatue in Zinkguss steht.

6. Herr Friedel teilt als Nachtrag zu seinem Vortrag „Über Aberglauben und Volksvorstellungen“ am 9. Februar d. J. zu „Brandenburgia“ VI, S. 491 f. den nachfolgenden nicht uninteressanten Beitrag über Talismane, Heckpfennige, Fischschuppen u. dgl. mit, welcher einer Verhandlung vor der 140. Abteilung des Berliner Schöffengerichts am 28. April d. J. entnommen ist: „Die bejahrte Stickerin Franziska Ulrich wurde im Dezember v. J. im Wertheimschen Geschäft dabei ertappt, wie sie einige Puppensachen stahl. Sie musste sich einer Leibesuntersuchung unterwerfen, und hierbei wurden nicht weniger als vier Portemonnaies bei ihr gefunden. Die Ulrich geriet in den Verdacht, eine Taschendiebin zu sein. Im Verhandlungstermine gab sie den Diebstahl an den Puppensachen zu; sie habe zwölf kleine Enkel, denen sie eine Weihnachtsfreude habe machen wollen. Die Portemonnaies seien aber alle ihr Eigentum.

sehen!“ und richtete seine Sonnenaugen mit einem schönen Ausdruck auf Seidlitz. Seidlitzens Antwort darauf war, wie ich finde, ein verlegenes Erröten und an artikulierte[n] Worten nur: „Hm, na, ah, Ew. Majestät Kavallerie hat den Sieg erfochten; — aber Wackenitz“ (mein Gehülfe) „verdient Beförderung!“ — welche Wackenitz auch, in nicht allzu reichlichem Maasse, erhielt“.

Das erste trage sie seit einer Reihe von Jahren auf dem blossen Leibe. Es sei das „Glücksportemonnaie“ und enthalte nur eine kleine getrocknete Fledermaus. So lange sie dies bei sich geführt habe, habe sie stets Arbeit gehabt. Seitdem man es ihr genommen, sei auch die Arbeit ausgeblieben. Das zweite Portemonnaie habe sie im untersten Unterrock eingenäht gehabt. Es sei das „Sympathieportemonnaie“ und enthalte einige Fischschuppen, die in einer Sylvesternacht einem männlichen Karpfen entnommen seien, sowie einige geheimnisvolle Kräuter. In einem zweiten Unterrock habe sie ein drittes Portemonnaie, das Heckpfennig-Portemonnaie, verwahrt. In diesem habe sie das Geld geborgen, welches sie nicht ausgeben wolle. Schliesslich habe sie in der Kleider tasche ein viertes Portemonnaie gehabt, aus dem sie die laufenden Ausgaben bezahlte. Der Verteidiger, Rechtsanwalt Dr. Werthauer, veranlasste, dass die vier Portemonnaies aus der gerichtlichen Verwahrungsstelle herbeigeschafft und auf ihren Inhalt geprüft wurden. Der Befund bestätigte die Angaben der Angeklagten, welche nur wegen des Ladendiebstahls drei Tage Gefängnis erhielt. Die verschiedenen Portemonnaies wurden der Verurteilten zu ihrer sichtbaren Freude wieder ausgehändigt“.

7. Herr Sanitätsrat Dr. Robert Behla in Luckau, einer der eifrigsten Erforscher unserer Nieder-Lausitz legt der „Brandenburgia“ unter Hinweis auf die Mitteilungen des Herrn E. Friedel in der „Brandenburgia“ VI, 320 flg. vom 24. November 1897 über Schlittenknochen und Schlittschuhknochen zwei Exemplare bearbeiteter Pferdeknochen vor, welche der Abbildung des grösseren Stückes, S. 323, ähneln. Dieselben wurden kürzlich in Luckau beim Abbruch eines Hauses in der Hintergasse 171 ca. 1 m tief in Kulturschichten gefunden. Der eine vollständige Knochen mit spiegelglatter Bahn misst 34 cm in der Länge. Die Gelenkenden sind nicht abgebrochen, sondern mit einem scharfen Werkzeug, vielleicht Beil, abgeschlagen. Durch die zwei Kopfen des Knochens sind Löcher für Eisenstifte vorgebohrt und dann letztere durchgetrieben, höchst wahrscheinlich in Hölzer, auf welchen ein kleiner Schlitten befestigt war. Der zweite Knochen, welcher an einem Ende abgebrochen ist, zeigt am andern Ende ebenfalls die Durchbohrung und den Eisenstift. Dies letztere Stück hat Herr Behla dem Märk. Museum überwiesen. Es handelt sich, wie ersichtlich, hier nicht um ein Paar Schlittschuhknochen, sondern um ein Paar Schlittenknochen. (Im „Cottbuser Anzeiger“ vom 4. Mai 1898 hat den Luckauer Fund Herr Dr. Robert Behla in einem Aufsatz, betitelt „Über Funde von Schlittschuhknochen“ beschrieben. Herr B. hält die Knochen irrtümlich für Rind.)

8. Märkischer Rebensaft. Herr E. Friedel teilt unter dieser Spitzmarke folgendes mit: „In unserer „Brandenburgia“ ist zum öftern von dem Weinbau in unserer Provinz und von dem daraus gewonnenen

Rebensaft die Rede gewesen (Vergl. III, 229 flg.; IV, 182 flg.) Allgemein ist die Vorstellung verbreitet, dass der Rebenbau im Rückgange sei und dass, abgesehen von der Niederlausitz, fast nirgends mehr Rebensaft und Trinkwein in unserer Provinz erzeugt werde. Es dürfte daher manchen unserer Leser überraschen, dass noch innerhalb der rebenreichen Stadt Potsdam alljährlich Wein zum Haustrunk gekeltert wird. Bei einer Exkursion des Märkischen Museums nach Potsdam hatte die verwittwete Frau Orgelbauer Gesell, Schwester unseres Mitgliedes, des Herrn Rektor Otto Monke, die Liebenswürdigkeit, den Teilnehmern von ihrem im Jahre 1897 selbst gekelterten Wein, von dem Rebenspalier ihres Hauses in Potsdam, Junkerstrasse 36 am Bassinplatz, verschiedene Flaschen vorzusetzen. Der Wein, reiner Rebensaft, nur ein wenig mit Zucker versetzt, weil die grossbeerigen Malvasiertrauben wegen der Kühle des Sommers 1897 nicht völlig ausgereift waren, hatte die leicht rötliche Farbe des Champagners und mundete uns so gut, dass wir mehrere Glas mit Vergnügen tranken. Zum mehrjährigen Lagern kommt dieser Wein nicht, weil er in einem Jahr ausgetrunken wird. Frau G. zerquetscht die Beeren zunächst in einer Satte mit einer Holzkeule, dann wird eine Handpresse angewendet und der Rebensaft so oft durchgegossen, bis er klar ist. Der Rückstand wird als Weinsuppe (Mostsuppe) verkocht; das Übrige bildet den wohlbekömmlichen Wein. In dieser Weise wird Rebensaft und Wein noch jetzt an vielen Stellen in und bei Potsdam gewonnen.

9. Herr Kustos R. Buchholz legt 9 Blätter photographischer Aufnahmen des ganzen Komplexes der

Charité,

sowie einige Kupferstiche vor, die ein Bild der Anlage dieses grossen Krankenhauses aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts geben. Er giebt dazu folgende kurze geschichtliche Erläuterungen: Im Jahre 1710 wurde das Stammgebäude dieses grossen Staats-Krankenhauses in der damals entlegenen wüsten Gegend vor der Jungfernhaide errichtet, um diejenigen Armen aufzunehmen, die an der von Osten her sich allmählich der Mark nähernden Pestseuche erkranken würden. Glücklicherweise ging die Pestgefahr damals an Berlin vorüber und das errichtete Gebäude fand nun Verwendung als Arbeitshaus, zum Teil auch als Lazarett für die Garnison.

Diese zweifache, wenig zu einander passende Verwendung konnte nicht von langer Dauer sein. Man verwandelte im Jahre 1725 den für das Arbeitshaus bestimmten Teil in ein Hospital für das Städtische Armenwesen und brachte die Arbeitshäusler in das vom Schlächtergewerk erbaute Haus Belle Alliance-Platz 11, das wegen des Ochsenkopfschildes der „Ochsenkopf“ genannt wurde, eine Bezeichnung, die der Volksmund bei der späteren Verlegung des Arbeitshauses nach dem

Alexanderplatz auf das dortige Arbeitshaus übertrug (das letztere wurde in unserer Zeit abgebrochen, um dem Neubau des Polizei-Präsidiums Platz zu machen).

1727 wurde auf Königlichen Befehl mit dem Hospital ein Bürgerlazarett verbunden, das zugleich mit dem Garnisonlazarett zur Ausbildung von Chirurgen dienen sollte. Der König gab dabei der Anstalt den Namen „Charité“; es sollte „ein öffentliches Werk der christlichen Liebe, Gutthat und Mildigkeit“ sein.

Auf die Spezialgeschichte der Anstalt will ich hier nicht eingehen; die ist in der offiziellen Festschrift für die 59. Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte 1886, S. 349—379 ausführlich beschrieben. Nur bezüglich der Baugeschichte sei hier noch bemerkt, dass der ursprüngliche Bau von 1710, ein dreistöckiges vierflügeliges einfaches Haus, in dem 1785 begonnenen viel grösseren Neubau aufgegangen ist, welcher letztere in nächster Zeit wieder eine grosse Veränderung erfahren dürfte. Um dem steigenden Bedürfnis zu genügen, wurde 1831 ein zweites grosses Gebäude innerhalb des Parks „die neue Charité“ erbaut, ebenso 1837 ein Gebäude für Pockenranke, 1851 das „Sommerlazarett“, 1856 das von Virchow geleitete pathologische Institut.

Der bevorstehende, zum Teil schon begonnene, gänzliche Umbau der Charité-Anlage hat dem Märk. Museum Veranlassung zur Fixierung des bisherigen Bildes dieses Stadtteils in 9 photographischen Aufnahmen von verschiedenen Seiten aus gegeben.

Auch an dem entgegengesetzten Ende der Nordseite der Friedrich Wilhelmstadt vollzieht sich eine grosse bauliche Veränderung. Die

„Reitende Artillerie-Kaserne“,

wie das Gebäude auf der westlichen Seite der Friedrichstrasse am Oranienburger Thor nach einer früheren Inschrift hiess, wird modernen Bauten Platz machen. Dieses Gebäude war unter Friedrich II. in schlichter Kasernen-Art erbaut; in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts erhielt es einen ornamentalen Portalvorbau im griechischen Stil mit 3 Reliefs, verschiedene artilleristische Übungs-Szenen darstellend, sowie mit obiger Inschrift, die aber seit einigen Jahren beseitigt wurde, wohl weil der Volkshumor darin einige Nahrung fand. Auch von dieser Kaserne lege ich einige Photographien vor.

10. Vortrag des Herrn Dr. Max Friedländer: „Über deutsche Volkslieder“. Der Vortragende charakterisiert zuerst die Versuche der Dichter und Litterarhistoriker, eine Definition des Begriffes „Volkslied“ zu geben. Das Volkslied entsteht im Volke und lebt im Volke, ohne dass jemand den Dichter und Komponisten nennen kann. In der ältesten Zeit waren Lieder und Melodien allgemeiner verbreitet und herrschender als heutigen Tages. Im Mittelalter waren es hauptsächlich die fahrenden Spieler, welche die Lieder verbreiteten. Die Zeit der

Minnelieder und der Meistersänger war in Bezug auf die Melodie nach unserem Geschmack die traurigste. Das bestätigte vollauf die Probe, welche der Vortragende aus einem Meisterlied gab. Den Nutzen aber hatten die Meistersänger, dass sie der Dichtung die Thüren der Bürgerhäuser öffneten. Während wir den Text von einigen sehr alten Liedern kennen, fehlen uns die Melodien. Diese kennen wir erst aus dem 14. Jahrhundert, und für die früheren Zeiten geben die Quodlibets einige Anhaltspunkte. Ein solches ist z. B. das Dannhauserlied. Wie treu das Volk alte Lieder festhält, das lehrt das Wernherlied: „Du bist mîn, ich bin din, des solet Du gewis sîn“, das um 1170 niedergeschrieben wurde. Aus dem 18. Jahrhundert giebt es ein Jägerlied, das auch vom Herzen und dem Schlüsselein handelt. Aus derselben Zeit stammt auch ein Bergmannslied aus Freiberg, das einen ähnlichen Schluss hat. Und noch heutigen Tages sind Anklänge an dasselbe in Tirol, Thüringen etc. zu treffen. Wie es sich mit dem Text verhält, so verhält es sich auch mit der Melodie. Eine Sequenz aus dem 15. Jahrhundert zieht sich durch die Lieder: „Vive la compagneia“, „Ein Grobschmied sass“, „Die Leineweber haben“, „Hinterm Ofen, hinterm Ofen“, „Die Pinzgauer“ bis „Zu Mantua in Banden“ und „Ein lustiger Musikante“. In früheren Zeiten, z. B. noch zu Luthers Zeiten, war die Kunst des Gesanges weitverbreitet; die Freunde Luthers waren Dichter und Komponisten, und ihre Schöpfungen drangen ins Volk. Heute ist es anders. Die grossen Werke von Bach, Mozart, Beethoven, Spohr u. a. sind nur ein Schatz für die höheren Schichten. Weiter verbreitet sind allein Wiener Walzer, Märsche etc. Nicht zu unterschätzen ist die Wirkung des protestantischen Chorals. In jenen Zeiten gab es noch keinen Unterschied zwischen weltlichem Lied und Kirchenlied. Die Melodie des weltlichen Liedes „Innsbruck, ich muss dich lassen“ wurde verwertet für „Nun ruhen alle Wälder“ und für „O Haupt voll Blut und Wunden“. Bach machte sie zum Mittelpunkt seiner Matthäus-Passion mit dem Liede „Wenn ich einmal soll scheiden“. Ein eigentümliche Stellung nehmen die Balladen ein. Ursprünglich sind es Tanzlieder heiteren Inhalts und erst später erhalten sie einen düsteren Charakter. Der Vortragende trägt hier eine Ballade aus dem 16. Jahrhundert vor: „Es ritt ein Herr und auch sein Knecht“. In früheren Zeiten hatten auch die Volkslieder einen heiteren Inhalt, auch sie sind heute sentimentaler Natur. Im 17. Jahrhundert entstehen die sogen. Scheidelieder „Morgen muss ich fort von hier“. Brahms „Dort unten im Thale“ charakterisiert der Vortragende als Gegenstück dazu. Die Zeit der Schlesischen Dichterschule war für das Gedeihen des Volksliedes am ungünstigsten. Es bildete sich hier der Unterschied heraus zwischen Vornehm und Volk. Die Art der Dichtung war geziert und galant. Erst das vorige Jahrhundert nahm den Kampf hiergegen auf und zwar in erster Linie durch die Soldatenlieder, wie

„Ein Schifflin sah ich fahren“. Aus dem Jahre 1770 stammt das Lied vom Prinz Eugen, das Freiligrath zu einem Kunstlied gemacht hat und das Löwe komponiert hat. Im vorigen Jahrhundert, als der Wohlstand in den Städten zu steigen begann, wurden Luxusgegenstände, wie Kanapé, Kaffee und Knaster besungen. Schon 1740 findet sich in Rossla die früheste Form des Kanapéliedes: „Das Kanapé ist mein Vergnügen“. Zum Schluss besprach der Vortragende noch das Berliner Lied und das Märkische Lied. Da ist das Schöneberger Lied: „Mir wird so traurig, mir wird so duster“, dessen Melodie erst kürzlich notiert worden ist und sodann das Lied: „Wann wir fortwandern ziehen“.

Diese litteraturgeschichtlichen Erklärungen also waren das Band, das sich um die Gesangsproben schloss. Das wunderbar klangvolle, modulationsfähige Organ und die grosse künstlerische Fertigkeit des Vortragenden verschafften den Hörern einen grossen Genuss.

11. Einige Burgwälle des Havellandes.

Vortrag von Robert Mielke, gehalten am 30. März 1898.

Wie ein Blick auf die ausliegende Karte bestätigt, zählt das Havelland viele Burgwälle. Sie sind zum Teil bekannt, untersucht und beschrieben; doch ist ihre Anzahl mit den in der Litteratur erwähnten nicht erschöpft, sondern es dürften sich in versteckten Winkeln noch manche finden, die der Beobachtung bisher entzogen waren. Auch eine Beschäftigung mit den schon länger bekannten, insbesondere ihrer gegenwärtigen Erhaltung, ist von Zeit zu Zeit erspriesslich, denn mehr als andere prähistorische Altertümer unterliegen die Wälle der Gefahr der Zerstörung. Die fruchtbare Erde wird nicht selten zur Ausgleichung des Terrains benutzt, wie es bis vor kurzer Zeit noch dem berühmten grossen Wall von Burg drohte, oder sie fallen der Industrie zum Opfer, die dem germanisch-wendischen bei Ketzin den Untergang gebracht hat, oder auch — und das ist in den meisten schwer zu kontrollierenden Fällen ihr Schicksal — sie werden durch die ausgleichende Thätigkeit der modernen tiefgehenden Pflüge langsam aber stetig eingeebnet. So rechtfertigt es sich vielleicht, wenn ich hier neben unbekanntem Anlagen auch einige ältere wieder vorführe, die teils schwer zu erreichen, teils nur in den wissenschaftlichen Werken zu finden sind; daneben hoffe ich, durch einzelne Lagepläne aus jüngster Zeit zur Kenntnis derselben einiges beizutragen.

Ich erwähne zunächst den Burgwall von Dyrotz, der dem Namen nach bekannt, meines Wissens aber noch nicht untersucht bzw. beschrieben ist. Der Ort liegt an der Lehrter Bahn, etwa halbwegs zwischen Spandau und Nauen. Aber so nahe der Wall der Haltestelle ist, so schwer ist er zu erreichen, da ihn ein ca. 1 km breites Luch von der Ortschaft trennt. An einem schönen Novembertage versuchte ich in Gesellschaft

mit unserem Mitgliede Dr. Albrecht dieses Luch zu überschreiten, weil wir andernfalls einen Umweg von einer Meile hätten machen müssen; denn die Insel, auf deren nördlichem Ausläufer der Wall liegt, ist nur

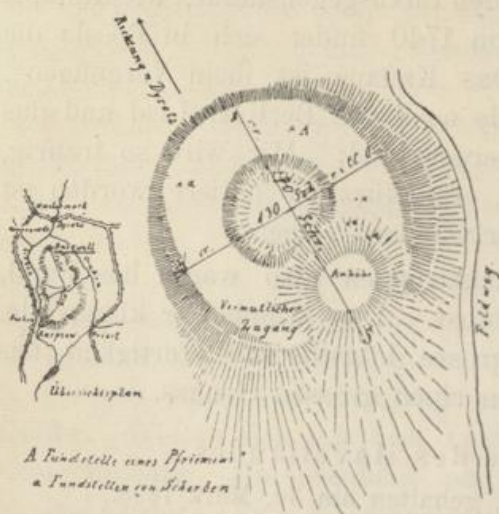


Abb. 1. Burgwall von Dyrotz.

130 Schritt; er fällt nach drei Seiten schroff ab, während sich seine Südseite unmittelbar an den mässig geneigten Hang der Insel, die die Feldmark des Gutes Karpzow einschliesst, anlehnt. Ein Vorwall oder Graben, der nach dieser Seite hin die Anlage zu schützen hätte, war nicht zu bemerken; doch stieg die Krone des Walles, welcher an der dem Luche zugewandten Nordseite etwa 5 m hoch war, an dieser Stelle ein wenig an. Eine flache Mulde westlich neben dieser Anhöhe stellt wahrscheinlich den alten Eingang dar. Heute wird die Stätte von einem niedrig gelegenen Ackerfelde umgeben, das dieselbe von dem Luche scheidet; früher gehörte dieses ohne Zweifel dem Luche selbst an und ist erst durch das Sinken des Wasserspiegels demselben abgewonnen.

Wir fanden auf der Krone vereinzelte Gefässreste mit unverkennbar wendischen Verzierungen und einen Knochenpfriem, die dem Märk. Prov.-Mus. übergeben und zur Stelle sind. In dem wohl 2 m vertieften Innenraum, der bei Burgwällen in der Regel die Reste der Vergangenheit birgt, lagen die Scherben am spärlichsten.

Für die Burgwall-Frage ist die Lage des Dyrotzer Walles vielleicht nicht ohne Bedeutung. Die an und für sich durch das umlagernde Luch hinreichend geschützte Insel bedurfte einer Befestigung an dieser Stelle am wenigsten. Hätten die Erbauer einen fortifikatorischen Zweck im Auge gehabt, dann lag es näher, den Wall an der schmalsten Stelle anzulegen, wo bei dem heutigen Gute Karpzow der Übergang am leichtesten ist. Auch heute ist die Insel nur von dieser Stelle mittelst eines Dammes zugänglich, der vermutlich schon in wendischer Zeit den Übergang herstellte, und der daher zunächst durch Befestigungen geschützt

vom Süden, bei dem Gute Karpzow, zugänglich. Nachdem einer von uns bis an den Leib in einen Graben versunken war, und auch der andere eine etwas weniger ungemütliche Bekanntschaft mit dem schwarzen Torfwasser gemacht hatte, kamen wir glücklich hinüber. Vor uns lag ein imposanter Rundwall; Scherben auf dem umliegenden Gelände deuteten auf eine prähistorische Stätte. Der sehr gut erhaltene Wall (Abb. 1), dessen Form sich einer Ellipse nähert, misst auf der Krone 530, in seiner längsten Ausdehnung 170, in der kleineren

werden musste, selbst wenn die älteste Ansiedelung sich nicht an dieser Stelle, sondern in unmittelbarer Nähe des Burgwalles befunden hätte. Auch spricht die Etymologie des von *karpa* (= im Wasser liegender Stamm oder Klotz) abgeleiteten Ortsnamens, analog unserem Berliner „Ober- und Unterbaum“ für eine Wehr an dieser Stelle. Es drängt sich daher für diesen Burgwall die Annahme eines anderen Zweckes auf, vielleicht eines kulturellen, wenngleich eine kriegerische Benutzung zu Zeiten der Gefahr nicht ausgeschlossen erscheint.

Eine verwandte aber kleinere Anlage findet sich etwa 15 km westlich bei dem Dorfe Riewendt; sie war einst ganz vom Wasser umgeben, misst in der Krone 250, in der grösseren Ausdehnung 80, in der kleineren 60 Schritt. Als ich vor einigen Wochen den Wall besuchte, war der Wasserstand noch sehr hoch, sodass selbst der schmale nordwestliche Zugang nicht trockenen Fusses zu passieren war. Die höchste Stelle liegt im Nordwesten neben dem einstigen Eingang und mag von dem Wiesenboden ab etwa 5 m betragen. Von hier senkt sich der Wall in seiner Niveaulinie nach dem Süden, der Wasserseite, um 2 m. Die Oberfläche des übrigens ausgezeichneten Walles, der es verdient, unter besonderen Schutz gestellt zu werden, war mit Gefässresten übersät, auf deren Auslage ich jedoch, da sie keine charakteristischen Verzierungen enthielten, verzichtet habe. Der verhältnismässig kleine Wall ist bereits öfter das Ziel von Untersuchungen gewesen und hat sich dabei als ein sehr ergiebiges Feld für den Sammler erwiesen. Von ihm stammt auch eine im Märk. Prov.-Museum befindliche, in ihrer Form höchst seltene, Knochen-Pfeilspitze, von der eine Nachbildung hier ausliegt.

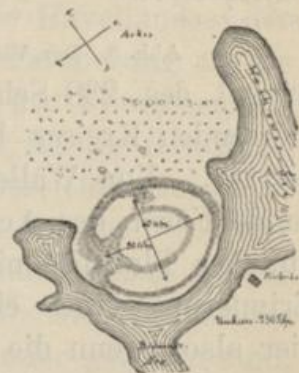


Abb. 2.
Burgwall am Riewendt-See.

Der Wall scheint nach älteren Fund-Berichten*) die Ablagerungsstätte mehrerer Perioden zu sein, die es nahelegt, denselben gründlich, namentlich auf das Vorkommen etwaiger Substruktionen, zu untersuchen. Leider machte die hereinbrechende Dunkelheit es für mich unmöglich, solche einzuleiten; ebenso verhinderte sie mich, ein benachbartes aber bereits zerstörtes Urnenfeld abzusuchen.

Für einen ehemaligen Burgwall ansprechen möchte ich auch eine Stelle auf dem flachen Violenwerder bei Uetz, der als eine alte Siedlungsstätte längst bekannt ist. Seine Lage abseits grosser Strassen und inmitten eines weiten Sumpfgebietes, das nur durch einen schmalen

*) v. Ledebur: Die heidnischen Altértümer des Regierungsbezirkes Potsdam. S. 37. — R. Grupp: Die märkischen Ring- und Burgwälle zwischen Potsdam und Rathenow im Jahresber. d. hist. Ver. zu Brandenburg a. H. 1881. S. 25.

künstlichen Damm mit dem nördlich vorgelagerten festen Lande in Verbindung steht, musste die schutzbedürftige Bevölkerung der Vergangenheit geradezu zur Ansiedelung einladen. Er war einst bei höherem

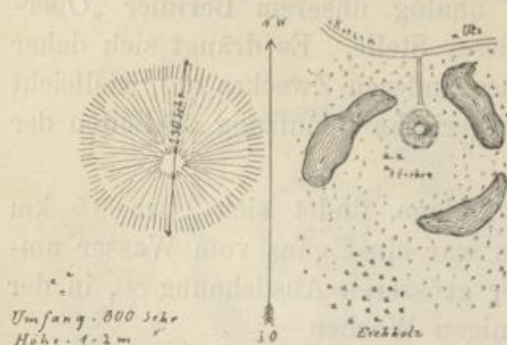


Abb. 3. Der Violenwerder.

Wasserstände nur an vereinzelt Stätten bewohnbar, wovon früher gemachte Funde Zeugnis ablegen. Auf dem rings von Sumpfwiesen und Wassertümpeln umgürteten Eiland, das durch eine Gruppe von 3 schönen Eichen weithin sichtbar ist, fällt ein fast völlig kreisrundes beackertes Stück auf, dessen Mitte ein wenig ansteigt. Den grössten Böschungswinkel des 230 Schritt im Durchmesser und 800 Schritt im Umkreis messenden Kreises bildet die Mitte, wo die Erhebung wohl gut $1\frac{1}{2}$ m beträgt. Von Wällen ist keine Spur mehr zu sehen, indessen ist die runde Form des Ackerstückes, die so ganz abweicht von den bei uns üblichen Flurabschnitten, so auffallend, dass man sie nur als letzte Erinnerung eines einstigen Rundwalles ansprechen kann. Wir hätten hier also, wenn die Diagnose des Geländes richtig ist, ein Beispiel vor uns, wie durch jahrelanges Beackern die Höhenlinien eines Walles gänzlich verwischt werden. In dem nicht weit südöstlich gelegenen „Eichholz“ sind vor nicht langer Zeit ebenfalls Bruchteile von einem Wall vorhanden gewesen, der vielleicht identisch ist mit dem in einer Urkunde von 1598 erwähnten „Wall bei der Scheunstätte“*), von der die Gegend noch heute diesen lokalen Namen führen soll. Da ich den Ort bisher nicht habe besuchen können, so sei hier nur die Thatsache angeführt.

Ganz abweichend von diesen Sumpfwällen, die nach dem verstorbenen Archäologen Lisch in Schwerin**) rein slavisch sein sollen, die bei uns aber zum teil wohl auf älteren Kulturstätten erwachsen sind, ist eine Reihe von Rundwällen, die ich in einigen anderen Beispielen jenen entgegenstellen möchte. Sind die vorigen immer von Wasser derart umgeben, dass sich ein besonderer Graben erübrigte, so liegen die anderen fast stets auf Bergen, haben einen flachen Graben und bisweilen terrassenähnliche Aufschüttungen des abfallenden Terrains, die nicht rein zufällig sein dürften.

Ein ausgezeichnetes Exemplar dieser Gattung befindet sich unweit Potsdam, das mir und Herrn Dr. Albrecht durch Zufall erst vor wenigen Wochen gelang, aufzufinden. Bei Gelegenheit eines Ausflugs nach anderen prähistorischen Stätten fanden wir bei dem Dorfe Bornim auf

*) Fidicin. Territorium d. Mark Brandenburg. III. Abt. 2. S. 92.

**) 38. Jahrgang der Jahrbücher des Vereins f. mecklenburgische Geschichte etc.

einer unserer Karten die Bezeichnung Schanze; sie erregte unsere Aufmerksamkeit unsumehr, als anfänglich in dem nur 2 km entfernten Dorfe niemand davon etwas wissen wollte. Doch hatten unsere Nachfragen schliesslich den Erfolg, dass sich einzelne auf eine angebliche „Franzosenschanze“, in einem Falle sogar auf eine „Schwedenschanze“ besannen, die auf den „Heynebergen“ liegen sollte. Schwedenschanze ist ja der übliche Ausdruck in der Mark, wenn nicht die Bezeichnung „Burgwall“ vorwaltet. Dass hier derselbe mit den Franzosen in Zusammenhang gebracht wird, kann nicht überraschen, da es der Volksmund in Norddeutschland überall liebt, besondere Erscheinungen mit dem in seiner Erinnerung am tiefsten haftenden geschichtlichen Ereignissen in Verbindung zu bringen. In den anderen Teilen des Havellandes, der Prignitz und Uckermark, tritt uns daher überall die Erinnerung an die Schwedenkriege entgegen, in der Nähe Potsdams die der Franzosenzeit, welche durch die Belagerung Spandaus im Jahre 1813 für die Bewohner zeitlich näher liegt. Für uns aber waren diese Bezeichnungen eine Gewähr, dass wir eine prähistorische Stätte vorfinden würden. Sie war auch bald gefunden, da die bewaldeten Heyneberge unmittelbar an der von Potsdam nach Nauen führenden Chaussee liegen. Die höchste der beiden Kuppen, die durch einen tiefen Sattel von einander getrennt sind, mag etwa 70 m hoch sein; auf ihr liegen die Reste einer ehemaligen Umwallung von imposanten Verhältnissen. Ihre Grundrissanlage hat die Form eines Dreiecks mit rundlich nach aussen gekrümmten Seiten, die heute durch 3 Eingänge im Osten, Westen und Süden durchbrochen sind*). Die 2 bis 4 m ansteigenden Wälle, deren höchste Erhebung im Norden liegt, umschliessen eine flache Mulde, in der — etwas in den östlichen Winkel des Dreiecks hineingeschoben — ein 2 m hoher Hügel sichtbar ist. Ein ringsum laufender Graben vollendet die Anlage, deren längste Ausdehnung vom Ost- nach dem Westeingang 70 Schritte misst.

Die Wälle sind zum teil gut erhalten, stellenweis mit sehr starkem Böschungswinkel und nur an den Eingängen abgeflacht. Der im allgemeinen wenig tiefe Graben, der im Osten verschüttet ist, macht den Eindruck, als ob er nur die Böschung hätte erhöhen sollen. Vom Walle aus erregte ein denselben nördlich in leichter Krümmung begleitender Graben Aufmerksamkeit, den wir anfangs für eine natürliche Bildung hielten. Eine weitere Besichtigung ergab aber, dass an dieser Stelle 2 Terrassen untereinander angelegt sind, die vielleicht nicht ohne Zusammenhang mit dem Walle stehen.

Welcher Zeit und welchem Volk gehört nun dieser geheimnisvoll im Dunkel der Geschichte und des Waldes verborgene Wall an? Da

*) Da dieser Wall von mir bereits in der „Berliner Gesellschaft für Anthropologie“ besprochen ist, so erübrigt sich hier eine Wiedergabe des Grundrisses, der in den Verhandlungen der Gesellschaft veröffentlicht werden wird.

wir weder Werkzeuge, noch Zeit und Erlaubnis besaßen, so konnten wir eine Grabung an Ort und Stelle nicht vornehmen, konnten also auch keine Scherben, die fast immer den geschichtlichen Anhalt geben, sammeln; doch wirft die an prähistorischen Funden reiche Umgebung einige Lichtstrahlen in dieses Dunkel. Erst vor zwei Jahren sind von Seiten des hiesigen Museums für Völkerkunde Reste germanischer Vorzeit 2 km südlich dem Erdboden entrissen worden; an dem Fusse des Berges kennt der Volksmund noch die Stelle des „Wendekirchhofs“, der, nach mündlichen Berichten, wahrscheinlich Urnen gleicher Herkunft enthalten hatte, und jenseits des 3 km östlich gelegenen Lehnitz-Sees ragen die Linien des Römerwalles auf. Fidicin, der der Insel Potsdam einen eigenen Band gewidmet hat, bringt den Namen „Heyneberge“ mit Hünen zusammen und giebt auf einer seinen „Territorien“ (Band III) beigegebenen Karte dem Berge die Signatur eines Opferaltars, ohne jedoch im Text weiter darauf einzugehen. Es ist dies die einzige Spur, die ich bisher über den Wall gefunden habe. Ob diese, dem Namen entnommene, Folgerung richtig ist, sei dahingestellt; auffallend ist es aber, dass die Bezeichnung „Heyn“ in der Umgebung öfter vorkommt, ohne dass sie sich mit unserem Hain-Wald identifizieren lässt. Einen Heineberg finden wir bei Gross-Behnitz, bei Baumgartenbrück, bei Alt-Töplitz und auch gegenüber der Römerschanze, inmitten des Heineholzes, welch' letzteren die Überlieferung als Stätte eines alten Heidentempels kennt, dessen Reste — vermutlich sind die einer christlichen Kapelle gemeint — erst im XVII. Jahrhundert verschwunden sind. Nach Ledeburs Altert. d. Reg.-Bez. Potsdam sind an dieser Stelle mehrere Urnen, eine mit Buckeln versehen, ein eisernes Messer und selbst 3 römische Münzen gefunden, die in das Kgl. Mus. gelangt sein sollen*).

Die Vermutung, in dem Wall ein Werk der germanischen Vorzeit zu sehen, wird bedeutend verstärkt durch den Vergleich mit einem anderen Rundwall des Osthavellandes, dem sogen. Schwedenwall bei dem



Abb. 4. Wall b. Knoblauch. Sein Umfang von 250 Schritten entspricht dem Bornimer Wall und um diese Ähnlichkeit noch auffallender zu machen, scheinen auch an der Westseite Terrassen gewesen zu sein, falls sie sich

*) Vielleicht gehört hier auch die „grosse Heining“, eine Wiese bei Buckow im Westhavelland, hin.

nicht als natürliche Erhebungen ausweisen sollten. Jedenfalls ist dieser Bau durch Funde als germanisch sichergestellt, die aber mehr in seiner Nähe als auf ihm selbst gemacht worden sind.

Die eigentümlichste Erscheinung beider Wälle, die mir weder bei den vorhin erwähnten noch anderen Sumpfwällen aufgefallen ist, bildet der niedrige, mehr oder weniger nach einer Seite mit der Umwallung zusammenhängende Hügel, von dem ich für das erste annehmen möchte, dass er als Standort irgend eines Bauwerkes gedient habe. Untersuchungsgrabungen, die bis auf den Naturboden gehen müssten, sind hier noch nicht gemacht worden; sie würden durch ihre Ergebnisse vielleicht die Zweifel bestätigen, dass wir es in diesen so wenig Rauminhalt fassenden Rundwällen mit fortifikatorischen Anlagen zu thun haben.

Anzuschliessen wäre hier vielleicht noch ein Berg, der 2 km nördlich von den Heynbergen, 2 km westlich von dem Kirchberg des Hainholzes inmitten der mit dem rätselvollen wahrscheinlich germanischen Namen „Sipunt“ bezeichneten Wiesen liegt, die zum Dorfe Fahrland gehören. Eigentlich ist es eine Gruppe von drei Hügeln, die eine grosse nach Norden offene und abfallende Senkung einschliessen. Der grösste von ihnen steigt an der Ostseite dieser Senkung jäh auf, um dann nach dem Ufer des Fahrlander-Sees allmählich abzufallen. Das so gebildete Plateau ist länglich rund und ohne jede Erhebung. Ein oberflächliches Absuchen des Geländes nach Gefässresten blieb resultatlos, doch sind der Überlieferung nach Urnen daselbst gefunden worden. Das karolingische Landbuch von 1375 erwähnt einen Hof auf einem der Hügel, den Honehof, der längst verschwunden ist und wohl auch das einzige Gehöft auf dem jetzt abseits jeder Verkehrsstrasse liegenden und schwer zu besuchenden Gelände war.



Abb. 5. Der Sipunt.

Ob der Hügel für einen Burgwall anzusehen ist, ist allerdings noch fraglich, da auf dem mit Wintersaat bestellten Terrain Spuren einstiger Umwallung kaum noch zu finden sein dürften. Von weitem gesehen, namentlich von dem südwestlich gelegenen Dorfe Marquard aus, hat die fast geradlinige Silhouette etwas Künstliches, etwas Aufgezwungenes, das mit dem leichten Wellenspiel der Linien benachbarter natürlicher Berge nicht recht zusammenstimmen will, das aber in der Nähe wieder zurücktritt.

Ob aber Wall oder nicht; jedenfalls ist der Sipunt in vorhistorischen Zeiten ein von Natur sehr geschützter Ort und besiedelt gewesen, der eine systematische Nachgrabung sicher lohnen würde.

Wie schon mehrfach angedeutet, ist der Zweck der Wälle ein strittiger; die Ansichten der Forscher gehen darüber auseinander. Die

einen, die in den Militärs Schuster*) und v. Peuker**) ihre Wortführer gefunden haben, nehmen an, dass sie Befestigungen gewesen wären; andere, an ihrer Spitze Sanitätsrat Behla***) in Luckau, neigen zur Annahme eines kulturellen Zweckes. Vielleicht sind beide Annahmen berechtigt; vielleicht haben die einen diesem Zwecke, die anderen jenem oder auch beiden gedient, obgleich bei der grössten Anzahl der noch erhaltenen Werke der geringe Rauminhalt und die allen strategischen Voraussetzungen widersprechende Lage den Glauben an eine Verschanzung auf eine starke Probe stellt. Nur das ist sicher, dass sich eine Scheidung in Sumpf- und Bergwälle schon durch die äussere Lage und Form aufdrängt, die, wenn sie sich auch nicht immer auf verschiedene Völker, so doch gewiss auf verschiedene Zeiten zurückführen lässt.

Bleibt uns also die Wissenschaft nach dem Zweck dieser Bauten eine Antwort noch immer schuldig, so hat sie doch dank den Forschungen Virchows, Behlas und unseres 2. Vorsitzenden gewisse chronologische Anhaltspunkte in den Resten der Topfware festgelegt, nach denen die meisten der Sumpfwälle Spuren der wendischen Vorzeit bergen. Ob diese aber mit der Zeit der Entstehung zusammenfällt, erscheint fraglich. Unverkennbar lassen die meisten Wälle erkennen, dass sie in wendischer Zeit hauswirtschaftlich benutzt worden sind, denn die sich vorfindenden Gegenstände: zersprungene Gefässe, Pfriemen, Steingeräte aller Art, Bronze- und Eisensachen, Reste eines Lehmewurfs und Getreidekörner lassen keine andere Erklärung zu. Wohl aber könnte es zweifelhaft sein, ob diese Benutzung ursprünglich immer beabsichtigt war, und ob nicht eine spätere Zeit sich der älteren Wälle bemächtigt hat, wie das von einzelnen genau untersuchten sichersteht. Mir scheint selbst die Annahme von Lisch, dass die in den Sümpfen gelegenen Wälle slavisch, die auf den Höhen errichteten germanisch sein sollen, sehr unsicher zu sein, denn die gründliche Untersuchung des nunmehr zerstörten Burgwalles von Ketzin, der unmittelbar von der Havel bespült war, hat diesen als einen ursprünglich germanischen erwiesen, der bis in das Mittelalter hinein benutzt worden ist. Dass bei vielen der bisher bekannten Sumpfwälle wendische Reste gefunden worden sind, dürfte für die Herkunft derselben noch nicht beweisend sein, da die wenigsten, wie der Ketziner, bis auf den Naturboden untersucht, sondern nur die aufgelagerten wendischen Schichten konstatiert worden sind. Als sicherstehend kann erachtet werden, dass die meisten Wälle schichtweise entstanden, dass also die oberste, wendische Reste enthaltende, Lage nur

*) Schuster: Die alten Heidenschancen Deutschlands.

**) v. Peuker: Das deutsche Kriegswesen der Urzeiten.

***) Behla: Die vorgeschichtlichen Rundwälle im östlichen Deutschland. Berlin 1888.

von dem möglichen Zweck der letzten Bewohner, nicht aber von der ursprünglich beabsichtigten Anlage Kunde giebt.

Es giebt im nordwestlichen Deutschland wohl an 1500 bekannte Wälle, von denen ein erheblicher Teil, vielleicht ein Viertel, unserer Mark zukommt. Und diese Fülle legt es nahe, einmal zu untersuchen, wie sich die Burgwälle zu der prähistorischen Gestaltung des Landes verhalten, ob sie, wie teilweise in Mecklenburg bestimmte Territorien einschliessen, oder ob sie nach anderen Verhältnissen angelegt sind. Auf Grund einer Fidicinschen Karte habe ich den Versuch gemacht, eine Zusammenstellung der Wälle des Havellandes und der Zauche anzufertigen, die ich später zu einer prähistorischen Karte dieses Territoriums zu vervollständigen hoffe. Die Arbeit ist noch unvollständig, doch lässt sie ohne weiteres erkennen, dass sich die Wälle am meisten im Osthavellande zusammendrängen, das, wie ein Blick auf die alten Wasser-Verhältnisse zeigt, eine geschlossene Einheit bildete. Mit der Hervorhebung dieser Erscheinung, die erst dann richtig beleuchtet wird, wenn sämtliche Funde eingezeichnet sind, möchte ich schliessen in der Hoffnung, später ein Vollständigeres an dieser Stelle vorlegen zu können.

Kleine Mitteilungen.

Brunold - Denkmal. Infolge eines von Anhängern und Schülern des volkstümlichen märkischen Dichters F. Brunold (Aug. Ferd. Meyer) erlassenen Aufrufs zu Beiträgen (vgl. Monatsblatt Band V, S. 257), ist nunmehr über die Hälfte der zu einem bescheidenen Denkmal in Joachimsthal erforderlichen Geldsumme zusammengekommen, sodass die Ausführung des Denkmals, dessen Gesamtkosten auf 2700 Mk. berechnet sind, gesichert ist.

Die vom Bildhauer H. Walger zu dem Denkmal hergestellte Bronzebüste ist, wie schon in No. 9 der vorjährigen Monatshefte angekündigt wurde, im Atelier, Ausstellungspark Moabit, Stadtbahnbogen 36, zu besichtigen.

Die Denkmalsstelle soll am 3. Juli d. J. in Gemeinschaft mit den Stadtbehörden von Joachimsthal definitiv festgestellt werden, zu welchem Zweck am gedachten Tage ein Ausflug des Komitès unter Anschluss der „Brandenburgia“ geplant ist.

Die Aufstellung und Enthüllung des Denkmals findet im Frühjahr 1899 statt.

Bei dem Berliner Schatzmeister des Denkmalfonds (Kustos Buchholz) sind bisher an Beiträgen eingegangen:

Von Herrn Gymnas.-Dir., Geh. Reg.-Rat Dr. Schwartz	5,—	Mk.
„ „ Geh. Reg.-Rat und Stadtrat Friedel	5,—	„
„ der 187. Gemeindeschule	2,05	„
„ der 11. Gemeinde-Schule	2,—	„

Von der 2. Gemeinde-Schule	1,—	Mk.
„ Herrn Kaufmann Karl Marschner	100,—	„
„ „ Rektor Faltz	4,30	„
„ „ Lehrer Neisch	2,50	„
„ „ Rentier Lüdicke	10,—	„
„ „ Steinhändler Lüdecke	5,—	„
„ der 130. Gemeinde-Schule	4,50	„
„ Herrn Adolph Mahn in Leipzig	3,—	„
„ der 3. Schöneberger Gemeinde-Schule	3,—	„
„ Herrn Adolph Schwarzmeier in Wriezen	15,—	„
„ der 155. Gemeinde-Schule	3,—	„
„ Herrn Lehrer G. Heese	4,—	„
„ „ Zimmermeister Albert Schleyen in Anklam	20,—	„
„ „ H. Ebeling etc.	8,—	„
„ „ Rektor F. Koch	4,—	„
„ „ „ Grüss	6,75	„
„ der 105. Gemeinde-Schule (Rektor Schönstedt)	3,—	„
„ Herrn Prov.-Steuersekretär A. Kuhls	20,—	„
„ „ „ Thielbörger	3,—	„
„ „ Lehrer und Schriftsteller Rud. Nawrocki	9,50	„
„ Freien Lehrer-Verein in Lauban	3,—	„
„ der 169. Gemeinde-Schule	2,—	„
„ „ 166. „	4,15	„
„ dem Touristen - Klub für die Mark Brandenburg	41,—	„
„ Herrn Lehrer M. Pollähn in Hamburg	4,—	„
„ „ H. B. in Meran	30,—	„
„ „ Lobe	20,—	„
„ „ J. Geisler in Gross-Lichterfelde	5,—	„
„ „ Rechtsanwalt Chrzellitzer	3,—	„
„ Frau Behling	2,—	„
„ Herrn Pastor Brennekamp	10,—	„
„ Bücher-Verkauf	3,—	„
„ „ u. Lotterie auf dem Werbellin-See	17,—	„
„ dem Lehrer-Verein in Wangerin	3,—	„
„ Herrn Greinberger	3,—	„
„ „ Schuhmacher	2,—	„
„ „ Schröder	20,—	„
„ Herren Prötz & Scharlipp aus einer Brunoldfeier	29,—	„
„ „ Bolle 1,—, Krause 3,—, N. N. 3,—	7,—	„
„ dem Neuen Lehrer-Verein Stettin	9,50	„
„ „ Stettiner Lehrer-Verein	30,—	„
„ „ Lehrer-Verein des Kreises Pyritz	15,—	„
„ Herrn Pastor Runze	4,—	„
„ dem Berl. Touristen-Verein von 1887 (G. Linke)	20,—	„

Zusammen 530,25 Mk.

Transport 530,25 Mk.

Hierzu kommen noch:

Sammlungen in Joachimsthal ca. 690,— Mk.

Beitrag der Stadt Joachimsthal 300,— „

Sammlung des Herrn Müller-Bohn 215,— „

Gesamt-Einnahme 1735,25 Mk.

Berlin, den 1. April 1898.

Der Schatzmeister:

R. Buchholz.

Aus der vorstehenden Übersicht geht hervor, dass noch nahe an 1000 Mk aufzubringen sind, um alle Kosten des Denkmals zu bestreiten. Wir dürfen hoffen, dass auch aus den Kreisen der Mitglieder der „Brandenburgia“, die recht eigentlich berufen ist, das gute Werk zu fördern, Beiträge zum Andenken an den verdienstvollen märkischen Schriftsteller und Sänger geopfert werden.

Vorstand der Gesellschaft für Heimatkunde der Provinz Brandenburg u. Berlins.

I. V.: Friedel.

Karnickel hat angefangen. Unter der Rubrik „Lokales“ brachte die „National-Zeitung“ vom 28. Oktober 1897 (Morgenausgabe) folgende Notiz:

„Ihren siebenzigsten Geburtstag feiert in diesem Jahre eine — Redensart, die auf Berliner Boden entsprossen ist und sich die Welt, soweit die deutsche Zunge klingt, erobert hat. Ja, auch die Vogesen hat die sprichwörtliche lustige Wendung überschritten: der Karnickel hat angefangen („c'est le lapin qui a commencé“). Während man früher annahm, sie sei am Rhein entstanden, weil sie auf einem der bekannten, von Düsseldorfer Künstlern in den vierziger Jahren herausgegebenen Monatsblätter sehr wirksam illustriert erschien, hat Georg Buchmann bereits ihren Berliner Ursprung nachweisen können, und in den neueren Auflagen der „Geflügelten Worte“ ist der Verfasser oder Erfinder oder wenigstens der, unter dessen Namen die Wendung zuerst gedruckt erschien, namhaft gemacht. Die Redensart erscheint zuerst in einer kleinen gereimten Erzählung „Eigennütziges Dienstpflicht“ betitelt, als Schlusspointe. Der grosse Pudel eines stattlichen Herrn zerzaust ein friedliches Kaninchen, das einer Höckerin auf dem Markte gehört, und dieses haucht unter der Wut des Köters bald seine zarte Seele aus. Die Höckerin fordert Ersatz, will den Hundebesitzer um eine grosse Summe prellen und droht mit der Obrigkeit, obwohl der Herr sich bereits zum zehnfachen Schadenersatz bereit erklärt hat. Da mischt sich ein Schusterjunge in den Zank und rät dem Herrn, getrost zum Rathaus zu gehen, „denn“, so schliesst er:

„Denn ick bezeige uf sein Verlangen,
Wenn er 'nen Drinkgeld mir verspricht,
Det der Karnickel hat angefangen,
Uf meine Ehre, uf meine Pflicht“.

Diese kleine Erzählung befindet sich in einem Heft, betitelt: „Mixpicke und Mengemus, eingemacht von H. Lami. Mit 16 kolorierten Steinabdrücken. Magdeburg, bei Ferdinand Rubach, 1828“ — aus einer Bildunterschrift geht aber hervor, dass das (jetzt sehr seltene) Heftchen bereits

1827 erschienen und nur gewohnheitsmässig vordatiert ist. Der Verfasser ist zugleich der Zeichner: Heinrich Lami wurde zu Berlin am 20. Juli 1787 geboren, machte als Lieutenant die Freiheitskriege mit und lebte dann als Graveur in Berlin. Der Kunsthistoriker Nagler nennt ihn einen „geschickten Künstler seines Faches“ und teilt mit, dass er auch Reliefs in Metall graviert und kleine Kupferstiche herausgegeben habe. Vor der erwähnten Sammlung erschien noch von Lami, jedoch ohne Namen: Fresco-Anekdoten, gesammelt und herausgegeben von H. L.***. Mit 20 Kupfern von eben demselben. Berlin 1823.“ —

Aus der mitgeteilten Probe kann man ersehen, dass der Verfasser nur ziemlich holprige Knüttelverse zu dreheln versteht, während er den Zeichenstift viel freier und künstlerischer beherrscht. Das wütende brutale Gesicht der Höckerfrau, die vornehme Geste des mit stattlichem weissen Seidenfilzhut geschmückten Herrn und die frech-pfiffige Miene des Schusterjungen sind ganz vortrefflich herausgearbeitet und das tote Karnickel macht einen äusserst komischen Eindruck. Die übrigen Geschichten des Heftes, alle in Versen, behandeln offenbar zum teil wirkliche Berliner Vorkommnisse, wie vielleicht auch die Jubiläums-Redensart dem Berliner Volksmunde abgelauscht ist Andere Gedichte enthalten Geschichten, die zum teil heute noch erzählt werden, manche davon auf andere Verhältnisse übertragen, als sie hier erscheinen. In der Geschichte des Berliner Humors aber wird Lami, der 1849 gestorben ist, mit seinem berühmten Karnickel auch fernerhin unvergessen bleiben.“

Soweit der □-Lokal-Korrespondent der „National-Zeitung“, der jedenfalls das Verdienst hat, auf den fast verschollenen Künstler wieder aufmerksam gemacht zu haben. Entgangen ist ihm, dass der die längste Zeit seines Lebens in Berlin ansässige bekannte Schriftsteller Friedrich Förster die lustige Geschichte in seinen Gedichten (Romanzen, Erzählungen, Legenden. Berlin 1838.) behandelt hat. Ich setze zum Vergleich das Gedicht „Karnickel hat angefangen“ her:

Ein junger Maler von ungefähr
 Kam just so über den Markt daher,
 Ihm folgte allerorten zu jeder Stund'
 Presto, sein Freund und getreuer Hund.
 Und wie sie so durch das Gemüse gehn,
 Bleibt der Hund bei einem Gärtner stehn,
 Der unter dem Grünkohl unbedacht
 Einen Karnickel mit zu Markt gebracht.
 Der Windhund schnoppert und schnuppert umher,
 Wo doch das Fleisch zum Gemüse wär,
 Und wie sich der Kleine auch versteckt,
 Es währt nicht lang, er wird entdeckt.
 So klein er ist, ist er doch patzig,
 Meinem Presto wird ums Maul ganz schmatzig,
 Fängt an, den Pelz ihm zu befühlen,
 Karnickel meint: er will „backe Kuchen“ spielen,
 Macht ein Männchen und in allem Spass
 Tatscht er dem Windhund auf die Nas'.

Kaum aber thut Presto so etwas spüren,
 Er gleich drauf los ohne Parlamentiren,
 Treibt Karnikkel zwischen die Körbe zurück
 Und bricht ihm erbärmlich das Genick.
 Der Gärtner erhebt ein grosses Geschrei,
 Bei Hand ist gleich die Polizei,
 Sie nehmen den Herrn und den Windhund fest,
 Sie sprechen von Stadtvoigtei und Arrest.
 Ein Refendarius tritt herfür:
 „Si quadrupes pauperiem!“ heisst es hier.
 Die Gänse, die Hühner, die Fischweiber schrei'n,
 Alle Welt stürmt auf den Maler ein.
 Und ein Schusterjung', schmutzig und keck,
 Steht eben auch mit auf dem Fleck.
 Der spricht: Hier gilt kein Bangemachen
 Lieber Herr, Sie können dreiste lachen,
 Nur immer mit auf die Polizei gegangen,
 Ich hab es gesch'n: Karnikkel hat angefangen!

Pascha Ibrahim, so ist es dir ergangen,
 Da heisst es auch: Karnikkel hat angefangen.

Zu den Schlussversen giebt der Dichter folgende Erklärung in einer Anmerkung: „Als die Engländer unter Codrington am 20. Oktober 1827 die türkisch-egyptische Flotte unter Ibrahim Pascha in den Grund bohrten, gaben sie vor, die Türken hätten den ersten Schuss gethan; es war aber nur ein Salutschuss gewesen“. Wenn man diese Notiz mit dem oben erwähnten Erscheinungsjahr des Lamischen Heftchens zusammenhält, so ergibt sich mit ziemlicher Sicherheit die Entstehungszeit der Redensart: mindestens nicht nach 1827. Es ist ferner ganz klar, dass sowohl Lami als auch Förster ein und dieselbe wirkliche Berliner Begebenheit (wie es scheint, unabhängig von einander) besungen haben. Die Lamische Fassung, nach dem Auszuge zu urteilen, von drastischer Volkstümlichkeit, scheint mir vor der Försterschen den Vorzug zu verdienen: der Künstler wird als guter Beobachter des Berliner Lebens unmittelbar nach dem Vorkommnis zu Stift und Feder gegriffen haben. Jedenfalls ist die Sache wert, von einem Kenner der damaligen Volkslitteratur nachgeprüft zu werden, zumal da mir ein Berliner Freund versichert, dass es noch ein drittes Gedicht giebt, dessen Verfasser sein Gewährsmann nicht mehr anzugeben wusste*).

Stettin.

Georg Knaack.

Auszug aus Hosman's Regenten-Saal. Leipzig 1702. S. 667—670.
 „Langendorff a. d. Elbe. Es befinden sich in diesen Gegenden viele Heidnische Begräbnisshügel und in selbigen die Urnae und Töpfe mit der Asche und den Gebeinen der vormals verbrandten Todten; wie dennoch ohnlängst

*) Der Verfasser des kleinen Artikels in der „Nat.-Ztg.“ bemerkt zum Schluss: „Vielleicht entschliesst sich in unserm Zeitalter der zahlreichen „Neudrucke“ ein Buchhändler, die lustigen Lamischen „Mixpickel“ wieder abdruckten. Manche ihrer Geschichten geben zum Kapitel vom wandernden Witz interessante Belege.“

etwa zwischen Langendorff und Secherin, eine Meile von Dannenberg ein starker Wind den Sand von einem Hügel abgedeckt, dadurch viele solche Töpfe bloss zu stehen kommen. Auf der Grenze von Breselentz hat man unter einem Heidberge sie ebenfalls wahrgenommen; und zwar hat man zweierlei Gattungen der Grabstellen alda angemerkt, deren die eine unter runden kleinen Hügeln, etwa bis 3 Schuhe hoch aufgeworfen, die andere etwa 200 Schuhe von der vorigen entfernt, in der platten Erde angerichtet, dabei nur etwa 2 grosse Feldsteine, so, gegen Morgen zu, daran aufgestellt, zum Kennzeichen gelassen. Allhier hat man die Urnas, unweit von einander, kaum einen Fuss tief in der Erden, in ziemlicher Menge angetroffen. Sie stehen im gelben Sande, und sein die Töpfe mit einem flachen und auf einer Seiten glatt bearbeiteten Feldsteine bedeckt. Die Farbe der Töpfe ist bräunlich, wie die, an den steinernen Kruken; ihre Form aber nicht überall gleich. Die meisten sind kurz, einer halben Elle hoch, theils mit, theils ohne Ansis oder Handgriffen. Der Hals ist oben etwas enger wie die Mitte des Bauches. Allein auf obgedachtem Berge sind der kleinen Hügel wohl bei die 30 und in einem jeden Hügel 2 oder 3 Urnae. Hier stehen die Urnae nicht blos im Sande, wie die vorigen, sondern eine jede ist rund umher, unten und oben mit bearbeiteten Steinen umgesetzt. Am Grunde liegt mehrentheils ein glatter Stein, auf selbigen stehet aufgerichtet die Urna auch mit 4 glatten Steinen belegt, und gleichsam eingefasset, und oben ist sie, gleichermaassen mit einem solchen Steine bedeckt, auch wohl gar mit einem andern Topfe zugestülpet. Einige von diesen Urnis sind wohl eine Elle hoch, bevor die etwas schmal sind, die Dickern sind etwas niedriger. Bei etlichen der Grösseren, stehen ganz kleine weisse Töpfe, einer Hand gross, in welchen nichts dann Sand zu finden, die nicht sowohl die Urnae lacrymarum, als Beweisthümer sein, dass aus der Familie, die alda ihr Begräbniss gehabt, ein kleines Kind gestorben. Plinius bezeugets L. 7, c. 16, dass man niemand verbrandt, bevor ihm die Zähne gewachsen, sondern ein solches Kind sei begraben worden. Dennoch pfligten sie zu dessen Wahrzeichen, wieviel solcher kleiner Kinder gestorben und beerdiget, in dem Begräbnissorte, da die Urnae eines gewissen Geschlechts hingesetzt wurden, so viele kleine Urnas hinzusetzen, und selbige blos mit Sande zufüllen. Auf und bei etlichen Urnis findet man nebst der Asche auch Stücke von Draht, in Gestalt langer Nadeln oder Zängelein, so vermuthlich eines der Werkzeuge gewesen, so der Verbrandte entweder zum Wirken oder Sticken gebraucht, und an den Gürtel seines Rockes getragen. Da sie nun die Todten in ihren Kleidern verbrandten, ist auch dieses Instrument mit ins Feuer gekommen, und der Gewohnheit nach, mit der Asche zugleich aufgelesen und beigesetzt worden. In einer Urna hat man etwas gefunden, dass einem Krantze gleich siehet, den man vermuthlich einer verstorbenen Jungfrau aufgesetzt, und da er selbe auf dem Rogo gezieret, hernach auch ihrer Asche und Knochen Gesellschaft leisten müssen. Die Urnae insgesamt sein von Thon, und so lange sie noch unter der Erde verschlossen stehen, ganz weich und mürbe, dass man sie gar leicht zerbrechen kann, und folglich sehr behutsam mit ihnen umgehen muss; wann sie aber an die freie Luft kommen, und an derselben ein wenig gesetzt stehen, werden sie so hart, wie andere irdene Gefässe

sein mögen. Wie alt sie aber sein, wird man schwerlich errathen. Sonst ist die allerälteste Weise, die Todten zu bestatten, die Beerdigung. Da aber nachgehends, bevor bei Kriegesläuften, feindselige Unmensen auch wider die Todten wütheten, und dero Leichname aufgruben, selbe auch in theils Ländern vor den wilden Thieren nicht gar zugesichert lagen, haben einige Völker, die Todten erst zu verbrennen sich entschlossen, ehe sie ihre Gebeine und überbliebene Asche in den Schooss der Erde beisetzen. Dass nun unter selbigen auch die alten Teutschen gewesen, bezeugt Tacitus ausdrücklich: *Struem rogi nec vestibus, nec odoribus cumulant: sua cuique arma, quorundam igni & equus adjicitur.* Wenn sie ihre Todten verbrennen, werfen sie ihre gebrauchten Waffen, auch zuweilen wohl gar das Pferd mit ins Feuer, wiewohl sie den Holzhaufen eben nicht mit vielen Kleidern beziehen, oder mit wohlriechenden Sachen den aufsteigenden Rauch angenehm machen“.

Die vorstehenden Angaben beziehen sich auf eine Gegend, welche mit unserm Elbstrom, soweit er die West-Priegnitz bespült, grenzt. Die Verhältnisse der germanischen Vorzeit, um die es sich hier, speziell wahrscheinlich um den edlen Volksstamm der Langobarden, handelt, liegen gleichartig auf beiden dortigen Elbufern.

Hosman hat, was man für seine Zeit besonders anerkennen muss, die Ahnung, dass es sich hier um Germanen handelt, während sonst dergleichen Urnenfriedhöfe gewöhnlich auf die slavische Bevölkerung bezogen wurden. Noch der verdienstvolle mecklenburgische Forscher G. C. F. Lisch war bis in sein hohes Alter hinein der Meinung, dass die Urnenfriedhöfe wendisch seien. Vergl. z. B. seine Abhandlung „Der Wendenkirchhof von Wotenitz“ im Jahrb. des Vereins für mecklenb. Gesch. u. Altertumskunde. XXV. 1860.

Erst später fielen unserm Lisch die römischen Altsachen in diesen Leichenbrandgräbern auf und dass diese Gegenstände mehrere Jahrhunderte vor der Ankunft der Wenden gefertigt waren. Nun machte er daraus Römergräber, Gräber von Händlern aus den römischen Provinzen. Erst Rudolf Virchow hat das Verdienst, jene altgermanischen Urnen-Friedhöfe allgemein in Bezug auf ihr Alter richtiggestellt zu haben. (Aus den Sammelkästen des Märk. Prov.-Museums.)

Fr.

Wilhelm „der Grosse“. Dass die durch Kaiser Wilhelm II. eingeführte, auf dem Denkmal des ersten deutschen Kaisers zu Berlin in Erz ausgedrückte Bezeichnung „der Grosse“ bereits i. J. 1866 dem Sieger von Königgrätz bei seiner Rückkehr durch den Volksmund verliehen worden ist, bezeugt ein fliegendes Blatt aus dem genannten Jahre, welches Herr Geheimrat Dr. Wilhelm Schwartz zufällig aufgefunden und uns mitgeteilt hat.

Der Titel des Liedes, welches aus 14 achtzeiligen Strophen besteht, lautet wortgetreu:

Unserem Landesvater!
Preussens Gruss
an seinen ruhmgekrönten König
Wilhelm I.
(den Grossen.)

Bei der Rückkehr Seiner Majestät nach Berlin
aus dem für Preussen so glorreichen Kriege
mit Österreich.

Von
N. J. Anders.

Berlin 1866.

Verlag von Alexius Kiessling, Brandenburgstr. 57.

Fr.

Nachrichten über Dallgow, Kreis Osthavelland. In der „Brandenburgia“ VI, 521 erwähnte ich des merkwürdigen Pfarrhauses in diesem nahe Spandau belegenen, von Berlinern selten aufgesuchten Bauerndorf. Leider wird dieses Gebäude, welches zu den ältesten ländlichen Pfarrhäusern unserer Mark gehört, abgebrochen. Es ist aber Sorge getragen, dass bei der Öffnung des seit Jahrhunderten unberührt gebliebenen sogen. Abgrundes, d. h. des Verliesses, in welches man seit unvordenklicher Zeit allerhand überflüssig erscheinende Dinge hineingeworfen hat, darauf geachtet würde, ob sich nicht hierunter Gegenstände von kulturgeschichtlicher Bedeutung befinden.

Fr.

Nachricht über die „Hölle“ bei Miersdorf, Kreis Teltow, (Exkursionsbericht vom 25. Juni 1893.) Am 25. Juni 1893 wurde von uns von der Haltestelle Hankels-Ablage aus u. A. auch die sogenannte „Hölle“ bei Miersdorf besucht, eine unterhalb der benachbarten Windmühle verlaufende nahezu trockene Schlucht längs eines fast ganz zugetorften Wiesengrabens. Die Gegend ist baumlos und macht jetzt gar keinen schauerlichen Eindruck, der zu dem genannten Namen Anlass geben könnte; früher mag das ganz anders gewesen sein, als das Gelände oben dicht bewachsen war und unten Wasser und Bruch sich befand.

Ebenso wurde der Galgenberg, auf dem eine Triangulationsmarke sich befindet, erstiegen. Vorgeschichtliche Spuren wurden von uns an beiden Stellen nicht ermittelt.

Mit dem Namen „Hölle“, „Teufelsschlucht“, „Teufelsgraben“ u. dgl. sind sicherlich früher unheimliche und gefährliche Örtlichkeiten bezeichnet worden, in denen mitunter auch noch in den ersten Zeiten der Verchristlichung die heidnische wendische Bevölkerung heimliche Zusammenkünfte zu gottesdienstlichen Zwecken abgehalten haben mag. Gerade deshalb dürften diese abgelegenen, schwer zugänglichen Stellen von der christlichen Geistlichkeit durch jene Namensbeifügungen absichtlich in Verruf erklärt und gewissermassen verwünscht worden sein. Jetzt gehört allerdings oft eine starke Phantasie dazu, um sich an Ort und Stelle das Bild des Schauerlichen und Unheimlichen vorzustellen und sich selbst gewissermassen einzureden. Allein man darf hierbei nie vergessen, wie sehr durch das natürliche und künstliche Einschrumpfen unserer Gewässer und Brücher, durch die Abholzung, durch den Ackerbau, durch die Vermehrung der Wege und der Ansiedlungen

oftmals unsere früher unwirtlichsten Gegenden sozusagen harmloser, unauffälliger, freilich auch viel mehr interesselos geworden sind. Auf der Generalstabskarte von ca. 1845 ist die Miersdorfer Hölle noch durch einen langgestreckten tiefen Pfuhl markiert; jetzt ist davon kaum eine Spur mehr wahrzunehmen. So geht es an unzähligen anderen Stellen bei uns ähnlich zu.

E. Friedel.

Nachtrag zu den Ausgrabungen bei Templin, „Brandenburgia“ VI, 363 fig. Der merkwürdige gestiefelte Fuss germanischer Herkunft ist S. 365 von oben, S. 366 links von links, rechts von rechts dargestellt, es ist offenbar ein linker Stiefel, nicht Sandale. Unter den S. 365 abgebildeten Bronzen befinden sich oben zwei Ziernadeln mit Spiral-Köpfen, dann weiter zwei Ziernadeln mit rundlichen Köpfen, die Nadeln mit der charakteristischen leichten Krummbiegung. Links am Rande eine Pincette, früher als Bart-raufer erklärt, unten 2 gekrümmte Messer, früher als Rasiermesser bezeichnet. Unter dem Füsschen S. 365 befindet sich ein geriefter, mond-sichelförmiger bronzener Halsschmuck. Die Füsschen a und b S. 366 sind in natürlicher Grösse.

Alle Gegenstände verdanken wir dem Wohlwollen des Magistrats der Stadt Templin, dem hiermit unser herzlichster Dank ausgesprochen sei.

Berlin, den 1. März 1898.

Direktion des Märkischen Provinzial-Museums.

Friedel.

Ein historischer Weihnachtsfund ist auf dem Dachboden des Königlichen Schlosses bei Gelegenheit von Aufräumarbeiten gemacht worden. In einer entlegenen Kammer wurden gut erhaltene Gestelle von Christpyramiden entdeckt, wie sie zu Beginn des Jahrhunderts bei Gelegenheit der Weihnachtsbescherungen im Königlichen Schlosse damaligem Brauch gemäss verwendet wurden.

(„Berl. Lokal-Anzeiger“ vom 5. 1. 98.)

Fragekasten.

(Dr. B.) **Wo war die Büste Dieffenbachs in Berlin öffentlich aufgestellt?** Der auf seiner Besetzung in Tegel verstorbene Geheime Sanitätsrat Dr. la Pierre, ein sehr beliebter Berliner Arzt und Operateur und Vorbild des Dr. Claus in L'Arronges gleichnamigem Lustspiel, war ein Schüler und Verehrer des berühmten Operateurs Johann Friedrich Dieffenbach, über den ich einige Angaben in der „Brandenburgia“ VI, 375 gemacht habe. Dr. la Pierre kaufte das Haus Neue Hochstr. 8 und richtete hier eine

Privatklinik ein. Zur Ehrung seines grossen Lehrers brachte la Pierre über dem Portal des unscheinbaren, nur zwei Stockwerke hohen Gebäudes in einer Vertiefung eine überlebensgrosse Reliefbüste Dieffenbachs an, welche von Siemering herrührte und als sehr lebenswahr galt. Sie trug die Inschrift: „Johann Friedrich Dieffenbach 1795—1847“.

Haus und Büste sah man noch 1888. — Nach einigen Jahren verschwand beides. Ich schrieb an den mir seit vielen Jahren befreundeten Geheimrat la Pierre, der eine Tochter des bekannten Stadtbaurats Cantian*) geheiratet hatte, wo die Büste verblieben war und erhielt d. d. Tegel, den 13. November 1892 folgenden Bescheid: „Auf Ihr Freundliches vom 11. h. sehe ich mich leider gezwungen, Ihnen zu melden, dass die Büste unseres Dieffenbach (sehr gut gearbeitet von Meister Siemering) bei dem vor 2 Jahren erfolgten Abriss des Hauses Neue Hochstrasse No. 8 durch die rohe Gewalt zweier Bengel aus Niedertracht gegen ihren neuen Wirt zerstört worden ist. In Angst um die Erhaltung der mir so lieben Todtenmaske habe ich sie an meinen Sohn, Dr. la Pierre, zur Aufbewahrung übergeben“

E. Friedel.

*) Verfertiger der Schale vor dem Alten Museum (aus einem der Markgrafensteine in den Rauenschen Bergen bei Fürstenwalde), der Adlersäule am Berliner Schloss, Ecke der Schlossfreiheit und des Siegesdenkmals auf dem Bellealliance-Platz, von welchem letzteren Denkmal Ernst Cantian während des Baues durch einen Fehltritt herabstürzte und sich schwer verletzte. Beiläufig sei bemerkt, dass Dieffenbach während eines klinischen Vortrags im Operationssaale des Kgl. chirurgischen Universitäts-Klinikums in der Ziegelstrasse plötzlich am Schlagfluss verstarb.

Berichtigung.

S. 446 des vorigen Jahrganges Z. 22 muss es heissen Dr. Voss statt Dr. Koch.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.
 Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

3. (2. ordentl.) Versammlung des VII. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 11. Mai 1898, abends 7¹/₂ Uhr

im Bürgersaale des Rathauses.

Vorsitzender: Herr Geh. Regierungs-Rat E. Friedel.

Herr E. Friedel teilt zunächst folgendes mit:

1. Herr Professor Dr. Paul Magnus übersendet anlässlich der Mitteilung Dr. Bolles über das im Märkischen Museum befindliche „Naturspiel einer abnorm fruchtenden Kiefer“, „Brandenburgia“ VI, 327 flg. einen Sonderabdruck aus der „Gartenflora“ 1898, S. 215 und 217, einen Artikel „Blühen der Agaven an Seitentrieben“ von Dr. Otto Kuntze-San Remo enthaltend, dem wir folgendes wörtlich entnehmen:

„Hier blühen die Agaven bekanntlich schon nach 15—25 Jahren (oder früher?), was sich schon daraus ergibt, dass sie in den neuen Stadtteilen von San Remo an manchen Strassen, die kaum so alt sind, angepflanzt schon geblüht haben. Wenn nun ein solcher riesiger Blütenzweig beschädigt wird, so verstaubt sich der blütentreibende Saft und dringt in die meist zahlreichen ein- bis zweijährigen kleinen Ausläufer, sodass diese nun 1—2 m hohe, sogar fruchtbildende Blütenstängel treiben. Zur Gewissheit ist mir dies geworden, als ich letzthin in Monaco am Westausgang der Chaussee von Condamine einen solchen Riesenzweig in junger Entwicklung abgesägt fand und um die alte Pflanze ein halbes Dutzend oder mehr junge Ausläufer in Blüte sah.

Vielleicht wirft diese Leitung des Blütenbildungssaftes in falsche Bahnen auch ein Licht auf die Entstehung der neuerdings mehrfach besprochenen massig gehäuften Tannenzapfen, von denen ich selbst ein prächtiges Exemplar erwarb. Wenn man sich vorstellt, dass der weibliche Blütenzweig frühzeitig durch Insekten oder Eichhörnchen oder sonstwie in seiner Entwicklung unterbrochen wird, so kann der weibliche Blütenbildungssaft in die Bahn der männlichen Infloreszenzen gelangen und diese abnorm verändern; da nun letztere so massig gehäuft sind, so erkläre ich mir derart solche Massenanhäufung von kleineren Zapfen. Ob diese Erklärung neu ist, weiss ich nicht, da ich mich nie mit Monstrositäten abgab. Vielleicht giebt Prof. Magnus Bescheid“.

„Zu der interessanten Beobachtung des Herrn Dr. Otto Kuntze über das Blühen der Ausläufer der *Agave americana* bemerkt Herr Magnus, dass schon öfter solche Blütenbildung an Ausläufern auch bei unbeschädigtem Mittelschafte beobachtet worden ist. Eine der interessantesten ist die schon 1705 von Sericius in seiner Arbeit: Historische, Physische und Medizinische Beschreibung derer im Hochfürstlichen Gottorpischen prächtigen Garten, das neue Werck genannt, Dreyen sehr rar blühenden Aloën (Schleswig 1705), wo es S. 39 heisst: „Den 14. August habe gleichfalls was sonderliches bey unserer grösseren Aloë bemercket, da viele aus der Erde und Wurzel kommende Zweige die Blüth zeigend, aus der Erden hervorgetragen“. Viele solche Fälle teilt Dott. Jacopo Danielli in seinen Studi sull'Agavè Americana L. (Nuovo Giornale botanico Italiano Vol. XVII No. 2, April 1885) [S. 54 des Separatabdruckes] mit. Besonders interessant ist noch der in Gardeners Chronicle 1884 II p. 53 Figur 15 abgebildete Fall eines solchen basalen Seitenzweiges mit nur zwei Blüten.

Öfter ist beobachtet worden, dass nach Verletzung des zur Blüte schreitenden endständigen Blütenschafte mehrere seitliche Blütenschäfte zur Entwicklung kommen. Ein ausgezeichnete solcher Fall war vor längeren Jahren in Sanssouci bei Potsdam zu sehen, wo nach Verletzung des Endschaftes fünf seitliche Blütenschäfte auftraten. Hierauf möchte auch, wenigstens z. T., die im Bulletin de la Société botanique de France Vol. IX f. 146 mitgeteilte Erfahrung beruhen, dass, als die Franzosen im Kriege gegen die Araber in Algier mehrere hundert Agaven mit ihren Säbeln abgehackt hatten, fast alle diese Agaven im nächsten Jahre grosse schöne Blütenstände getrieben haben“.

„Was die von Herrn Dr. Otto Kuntze aufgeworfene Frage anbetrifft, ob die Massenanhäufung von Coniferenzapfen, die man zuweilen an einzelnen Ästen antrifft, auf eine ähnliche Ursache zurückzuführen sei, so kann ich diese nicht so sicher beantworten. In den mir bekannt gewordenen Fällen habe ich eine Verletzung einer Hauptachse nicht bemerkt. In den ähnlichen Fällen der gehäuften Kätzchen von *Coryles Avellana* und der gehäuften Blütenähren bei *Veronica speciosa* und *Veronica spicata*, die ich kurz erwähnt habe im 42. Jahrgang dieser Zeitschrift (1893), „Verhandlungen zur Beförderung des Gartenbaus“ S. 58 und 59, war das Gipfelährchen stets wohl ausgebildet. Ohne Zweifel tritt solche lokale Bildung zahlreicher Blütenstände auch ohne Verletzung der normal stehenden Inflorescenz auf“.

Herr Kuntze sagt darauf: „Hierzu erlaube ich mir zu bemerken, dass die Anordnung der etwa 60 kleinen Tannenzapfen an meinem Exemplar eine so regelmässige ist, wie sie der Anordnung der Blüten in der männlichen Inflorescenz entspricht“. —

Ich füge noch hinzu, dass Herr Friedhofinspektor Kirsky in Potsdam, der das auf den Ravensbergen gefundene, „Brandenburgia“ VI, 328 abgebildete Exemplar dem Kgl. Gartenbau-Direktor Hampel für das Märkische Museum verehrte, darauf hinweist, wie dergleichen abnorm entwickelte Fruchtstände der Kiefer in Norwegen vielfach beobachtet seien.

2. Herr Architekt M. Conradi überreicht der „Brandenburgia“ zu der am 20. Mai d. J. bevorstehenden Gedächtnisfeier Wilhelm Stolzes, des Altvaters der norddeutschen Kurzschrift, eines selfmade-Mannes im besten Wortsinne, den nachfolgenden Aufsatz:

Wilhelm Stolze.

Erinnerungsblätter zur Hundertjahr-Feier von M. Conradi.

Am 20. Mai 1798 wurde Wilhelm Stolze als der zweite Sohn eines angesehenen Schuhmachermeisters zu Berlin in der Stralauerstrasse geboren und zwar in dem Hause des Brauers Bier, das heute die Nummer 36 trägt. 1809 brachte man ihn auf das Joachimsthalsche Gymnasium, das auch sein älterer Bruder Karl besuchte. Durch die französische Fremdherrschaft, die Handel und Wandel bedrückte, kam auch das blühende Geschäft des Meisters Christian Stolze ins Stocken, seine ursprünglich guten Verhältnisse verschlechterten sich und als er 1812 starb, war zwar der ältere Sohn durch seine Thätigkeit als Lehrer im Stande auf eigenen Füßen zu stehen, aber Wilhelm besuchte noch das Gymnasium und wurde jetzt gezwungen, durch Privat-Unterricht zum Broterwerb mitzuhelfen. 1817 wollte er das Abiturienten-Examen ablegen und Theologie studieren, aber da er keine Mittel hatte, musste er diesen Plan aufgeben und eine Stelle bei der Berlinischen Feuerversicherungsgesellschaft annehmen. Seine freie Zeit benutzte er zur Fortsetzung seiner Lieblingsstudien, Sprachen und Geschichte.

Schon auf der Schule hatte Stolze Interesse für Stenographie gewonnen, er hoffte damals durch ihre Erlernung seine durch den Privat-Unterricht sehr beschränkte Zeit für die Schularbeiten besser ausnutzen zu können. Zwar wurde er schon 1815 durch einen Mitschüler auf die Kurzschrift von Mosengeil aufmerksam, aber erst 1820 bemühte er sich ernster nach Mosengeil zu stenographieren und da ihn dessen Schrift nicht befriedigte, selbst etwas Brauchbares zu finden. Dabei verfolgte er mit grosser Aufmerksamkeit alle neuen Erscheinungen auf diesem Gebiet.

In seiner Stellung bei der Berlinischen Feuerversicherung war Stolze allmählich aufgerückt und hoffte alsbald Leiter des ganzen Instituts zu werden. Da wurde plötzlich ein junger Mann, ein Neffe des Leiters der Anstalt, eingeschoben und mit einer Stelle betraut, der er nicht gewachsen war. Stolze musste den Neuling vollständig in Alles

einführen und unterrichten. Bald wurde es bekannt, dass der junge Mann zum Nachfolger des Leiters ausersehen war. Stolze hatte seit 18 Jahren gewaltige Anstrengungen gemacht zur Hebung des Instituts in dem damals entbrennenden Konkurrenz-Kampf mit andern Versicherungsgesellschaften. Er fühlte sich durch die Zurücksetzung tief gekränkt und nahm seine Entlassung. Jetzt machten sich die Folgen der Überanstrengung geltend, Stolzes Gesundheit hatte erheblich gelitten.

Inzwischen war er in seinen fortgesetzten Studien der Stenographie und der deutschen Sprache zu neuen Ergebnissen gelangt, die ihm die Erreichung seines Zieles in nahe Aussicht stellten. Achtzehn Jahre hatte er sich bemüht einen Weg zu finden, der ausdauernd verfolgt ihn 1838 zu dem erwünschten Ziele führte. 1841 veröffentlichte er sein erstes Lehrbuch der deutschen Stenographie. Bei dem damals geringen Verständnis für Kurzschrift und dem Mangel hinreichender Reklame fand das Lehrbuch wenig Beachtung, die neue Kunst erwies sich als brotlos und so musste Stolze wieder Hauslehrer spielen, um seine Familie zu ernähren. Die Herstellung des ersten Lehrbuches machte grosse Schwierigkeiten, weil in Berlin kein Lithograph zu finden war, der die Zeichen schreiben konnte. Dieses erste Lehrbuch erschien mit Staatsunterstützung. Die Unterrichtserteilung hatte in den ersten Jahren keinen einträglichen Erfolg, daher geriet Stolze 1842—1843 in harte Bedrängnis. Erst 1844 tritt eine glückliche Wendung ein. Zwei seiner Schüler, Kressler und Jaquet, suchten den schon Verschollenen wieder auf und ermutigten ihn durch Rat und That, seine Sache energischer zu vertreten. Durch einen Vortrag in der polytechnischen Gesellschaft, durch Lehrkurse in städtischen Schulen und in der Kriegsschule machte sich Stolze schnell bekannt.

Auf dem Rheinischen Provinzial-Landtag fand seine Kurzschrift durch Jaquet und Strahlendorff zum ersten Mal praktische Verwendung; 1847 trat Stolze selber in die Reihe der Praktiker ein, als das Bedürfnis nach Stenographen durch das Erwachen konstitutionellen Lebens wuchs. Aber hier hatte er wieder schwere Kämpfe gegen die Gabelsbergerschen Stenographen durchzumachen, die sich aus Süddeutschland und Sachsen nach Berlin bei dem Ministerium anfänglich erfolgreich bewarben. Stolze musste auch hier für alle seine Mühen schwer kränkende Verletzungen über sich ergehen lassen, die zum Teil in der gänzlichen Unbekanntheit der Behörden mit dem neuen Gegenstande ihren Grund hatten. Dr. Franz Stolze, der Sohn des Stenographie-Erfinders, hat in Mertens Stenographen-Kalender für 1898 die Vorgänge ausführlich geschildert, die aus Enttäuschungen, Kränkungen, Anfeindungen aller Art und obendrein aus mannigfachem Unglück in der Familie sich entwickelten. Erst 1850 erhielt Stolze das Amt als Vorsteher des Stenographischen Bureaus des Abgeordnetenhauses, 1852 wurde er gegen festes Gehalt mit dreimonat-

licher Kündigung beschäftigt. Er hat diese Stellung bis an sein Lebensende im Januar 1867 bekleidet und ist nie fest angestellt gewesen. In beiden Häusern des Landtages und auch in der Stadtverordneten-Versammlung in Berlin ist Stolzes Redezeichenkunst heimisch geworden. Am Tage nach seinem Hinscheiden gedachte der Präsident von Forckenbeck in der Plenarsitzung mit ehrenden Worten der Verdienste Stolzes um die „für das Haus unentbehrliche Wissenschaft“. —

Hunderte von Bänden stenographischer Berichte, die seit 50 Jahren in den Bibliotheken der Parlamente angesammelt sind und auf die man als zuverlässige Urkunden so oft zurückgreift, legen Zeugnis ab von der umfangreichen Verwertung der Stolzeschen Erfindung im Dienste des Vaterlandes.

Ein neues grosses Arbeitsfeld eröffnete sich der Stolzeschen Stenographie in den Parlamenten des Norddeutschen Bundes und des deutschen Reiches.

Bei zahlreichen provinziellen und kommunalen Körperschaften sowie bei privaten Gesellschaften fand sie zur wortgetreuen Aufzeichnung von Verhandlungen eine ausgedehnte Anwendung.

Immer mehr bürgert sich das Stolzesche System als Diktat-Stenographie ein zur Beschleunigung des Schreibgeschäfts grosser Handels- und Verkehrs-Institute, Bankhäuser, Baugeschäfte u. s. w.

An der Berliner Universität hat das System durch Errichtung eines Lektorats wissenschaftliche Pflege gefunden.

Der Vorsitzende E. Friedel bemerkt hierzu noch, dass er mit Wilhelm Stolzes Sohn, Dr. phil. Franz Stolze, zusammen das Friedrich-Werdersche-Gymnasium besucht, dass der alte Stolze, wie er gebückt und halb erblindet von seinem Sohn manches Jahr geführt wurde, eine typische Berliner Strassen-Erscheinung war und dass die Stadt Berlin den Antrag gestellt habe, nach Wilhelm Stolze im Osten des Weichbildes eine Strasse zu benennen. Dr. Franz Stolze, als Lektor der Stenographie an hiesiger Universität, setzt das Lebenswerk seines Vaters fort.

3. Herr Geheimer Regierungsrat Professor Dr. M. Delbrück übermittelt die soeben erschienene 2. Auflage seiner Schrift „Das Institut für Gährungsgewerbe und Stärkefabrikation in Berlin“ (32 S. g. 8^o). Zur Weihe des an der Seestrasse ausserhalb des Berliner Weichbildes im Forstschutzbezirk Tegel belegenen Instituts, vollzogen vom Kaiser Wilhelm II. am 23. März 1898, erschien die erste Auflage des Schriftchens. Nach einer allgemeinen Einleitung und einer Geschichte des Instituts und der grossen Verbände (Verein der Spiritus-Fabrikanten in Deutschland; V. Versuchs- und Lehranstalt für Brauerei in Berlin; V. der Stärke-Interessenten in Deutschland; V. der Korn-

brennereibesitzer und der Presshefefabrikanten Deutschlands; Verband deutscher Essigfabrikanten), werden die einzelnen Abteilungen beschrieben. Sie gruppieren sich wie folgt: a) Die technisch-wissenschaftliche Abteilung, welche hauptsächlich der Bakteriologie gewidmet ist. b) Die Abteilung für technische Verwertung des Spiritus. Zu technischen Zwecken werden zur Zeit 90 Millionen Liter jährlich verwendet, während der Verbrauch an Petroleum jährlich 1000 Millionen Liter umfasst. c) Abteilung für Rohstoffe. Hierzu sind 26 Kartoffel-, 16 Gerste- und 6 Hopfenversuchsfelder angelegt. d) Das analytische Laboratorium, welches 1897 im Ganzen 2545 Untersuchungen vornahm. e) Die botanisch-bakteriologische Abteilung, Abteilung für Reinkultur mit 400 Nummern in Kultur gehaltener Mikroorganismen. f) Die bau- und maschinentechnische Abteilung. Kontroluntersuchungen für Dampfkessel und Dampfmaschinen, elektrische Anlagen, Kältemaschinen u. dgl. g) Die Unterrichtskurse des Instituts, für Brauerei, für Brennerei und Stärkefabrikation, für Kornbrennerei und Presshefefabrikation, für Essigfabrikation. 55 000 Mark Honorare wurden für 1897 vereinnahmt. h) Die Betriebsrevisionen. 1897 im Ganzen 205. i) Die wirtschaftliche Abteilung. Einzelne der Verbände benötigen eine politische Vertretung, dazu will diese Abteilung die nötigen volks- und staatswirtschaftlichen Unterlagen schaffen. k) Die Bibliothek, welche u. a. eine vollzählige Patentlitteratur umfasst. l) Die Veröffentlichungen, ausser wichtigen Sonderschriften einzelner Mitarbeiter, 3 Zeitschriften: Zeitschrift für Spiritusindustrie und Stärkeindustrie, Wochenschrift für Brauerei und Deutsche Essig-Industrie. m) Die Glasbläserei. Ursprünglich ward eine Glasbläserei im Institut selbst betrieben, es waren thätig ein Glasbläsermeister, 2 Gesellen und Lehrlinge und ein Schlosser. Beschränkte Raumverhältnisse führten zur Einrichtung der Hausindustrie. Die Meister wurden selbständig gemacht; das Institut beschränkt sich nunmehr darauf, nach eigenen Modellen und Normalien sämtliche für die Gährungsgewerbe notwendigen Präzisions-Instrumente verschiedener Art herstellen und diese durch einen Beamten prüfen zu lassen. Auch wird die Einrichtung von Betriebs-Laboratorien übernommen.

Eine besondere Abteilung bilden die praktischen Versuchsanstalten, vier an der Zahl: a) Die Versuchs- und Lehrbrauerei mit Mälzerei, welche jährlich 4000 Zentner Gerste, 1800 Zentner Kaufmalz verarbeitet und 9500 Hektoliter Bier erzeugt. Es werden im regelmässigen Geschäftsbetrieb hergestellt: Bundesbräu, ein malzreiches, braunes Bier und Hochschulbräu, ein hopfenaromatisches, leichtes Bier, alles wohlbekömmliche, solide Getränke, die sich im Preise etwas höher als die meist üblichen Konkurrenzbiere stellen und wohl nur deshalb noch nicht so verbreitet sind, als sie es verdienen dürften. b) Die

Versuchsbrennerei und Hefezuchtanstalt enthält Kartoffel- und Kornbrennerei sowie Presshefefabrikation. c) Die Versuchsanstalt für Stärkeindustrie: Anlage zur Verarbeitung von Kartoffeln und Körnerfrüchten. d) Die Versuchsanstalt für Essigfabrikation: Etwa 300 Hektoliter Ertrag im Jahr.

An Personal sind vorhanden: Der genannte Vorsteher, 7 Professoren und 25 sonstige wissenschaftliche Beamte, ein Braumeister, 2 Rendanten, ein Sekretär und 6 Unterbeamte.

Hoffentlich ist es der „Brandenburgia“ recht bald vergönnt, von diesem grossartigen, vom Standpunkt der Heimatkunde das vollste Interesse beanspruchenden ebenso wissenschaftlichen wie gemeinnützigen Institut durch Besichtigung an Ort und Stelle Kenntniss zu nehmen.

4. Herr E. Friedel macht folgende Mitteilung über den neuen Städtischen Verbrennungsofen:

An der Diestelmeyer-Strasse nahe der neuen Auferstehungskirche befindet sich seit einigen Jahren die Städtische Leichensammelstelle, woselbst die in den Krankenhäusern gestorbenen und als vermögenslos abseiten der Stadtgemeinde Berlin auf deren Kosten zu bestattenden Personen gesammelt, an die Anatomie für medizinische Studienzwecke abgeliefert oder unmittelbar nach dem Gemeindefriedhof von Berlin in Friedrichsfelde, welcher unmittelbar an den Vorort Lichtenberg angrenzt, zur Beerdigung befördert werden.

Im Zusammenhang mit dieser Leichensammelstelle ist der Städtische Verbrennungsofen erbaut. Es ist durchaus nicht meine Absicht, mich heute hier über das Pro und das Contra der Feuerbestattung auszusprechen. Ich will nur das neue Institut und die Gründe, welche zur Einrichtung desselben geführt haben, in aller Kürze schildern.

Für alle Grossstädte Europas stellt es sich mehr und mehr als eine wahre Kalamität heraus, dass Gelände zur Anlegung neuer Friedhöfe garnicht mehr oder nur mit grossen Opfern und in weiten Entfernungen zu beschaffen ist. Die Umgebungen der Grossstädte verwandeln sich allmählig an den günstigeren Stellen in Villen - Vororte, an anderen Stellen in Mietskasernen - Vororte oder in Fabriken und andere gewerbliche Etablissements. Keine Vor-Ortschaft will mehr von der Anlegung neuer Begräbnisstätten der benachbarten Grossstadt etwas wissen, neue Friedhöfe entwerten den Grund und Boden der Nachbarschaft auf weite Strecken; selbst die endlosen Leichenzüge, welche, aus der Grossstadt kommend, den Vorort passieren, werden aus gleichem Grunde höchst ungerne gesehen. Wie die Verhältnisse liegen, darf man diese Abneigung gegen Friedhöfe und Leichenzüge den Vorortlern garnicht einmal verdenken und wir wundern uns deshalb garnicht, wenn die Amtsvorstände und Ortsgemeinden im teltowischen

Kreise unterstützt vom Landratamt, ja selbst von der Regierung der Anlage neuer berlinischer Gottesäcker im Teltower Kreise nahe Berlin entgegenarbeiten. Etwas weniger schlimm liegt die Sache in dem zweiten, die Reichshauptstadt umfassenden, ländlichen Kreise, in Nieder-Barnim. Selbst hier aber wächst die Schwierigkeit der Anlegung neuer Kirchhöfe mit jedem Jahr.

Auch die reichshauptstädtische Gemeindeverwaltung kann deshalb nicht ohne begründete Besorgnis auf den Zeitpunkt hinblicken, an welchem sie genötigt sein würde, einen neuen grossen Gemeindefriedhof anzulegen.

Diese faktischen und praktischen Verhältnisse drängen in jeder Grossstadt, besonders auch in Berlin dazu, die Leichenverbrennung soviel als möglich einzuführen. Denn erfolgt dieselbe auch nur fakultativ, so ist die Friedhofsnot sofort beseitigt.

Aber in Preussen ist, im Gegensatz zu Württemberg, Baden, Sachsen - Coburg - Gotha, Hamburg etc. die Feuerbestattung noch nicht gestattet. Unter solchen Umständen blieb der Städtischen Verwaltung Berlins nichts Anderes übrig, als mindestens die Einäscherung der seziierten Leichen, deren Bestattung der Gemeinde kostenpflichtig obliegt, zu fordern.

Unser verehrtes Ehrenmitglied, der Ober-Präsident der Provinz Brandenburg und von Berlin, Herr Dr. von Achenbach, hat dann auch in einsichtsvollster Weise gestattet, dass Einzelteile von lebenden oder verstorbenen Menschen (amputierte Stücke u. dgl.) sowie Nichtindividual-Leichen eingeäschert werden dürfen. Ein Körper hat dann seine Individualität d. h. die Möglichkeit seiner genaueren Identifizierung verloren, wenn ihm wesentliche Teile, vor Allem der Kopf, fehlen. Hiernach wird man sich in der Praxis den Begriff der Nichtindividualität klar machen und konstruieren müssen. Äusserlich wird eine Verwechslung dadurch völlig ausgeschlossen, dass die Individual-Leichen wie bisher in Särgen, dagegen alle übrigen zur Einäscherung bestimmten menschlichen Reste in besonders gefertigten flachen Kisten liegen, deren Inhalt bis höchstens zwei Zentner wiegt und gewöhnlich von verschiedenen Individuen entnommen ist.

Der Verbrennungsofen erscheint baulich als eine Verlängerung der bereits erwähnten Leichensammelstelle an der Diestelmeyer-Strasse. Die Maschinerie ist von einem unserer bewährtesten deutschen Techniker, Civil-Ingenieur Richard Schneider in Dresden eingerichtet, das Haus dazu von dem Stadtbauinspektor Wollenhaupt erbaut. Die äussere Gestaltung, welche nach Vorschrift der Aufsichtsbehörde ganz schlicht gehalten werden musste, wird ersichtlich aus einer Ihnen vorliegenden Abbildung in der „Flamme“, dem Organ des hiesigen Vereins für Feuerbestattung, dessen Vorsitzenden Herrn Stadtverordneten Matterede wir

heute unter uns begrüßen, desgleichen aus der ausgelegten Bauzeichnung. Auch die innere Konstruktion können Sie aus den vorliegenden Aufrissen und Querschnitten entnehmen.

Die im Leichenkeller gesammelten Brandkisten werden hydraulisch in das obere Stockwerk gehoben und auf einen eisernen Wagen gesetzt, auf dem zwei hölzerne Leisten stehen. Dann wird die Kiste in den bereits angeheizten Ofen, der es bis ca. 1000° C bringt, geschoben, wobei die erwähnten 2 Leisten mit in den Ofen kommen. Sie verbrennen zwar mit, sind aber derartig mit Wasser getränkt, dass sie erst dann zerfallen, wenn die Kiste mit den Leichenteilen bereits nahezu verzehrt ist. Dadurch wird verhindert, dass die Leichenkiste schief fällt und befördert, dass die Flamme auch den Boden der Kiste bestreicht.

Eine Verbrennung dauert eine Stunde, die folgende weniger, sodass es zuletzt gelingt, eine Kiste in rund 30 Minuten einzuäschern. Das Verbrennen geschieht mit gesiebttem Kokes von oberschlesischen Steinkohlen aus den städtischen Gaswerken. Die Stücke sind faustgross. Infolge des guten Brennstoffs und der vorzüglichen Zugkraft des Ofens entwickelt sich kein Dampf im Schornstein, die Rauchverzehrung ist vielmehr eine vollständige. Dass dabei absolute Geruchlosigkeit herrscht, ist selbstverständlich. Man kann die Nase dicht an die Gucklöcher bringen, durch welche man in den feurigen Ofen blickt, und man wird auch nicht den allergeringsten Geruch wahrnehmen.

Ich lege Ihnen zur Würdigung vor die Knochenkohle und Aschenreste, welche bei den ersten zwei Einäscherungen in dem neuen Städtischen Verbrennungsofen gesammelt sind. Sie ähneln sehr den aus den vorgeschichtlichen Brandgräbern der Völkerwanderungszeit bekannten Leichenbrandresten, welche in Urnen, mitunter auch ohne solche (wahrscheinlich in vergangenen Beuteln) verwahrt gewesen sind, und von welchen ich Ihnen Proben aus einer germanischen Aschenurne vorlege. Gegenwärtig, wo noch stärkere Glut angewendet wird, sind die Leichenbrandrückstände entsprechend geringer, etwa so, wie in der Zeit der ostgermanischen Brandgräber, ca. 500 v. Chr., wo man auf die intensivere Verbrennung im Allgemeinen grössere Sorgfalt als in der Völkerwanderungszeit zu verwenden pflegte.

Durch Nachlässigkeit kommen mitunter unter den Leichenresten fremde Sachen in die Brandkiste und werden alsdann der Glut ebenfalls ausgesetzt; so sehen Sie hier weissliche und bräunliche Glasgefässreste, welche auf diese Weise den Ofen passiert haben.

Die Verbrennungsrückstände, meist Knochenteilchen, werden ausgesondert und in der Erde vergraben. Diese Rückstände haben durchaus nichts Abstossendes und sind nur selten noch als solche, welche von Menschen herrühren, zu erkennen.

Durch das Einäschern der Nichtindividual-Leichen hofft das Kuratorium für das Städtische Bestattungswesen vorläufig jährlich gegen 1000 Grabstellen auf dem Gemeindefriedhof zu ersparen.

5. Über den Bauplan des neuen Märkischen Provinzial-Museums

berichteten die Herren Geheimrat Friedel und Museums-Kustos Buchholz wie folgt:

a) Herr Friedel: An Stelle der Mitteilungen unseres leider durch Unpässlichkeit behinderten Mitgliedes Baurat Ludwig Hoffmanns wollen Sie gefälligst mit den Angaben vorlieb nehmen, welche ich Ihnen über die äusseren, und Herr Kustos Buchholz über die inneren Verhältnisse des neuen Dienstgebäudes für das Märkische Provinzial-Museum der Stadt Berlin machen werden.

Die seit 1874 entstandenen Sammlungen des Märkischen Museums, welche recht geflissentlich der Heimatkunde dienen und aus einer naturgeschichtlichen Abteilung A und einer kulturgeschichtlichen Abteilung B bestehen, sind anfänglich in Nebenräumen im III. Stockwerk des Rathauses, dann in dem ehemals v. Podewilsschen Palais, Kloster-Str. 68, jetzt der Städtischen Sparkasse gehörig, und hierauf in dem Köllnischen Rathaus Breite-Str. 20a, überall in beengten und gänzlich unzureichenden Räumlichkeiten untergebracht worden.

Die Städtischen Behörden in Einsicht dieser Übelstände erliessen vor mehreren Jahren ein Wettbewerbsausschreiben an die Baukünstler Deutschlands, welches die Einreichung vieler Projekte zur Folge hatte, von denen einige für gut befunden und prämiirt wurden. Das von dem inzwischen verstorbenen hiesigen Städtischen Architekten Möller entworfene Projekt, welches den ersten Preis erzielt hatte, zeigte sich von vornherein sowohl wegen seiner Einteilung, wie seines Preises (2 Millionen Mark) wegen wenig zur Ausführung geeignet.

Dieser Entwurf mit den übrigen preisgekrönten Projekten hat im Rathaus öffentlich ausgehangen und ist auch den Mitgliedern unserer „Brandenburgia“ am 8. März 1893 gezeigt worden. Ein Hauptmangel an der Möllerschen wie mancher andern der ausgestellten *épreuves d'artiste* war der, dass der Künstler, ohne auf die Verschiedenartigkeit der Sammlungen genau einzugehen, aus denen sich ein der Heimatkunde dienendes Provinzialmuseum zusammensetzt, lediglich ein grosses kastenartiges Gebäude mit so und so viel Fächern im Innern ausführen und es der Museumsverwaltung überlassen wollte, sich mit ihrem Raumbedürfnis nunmehr den einzelnen baulichen Abschnitten, die sich in mechanischer Gleichförmigkeit wiederholten, anzupassen.

Das ist die Art, wie man die grossen Staats-Museums-Bauten für Natur- und Kunst-Geschichte behandelt hat. Ein grosser Kastenbau mit

Central-Lichthof in der Mitte, breite Treppen, die zu den Korridoren um den Lichthof führen, nach denen die Thüren der Ausstellungsräume münden. Eine solche mechanische Abfindung mit der Raumverteilung mag in einem Landes-Museum am Platze sein, welches die Schätze der Botanik, Zoologie, Mineralogie, Palaeontologie etc. der ganzen Welt repräsentieren will; es hat auch allenfalls für diejenigen grossen Kunst- oder Altertums-Museen einigen Wert, welche z. B. die Kupferstiche aller Meister, die Münzen aller Völker und die Bildwerke und die Gemälde aller Schulen in typischen Vertretern aufnehmen sollen.

Ganz verfehlt ist dagegen eine kastenförmige Anordnung für ein Provinzial-Museum; das hierfür geeignete Gebäude muss vielmehr selbst gewissermassen ein Stück Heimatsgeschichte darstellen und in seinen Räumen deren durch die natürlichen und kulturlichen Verhältnisse der Landschaft bedingte Ausgestaltung auch äusserlich erkennen lassen. Alle Versuche, das mit dem ersten Preise gekrönte Projekt Möllers umzugestalten, sind gänzlich gescheitert. Dem wackeren Mann hatte eben etwas ganz anderes, als was wir brauchen, vorgeschwebt. Äusserlich gleicht sein Entwurf einem Konzerthaus oder Theater mit einer dekorativen Häufung zweckloser Ornamentmuster, innerlich wird ungeheuer viel Platz von einem prächtigen Ritter- oder Festsaal absorbiert, der in ein Museum von vielen schlichten Altertümern und nur verhältnismässig wenigen prunkhaften Schaustücken, wie sie das Märkische Museum enthält, ganz und gar nicht hineinpasst und wegen der vielfachen Auflösung der Wände in Pfeiler und Säulen keine irgendwie zulänglichen Flächen zum Aufstellen grösserer Gegenstände bietet.

So blieb die Sache liegen, bis glücklicher Weise unser neuer Städtischer Baurat, der geniale Erbauer des Reichsgerichtspalastes zu Leipzig, Ludwig Hoffmann, die Sache in die Hand nahm, sich wohl bewusst, dass dies sein erster grosser Monumentalbau in Berlin und gleichzeitig wegen seiner Eigenartigkeit der einzige Bau sein dürfte, den er für dergleichen Zwecke im Städtischen Dienste hierselbst ausführen werde.

Ludwig Hoffmann hat sich zunächst in die Sammlungsgegenstände und deren Bedeutung als ein Museum der Heimatkunde vertieft und dann genaue Studien der Bauweise unserer Altvorderen in Nord-Deutschland, insbesondere in der Mark gemacht.

Das eigentümliche Baugelände, welches sich vom Kölnischen Park zwischen der Strasse Am Kölnischen Park und der Wallstrasse nach dem davorliegenden Märkischen Platz, der Waisen-Brücke und dem hier ansehnlich breiten oberen Spree-Strome zuspitzt, ist durch das Hoffmannsche Projekt auf das günstigste ausgenutzt. Einen wirksamen Hintergrund nach der Basis des Baudreiecks zu bietet der Kölnische Park, der hier gerade ein zu der kurfürstlichen Stadtbefestigung Berlins

gehöriges Stück Wall zeigt, auf dem sich ältere ansehnliche Baumgruppen wirksam erheben. Auch der nahe dahinter belegene Wusterhausener Bär von 1712, ein Bauwerk, welches auf dem Wehre des benachbarten, jetzt verschütteten Grünen Grabens, zur Vertheidigung des Übergangs über das Grabenwehr stand, erinnert an die geschichtlichen Beziehungen der Gegend und eine der Bestimmungen des Märkischen Museums, die heimatlichen Altertümer zu sammeln, auch zu deren Betrachtung und Studium anzuregen.

Nach dem Hoffmannschen Entwürfe stellt sich der Museumsbau als die Zusammenfassung mehrerer Gebäulichkeiten verschiedener Zeiten und Stile dar, von Anklängen des romanischen Stils, vom Übergangsstil und der Gotik bis zur Renaissance. Hiernach wird das Museumsgebäude erfreulicher Weise selbst gewissermassen ein Ausstellungsobjekt sein und fesselnd und belehrend wirken. Zwei ähnliche, ebenfalls in ihren Sammlungen sehr gemischt zusammengesetzte Musealbauten, existieren in Deutschland: das Germanische Museum zu Nürnberg und das neue seiner Vollendung entgegensehende Bayerische National-Museum an der Prinzregentenstrasse zu München. In Nürnberg ergab sich der glückliche Umstand, dass man hier alte interessante klösterliche Bauten des Mittelalters benutzen konnte, an welche alsdann im Lauf der Jahrzehnte bis in die neueste Zeit immer mehr Anbauten, verschiedenartig stilisirt, mit Geschmack und Glück, zweckentsprechend angefügt worden sind. Das Münchener Museum wird ebenfalls aus verschiedenen Gebäuden in gemischten Stilen zusammengefügt.

Etwas ähnliches hätte die Stadtverwaltung Berlins sich leisten können, wenn es rechtzeitig gelungen wäre, die Verlegung des Berlinischen Gymnasiums zum Grauen Kloster durchzusetzen und dessen altertümliche Bestandteile unter Hinzunahme der ziemlich entbehrlich gewordenen Klosterkirche als Krystallisations-Punkte für ein Märkisches Museum zu gewinnen. Allein, als der Magistrat vor Jahren geneigt war, dieser Idee näher zu treten, stiess dieser bei der Schul- und Kirchenbehörde auf Widerspruch und als vor einigen Monaten die Benutzung dieser Gebäude für einen Museumsbau seitens des Herrn Konservators der Preussischen Kunst-Denkmäler Persius angeregt wurde, da war es, abgesehen von dem noch immer zu überwindenden Widerspruch der Gymnasiarchen zu spät und der Bau des Ihnen jetzt im Projekt vorgelegten Baues bereits endgültig beschlossen.

b) Herr Kustos Buchholz erläutert im Anschluss an diese allgemeinen Ausführungen die geplante innere Einrichtung des Märkischen Museums unter Vorlage der Grundrisszeichnungen. Der Besucher wird den äusserlich romanisch gehaltenen Teil des Baues an der der Waisenbrücke gegenüberliegenden Front zuerst betreten und durch eine gewölbte Vorhalle den Zugang zu den eigentlichen Museumsräumen gewinnen.

Zunächst tritt man durch einen kleinen, auch durch den Ausblick auf den Hof an einen Kreuzgang erinnernden Raum in eine grosse durch beide Stockwerke gehende Ausstellungshalle, in der vorzugsweise Erinnerungsstücke von grosser Höhe, auch Spezialausstellungen Platz finden werden. Innerhalb dieser Halle führt eine Treppe in die aus 5 Sälen bestehende prähistorische Abteilung hinab und eine andere Treppe wieder hinauf in 8 für die naturgeschichtlichen Disciplinen vorgesehene Säle. An die letzteren schliessen sich 2 Säle für Kunstwerke mit historischer Beziehung und zuletzt die auch schon von der Vorhalle aus erreichbaren Verwaltungsräume. Eine Treppe führt dann hinauf in die Räume für die Hauptabteilungen des Museums, die historischen und die kulturgeschichtlichen Sammlungen, denen sich die Spezial-Sammlungen (Numismatik, Heraldik u. s. w.) anschliessen. Über den Verwaltungsräumen ist der Vortragssaal vorgesehen, der ja insbesondere auch der „Brandenburgia“ eine feste Heimstätte geben dürfte.

6. Herr E. Friedel legte mehrere bei der Pflugschafts-Exkursion des Märkischen Museums am 1. Mai 1898 durch Herrn H. Maurer aufgenommene Photographien mit folgenden Bemerkungen vor:

a) Das Herrenhaus von Kemnitz, ein seit Jahrhunderten im Besitz der Familie von Brietzke befindlicher Edelsitz am Grossen Plessower See unweit Werder, Kreis Zauche-Belzig. Das mit hohem Giebel geschmückte Schloss stellt sich schlicht und einfach im Stile des 17. Jahrhunderts dar. Daran schliesst sich ein Garten, übergehend in einen Park, in dem wir grossblättrigen Epheu, das grosse Immergrün (*Vinca major* L.), Kaiserkronen (*Fritillaria imperialis* L.), Gedenkemein (*Omphalodes verna* Moench) und den purpurnen Kreuzblütler (*Lunaria biennis* Moench) verwildert fanden. Für die Volkstümlichkeit der Familie von Brietzke sprechen allerhand über sie umgehende Sagen. Als ich i. J. 1883, der gastlichen Einladung zu einer Ausgrabung folgend, in Kemnitz war, traf ich eine ganz verstört aussehende Patzmacherin aus Berlin, welche sich hoch und teuer verschwor, nie wieder nach dem Schloss zu kommen, denn sie habe das Hausgespenst, den alten Brietzke, der den Kopf unter dem Arm trägt, in der Nacht gehört und gesehen. Dieser Ahne fährt auch mitunter im Donnergepolter durch die Dorfstrasse, mitunter soll er aussehen „as een groten Hunt un ganz raue zottige Beene hebban“. Auch ein unheimlicher Schwan ist in Kemnitz früher durch den Nachtwächter, vom See nach dem Kirchhof watschelnd, gesehen; das hat allemal einen Todesfall bedeutet. Einmal ist der Schwan dann vom Kirchhof nach dem Edelhof gegangen. „Un dett hett ook keene acht Dage duurt, dâ is der Edellmann doot west“. (Kuhn, Märk. Sagen und Märchen. Berlin 1843, S. 67—69.)

Der Kirchhof, welcher sich um das alte schlichte, ursprünglich feldsteinerne kleine Gotteshaus herum erstreckt, liegt hoch in einer

vormals sumpfigen Stelle und scheint mit seinen vielfach von uns beobachteten wendischen Gefässresten auf einen eingebneten kleinen Burgwall hinzudeuten.

b) Das feste Haus Zolchow, am rechten Ufer des nördlichen Seezipfels, wohin wir uns von dem Fischer übersetzen liessen. Von der Ruine steht noch ein Turm; das Mauerwerk ist zum Teil von dem grossen mittelalterlichen Format. Bergau, Inventar der Bau- und Kunst-Denkmäler in der Provinz Brandenburg, Berlin 1885, S. 809 schreibt: „Zolchow (1290 Zolgow, 1301 Czolchow), Vorwerk von Plessow, an der nördlichen Spitze des grossen Plessower Sees in der Nähe von Potsdam gelegen, wird urkundlich schon 1290 genannt, war 1378 im Besitz des Domkapitels zu Brandenburg, von welchem es 1528 in den Besitz der Familie v. Rochow überging. Herrenhaus, aus dem Anfange des 17. Jahrhunderts stammend. Ein Flügel. Erdgeschoss aus Feldsteinen, Obergeschosse aus Ziegeln. Viereckige Fenster mit Einfassungen von Sandstein. War früher befestigt; bis 1805 auf drei Seiten mit hohen Wällen und Gräben umgeben; auf der vierten Seite ist der See.“

Kuhn a. a. O. S. 70 sagt, es gelte als das feste Stammschloss der Rochows und habe von Plessow dahin ein unterirdischer Gang geführt. Andere erzählen, es hätten in Zolchow Räuber gehaust. Man habe die Burg angegriffen, aber nicht einnehmen können. Bei dieser Gelegenheit soll die Burg namentlich vom See aus angegriffen sein, und man zeigt noch fünf runde Löcher am Nordgiebel, die von hineingeschossenen Kugeln herrühren sollen.

In einem Aufsatz „Das feste Haus Zolchow“, Märk. Forschungen V, Berlin 1857, S. 91—99, hat sich Louis Schneider bemüht, das wenige Geschichtliche zusammenzutragen. Kanonenkugeln sind allerdings beim Schloss ausgegraben, der Giebel mit den übrigens wohl fälschlich so bezeichneten Kugellöchern ist inzwischen verschwunden; das Feuer hat hier wiederholt gewütet und die Wirtschaftsgebäude zerstört, die letzten derartigen Bauten sind erst im April 1898 eingäschert worden.

c) Glücklicher Weise ist das alte malerische Fischerhaus verschont geblieben, welches auch ein paar Jahrhunderte, ein fast quadratischer Bau mit hohem Dach, aufzuweisen hat. Wir haben diesen alten Fachwerkbau ebenfalls aufgenommen.

Beim Schloss scheint es sich auch um eine alte wendische Burgwallstelle zu handeln, welche im Mittelalter mit Feld- und Backstein-Baulichkeiten befestigt gewesen sein wird, die dem jetzigen Renaissancebau, mit rundlichem Thürbogen an der Westseite (dgl. photographiert) Platz machten. Mancherlei gut gearbeitete Simse und Einfassungstücke aus Sandstein liegen herum.

Schneider beweist, dass 1528 Wälle und Gräben des festen Hauses Zolchow bereits vorhanden waren. Seit Schneider dort war, hat der Verfall des als Heumagazin, Kartoffelkeller und dgl. dienenden Gebäudes leider unaufhaltsam zugenommen. Zu Schneiders Zeit zeigten die Eingangsthüren zu den Keller- oder Erdgeschoss-Räumen im Innern Malereien. Auf einer Thür befand sich deutlich die Figur eines Kellermeisters oder Küfers, auf der anderen die eines rauchenden Dieners (17. Jahrh.). Aus einer mündlichen Mitteilung des früheren Besitzers von Zolchow, Major Dietrich v. Rochow zu Plessow, an den städtischen Archivar Fidicin zu Berlin geht hervor, dass der Grossvater des Majors in den festen Kellerräumen des Hauses ein vergraben gewesenes grosses Weinfass aufgefunden habe, dessen Dauben bereits gänzlich verwest gewesen, während der Wein in seiner eigenen Kruste gleichsam wie in einer steinernen Mulde ruhte.

Schliesslich sei erwähnt, dass ich am 1. d. M. in Kemnitz für das Märkische Museum ein der Kirche gehöriges interessantes silbernes Gefäss, viereckig, 16,5 cm hoch, 450 Gramm schwer, mit Schraubendeckel erwarb, welches Spuren von Vergoldung aufweist und auf der Vorderseite das Rochowsche Wappen, drei nach aussen gewendete Pferdeköpfe-Paare, die Anfangsbuchstaben H. H. V. R. H. und die Jahreszahl 1669 enthält. Es sind dafür 50 Mk. gezahlt, wovon 30 Mk. auf den Silberwert entfallen. Benutzt wurde dies vom Geistlichen zur Krankenkommunion ausserhalb der Kirche, und befand sich der Abendmahlswein, die letzte Wegzehrung, das Viaticum, darin.

7. Herr Kustos Buchholz: Der bekannte Neidkopf am Hause Heilige Geiststrasse 38, dessen Photographie ich hier vorlege, ist neuerdings in einem vom Rechtsanwalt Dr. v. Freydorf in Mannheim verfassten Artikel in „Ueber Land und Meer“ (S. 387) nach einer bisher nicht in Betracht gezogenen Richtung zu deuten versucht worden. Nach Analogie eines von ihm in Villingen im Breisgau an der Seitenwand eines Erkers gefundenen ähnlichen, aber gotischen Kopfes, der als Symbol für das Recht des Hauses auf unbeschränkte Aussicht nach der entsprechenden Seite hin gilt, glaubt Herr v. Freydorf, dass auch der Berliner Neidkopf, den er nur in der Abbildung gesehen zu haben scheint, lediglich als Wahrzeichen für ein gleiches Servitut anzusehen sei; es könnte aus viel älterer Zeit herrühren, aber bei einem Neubau im Anfang des 18. Jahrhunderts in barocker Form erneuert worden sein. Zunächst hat Herr v. Freydorf für seine Deutung nur das eine Beispiel von Villingen gefunden, doch kann er auch dieses eine noch nicht ausreichend aus der Rechtsgeschichte begründen, namentlich fehlt in dem Artikel die weitere grundbuchliche Feststellung der obigen Hausrechts-Angabe, die die Besitzerin — eine Bäckerfrau — gemacht habe. Wichtiger erscheint die in dem Artikel versuchte Herleitung des Wortes

„Neidkopf“ aus der in der älteren deutschen Rechtssprache vorkommenden Bezeichnung „Neidbau“ für eine, die Aussicht beschränkende Mauer. Es bleibt indess noch fraglich und unsre rechtsgelehrten Mitglieder nehmen vielleicht hieraus zu einer Untersuchung darüber Anlass, ob in der Mark jemals die Markierung eines solchen Servituts durch einen in der bezüglichen Richtung blickenden Kopf vorgeschrieben oder auch nur gebräuchlich war. Jedenfalls passt die Deutung nicht auf die Örtlichkeit in der Heiligen Geiststrasse, soweit die Berliner Lokalgeschichte Material für die Beurteilung liefert und da wir nichts zuverlässigeres haben, müssen wir schon noch daran festhalten, was Cosmar in seinen 1851 gedruckten „Sagen aus Berlins Vorzeit“, gestützt auf glaubwürdige Erzählungen alter Leute, überliefert und was sonst Louis Schneider in seinem Vortrag von 1865 darüber berichtet. Für diejenigen Anwesenden, denen die Sage und der weitere Hergang nicht bekannt sein sollte, referiere ich kurz: Der „Neidkopf“ war vordem von keinem Berliner Chronisten erwähnt worden. Im Jahre 1841 beseitigte ihn die Besitzerin des Hauses, Witwe Arents, weil sie Anstoss an der hässlichen Fratze nahm. Auf Odebrechts Veranlassung wünschte der Märkische Geschichts-Verein, den Kopf zu erwerben; das Geschäft scheiterte aber an der Preisforderung von 10 Friedrichsd'or. Frau Arents liess inzwischen das Wahrzeichen an einem Hintergebäude einmauern, das in den 50er Jahren abgerissen wurde, wobei der wohl wenig beachtete Kopf in den Besitz des Antiquars Mai kam. Dort sah ihn Louis Schneider im Jahre 1857. Die inzwischen von Cosmar publicierte Sage in Verbindung mit diesem Kopf erschien ihm interessant genug, um dem König darüber Vortrag zu halten und ihn zu dem Befehl zu bestimmen, dass der Kopf für den geforderten Preis von 6 Friedrichsd'or angekauft und seitens des Polizeipräsidiiums die Wiedereinmauerung an der ursprünglichen Stelle bewirkt werde. Der neue Besitzer des Hauses, Goldrahmen-Fabrikant Schultze, gestattete nicht allein die Wiedereinmauerung, sondern auch eine grundbuchliche Eintragung, dass der Neidkopf ohne Zustimmung des Fiskus weder von seiner jetzigen Stelle entfernt, noch überhaupt verändert werden darf. Louis Schneider hat dann in der ersten Sitzung des von ihm 1865 gegründeten Geschichtsvereins die Neidkopffrage zum Gegenstand eines Vortrages gemacht. Dabei war nicht allein der Cosmarschen Sage, sondern auch einer von Bertram berichteten Version gedacht, die beide in den Vereinsschriften abgedruckt sind.

Nach Cosmar habe König Friedrich Wilhelm I. auf seinen Gängen durch die Strassen Berlins den wenig bemittelten Goldschmidt Lieberkühn Heilige Geiststrasse 38 noch nach Feierabend bei der Arbeit gefunden; da ihm das gefiel, so trat er näher und liess sich über Einzelheiten der Arbeit berichten. Dann besuchte er den Goldschmied öfter

und gab ihm grössere Aufträge, unter anderen auch die Anfertigung eines goldenen Service. Bei einem seiner Besuche bemerkte er zufällig, dass aus einem schräg gegenüberliegenden Hause 2 Weiber nach Lieberkühn hinaussahen und unter höhnischen Fratzen die Zunge ausstreckten. Lieberkühn beklagte sich nun darüber, dass das häufig geschehe. Das seien Frau und Tochter des reichen Goldschmieds Weyler, der ihn, den armen Anfänger, um den Fortgang seines Geschäfts beneide. Der König ordnete darauf an, dass eine solche Fratze mit Schlangenhaar an dem Hause angebracht würde, damit die beiden Weiber immer ihr Ebenbild zu sehen bekämen.

Nach der Bertramschen, im Gubitzschen Volkskalender erschienenen Version hat zwar auch Friedrich Wilhelm I. die Anbringung der Fratze veranlasst, aber die Vorgeschichte fällt in die Zeit seines Vaters zurück. Bei der Feierlichkeit der Grundsteinlegung zur Parochialkirche, am 15. August 1695, habe sich ein junger Mann dem Kurfürsten genähert und knieend ein Papier überreicht. Auf Befragen berichtete der junge Mann, er sei der Goldschmieds-Geselle Beyrich und habe infolge eines Traums in seinen Feierstunden eine kleine silberne Königskrone angefertigt, die mit in den Grundstein gelegt werden solle. Der Kurfürst, dem der Zwischenfall bedeutsam vorkam, nahm die Krone und legte sie zu dem übrigen Grundstein-Inhalt in das bereit gehaltene kupferne Kästchen mit den Worten: „Es sei Gottes Wille und ein Geheimnis vor der Welt“. Der Goldschmieds-Geselle erfreute sich dann des besonderen Schutzes des Königs; namentlich bestimmte dieser den gegen den Gesellen aufgebrachten Meister, dass er ihm seine Tochter zur Frau gebe. Als Friedrich Wilhelm I. zur Regierung gekommen war und bei seinen Wanderungen durch die Strassen Berlins auf Beyrichs Werkstätte aufmerksam wurde, erinnerte er sich des Vorgangs von 1695 und nahm Interesse an Beyrichs gewerblicher Thätigkeit. Von hier an stimmt die Bertramsche Version mit der Cosmarschen überein bis auf die Verschiedenheit der Namen des Goldschmieds.

Man hat nun aus den Hausakten ermittelt, dass Lieberkühn von 1711—1746 Besitzer des Hauses war. Weiter ist festgestellt, dass das ursprüngliche, schlechte Haus 1719 abgebrochen und neu aufgebaut wurde. Dagegen ist festgestellt, dass unter den gegenüberliegenden Häusern keins im Besitz eines Goldschmieds war. Dass der König Bestellungen bei Lieberkühn gemacht hatte, ist aus den Königlichen Hausakten erwiesen. Wenn die Sage in ihren Einzelheiten sich auch nicht voll mit der Orts-Geschichte deckt, so liegt doch kein Grund vor, ihr eine thatsächliche Unterlage abzusprechen.

Von dem sogenannten „Zieten-Haus“, Kochstrasse 62, das dem Abbruch verfallen ist, lege ich hier 2 Photographien vor.

Das Haus ist 1734 vom Geheimen Rat Weinreich erbaut. Auf welche Weise Zieten in den Besitz kam, ist nicht bestimmt festgestellt. Thatsache ist, dass er nach dem siebenjährigen Kriege bis zu seinem Tode (1786) darin wohnte. Der grosse König hatte das Haus mehrmals betreten; so 1765 gelegentlich der Taufe des Zietenschen Kindes (Zieten hatte im 65. Jahr geheiratet), dann 1770 in Gemeinschaft mit dem Herzog von Braunschweig. Im Jahre 1886, 100 Jahre nach dem Tode des Generals, brachte der Verein der Zieten-Husaren an dem Hause eine Gedenktafel an, die auf der Photographie sichtbar ist.

Die am 22. Juli 1893 infolge eines Wolkenbruchs eingetretene Strassen-Überschwemmung ist durch zwei vorgelegte, in der Gegend der Invaliden- und Garten-Strasse aufgenommene, Moment-Photographien fixiert worden. Die Strassen sind in der ganzen Breite mit Wasser bedeckt; man erkennt die Tiefe des Wassers an den darin passierenden Wagen und Pferden, welche letzteren zum Teil bis an den Bauch im Wasser stehen.

8. Herr Bauinspektor Pinkenburg spricht über das vom Magistrat herauszugebende Werk: „Die Brücken Berlins“ mit besonderer Berücksichtigung der geschichtlichen Entwicklung. Wenn das Werk fertig vorliegen wird, hoffen wir ein Referat aus berufener Feder bringen zu können.

4. (2. ausserord.) Versammlung des VII. Vereinsjahres.

Sonntag, den 22. Mai 1898.

Wanderfahrt nach Oderberg in der Mark.

Mit dem fahrplanmässigen Sonderzuge um 7.10 früh fuhren etwa 70 Personen vom Stettiner Bahnhof ab. In Nieder-Finow wurde das bereitliegende Schiff bestiegen. Es war ein grosser Oderkahn, der mit Bohlen belegt und an den Seiten mit grünen Zweigen geschmückt war. Er wurde von einem Dampfer geschleppt. Oderberger Herren, unter ihnen Herr Bürgermeister Sieg und Herr Lehrer a. D. Lange, unser verehrtes Mitglied, nahmen uns an der Anlagestelle in Empfang. Bald glitten wir den Finowkanal hinab. Links begrenzt der Rand der Uckermark mit den bewaldeten Kuppen den Horizont und rechts schweift der Blick über die grünen Wiesen des Oderbruches mit ihren Weidenbüschen bis zur Neuenhagener Insel, an deren Fuss das schlotreiche Bralitz sich ausbreitet. Über der ganzen Landschaft lagerte ein grauer trüber Himmel. Bei der Ankunft auf Oderberger Gebiet begrüßte Herr Bürgermeister Sieg die „Brandenburgia“ und wünschte derselben einen

lehrreichen und fröhlichen Tag. Herr Geheimrat Friedel dankte hierauf namens der Gesellschaft. Am nördlichen Ufer des Oderberger Sees wurde angelegt und der Aufstieg zum Aussichtsturm auf dem Pimpinellenberg begonnen. Am Fusse des Turmes hielt Herr Lange folgenden Vortrag:

Der Kaiser Friedrich-Turm zu Oderberg i./M.

Die Idee, auf dem höchsten Punkte des Pimpinellenberges einen Aussichtsturm zu erbauen, ging aus vom hiesigen Verschönerungsverein, dessen Vorsitzender der Vortragende ist. Die dieserhalb bei der Königlichen Regierung zu Potsdam als Besitzerin des Grund und Bodens eingeleiteten Schritte wurden endlich nach fast zweijährigem tapferen Schriftwechsel zu Ende geführt und endigten damit, dass die so sehnlich erwartete Genehmigung zum Baue erteilt wurde. Am 4. Mai 1896 konnte mit dem Abholzen und Ebenen des Platzes begonnen werden; am 24. Juni wurde der Grundstein gelegt und der Bau so gefördert, dass die Einweihung des Turmes unter entsprechender Feierlichkeit am 11. Oktober 1896 vollzogen und der Turm der Öffentlichkeit zur Benutzung übergeben werden konnte.

Unglücksfälle sind Gott sei Dank während des sehr schwierigen Baues nicht vorgekommen.

Der Turm hat eine Höhe von 37 m, die Höhe bis zum Balkon beträgt 26 m, die durch eine recht schön angelegte Treppe von 152 Stufen bequem erstiegen werden kann. Das Plateau des Berges liegt 120 m über dem Meeresspiegel. Der Aussichtspunkt liegt mithin 146 m hoch und gewährt eine Rundschau so wunderbar prächtig, so abwechselnd und reizvoll in die herrlichen Landschaften der Uckermark, der Neumark, des Barnim, ja bis weit nach Pommern hinein, und dürfte somit wohl den schönsten Aussichtspunkten unserer Mark ebenbürtig zur Seite gesetzt werden können. In diesem herrlichen Panorama sehen wir bei klarem Himmel, ausser vielen Dörfern gen Osten, die Städte: Schwedt, Fiddichow, Garz, Greifenhagen, Zehden; im Süden: Zelin, und am äussersten Horizont die Festung Küstrin, Selow, Wriezen, den Rundschauturm von Freienwalde, Falkenberg, Bismarckturm, Köthen, Hohenfinow (Richtung Berlin); im Westen: das Finowthal, Eberswalde mit dem Kaiser Wilhelm-Turm; im Norden: Angermünde und weit darüber hinaus in die Uckermark.

Die Baukosten des Turmes betragen 19 700 Mk., wovon durch freiwillige Beiträge ungefähr 3600 Mk. aufgebracht wurden, und der Rest durch Herrn Dampfschneidemühlenbesitzer Müller-Bralitz gedeckt worden ist. Diesem Herrn haben wir überhaupt das Zustandekommen des Werkes zu danken; denn wäre derselbe nicht in hochherziger und uneigennütziger Weise dem Vorstande des Verschönerungsvereins zu

Hilfe gekommen, so konnte der Bau, wie er jetzt dasteht, niemals ausgeführt werden. Mit ihm hat auch die Königliche Regierung den Pachtvertrag (50 Mk. jährlich) abgeschlossen, und hat er ausserdem eine Kautions von 300 Mk. bei derselben hinterlegen müssen. Gegen Erlegung von 10 Pfennigen ist die Besteigung jedem Besucher gestattet und hoffen und wünschen wir, dass die Zahl derselben von Jahr zu Jahr sich mehren möge.

Nachdem man die prächtige Aussicht genossen hatte — das Wetter hatte sich langsam zu klären angefangen — wurde zum Kriegerdenkmal gepilgert. Hier gab Herr Steueraufseher a. D. Linow folgenden Überblick über die Geschichte desselben:

„Geehrte Damen und Herren! In stiller Wehmut stehen wir hier an diesem Denkmal; es ist den Söhnen aus Oderberg, welche in der Blüte ihrer Jugend den Heldentod für König und Vaterland gestorben sind, errichtet.

Im Jahre 1885 wurde in den beiden hiesigen Krieger-Vereinen die Anregung zur Erbauung eines Krieger-Denkmal gegeben. Es wurden ausserordentliche General-Versammlungen anberaumt und diese beschlossen, ein Denkmal zu errichten. Dies war ja schnell und leichter gesagt, als wie ausgeführt; denn zur Erbauung eines Krieger-Denkmal gehört viel Geld und wir hatten nichts. In den beiden genannten Vereinen wurden durch eine Sammlung 150 Mk. aufgebracht; dies war die Grundlage zu unserer Denkmals-Kasse.

Aus den beiden Krieger-Vereinen wurde ein Komitee gebildet, dessen Mitglied ich zu sein die Ehre hatte. Zunächst wurden in den hiesigen Lokalen, die seiner Zeit am meisten besucht wurden, Sammelbüchsen mit entsprechenden Plakaten aufgehängt, wodurch uns ja mancher Nickel zugeflossen ist. Auch durch Verträge beim Schiedsrichter und durch Theater-Vorstellungen der hiesigen Vereine wurde unsere Kasse vergrössert. Auch der uns wohlbekannte Patriotismus unserer lieben Oderberger gab uns den Mut, an deren Thüren anzuklopfen, wodurch wir auch eine schöne Einnahme erhielten, und so haben wir 5 Jahre gesammelt, bis wir mit dem Bau vorgehen konnten.

Die Platzfrage hat uns nun viel Kummer gemacht. Ein grosser Teil von den Komitee-Mitgliedern hatte den Marktplatz dazu in Aussicht genommen, derselbe wurde zu klein dazu befunden, und wir wurden abgewiesen. Ein anderer städtischer, geeigneter Platz war aber weiter nicht vorhanden, und so mussten wir uns nach einem Privat-Platze umsehen.

Dieser Berg hier, wo jetzt unser Denkmal steht, wurde uns für den Preis von 540 Mk. angeboten. Diesen hohen Betrag konnten wir unserer Kasse nicht entnehmen, und so wandten wir uns an unsere städtischen Behörden mit der Bitte, den Platz zu kaufen. Die Hälfte

der Kosten wollten wir tragen. Zu unserer grossen Freude hat die Behörde aber die ganzen Kosten getragen und uns diesen Platz zum Bau unseres Krieger-Denkmal's übergeben, wofür ich nochmals unserer Behörde von ganzem Herzen danke.

Am 18. Oktober 1891 wurde der Grundstein gelegt und am 18. April 1892 fand die feierliche Enthüllung statt. Der Baumeister ist Louis Oberländer aus Letschin im Oderbruche. Dies Denkmal kostet 2205 Mk. Zum Schluss will ich noch erwähnen, dass wohl selten ein Krieger-Denkmal enthüllt worden bei solchem Wetter wie wir hatten. Als sich der imposante Zug mit 21 Fahnen auf dem Marsche hierher befand, brach ein furchtbares Gewitter los, Regen in Strömen, Hagelkörner wie Flintenkugeln, Blitz und Donner in kurzen Zwischenräumen. Ein Blitzstrahl fuhr in unseren Kirchturm und verletzte einen Knaben, der beim Läuten behülflich sein wollte, nicht unerheblich. Und nun bitte ich, wenn Sie, geehrte Damen und Herren, an Oderberg denken, dann erinnern Sie sich auch zuweilen unseres bescheidenen Krieger-Denkmal's.

Darauf stieg die Gesellschaft ins Thal hinab und besuchte die Kirche. Hier sprach Herr Lange über

die St. Nikolaikirche zu Oderberg i/M.

Die alte Nikolaikirche hatte wohl ein Alter von 400 Jahren erreicht und alle Wirren und Drangsale, die während dieser Zeit die Stadt getroffen, waren auch an ihr nicht spurlos vorübergegangen, was aus der Bauart zu erkennen war, die den verschiedenen Zeiten angehörte. Der letzte Brand, bei welchem wiederum nur ein Teil des Mauerwerks übrig blieb, geschah 1672. Ihr hohes Alter dürfte auch schon daraus hervorgehen, dass man bei der Planierung des Kirchplatzes 3 auch 4 Gräber übereinander fand, was nur dadurch erklärlich ist, dass die unteren Gräber im Laufe der Zeiten von der herabfallenden Erde des unmittelbar hinter dem Kirchplatze liegenden Pfarrberges verschüttet worden sind. Diese Thatsache dürfte auch dafür sprechen, dass unsere Stadt von Anfang an auf dieser Stelle gestanden hat und nicht anderswo, wie namentlich Fischbach in seiner Städte-Beschreibung der Mark Brandenburg 1786, Seite 378 u. s. w. angiebt.

Die alte Kirche war eine Kreuzkirche, und stand der Turm auf dem südlichen Teile des Kreuzes. Trotz ihrer oftmaligen Ausbesserung wurde sie aber mit der Zeit immer baufälliger, so dass Sachverständige schon im Jahre 1832 das Urteil abgaben, ein Ausbau sei nicht mehr ratsam, sondern ein Neubau dringend nötig. Hierzu fehlten aber die Mittel. Als jedoch in den Oktobertagen des Jahres 1849 eines Sonntagsmorgen, kurz vor Beginn des Gottesdienstes, ein grosser Teil des über der Kanzel befindlichen Schalldeckels herabstürzte, da wurde die Kirche

für den ferneren Gebrauch als äusserst gefährlich erklärt, und am 27. Oktober geschlossen. Zur Abhaltung des Gottesdienstes wurden nun einige Klassen im Schulhause hergegeben und eingerichtet. So mangelhaft auch diese Einrichtungen waren, dauerten diese traurigen Verhältnisse doch sechs Jahre. Erst als mit einem entsetzlichen donnerähnlichen Krachen das Gebälk eingestürzt war, was am 22. Mai 1852 (heute vor 46 Jahren) geschah, da entschloss man sich endlich zum Neubau. Im Hochsommer desselben Jahres fing man noch mit dem Abbruch der Kirche an, und förderte die Arbeit so, dass am 12. Juni 1853 der Grundstein gelegt werden konnte. Diese Feier geschah in Gegenwart Sr. Majestät König Friedrich Wilhelms IV., der dann von hier zur Einweihung der am 14. August 1848 abgebrannten und nun im Neubau vollendeten Kirche nach Brodowin sich begab.

Der Neubau unserer Kirche ist nach den Bestimmungen des Königs und dem Entwurf des Baurats Stüler im gotischen Stile erbaut worden. Nach fast dreijähriger Bauzeit empfing sie, wiederum in Gegenwart Sr. Majestät, am 14. Oktober 1855 ihre Weihe und wurde ihrer Bestimmung übergeben.

Die Kirche ist ein Rechteck, 80' lang, 70' breit, 45' im Lichten, dreischiffig mit Balkenlage und hat 900 Sitzplätze. Die Kanzel, ein wahres Kunstwerk, von dem Tischlermeister Spitzel zu Stolpe a. O. aus Eichenholz geschnitzt und poliert. Die Orgel, ein sehr schönes Werk mit geschmackvoller Architektur, ist von dem Orgelbauer Schulz aus Potsdam erbaut. Der Turm, an der Nordostecke der Kirche, hat eine Höhe von 150', ist ganz aus Ziegelsteinen erbaut und musste der obere Teil des Kegels im Jahre 1881 zur Hälfte abgetragen und erneuert werden. Im Turm befinden sich 3 Glocken, die nicht neben einander, sondern wegen des engen Raumes übereinander hängend angebracht sind. Seit einigen Jahren hat die Kirchenbehörde in dankenswerter Weise ausser der Dielung des bis dahin mit Mauersteinen ausgelegten Fussbodens auch die so wohlthuende Heizung des herrlichen Gotteshauses herrichten lassen.

Allmählich war die Tischzeit herangekommen, und die Gesellschaft versammelte sich an der Mittagstafel. Hier hielt Herr Geheimrat Friedel den ersten Toast auf den Markgrafen von Brandenburg, unseren erhabenen Kaiser. In seiner Rede legte er den Behörden Oderbergs nahe, dem Markgrafen Albrecht II., dem eigentlichen Gründer der Stadt im 1. Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts dadurch eine Ehrung zu Teil werden zu lassen, dass man amtlich dem sog. Sommerfeldtschen Berg wieder seinen alten Namen Albrechtsberg und der steilen dahin führenden Strasse den Namen „An der Albrechtsburg“ verleihen möchte. Hierauf toastete unser verehrtes Mitglied Herr Lehrer Lange auf die „Brandenburgia“; er verbreitete sich hier über den Reichtum der Umgebung an Fund-

objekten aus allen Gebieten der Naturwissenschaften. Dafür sprach auch die Sammlung solcher, welche er dem Märkischen Museum zum Geschenk machte. In launiger Rede feierte Herr Rechtsanwalt Bürkner die Stadt Oderberg und Herr Rentier Hauck die Damen. Den letzten Toast brachte Fräulein Freytag aus, indem sie in glänzender Rede die gemeinschaftliche Arbeit von Mann und Weib auf wissenschaftlichem Gebiet verherrlichte.

Da der Weg zum Bärenkasten, den Mauerresten einer alten Feste, des Hochwassers wegen unpassierbar war, so wandte sich die Gesellschaft sogleich zur Besteigung des Sommerfeldtschen Gartens. An der Kante der steilen Wand über den Häusern Oderbergs wurde Ausschau gehalten in das Land zu unseren Füßen, das sich im herrlichsten Sonnenschein ausbreitete und dann unter schattigen Bäumen der Kaffee eingenommen. Nachdem noch der Photograph, unser liebenswürdiges Mitglied Herr Pütz, seines Amtes gewaltet hatte, wurde der Rückmarsch zu unserem Schiff angetreten. Zum Abschied schweifte der Blick noch einmal über die herrliche Landschaft: am Ufer des Stromes die Stadt und dahinter die steile Wand des „Albrechtsberges“ mit dem buschgrünen Gipfel. Langsam glitt das Schiff dahin und allmählich verwischten sich im Dämmerchein des Abends die Linien.

Unsere freundlichen Wirte hatten es sich nicht nehmen lassen, uns bis zum Bahnhof zu begleiten.

So wird auch dieser Tag zu den Gedenktagen unserer Gesellschaft zählen.

Nachschrift.

Kurz vor der Abfahrt des Sonderzuges nach Nieder Finow verbreitete sich das Gerücht, dass unserem verdienten Mitgliede Herrn Direktor Hermann Seide, welcher kaum jemals bei einer Zusammenkunft der Brandenburgia gefehlt hat und welcher auch schriftstellerisch in unseren Monatsheften hervorgetreten ist, ein Unfall in der Droschke nahe dem Stettiner Bahnhofe zugestossen sei. Am nächsten Morgen wurde dies durch eine Todesanzeige, wonach der Genannte auf dem Wege zur Wanderfahrt der Brandenburgia tödlich vom Schlage getroffen sei, leider im schlimmsten Umfange bestätigt. In der Pflugschaft des Märkischen Museums ist Herr Seide ebenfalls unermüdlich thätig gewesen.

Ehre seinem Andenken!

Kleine Mitteilungen.

Auszug aus Godofried Gvilielmi Leibnitii Collectanea Etymologica, illustrationi linguarum, veteris celticae, germaniae, gallicae, aliarumque inservientia. Hannoverae, Sumptibus Nicolai Foersteri MDCCXVII.

pag. 335:

VI.

De Lingua winidorum luneburgensium, ex epistola Georg. Friedr. Mithofii.
data Luckoviae d. 17. Maji 1691.

„Uff die erste Frage: ob sich in hiesiger Gegend woll Urnae sepulcrales finden, habe antworten sollen, dass dergleichen nicht wenig, sonderlich in der Gegend zwischen hier (Lückau) und Bergen, Dannenberg, Hitzacker, und zwar nach dem also genannten Dorf einwärts, anzutreffen sein. Und damit ad secundam quaestionem: ob sie in der Ebene oder in Hügeln gefunden werden, berichtet werde, so sein dieselbe meistens in den beiligten Örtern, nicht weit von den Wegen, eben nicht auf den Bergen, sondern in kleinen, und theils dem Augenschein nach gemachten Hügeln befindlich. Und auf die dritte Frage: Wie dieselbe beschaffen, zu antworten, folgendermassen eingerichtet, dass mitten in solchen kleinen Hügeln, etliche wenig Spaten tief, ein grosser runder Topf, worin etwa ein guter Eimer Wassers gegossen werden kann, eingegraben, welcher rund herum und hart bei dem Topfe, mit Feldsteinen gleich als eine Mauer verwahret und umfasst, und oben mit einem etwas breiten Feldsteine bedeckt, und alles mit Sande zugescharret und überschüttet; nahe aber dabei, und etwa einen Schritt oder 2, 3 davon, sein rund herum gar grosse Feldsteine, gleich als zur Zierde gesetzt, welche mit den spitzigen Enden empor stehen. In dergleichen Töpfen befinden sich einige Stücklein von verbrandten Knochen, Erde und Sand, welche mit Asche vermischet: Wie nicht allein die Einwohner des Dorfes Jeezell, als sie von einem kleinen Sandhügel die grossen Steine zu Untermaurung ihrer Häuser vor etlichen Jahren weggenommen, solches alles also befunden; sondern es hat auch vor gar wenig Jahren der Amts-Verwalter zu Bergen, als er etliche grosse Steine von dergleichen Hügeln anfahren lassen, und die Leute einen solchen Topf gefunden, aber aus Unachtsamkeit zerbrochen, die Scherben vom Topfe, sammt etlichen verbrandten Knochen, dem allhiesigen Herrn Probst und mir vorgezeigt, welche auch der Herr Probst zu sich genommen; dahero um so viel weniger hieran zu zweifeln ist.“

Diese Notiz bezieht sich auf eine Gegend, die der am rechten Elbufer sich hinziehenden Westpriegnitz gerade gegenüber belegen ist. Die archäologischen Verhältnisse sind auf beiden Elbufern für diese Periode die gleichen. Die Notiz ist, wie ersichtlich, aus einer alten Abhandlung über die wendische Sprache in der Lüneburger Gegend entnommen. Man sprach von den Leichenbrandbestattungen damals schon, als von „Wenden-Friedhöfen“; soweit vorstehende Angaben aber erkennen lassen, handelt es sich um germanische Verhältnisse. (Aus den Sammelkästen des Märk. Prov.-Museums.)

E. Fr.

Bären, Auerochsen und Wildschweine in der Mark. Beim Durchstich des Schlossberges zu Burg im Spreewalde ist ein sehr grosser

Schädel eines Bären gefunden worden. Hierzu bemerkt die „Frankfurter Oder-Ztg.“ vom 19. 12. 97: „Bären kommen bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts im Spreewald vor. Im undurchdringlichen Dickicht fanden nicht nur Bären und Wölfe, sondern auch Auerochsen, Elentiere, Hirsche, Rehe, Wildkatzen und Eulen den trefflichsten Schutz. In grössten Massen jedoch gab es Wildschweine. Schlachtete ein Bürger hier ein Schwein, so jagte er als Wilderer sich in der Nacht vorher noch ein Wildschwein dazu. Dies geschah bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts regelmässig. Es war also vor ein bis zwei Jahrhunderten nicht ungefährlich, in den Spreewald zu fahren. Da mancher Einwohner der benachbarten Ortschaften von wilden Tieren zerrissen oder von wütenden Ebern getötet worden sein mag und nicht mehr zum heimatlichen Herd zurückkehrte, so entstand die Sage, dass im Spreewald böse Gespenster herrschten, die die Menschen töteten. Aus dem Grunde wagte sich überhaupt eine einzelne Person nicht mehr in den Wald, sondern er wurde nur in grösserer Gemeinschaft befahren. Der letzte Bär wurde nachweislich um 1650 vom damaligen hiesigen Standesherrn Johann Siegmund Grafen zu Lynar erlegt. Der letzte Wolf wurde 1830 bei Straupitz getötet. Auerochsen und Elentiere lassen sich bis 1682 nachweisen. Besonders gefährlich verhielt es sich mit dem Aufräumen der Wildschweine. Um ihrer Herr zu werden und nicht in Gefahr zu kommen, wurden hin und her im Walde zwischen je drei Eichen Bretter in Form von Kanzeln befestigt und von diesen herab die Schweine, die unter den Bäumen Eicheln suchten, erlegt. Ueber die ungeheuren Massen des Rotwildes berichten Augenzeugen, dass sie oft bis 40 Stück, ja einmal im Jahre 1784 nach dem Aufthau auf den Feldfluren des Dorfes Raddusch 293 Stück in einer Herde gezählt haben. Auch dieses Edelvild fand hier sein Ende, nämlich in der Jagdfreiheit des tollen Jahres 1848. Heute erinnern an die alte Wildherrlichkeit nur ab und zu noch Funde von Hirschgeweihen und riesigen Eberzähnen. Selbst die grossen Uhus sind geschwunden, seitdem die alten, hohen Eichen und Erlen gefällt worden sind.“

Mitgeteilt v. Dr. G. Albrecht.

Die Denksteine bei Alt-Liepnitz und Lanke. Am 8. Februar 1896 verunglückte der Forstaufseher Wilhelm Conrad auf der Jagd in der Nähe des „roten Wegweisers“ (Kilometerstein 32,00 an der Bernau — Wandlitzer Chaussee) dadurch, dass ihn ein Schuss aus der Büchse des Jagdpächters M. traf. Da die Absicht einer Tötung völlig ausgeschlossen war, auch eine grobe Fahrlässigkeit bei der Handhabung der Waffe seitens des Jagdpächters vom Gericht nicht angenommen wurde, so erfolgte vor kurzem die Freisprechung des M. In nächster Zeit soll nun die Stelle, an der sich das Unglück zutrug, durch einen Denkstein in Gestalt eines Felsblockes mit entsprechender Inschrift bezeichnet werden. Sie liegt an dem vielbegangenen Wege, der vom roten Wegweiser zum Liepnitzsee (Stein 72/73 am Seeufer) führt, und zwar etwa 50 Schritt von der Chaussee. Augenblicklich lagert der Granitblock noch 200 Schritt nördlich vom Forsthaus Liepnitz, wo er gefunden und bearbeitet wurde. Die obere Fläche des Steines misst nicht ganz ein Quadratmeter; die Dicke des Blockes beträgt an der unteren Kante

ca. 50 cm und an der oberen 10—15 cm. Auf der geraden Fläche ist eine Vertiefung eingemeißelt, deren ebene ellipsenförmige Fläche 45:36 cm Achsenlänge hat.

Die unter einem einfachen Kreuze eingemeißelte Inschrift lautet:



Wilh. Conrad.

8. Febr. 1896.

Wilhelm Conrad liegt auf dem Kirchhofe zu Schönau bei Bernau begraben.

Ein zweiter Stein steht am Obersee bei Lanke, hart am nördlichen Seeufer in der Nähe der Lanker Badeanstalt, die man von der Chaussee aus erblickt. Die Entfernung von der Brücke am Westeingang des Dorfes Lanke beträgt 110 Schritt. Der Denkstein, eine einfache starke Platte, anscheinend aus Sandstein bestehend, ist 40 cm hoch; die Inschrift auf der Vorderseite meldet uns:

Gustav Amboss
aus Angermünde
geb. d. 26. Octbr. 1858
ertrank an dieser Stelle
am 16. Aug. 1874.

Über der Inschrift bemerkt man bei einigem guten Willen 5 vertiefte Punkte; solche Vertiefungen finden sich bekanntlich sehr häufig an den mittelalterlichen Sühnkreuzen (Steinkreuz an der Marienkirche in Berlin, Mordkreuz bei Lietzow im Kreise Westhavelland u. s. w.) und dienten dann zur Befestigung der sogenannten „ewigen Lampe“. Diesem Zwecke haben jene Vertiefungen selbstverständlich nicht gedient; vermutlich sind sie nur durch unbeabsichtigte Beschädigungen des Steines entstanden, falls man nicht annehmen will, dass der Steinmetz, dem vielleicht echte Sühnkreuze bekannt waren, dergleichen Punkte als bedeutungsvolle Merkmale solcher Denksteine angesehen hat.

Der Kaiserstein bei Lanke. (Sage.) Über den bekannten Kaiserstein (Prinzenstein) bei Lanke am Prinzengestell, das beim Kilometerstein 7,2 von der Bernau—Lanker Chaussee in westlicher Richtung abgeht, hörte ich in Lanke folgende Sage:

„Hier schoss sich Kaiser Wilhelm I., als er noch „Prinzregent“ (!) war, auf der Jagd zwei Glieder des rechten Zeigefingers ab. Man nahm die Finger auf und begrub sie an der Stelle. Dann setzte man einen Stein zum Andenken darauf. Hier liegen also die Fingerglieder begraben“.

Thatsächlich hat sich hier der erwähnte Unfall abgespielt, wenn auch nicht zur Zeit der Regentschaft, auch nicht, wie der Fontanesche „Führer durch die Umgegend Berlins, II. Teil, Norden“ S. 64 angiebt, am 16. Dezember 1849, sondern laut Inschrift am 16. Dezember 1819. Ferner wurden dem Prinzen die Fingerglieder erst in Bernau und zwar (nach Wernicke,

„Chronik der Stadt Bernau“) durch den Barbier und Chirurgus Nicolai in der Wohnung des Postmeisters Gliszeynski, Berlinerstr. 123, amputiert.

Die beiden abgenommenen Glieder hat Nicolai jahrelang sorgfältig aufbewahrt und sie dann 1823 an den Prinzen gesandt, worauf er alsbald ein gnädiges Dankschreiben und 2 Friedrichsdor erhielt. Als Wilhelm I. als Prinz von Preussen im Jahre 1844 mit seinem königlichen Bruder und dessen Gefolge die Stadt Bernau zu Fuss durchschritt, um die altehrwürdige Stadtkirche in Augenschein zu nehmen, kam er auch durch die Berliner-Strasse; er erkannte sofort das Haus No. 123 wieder und äusserte zu seinem neben ihm herschreitenden Begleiter, dem Ratsmann und Schlächtermeister Willmann aus Bernau, dass dieses Haus in ihm eine schmerzliche Erinnerung wachrufe.

Selbst noch im Jahre 1882 beauftragte der Monarch den Kronprinzen, sich beim Besuch des Hussitenfestes in Bernau nach dem Hause sowie nach etwa vorhandenen Nachkommen jenes Postmeisters und des Chirurgen zu erkundigen.*)

O. Monke.

Der Totschlag bei Ützdorf (Bernau). Am Wege, der von Ützdorf am Forsthause vorüber nach Bernau resp. nach Schönau führt, befindet sich eine viertel Stunde von Ützdorf in der Lanker Forst eine Stelle, die sowohl vom Volksmunde als auch auf einigen Karten (jedoch nicht auf der Generalstabskarte) als der „Totschlag“ bezeichnet wird. Das Gestell in der Nähe heisst bei den Bewohnern von Ützdorf und Lanke das Totschlagsgestell. Nicht weit davon schneidet das Prinzengestell (am Kilometerstein 7,2 von der Lanker Chaussee abgehend) den genannten Weg.

Dort am Totschlag wurde der Sage nach vor langen Jahren ein Jude von zwei aus Schönau stammenden Burschen erschlagen und beraubt.

Vorübergehende warfen, „um die Stelle zu bezeichnen“ und „um die Erinnerung an die grausige That wach zu halten“, Reisig auf den Weg. So bildete sich bald mitten im Fahrwege ein grosser Reisighaufen.

Weil sich aber die Leute, besonders die Kinder, die der Weg dort vorüber führte, oft fürchteten, hat man das Reisig schliesslich einmal angezündet und verbrannt.

So erzählte der Gastwirt Bartusch die Sage. Er selber hat, wie er sagte, in seiner Jugend noch Zweige auf den Haufen geworfen; sein Vater aber hat das Reisig verbrannt.

Der Umstand, dass an der Stelle ein Jude erschlagen sein soll, erinnert an die bereits früher („Brandenburgia“ VI, Jahrg. Nr. 5, S. 178) mitgeteilte Sage vom Judentotschlag bei Grimnitz. Dort freilich ist der „tote Mann“ noch vorhanden — er liegt eben weiter ab von der grossen Heerstrasse

*) Karl Friedrich von Gräfe, geb. 8. März 1787 zu Warschau, † 4. Juli 1840 in Hannover, Generalstabsarzt der Preuss. Armee, berühmter Chirurg, Vater des nicht minder geschätzten Augenarztes v. Gräfe, dem das Denkmal vor dem Kgl. Charité-Gebäude gewidmet ist, verfasste im Jahre 1827 eine bei Dietrich Reimer in Berlin erschienene Abhandlung unter dem Titel: Merkwürdige Heilung einer Schusswunde, worin der Jagdunfall Kaiser Wilhelms des Grossen und die damit verbundenen Umstände beschrieben worden.

Darum heisst es von ihm in Joachimsthal nicht nur: „er nimmt manchmal ab“, sondern auch: „und er nimmt wieder zu“.

24. 10. 97.

O. Monke.

Der Franzosentotschlag bei Ützdorf. An demselben Wege, auf dem rüher der Reisighaufen lag, nur mehr auf Ützdorf zu soll 1813 ein Franzose, der sich auf der Flucht befand und eine französische Kriegskasse mit sich führte, von einem Ützdorfer beraubt und erschlagen worden sein. Von dem Gelde hat sich der Ützdorfer ein Haus nebst einem Grundstück gekauft. (Mitgeteilt durch Förster Specht-Liepnitz am 24. 10. 97.)

Etwas anders erzählt der alte „Regimenter“ Trill in Lanke die Sache.

Dort am Wege hatten die Franzosen unter einer grossen Buche ihre Kriegskasse vergraben. Als nun das Heer Napoleons aus Russland floh und die französischen Truppen das preussische Gebiet räumten, wollte ein Franzmann das Geld ausgraben und mit nach Hause nehmen. Er kam nun zu dem Landwirt Brümmer, der damals auf dem grossen Werder im Liepnitzsee wohnte, und erzählte ihm von dem Schatz. Vielleicht sollte ihm Brümmer behülflich sein, die Kasse auszugraben. Davon hörte aber ein Ützdorfer Bauer; er kam dem Franzosen zuvor und grub den Schatz aus. Als nun der Franzose bei der Buche ankam, fand er nur noch das Loch, welches der flinke Bauer nicht wieder zugeschüttet hatte. Der aber kaufte sich für das Geld ein Haus nebst einem Grundstück und war seitdem ein wohlhabender Mann.

So hat Trill die Geschichte von dem genannten Brümmer selber gehört.

Die Sage vom erschlagenen Franzosen kommt bekanntlich mehrfach vor. So erzählen die Leute in Ribbeck (Kreis Westhavelland), dass am Eingang zum dortigen Park (in nächster Nähe der Berlin—Hamburger Chaussee) unter einer grossen Birke ein Franzose begraben liege, der 1813 von den Ribbecker Bauern erschlagen worden sei.

Beim Schmiedeberger Steinkreuz, einem echten mittelalterlichen Sühnkreuz, soll auch ein Franzose 1813 erschlagen worden sein, wie mir ein Chausseearbeiter dort im Jahre 1888 erzählte.

In Pretschen (Spreewald) fand ich 1882 zwei niedrige Steinkreuze. Natürlich hat man dort sogleich zwei fliehende Franzosen mit einem Male niedergemacht.

Bei Strega haben sogar drei Franzosen ihr Leben eingebüsst. (Mord- und Sühnkreuze in der Niederlausitz von K. Gander im „Bär“ XXI.)

24. 10. 97.

O. Monke.

Alt-Liepnitz bei Bernau. Berghaus führt folgende untergegangene Dörfer in der Nähe von Bernau an: Liepnitz, Lindow, Woltersdorf und Schmetzdorf.

Die ersten drei Ortschaften waren bereits 1375 wüst, sie gingen also wohl durch den schwarzen Tod um 1348 ein. Schmetzdorf dagegen fand durch die Hussiten seinen Untergang. Die alte Dorfstelle von Woltersdorf verlegt Berghaus — wahrscheinlich mit Unrecht — an das Ufer des Liepnitz-Sees. Bekanntlich wird aber auf der Generalstabskarte das Gebiet um das

Forsthaus Woltersdorf an der Lanker Chaussee als der Woltersdorf bezeichnet. Und vermutlich hat dort auch das alte Woltersdorf gestanden. Denn abgesehen davon, dass gerade an dieser Stelle der Grund und Boden verhältnismässig ergiebiger ist als in der nächsten Umgebung derselben, sind auch westlich von der Försterei auf dem Acker am Waldesrande Spuren einstiger Niederlassungen gefunden worden. Berghaus verwechselt also offenbar Woltersdorf mit Alt-Liepnitz. Doch hat auch dieses Dorf keineswegs hart am See gestanden, sondern etwa ein Kilometer westlich davon an der Chaussee, die von Bernau nach Wandlitz führt. Beim Kilometerstein 31,9, also 10 km von Bernau, wird die Chaussee von einem Gestellweg rechtwinklich geschnitten, und dieser Gestellweg führt im Jagen 66 in westlicher Richtung dicht an der alten Dorfstelle vorüber; sie liegt demnach in dem Winkel, den Chaussee und Gestellweg an der Südwestecke bilden. Verbürgt wird diese Annahme dadurch, dass ich am 24. Oktober dieses Jahres an jener Stelle etwa 30 Schritt von der Chaussee beim Nachgraben in geringer Tiefe mehrere mittelalterliche Gefässreste zum Teil mit Verzierungen und ein Bruchstück einer Kornmühle (Scheibe) fand. An der Südseite bemerkt man eine wallartige Bodenerhebung von beträchtlicher Länge und geringer Höhe. Hier sollen früher Mauerreste gefunden worden sein. Die erwähnten Altertumsreste sind dem Märkischen Provinzial-Museum einverleibt.

28. 10. 97.

O. Monke.

Die „Grossmuttergründe“ beim Forsthaus Schmetzdorf wurden 1868 oder 1869 mit Tannen bepflanzt. (Specht.)

24. 10. 97.

O. Monke.

Aus dem Botanischen Garten. Die Chamisso-Laube. Mit der bevorstehenden Verlegung des Botanischen Gartens in Berlin fällt auch ein interessantes Erinnerungsstück an einen bekannten und namentlich unter den deutschen Frauen beliebten Dichter: die „Chamisso-Laube“. Es dürfte nicht allgemein bekannt sein, dass der Dichter des Peter Schlemihl und so mancher herrlichen Lieder im Berliner Botanischen Garten nach wechselvollem Schicksal, nachdem er Page, Lieutenant und Kriegsgefangener gewesen war, im Jahre 1819 als „Aufseher der Pflanzen“ einen bescheidenen, friedvollen Wirkungskreis erhielt. In der nach ihm benannten Laube beschäftigte er sich Jahre lang damit, tagaus, tagein je drei Exemplare sämtlicher Arten der im Garten vorhandenen Pflanzen für das Herbarium zu präparieren und einzulegen. Nebenbei arbeitete Chamisso an naturwissenschaftlichen Schriften und lebte der Dichtkunst. Nachdem er inzwischen „koordinierter Mitaufseher des Botanischen Gartens“ geworden war, übernahm er 1833 die Aufsicht über das Herbarium, erkrankte aber bereits 1835 so schwer, dass er für immer an das Zimmer gefesselt wurde. Die Chamisso-Laube, die sich in der Nähe des Botanischen Museums befindet, steht heute noch. Sie ist völlig von dichtem Laub überwachsen, jedoch so baufällig, dass sie für das Publikum geschlossen werden musste. — Im königl. Botanischen Garten zu Berlin befindet sich eine fest versiegelte alte Medizinflasche, in der seit 7 Jahren ein kleiner Cactus echinopsis multiplex munter weiter wächst

Herr Dr. Rust in Hannover hat sich den Spass gemacht, vor 7 Jahren eine kleine Kaktuspflanze durch den Hals einer Medizinflasche in das Innere derselben zu praktizieren, nachdem er vorher etwas Erde in die Flasche gethan hatte. Dann versiegelte er die Flasche. Zu seiner Freude gedieh die kleine Pflanze vortrefflich und trieb sogar bald Sprösslinge. Vor zwei Jahren übergab Dr. Rust das kleine Pflanzenwunder Professor Schumann und dieser stellte es im königl. Botanischen Garten unter Kontrolle. Hier gedeiht der Kaktus ebenso fröhlich weiter. In der neuesten Nummer des „Praktischen Ratgebers im Obst- und Gartenbau“ ist die Flasche mit dem Kaktus abgebildet, man erkennt deutlich das vortreffliche Wachstum. Wissenschaftlich erklärt man sich die Sache so, dass in der sehr humusreichen Erde Algen-sporen waren, die dann auch thatsächlich das Innere der Flasche zeitweise grün überzogen haben. Diese Algen bilden absterbend zugleich mit dem Humus die für die Ernährung des Kaktus erforderliche Kohlensäure — den Sauerstoff produziert sich der Kaktus selbst. Jedenfalls lebt er und gedeiht!

Adler in der Mark. Das Vorkommen von Adlern in der Provinz Brandenburg ist verhältnismässig selten und daher der Aufzeichnung wert. Gewöhnlich werden die Raubvögel durch Sturm aus Russland oder den südlichen Ländern nach der Mark verschlagen und horsten dann eine Zeitlang in den märkischen Forsten, bis sie gelegentlich abgeschossen werden. So wurde im November 1896 von dem Rittergutsbesitzer L. auf Briesen bei Lübben ein Steinadler erlegt, dessen Flügel eine Spannweite von 2 m 10 cm aufwies, und im Dezember 1897 von dem Förster P. in Rampitz (West-Sternberg. Kreis) ein mächtiger Fischadler, dessen Flügelspannung 2 m 50 cm betrug. Zuweilen fallen solche verirrt Raubvögel auch Menschen an, wie folgender Vorfall zeigt. Im November 1897 gingen der Ziegelmeister H. und der Schlosserlehrling M. von Berneuchen (Neumark) durch die Vietzer Forst nach Vietz zu. An einer lichten Waldstelle vernahmen sie plötzlich über sich ein Rauschen und sahen sich in demselben Augenblicke von 4 gewaltigen Vögeln angegriffen, die mit ihren Schwingen auf sie einhieben und sie mit ihren Krallen zu fassen suchten. Nur mit grosser Mühe gelang es den mit schweren Stöcken bewaffneten Männern, die Vögel abzuwehren und sich ins Dickicht zu retten. Als sie später den Kampfplatz betraten, lag einer der Raubvögel tot am Boden. Es war ein grosser Steinadler, dessen Flügelspannung drei Meter betrug; der Vogel wurde von den Männern als Siegestrophäe mit nach Vietz genommen.

Dr. Gust. Albrecht.

Zur „Kartoffel-Kunde“. (Wie man Malta-Kartoffeln macht.) Herrn W. S.'s Angabe („Monatsblatt“ VI, 259): „wie man Teltower Rüben macht“, erinnert mich an einen Trick gewisser Berliner Höker, von dem mir eine Obsthändlerin hierselbst vor einigen Jahren erzählte. Im Frühjahr erscheinen auf dem Berliner Markt zu einer Zeit, wo der nordische Boden unserer märkischen Heimat die Kartoffel noch nicht zu reifen vermag, südländische Kartoffeln in den feineren Handlungen, gewöhnlich unter der Bezeichnung Malta-Kartoffeln, obwohl nicht alle von dieser Insel, manche Sendungen viel-

mehr aus Algier, neuerdings auch wohl aus Tunesien stammen. Diese Kartoffeln sind ziemlich kugelig, fallen in der Grösse, die nicht sehr bedeutend ist, fast gleichartig aus, haben eine dünne hellbräunliche Schale und ein sich nicht gerade sehr mehlig kochendes gelblichweisses Fleisch. Nach Angabe meiner Gewährsfrau werden diese Malta-Kartoffeln mitunter in der Weise hergestellt, dass man aus unseren märkischen Kartoffelsorten solche Exemplare aussucht, die mit den ächten Maltesern Ähnlichkeit haben, aber noch fest und völlig keimfrei sein müssen, was im Frühjahr oft nicht mehr bei unseren Kartoffeln der Fall ist. Diese Kartoffeln werden sauber gewaschen, geputzt und in Tüten verpackt. Die gutgläubigen Berliner bezahlen solche märkischen Malta-Kartoffeln gleich den ächten mit 20 bis 40 Pf. pro Pfund. E. Fr.

Eine Insel als Wetterprophet. Ein interessantes Gegenstück zu der bei Pichelswerder belegenen, durch Herrn Pütz*) beschriebenen Insel lernte ich durch meinen Vetter kennen. Die Insel liegt im Zaarren- oder Zarrn-See bei Dabelow in Mecklenburg-Strelitz, in der Nähe der preussischen Grenze. Wenn gutes Wetter ist, dann erscheint sie an der Oberfläche, droht Regen, dann verschwindet sie. Dies wurde mir sowohl von meinem Vetter, wie auch von dessen Kutscher Hallae, der selber auf dem Gehöft, der Zarrn genannt, zwei Jahre bedienstet war, als unanfechtbare Thatsache angegeben. Die Insel konnte wegen der vorgeschrittenen Zeit nicht untersucht werden, doch fuhren wir, soweit es ging, heran und besichtigte ich sie, so gut ich es der Entfernung wegen konnte. Sie stellt sich als eine kleine, in der Nähe des Südufers des Sees belegene braune Torfinsel dar, auf welcher sich 3—4 ca. 1 m hohe Baumstümpfe befinden. Diese Stümpfe sollen bei drohendem Regenwetter vollkommen unter Wasser verschwinden. Bei meiner nächsten Anwesenheit wollen wir einen Kahn in den See setzen lassen und dann die Insel näher untersuchen. Maurer.

Die **Maulwurfsgrille** (*Gryllotalpa* vulg.) hat sich im vergangenen Sommer als schlimmer Feind der Kartoffelfelder erwiesen und besonders in der Bobergegend in den von Kieferhaiden eingeschlossenen Landflächen arg gehaust und die ganze Ernte vernichtet. Die Landbesitzer stehen dem Vernichtungswerk des Insekts machtlos gegenüber, doch wollen aufmerksame Beobachter, wie die „Frankf. Oder-Zeitg.“ v. 12. Okt. 97 berichtet, bemerkt haben, dass der Dachs der Maulwurfsgrille wacker nachstellt. Dieser Fleischfresser schleicht sich mit seiner gesamten Familie während der Nachtzeit aus seinem Waldbau nach den von Haide umschlossenen Äckern hin, wo er die Maulwurfsgrille aus der Erde scharrt, dabei aber auch zum Leidwesen des Landbesitzers die Kartoffeln mit herausreisst; doch dieser Schaden wird dem Dachs gern verziehen, und seine in der Nähe der von ihm ausgewählten Felder angelegten Reservebaue werden von den Forstbeamten darum auch geschont. G. A.

*) Vgl. Pütz, „Brandenburgia“ IV, 393 fig. u. Friedel IV, 404 fig.

Ein interessanter Fund. Bei der Umlegung der Riesen-Rüster an der Ecke der Potsdamer- und Eichhornstrasse sind beim Ausroden der Wurzeln Reste eines Pferdeskeletts und ein anscheinend zugehöriges Hufeisen gefunden worden. Nach einer alten Volksüberlieferung soll der alte Husarengeneral Zieten bei einem Kommandoritt nach Potsdam an der Stelle, wo der Baum stand, über einen Graben gesetzt und dabei mit dem Pferde gestürzt sein. Das Pferd soll dabei verunglückt und gleich an Ort und Stelle begraben worden sein. Die Ulme, welche damals schon ein ansehnlicher Baum gewesen sein muss, markierte die Stelle und half dabei mit, die örtliche Ueberlieferung im Gedächtnis des Volkes lebendig zu erhalten.

Zahlreiche Forellenbarsche haben sich seit einiger Zeit in der Spree bei Stralau gezeigt. Man nahm zuerst an, dass die in Amerika heimische, nach Europa von Liebhabern importirte und verhältnismässig wertvolle Fischart von der Fischerei-Ausstellung der Berliner Gewerbe-Ausstellung aus ihren Weg in den Fluss gefunden habe. Seither hat sich aber, wie der „Berl. Lok.-Anzeiger“ vom 16. 1. 98. berichtet, herausgestellt, dass der Besitzer des Fürstenbades in Karlshorst vor zwei Jahren etwa 500 Barsche der genannten Art in seinen Bassins ausgesetzt hatte. Im Frühjahr vorigen Jahres begannen die Fische einen unwiderstehlichen Drang zu zeigen, aus den schwach fliessenden Gewässern des Bades heraus durch die Schleusenöffnungen, vor denen sie sich in ganzen Schwärmen ansammelten, zu entkommen. Trotz der grössten Vorsicht des Besitzers gelang dies einer immer grösseren Anzahl; schon im August und September v. J. war kein einziger Barsch mehr in den Bassins vorhanden. Diese Flüchtlinge aus dem Fürstenbad sind es höchst wahrscheinlich, welche jetzt in der Spree heimisch geworden sind und sich dort wohl zu fühlen scheinen. Doch wäre es auch möglich, dass bereits früher erfolgte Versuche des Deutschen Fischereivereins und des Centralvereins der Angelfreunde zu Berlin, den Fisch in der Spree anzusiedeln, von Erfolg begleitet gewesen sind. Jedenfalls haben sich die heimatlichen Gewässer in dem Forellenbarsch um eine sehr schnell wachsende Fischart vermehrt.

Ein Stör wurde am 29. Sept. 97 bei Zäckerick (Kr. Königsberg) mit dem Netz gefangen. Der Fisch war 2 m lang und wog 1 Centner.

(„Frkf. Oder-Ztg.“ 1897, No. 230.)

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

5. (3. ausserordentliche) Versammlung des VII. Vereinsjahres.

Sonnabend, den 18. Juni nachmittags 5 Uhr

Besichtigung des Schlosses von Charlottenburg.

Eine ungewöhnlich grosse Zahl von Mitgliedern hatte sich im Vestibül des Gebäudes versammelt. Nachdem der erste Vorsitzende, Herr Oberbürgermeister Zelle die Erschienenen in einer kurzen Ansprache begrüsst hatte, erteilte er Herrn Custos Buchholz zu folgenden Ausführungen das Wort:

Schloss Charlottenburg.

Die Stelle dieser Königlichen Residenz war vor 204 Jahren noch eine namenlose Wildnis, ein Teil des grossen zusammenhängenden Waldreviers, von dem heute noch der Tiergarten und der Grunewald übrig geblieben sind. Eine menschliche Niederlassung hat hier weder in geschichtlicher noch in wendischer Zeit bestanden; nur von einer Theerschweelerei wird berichtet, die bei der Vorbereitung des Geländes für den Schlossbau im Jahre 1695 mit den Waldbäumen zugleich beseitigt wurde.

Wohl aber kann man eine längere Besiedelung in einer fast 2000 Jahre zurückliegenden Zeit annehmen, deren Überreste in Gestalt altgermanischer Brandgräber bei den Erdarbeiten zum Schlossbau gefunden wurden. Der Bericht über diese Funde hat ein weiteres Interesse:

„Man fand“ (wie der Chronist Bekmann schreibt) „einige Totentöpfe mit Asche und Knochen, zum Beweis, dass hier der Ort gewesen, wo die alten heidnischen Einwohner ihr Begräbnis gehabt, mithin auch der Ort Lietzo nicht erst in neuerlichen Zeiten erbauet worden, sondern schon zu der Wenden Zeiten gestanden und vermuthlich von den hierherum damals häufig anzutreffenden Füchsen den Namen bekommen. Denn dieses Thier heisset in der wendischen Sprache Lis oder Lietz. Es findet sich in der Sprache auch das Wort Lice und bedeutet eine Lekke, woraus sich dann auch folgern liesse, dass in dieser Gegand ein Stand von Hirschen gewesen, denen man eine Salzlekke hier gehabt und woselbst man gewöhnlichermassen Hirschjagden angestellet.“

Das Dorf Lietzen, das im Mittelalter dem Spandauer Nonnenkloster gehörte und zu neuerer Zeit in dem Stadtgebiet von Charlottenburg aufgegangen ist, mag allerdings noch aus der letzten wendischen Zeit herühren, wenigstens wird es schon im 13. Jahrhundert urkundlich erwähnt. Wenn aber Bekmann nach der Auffassung seiner Zeit jene Totentöpfe mit den Wenden in Berührung bringt, so ist das durch die neuere Forschung widerlegt, die bekanntlich festgestellt hat, dass die Germanen ihre Toten verbrannten, während die Wenden ohne Verbrennung bestatteten.

Die Entstehungsgeschichte dieser Sommer-Residenz ist in einem noch ungedruckten Manuskript eines Zeitgenossen, des Predigers Jeckel, der im ersten Drittel des 18. Jahrhunderts in Teltow amtierte, am zuverlässigsten erzählt: „Nachdem Churfürstliche Durchlaucht das Amt Potsdam und Caputh von den Erben der Churfürstin Dorothea anno 1691 erkaufet, schenkten Sie das artige Lusthaus zu Caputh mit allen Perinentien dero zweiten Gemahlin Sophie Charlotte. Die Churfürstin, weil sie es sowohl wegen der Abgelegenheit von Berlin, als ihrem Gemahl zum plaisir nicht gebrauchen konnte, gab es anno 1694 wieder zurück gegen Versprechung, Ihr bei und um Berlin, auf einem von ihr selbst dazu ersehenen Platz und nach eigenen Angaben, wieder dergleichen Lusthaus anbauen zu lassen. Dieses veranlasste, dass verschiedene Oerter, als Malchow, Weissensee etc., vorgeschlagen und erkaufet werden sollten, bis endlich zufälligerweise dieser wilder bewachsener Ort unterhalb dem Dorfe Lützwow, wo nichts als eine Theerhütte war, ersehen und von der Churfürstin beliebt, auch noch sofort in selbigem Jahre, wiewohl sowohl die Amtskammer, als auch die Jägerei unterschiedene Vorstellungen dagegen gethan, mit Abräumung und Durchschlagung der Alleen unter Direction des damaligen Oberbau-Directors Nering gemacht wurde. Das Jahr darauf aber, 1695, ist die rechte Epocha und Anfang der damals sogenannten Lützeburgen, indem mit 2 Compagnien, eine der Dragoner und eine der Infanterie, samt etlichen Hundert Arbeitsleuten, der Eichwald und Gesträuche abgeräumet, das Erdreich gleichgemacht und das Fundament zu einem mässigen Hause — wiewol nicht ohne Widerspruch des gedachten Nerings, der es viel zu klein fand — die Arbeit fortgesetzt wurde. Anno 1696/1697 wurde die Soldatesque noch mit einer Compagnie vermehret und ein geschulter Gärtner Godo (Godeau) aus Frankreich verschrieben, der den Gartenplatz in Ordnung zu bringen und mit Zier- und Nutz-Gärten, Lustgängen p. p. auszuzieren anfang. Welches alles von Jahr zu Jahr unsägliche Kosten verursachte und immer höher anstieg, indem nach des Nerings Tode das Haus, wie derselbe vorhergesaget, vergrössert und der Garten ungemein extendiret werden musste. S. K. M., welche daraus wol abnehmen konnten, dass solches noch weit gehen würde, accordierte dero

Gemahlin, Ihr jährlich zu sothanen Bau 12 000 Thaler zahlen zu lassen und doch ist man nimmer damit auskommen, sondern es sind solche 12 000 Thaler in manchen Jahren aus den chatoul-Revenuen der Gemahlin mit 5, 6, und mehr Tausenden verstärkt worden. Nach Ihrer Majestät der Königin anno 1705 d. 1. Febr. leider allzufrühzeitigem Absterben, und als S. Maj. Sich über den höchstschmerzlichen Verlust seiner Gemahlin etwas erhohlet und getröstet, traten Sie den 1. April 1705 zum ersten mal zu Lützeburg wieder ein, änderten sofort des Orts Namen und nannten denselben, dero so liebgewesenen und theuren Gemahlin zu Andenken Charlottenburg: begnadigten es auch zugleich mit der Stadtgerechtigkeit und Revenuen, zumalen allbereits viele particulier Häuser daselbst angebauet und in Gassen reguliert waren. Der Magistrat ward mit den Etats-Räthen und vornehmsten Königlichen Ministres persönlich besetzt; wie dann S. K. M. in Hoher person Gericht hielten und zu Bürgermeistern S. K. H. Marggraf Albrecht Friedrich und des Gen. Feldmarschalls v. Wartensleben Excellenz setzten“. (Es folgen nun Berichte über Rathaus, Kirchen, Wappen etc.)

Wie sich aus dem ursprünglich beabsichtigten Landhausbau innerhalb der ersten 10 Jahre dieses imposante Schloss entwickelt hat, ist in allen Einzelheiten noch immer nicht klar gestellt. Man hat sich besonders in neuerer Zeit mit dieser Frage viel beschäftigt, nachdem das Schloss die Residenz des volkstümlichen Kaisers Friedrich geworden war. Ohnehin hatte die lokale Forschung an dieser Baugeschichte ein grosses Interesse, denn sie steht in enger Beziehung mit der berühmten Bauherrin, und zugleich mit Männern wie Leibnitz und den 4 grossen Berliner Architekten jener Zeit. Die überlieferten Daten und Abbildungen schliessen aber mancherlei Widersprüche ein; als feststehend kann daraus erkannt werden:

Der Bau des „Landhauses der Kurfürstin“ war 1695 von Nering entworfen und in Angriff genommen. Da Nering im Herbst desselben Jahres starb, so wurde der Kurf. Oberbaudirektor Grüneberg mit der Vollendung des Baues beauftragt, die Ende 1696 bewirkt war. Dieses Landhaus entsprach ungefähr dem Mittelbau von 11 Fenstern Front des gegenwärtigen Schlosses, jedoch trat der jetzt vorspringende mittlere Teil von 5 Fenstern (das Vestibul) zurück und bestand nur aus dem heutigen Gartensaal und einem, denselben nach Süden hin begrenzenden, die beiden Flügel verbindenden Korridor, nach dem eine Freitreppe führte.

Der Bau war kaum fertig, als sich das Bedürfnis nach Logirräumen für die Dienerschaft geltend machte. In derselben Zeit war Schlüter aus Italien zurückgekehrt und ihm wurde Gelegenheit gegeben, hier eine Probe seiner bautechnischen Kunst zum Zweck der Befriedigung jenes Bedürfnisses zu geben. Er setzte 1697—98 dem bisher zweistöckigen

Bau ein Halbgeschoss auf und änderte die Façade. In dem 1698 erschienenen 2. Bande von Begers Thesaurus elect. Brand. befindet sich über der an den Leser gerichteten Vorrede ein Kopfbild, welches diesen

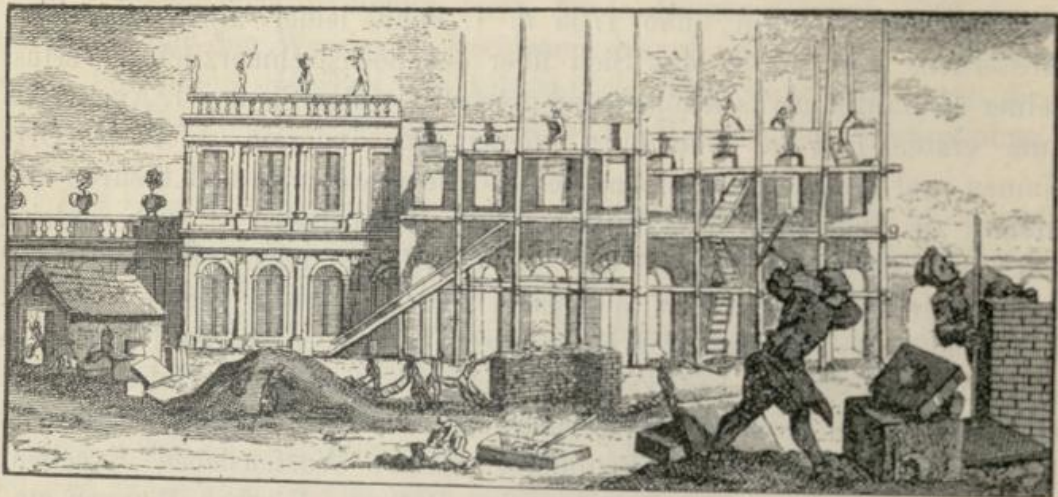


Abbildung 1.

Umbau darstellt. (vgl. Abb. 1.) Es ist eine Ansicht der Gartenseite; der östliche Flügel steht noch so, wie ihn Nering entworfen und Grüneberg vollendet hatte. Von dem westlichen Flügel und dem Mittelbau sind die



Abbildung 2.

Balustraden sowie die Säulen bereits abgenommen, die Fenster ausgehoben und man ist bei der Vorarbeit für den weiteren Ausbau, der hauptsächlich auf Veränderung der Säulen-Stellung und Aufbau des Halbgeschosses gerichtet ist.

Der Schlütersche Umbau wurde 1698 fertig und im Frühjahr 1699 von der Kurfürstin bezogen. Eine zuverlässige Abbildung dieses Baues ist uns in Begers 3. Bande, Kopfbild Seite 311, vom Jahre 1700 erhalten. (vgl. Abb. 2.)

Eine zweite Ansicht derselben südlichen (Strassen-)Front, die in derselben Zeit von J. B. Broebes gezeichnet und später in Kupfer gestochen ist, befindet sich auf S. 21 b des Broebes'schen Sammelwerkes. Diese weicht von der vorigen insofern ab, als hier auf der Stelle des jetzigen Vestibuls eine doppelläufige Freitreppe nach dem oberen Stockwerk vorgelegt ist. Es muss dahin gestellt bleiben, ob Broebes nach einem Schlüterschen Entwurf mit solcher Freitreppe, oder nach der Natur gezeichnet hat. Das Letztere wird im Hinblick auf die nachfolgend erwähnte Pitzlersche Skizze fraglich. Immerhin wird es von Interesse sein, das Broebes'sche Bild (vgl. Abb. 3) mit dem Begerischen hier in Vergleich zu bringen:

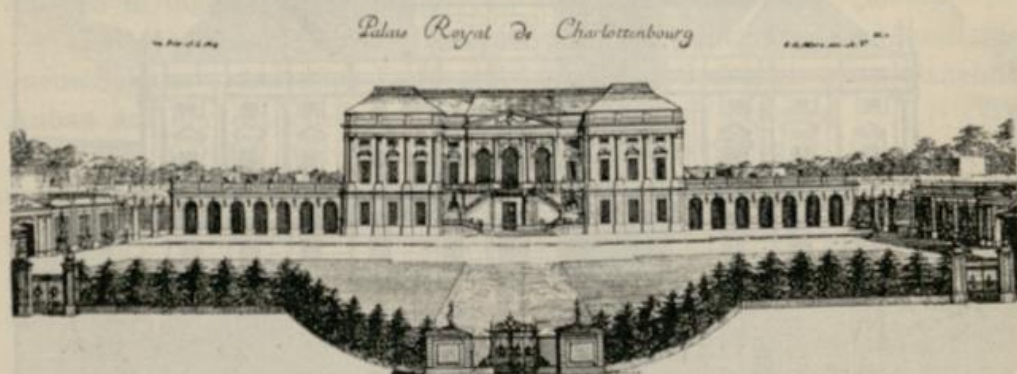


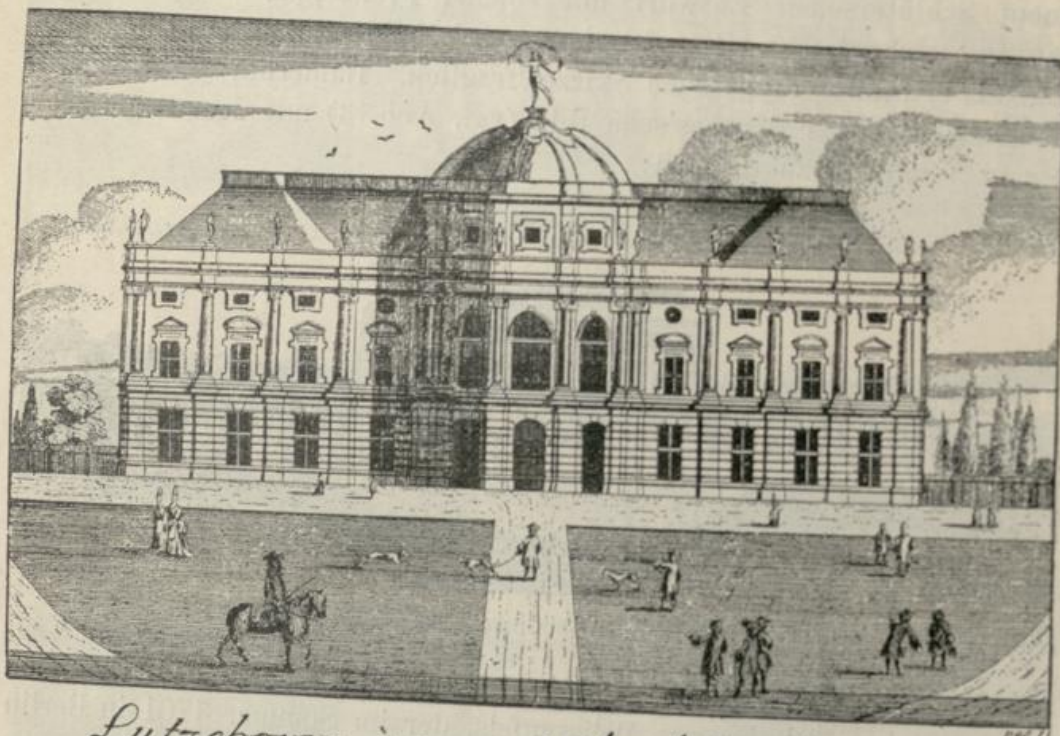
Abbildung 3.

Eine dritte Abbildung derselben Seite findet sich in dem Tagebuch des Architekten Pitzler aus Weissenfels, der im Sommer 1701 in Berlin war. Es ist, ebenso wie der beigegefügte Grundriss, eine offenbar sehr flüchtig hingeworfene Skizze, die nach vorstehenden Abbildungen (2 u. 3) der Korrektur bedarf. Nur so viel scheint aus ihr mit einiger Sicherheit hervorzugehen, dass die Freitreppe nach dem oberen Stockwerk im Jahre 1701 nicht — oder nicht mehr — bestanden hat.

Aus derselben Zeit (von 1701) findet sich in Tolands Relation de cours de Prusse et de Hanovre, gedruckt im Haag 1706, auf Seite 54, eine Ansicht der nördlichen (Park-) Seite, aus welcher ersichtlich ist, dass der Gartensaal mit einer niedrigen Kuppel abgedeckt und mit der Figur der Fortuna gekrönt war. (vgl. Abb. 4.)

Als im Jahre 1701 die Erhebung der Kurfürstin zur Königin grössere Anforderungen an den Hofhalt zur Folge hatte, wurde auch eine erhebliche Vergrösserung des Landhauses zu einem Schloss geplant und nach Schlüters Entwürfen in den Jahren 1702—4 ausgeführt. Die

im Broebes vorhandenen Ansichten aus dieser Periode, 21 a und 20 a, weichen so sehr von einander ab, dass man geneigt ist, eine derselben, und zwar 21 a, für den nicht zur Ausführung gekommenen Entwurf zu halten. Während diese beiden die südliche Seite darstellen, befindet sich auf S. 20 unter b auch eine Ansicht der Gartenseite, nach welcher das Schloss auf dieser Seite 37 Fenster Front (gegen bisher 11) erhielt. Es erscheint kaum zweifelhaft, dass Schlüter, wenn auch vielleicht nicht nach einheitlichem, sondern nach einem während des Baues wieder geänderten Grundriss-Plan, die Anbauten in ihrer ganzen Ausdehnung — abgesehen von der Orangerie und dem dieser entsprechenden



Lutzebourg, à present, Charlottenbourg.

Abbildung 4.

östlichen Flügel — errichtet hat, da die Broebes'schen Zeichnungen Eosanders Einfluss noch nicht erkennen lassen, wohl aber das Schloss in seiner ganzen vorgedachten Grösse zeigen. Ob die noch heute erkennbaren Grundriss-Veränderungen in der Umgebung der beiden kleinen Höfe während dieser letzten Schlüterschen Bauperiode vorgenommen sind, oder ob sie eine Folge späterer innerer Umgestaltungen sind, wird sich nicht mehr entscheiden lassen. Die Broebes'schen Zeichnungen sprechen jedenfalls dafür, dass die die kleinen Höfe umfassenden Langflügel an der Parkseite, ebenso wie die Langflügelteile an der Hofseite und die Seitenflügel, in der Zeit von 1702—1704 erbaut sein müssen.

Im Jahre 1704 gelang es Eosander v. Göthe, sich bei der Königin einzuführen und Schlüter zu verdrängen. Nach Eosanders Vorschlägen, die darauf abzielten, den Charakter einer Königlichen Residenz mehr in die Augen treten zu lassen, wurde im wesentlichen das Vestibul an der Südseite (Hof) angelegt und so, wie es noch besteht, mit dem hohen Kuppelturm gekrönt. Wahrscheinlich ist es auch, dass Eosander der Kapelle ihre jetzige Gestalt und Grösse gegeben hat; der innere Schmuck derselben ist zweifellos von ihm entworfen. Diese Veränderungen hatte die Königin noch im Winter 1704/5 mit Eosander projektiert. Sie erlebte aber die Ausführung nicht mehr, da sie am 1. Febr. 1705 starb. Pietätvoll befahl der König die Ausführung der Projekte der verewigten Königin und so wurden dieselben in den Jahren 1705 und 1706 durch Eosander verwirklicht.

Eine weitere Vergrösserung erfuhr das Schloss in den Jahren 1709—1711, indem derselbe Baumeister an den westlichen Schlossflügel die 155 m lange Orangerie anbaute.

Friedrich der Grosse liess zu Anfang seiner Regierungszeit das „neue Schloss“, den nach Lage und Länge der Orangerie entsprechenden Anbau auf der östlichen Seite durch Knobelsdorf erbauen.

1788 endlich wurde durch Langhans das Theater am Ende der Orangerie und das „Belvedere“ im Park erbaut, beides nach den besonderen Bedürfnissen Friedrich Wilhelms II., der zugleich für die Gräfin Lichtenau (Rietz) die benachbarte Eckardtsteinsche Villa an der Spree, auf der Stelle des jetzigen Flora-Etablissements, kaufte.

Mit den an dieses Residenz-Schloss sich anknüpfenden Hof- und landesgeschichtlichen Erinnerungen darf ich der Einzelbesichtigung nicht vorgreifen. Soweit die Zerstörungen und Beraubungen seitens der Österreicher im Jahre 1760 und seitens der Franzosen in der Okkupationszeit wieder ergänzt und ersetzt worden sind, werden Sie die Räumlichkeiten und das Mobiliar der in Betracht kommenden Fürstlichkeiten noch so ziemlich in dem ursprünglichen Zustande sehen.

Nur allgemein möchte ich zusammenfassen, dass die ersten 6 Könige hier viel und gerne gewelt haben, dass dies namentlich der Lieblingsaufenthalt war der beiden gefeiertsten Frauen auf dem Preussischen Thron, der „philosophischen Königin“ Sophie Charlotte und der Königin Luise, die leider beide das harte Los traf, im blühensten Frauenalter — im 37. Lebensjahre — sterben zu müssen, beide fern von diesem Lieblingsaufenthalt, beim Besuch des elterlichen Hauses Hannover bezw. Strelitz-Hohenzieritz.

Nach diesen Erläuterungen begann der Rundgang durch die Räume des Schlosses. Wir betraten vom Vestibül aus den „Garten-Salon“, in dem sich die 1827 von Wichmann gefertigte, die sitzende Kaiserin

Alexandra Feodorowna, die ehemalige Prinzessin Charlotte von Preussen darstellende Marmorstatue befindet. Von hier aus wurden wir zunächst in die rechts gelegenen Gemächer geführt, so in das sog. Königszimmer, das mit dem „Drei-Friedrichs-Gemälde“ geschmückt ist, einem Ölbild, das die drei Könige gemeinsam darstellt, die i. J. 1709 eine Zusammenkunft abhielten: Friedrich I. von Preussen, Friedrich IV. von Dänemark und Friedrich August von Sachsen, in das Spiegelzimmer, das ein prächtiges, von Terwesten, dem Gründer der Berliner Akademie der Künste gemaltes Deckenstück schmückt, in das Theezimmer, in dem das bekannte Pesnesche Gemälde hängt, das Friedrich den Grossen als Kind mit seiner Schwester Wilhelmine darstellt. Noch einmal betraten wir den Gartensalon, um uns dann zu den links von ihm gelegenen Räumen zu wenden. Sie werden durchschritten, wobei die berühmte Porzellankammer mit der Fülle von Erzeugnissen chinesischer Kunst, ferner das mit den Gobelins aus der Vignéschen Berliner Fabrik und den von Schlüter herrührenden allegorischen Darstellungen der Künste geschmückte Zimmer passiert wurden, bis wir die schlichte Schlosskapelle erreichten, die so oft Zeugin denkwürdiger Vorgänge war. Hierhin liess sich Friedrich der Grosse nach Beendigung des siebenjährigen Krieges, eben vom Felde heimgekehrt, Musiker und Sänger kommen, damit sie vor ihm allein Grauns Tedeum aufführten. Hier wurde am 8. Juni 1815 Prinz Wilhelm, der spätere Kaiser Wilhelm I. konfirmiert. Hier wohnte Kaiser Friedrich, den Tod im Auge, der kirchlichen Einsegnung des Bundes seines Sohnes, des Prinzen Heinrich mit der Prinzessin Irene von Hessen bei.

Auch in die oberen Räume wurden wir geführt. Nahmen wir unten das Walten des überladenen, kraftstrotzenden Barock- und des zierlichen Rococostiles wahr, zweier Kunstepochen, die den Reiz in der Bewegung und Unruhe suchten, so betraten wir jetzt Räume, deren Einrichtung in jenem Stil gehalten war, der als Gegenwirkung gegen jene beiden Perioden entstand und von der Antike beeinflusst, in der Einfachheit und Stille sein Ideal erblickte. Es war die Flucht der von der Königin Luise bewohnten Zimmer, in denen bekanntlich auch Napoleon hauste, als er nach der Schlacht bei Jena Preussens Hauptstadt besetzt hatte. Sie wurden offenbar eigens für die Königin eingerichtet und sind seitdem unversehrt geblieben, denn sie zeigen rein und unverfälscht den im Cirkel der so rasch wechselnden Mode heute wieder zur Herrschaft gelangten Empirestil. Aus den Privatgemächern ging wieder in einen offiziellen Raum, aus dem Klassicismus ins Rococo zurück, als wir den gewaltigen Tanz- und Speisesaal betraten. Nachdem wir noch die von Friedrich Wilhelm IV. und der Königin Elisabeth bewohnten Zimmer besichtigt und mit Wehmut die Räume betrachtet hatten, in denen Kaiser Friedrich schmerzlich duldeten, verliessen wir das Schloss, um unsere Schritte zum

Mausoleum zu lenken. Hier ergriff uns jene weihevoll, eigenartig aus Trauer um die Abgeschiedenen und Freude an den herrlichen Kunstwerken gemischte Stimmung, von der wohl jeder diese Stätte Besuchende gepackt wird.

Der in der „Flora“ in Charlottenburg bei günstigem Wetter verbrachte Abend beschloss angemessen den eindrucksvollen Tag.

Das Dominikanerkloster in Strausberg.

Von B. Seiffert.

Mit 2 Tafeln.

Wer heute die weiten Gebäude der Landarmen- und Korrektionsanstalt zu Strausberg sieht in ihrer strengen Absonderung von der Aussenwelt, mit den schweigsam hantierenden, schwarzjäckigen, von Beamten scharf beaufsichtigten Sträflingen — lauter heruntergekommenes arbeitsscheues Gesindel, welches die Landespolizei zu Zwangsarbeit verurteilt hat —, der Fremdling, der Tourist ahnt wohl kaum, dass an eben dieser Stelle ehemals eine Stätte frommer Beschaulichkeit gestanden hat, ein dem göttlichen Dienste geweihtes Kloster; ja auch der Einheimische weiss nur vom Hörensagen, dass diesem nordwestlichen Stadtviertel einst ein so ganz anderer Charakter eigen war, als er sich jetzt dem Blicke darbietet; denn nichts, rein gar nichts erinnert, schon seit vielen Generationen, die Lebenden an die verschwundenen Klostergebäude, kein Mauerrest, kein unterirdischer Gang, der bei neueren Fundamentierungsarbeiten sich hat entdecken lassen, kein Denkmal oder Grabstein zeugt von der vergangenen Klosterherrlichkeit. Nur der Name „Klosterstrasse“ hat sich bis heute erhalten und die ortsübliche Wohnungsangabe: „Die wohnen aufm Kloster“.

Auch die Urkunden und anderweitigen schriftlichen Nachrichten, namentlich über die älteren Zeiten des „schwarzen Klosters“, sind spärlich und wegen ihrer allgemein gehaltenen Darstellung nur wenig ergiebig, so dass es in der That unmöglich wäre, ein auch nur annähernd zutreffendes Bild dieser auf Strausbergs Bedeutung und Stellung im Lande nicht ohne Einfluss gebliebenen geistlichen Stiftung zu zeichnen, wenn nicht der vielgepriesene „blinde Zufall“ eine Ansicht von der Stadt aus dem Jahrhundert des 30 jährigen Krieges aufbewahrt hätte — in Merians Topographie. Dies Bild zeigt Strausberg von der Nordseite her. Im Vordergrund links des Rates Mühle, welche Kurfürst Joachim I. im Jahre 1533 „dem gemeinsamen nutz zum besten zu bauen vergonnet

Geol. Inst. v. Prof. Dr. R. v. Meib. 1873

und erlaubet“ hatte*), die alte Landstrasse nach Eberswalde und Wriezen inmitten der Bürgerkaveln, auf denen einige Bewohner mit Pflügen, Säen und Viehhüten beschäftigt sind, und ein Teil des langgestreckten Straussee mit seinem hügeligen, buschigen Ufergelände. Von der Stadt selbst sieht man noch mancherlei Gebäude, die längst schon der irdischen Vergänglichkeit ihren Tribut gezollt haben: Die wohlerhaltene Stadtmauer mit ihren vollständigen Zinnen und Weichhäusern, deren einige heute zu Gartenlauben umgewandelt sind; das Wriezener Doppelthor; des Rates Ziegelofen**) und die St. Nikolaikirche***), jener zwischen dem Lindenplatz (ehemals Ziegelplatz genannt) und der östlichen Stadtmauer, diese auf dem Grundstück der jetzigen Volks-Knabenschule (deren Seitenanbau das 1893 aufgelöste Realprogymnasium 20 Jahr lang beherbergte); ferner die St. Marienkirche mit ihren schlanken Doppeltürmen, deren Wiederaufbau einer späteren Generation vorbehalten bleiben mag, wenn dereinst der jetzige, so unschöne Holzbau des Hauptturmes verfallen sein wird, und — zuguterletzt die ehemaligen Klostergebäude, hochragend, weitausschauend, von mächtigen Baumkronen umgeben.

An der Hand dieses Bildes lernt man die alten Aufzeichnungen allmählich verstehen; wesentlich unterstützt wird das Bemühen durch die noch im Ratsarchiv befindlichen Aktenstücke aus späteren Zeiten, wo das Kloster seiner ursprünglichen Bestimmung bereits entzogen und in weltlichen Besitz übergegangen war. Unter Benutzung dieses Materials, auf welches sich auch die Ausführungen des ersten gründlichen Bearbeiters der Strausberger Geschichte aufbauen, des Stadtdirektors Perlitz†) dem das Lob gebührt, in das Archiv seinerzeit eine gewisse Ordnung gebracht zu haben, soll der Versuch gemacht werden, die Geschieke des Strausberger Dominikanerklosters im Zusammenhange darzustellen.

1. Die Gründung des Klosters und seine Einrichtung.

Seine Entstehung verdankt das Kloster dem askanischen Markgrafen Otto III., der mit seinem älteren Bruder Johann I. von 1226—1260 Regierung und Hofhaltung gemeinschaftlich führte. Otto war nach dem Zeugnis der ältesten märkischen Geschichtsschreiber ein sehr frommer Herr; er kasteite Leib und Seele durch Wachen, Beten, Fasten und

*) Pergamenturkunde (Pg.) No. 21 im Ratsarchiv [bei Riedel Cod. D. B. I, 12. Strausberg No. 90].

**) Näheres in des Verfassers Abhandlung: Des Rates Ziegelofen und die ehemalige Kalkgerechtigkeit Strausbergs. 1890.

***) Im 17. Jahrhundert schon allmählich abgebrochen.

†) geb. 1743, gest. 1835, wurde 1778 consul dirigens und nach Einführung der Städteordnung Gerichtsdirektor. Seine Geschichte bewahrt die Handschriftenabteilung der Kgl. Bibliothek zu Berlin als Ms. boruss. fol. 1009 auf.

Geißeln und zerfleischte sich jeden Freitag mit Nägeln und Nadeln, bis das Blut floss, zum Andenken an die Leiden des Erlösers; deshalb ehrte ihn vorzugsweise die Nachwelt mit dem Beinamen „der Fromme“, wiewohl auch Johann, vom gläubigen Christentum erfüllt, willig den Anforderungen nachkam, welche die durch die Kreuzzüge erstarkte Kirchengewalt an jeden Gläubigen, insonderheit aber an die Grossen dieser Erde stellte. Beiden Brüdern lag denn auch gleichmässig am Herzen, in den neuerworbenen Ländergebieten nicht nur der germanischen Kultur Eingang zu verschaffen, sondern auch den christlichen Glauben zu verbreiten und das kirchliche Regiment zu befestigen; besser aber konnten die Zwecke der Germanisierung und Verchristlichung gar nicht erreicht werden, als durch Gründung von Klöstern, deren Insassen damals noch voll und ganz erfüllt von ihrem hohen Beruf, ihre besten Kräfte daran setzten, das Evangelium unter den wendischen Heiden zu verkündigen und gleichzeitig den neuen Unterthanen ihrer hohen Herren ein gutes Beispiel rastlos thätiger Wirtschaftlichkeit zu geben.

Wie nun nach der käuflichen Erwerbung des Landes Barnim*) Markgraf Johann das Cisterzienserkloster Chorin in der Nähe von Eberswalde stiftete, dessen Ordensbrüdern die Urbarmachung des Landes zur Pflicht gemacht war — gleichzeitig entstand auch das Feldkloster Kagel bei Rüdersdorf, das von den Cisterziensermönchen der Abtei Zinna besiedelt wurde — so begründete Otto in der Vogtei Strausberg ebenfalls ein Kloster und besetzte es mit Dominikanern, die sich seiner besonderen Gunst und Zuneigung zu erfreuen hatten. Sie hiessen auch Predigermönche, da sie durch Wort und Lehre wirkten, gegen Unglauben und Ketzerei eiferten, böse Geister austrieben und den Teufel beschworen.

So erschienen denn im Jahre 1254 diese „schwarzen Brüder“ in Strausberg**), und alsbald ging es an den Aufbau der Klostergebäude auf dem ihnen zugewiesenen Grundstück in unmittelbarer Nähe der markgräflichen Burg (curia). Das Material an Steinen (rohen Kalkstein) und Mörtel lieferten die Kageler Mönche aus ihrem Rüdersdorfer Kalkbruch, das Bauholz gab auf Befehl des Markgrafen die Stadt her, und als Bauhandwerker und Handlanger wurden die hörigen Einwohner herangezogen, welche sich allmählich unter dem Schutz des Vogtes neben dem wendischen Fischerkietz auf der Höhe niedergelassen hatten. Um die neue Stadtanlage mitsamt der Burg und dem Kloster gegen etwaige feindliche Angriffe zu schützen, wurde dieselbe gleichfalls im selben Jahre 1254, auf Anordnung des Markgrafen Johann „erweitert und mit

*) Pulcawa bei Riedel IV, 1. S. 9 [Brand. Britz. Chron. bei Riedel IV, 1. S. 278]: loca deserta in culturam reducentes debitam, bonis pluribus habundabant ac diuinis officiis frequenter intenti religiosorum plures ordines in suis terminis locant.

**) Angelus Annales pg. 105.

festen Mauern, Wällen und Gräben dermassen befestigt, dass Strausberg zu der Zeit, da man Carthaunen und Mauerbrecher im Kriege gebraucht, fest genug gewesen und einen guten harten Puff hat ausstehen können“.*)

Nach zwei Jahren waren die Klosterräumlichkeiten bis auf die Kirche fertiggestellt; zu letzterer wurde am 5. Juni 1256 in Gegenwart des Bischofs Otto von Brandenburg der Grundstein gelegt, und es lässt sich vermuten, dass der fürstliche Stifter dieser Feierlichkeit beigewohnt haben wird, umsomehr, als nach seinem Willen gerade diese Kirche dereinst seine irdischen Überreste zur ewigen Ruhe aufnehmen sollte.

Die päpstliche Bestätigung des vollständig eingerichteten Klosters soll dann im Jahre 1266 erfolgt sein: — soll, denn die Urkunde hierüber, welche nach Angabe des Archidiakonus Andreas Hundertmark**) im Domarchiv zu Brandenburg in Verwahrung liegen soll, hat sich trotz eifrigen Nachforschens daselbst nicht mehr vorfinden lassen, was um so mehr zu bedauern ist, weil sicherlich in dieser Urkunde auch angegeben war, welche Liegenschaften, Einkünfte und Gerechtsame der Stifter dem Kloster verschrieben hatte.

Die Lage des Klosters war eine ausserordentlich anmutige, wie ja noch heute diese höchste Erhebung der Stadt die schönste Aussicht nach allen Seiten hin gewährt. Von der Höhe des steil zum Straussee abfallenden Ufers schweifte der Blick des sinnenden Mönches über die glitzernde Wasserfläche, in der sich die von der Abendsonne mit Purpur umsäumten Waldeswipfel entzückend widerspiegelten, oder wenn aufgetürmte Wolkenmassen ein Gewitter von Westen heranfügten, über ein gewaltig brausendes Wellenmeer, dessen schaumgekrönte Kämme, vom Winde gepeitscht, sich in unabsehbarer Reihe und Zahl immer und immer wieder den Ufern zuwälzten: hier lauschte er zur Sommerzeit dem Rufen des Kukuks und Pfingstvogels, der Drossel und Waldtaube, beobachtete er das muntere Spiel der wilden Enten und Taucher, den Flug der Reiher und Raubvögel. Nach Süden zu schaute er über die Häuser der Bürger und Handwerker, die mehr und mehr das Weichbild der Stadt ausfüllten, über die in Kultur gebrachten Weinberge hinweg bis zu dem hochragenden Krähenberg, von dessen schwarzgrünem Kegel die Marienkapelle***) herüberwinkte, die frommen Christen zur Wallfahrt, zu einem kurzen

*) Angelus a. a. O. S. 105.

**) War in Strausberg 1737—41 Diakonus, 1741—64 Archidiakonus in Bernau. Er arbeitete nach dem Ratsarchiv an einer mit Urkunden versehenen Geschichte Strausbergs; das Manuskript ist aber nicht erhalten. Historisch-politische etc. Beiträge II 2, S. 369—375, Berlin bei Ungar 1783.

***) Pg. 39 [Riedel I, 12. Strausberg No. 47] bestimmt Näheres über die Opfer-
teilung (9. Septbr. 1440). Vgl. auch Angelus a. a. O. pg. 258, 269, 301. Von 1549—52
ist sie abgebrochen worden, wie die alten Rechnungsakten nachweisen (vgl. Sternbeck,
Beiträge S. 216—220).

Reisegebet und milder Opfergabe einladend. Im Osten und Norden dehnten sich weite ebene Fluren aus, mit freundlichen Dörfern und schmucken Loosen (ausgebauten Einzelgehöften) besetzt.

Der nördliche und östliche Flügel des Klostergebäudes enthielt in zwei Stockwerken die Wohn- und Wirtschaftsräume, „alle mit gewölbter Decke“. Der Prior hatte „seine besondere habitation“, jeder der Konventbrüder eine eigene bequeme Zelle. Das Refektorium, ein grosser Saal im oberen Stockwerk, versammelte die Mönche zu den gemeinschaftlichen Mahlzeiten, das Oratorium zu Bet- und Andachtsübungen: in der „Librerey“ oder Bibliothek war für die Wissensdurstigen gesorgt. Der an den Innenseiten des Hofes entlang führende Kreuzgang mit hohen Schwibbogen gestattete, selbst bei stürmisch-regnerischem Wetter die zur Verdauung unerlässlichen mille passus abzuschreiten, und nach vollbrachtem Tagewerk vereinigte das Dormitorium alle Brüder zum wohlverdienten sanften Schlummer. Selbst für durchreisende Mönche und Nonnen (?) stand eine Gastkammer bereit, nachdem sie sich in der Badestube vom Staub der Landstrasse gereinigt und im Bade erquickt hatten. — Die Wirtschaftsräume umfassten die Küche, ein „zum Brauhaus aptirtes Gemach“, eine Destillierstube und Kellereien; in ihnen waltete Bruder Küchenmeister seiner Kunst, kredenzte Bruder Kellermeister das treffliche Klosterbräu.

Den Südflügel nahm die Klosterkirche ein, zu deren Bau- und Einrichtungskosten der Markgraf Otto 700 Mark Silbers beige-steuert haben soll. Ihre Länge betrug 80 Ellen, die Breite 16 Ellen; sie war mit 13 Fenstern versehen, von denen zwei den Altar erhellten. Mächtige Pfeiler stützten die Decke, ein Turm fehlte, wie bei allen Kirchen des Dominikaner-Ordens. Der Altar hatte, nach der Beschreibung Hundertmarks, auf beiden Seiten je 3 Flügel, auf welchen die Empfängnis Mariä, die Geburt, das Leiden und Sterben Jesu bildlich dargestellt waren. „Sie dienten dazu, nach Erforderung der Jahreszeiten und der darinnen vorkommenden verschiedenen Feste, neue Vorstellungen, die dabei schicklich waren, vorzuzeigen. In den vorderen zwei Altarflügeln sah man die 12 Apostel, sodass in jedwedem drei oben und drei unten standen.“*) Ausserdem schenkte Otto eine kostbare Bibel und liess ein prächtiges Chor, mit Marmor ausgefüllt, errichten. Auch ein Taufstein**) war vorhanden.

Diese drei Flügel des Klosters, in gleicher Höhe, doch so aufgeführt, dass der Ostflügel mit seiner Front etwas zurücksprang, bildeten ein fest zusammenhängendes Ganzes und waren durch Thüren und Gänge

*) Der alte Hochaltar der Marienkirche zeigt diese beiden Seitenflügel noch jetzt; es scheint daher die Annahme gerechtfertigt, dass dieselben bei der Säkularisation des Klosters in den Besitz dieser Kirche übergegangen sind. Vgl. auch Sternbeck a. a. O. S. 111.

**) Siehe unter Abschnitt 6.

untereinander verbunden: den Haupteingang bildete ein Portal, das in der Verlängerung des Nordflügels nach dem See zu angebaut war, mit seinen Zinnen das erste Stockwerk überragte und den direkten Eintritt in den Klosterhof gewährte.

Der vierte Flügel, an der Westseite nach dem See zu gelegen und in geringerer Höhe, auch abgesondert von den übrigen Flügeln aufgeführt, war unstreitig der älteste Teil des Ganzen, die curia des Markgrafen, in der sich auch wohl zu Zeiten der markgräfliche Voigt aufhielt, wenn er in Erledigung wichtiger Angelegenheiten mit dem Rate der Stadt zu verhandeln hatte. Diese curia oder „Schloss“, wie es Magister Angelus und andere nach ihm benennen, war auch Eigentum der Mönche. Die darüber ausgestellte älteste Urkunde vom 23. April 1299 lautet:

Nos Albertus, dei gracia Marchio Brandenburgensis, recognoscimus publice per presentes, quod curiam nostram in Struzberg apud fratres predicatores versus meridiem*) sitam, eisdem fratribus sive ordini pure dedimus propter deum, Ita videlicet, quod post mortem nostram et uxoris nostre dilectissime, ipsa curia cum edificiis attinentibus ad dictorum fratrum collegium libere pertinebit, ea gratia et libertate, quod nec ipsi fratres nec quibus ipsam curiam vendiderint, Burgensibus civitatis eiusdem in aliqua iustitia tenebuntur. Protestamur etiam presentibus, quod et pater (Otto III.) noster et frater (Johann I.) felicis recordationis eandem curiam eisdem fratribus ante nos dederant multis annis. Datum ibidem anno M^oCC^o nonagesimo nono, in die Georgii Martyris.***) Das Wichtigste an dieser Urkunde ist, dass die Mönche der städtischen Gerichtsbarkeit nicht unterworfen waren; der Schlusssatz, wonach schon vor vielen Jahren Otto III. und sein Bruder Johann I. den Mönchen die curia mit den angrenzenden Gebäuden (worunter doch nur die Klostergebäude verstanden werden können) geschenkt habe, macht wahrscheinlich, dass, nachdem das Kloster endlich fertig geworden war, nunmehr das ganze Grundstück nebst der curia dem Mönchskollegium verbrieft und verschrieben wurde, doch unter folgender Gegenleistung, die aus späteren Urkunden zur Genüge hervorgeht.

Die Markgrafen hatten bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts keine ständige Residenz, sondern reisten, wie es auch die alten deutschen Kaiser thaten, im Lande umher und nahmen bald hier, bald dort längeren oder kürzeren Aufenthalt. Weil nun die Bürgerhäuser jener alten Zeiten ziemlich dürftig oder wenigstens einfach und beengt gebaut waren, jedenfalls nicht die Bequemlichkeiten bieten konnten, die einem Fürsten

*) Genauer Südwesten.

***) Riedel I, 12. Strausberg No. 1 nach Angelus S. 119, der fälschlich einen Albrecht IV. als Sohn Ottos V. die Urkunde ausstellen lässt. Vgl. unter Abschnitt IV.

gebühren, die Klöster dagegen meist geräumig und wohnlich eingerichtet waren, so haben die fürstlichen Stifter der Klöster, sobald dieselben an wichtigeren Verkehrsstrassen lagen, stets darauf Bedacht genommen, sich in ihnen ein gelegentliches Absteigequartier, „Ablager“, zu sichern; das ist von mehreren Klöstern überliefert, das gilt auch vom Strausberger Kloster.

Die Bedingung also, unter welcher die Schenkung erfolgte, war einfach die, dass gewisse Räume, d. h. eben die curia, von der Benutzung der Mönche ausgeschlossen waren, vielmehr in steter Bereitschaft zur Aufnahme fürstlicher Gäste blieben; ausserdem hatte das Kloster auch die Bewirtung der Gäste auszurichten*). Sehr gross ist übrigens diese curia nicht gewesen, sie enthielt vielmehr nur je ein Herren- und Frauengemach für die „Herrschaft“, die übrigen Räume dienten dem Hofstaat und „gesinde“ zur Unterkunft; ja von diesen wird auch nur ein Teil ausreichend Platz gefunden haben, denn in späteren Jahrhunderten musste meist „Ein Edler Rath“, wenn grosser Besuch angemeldet wurde, thatkräftig helfen und hatte oft alle Hände voll zu thun, wie heutzutage die wohlwöbliche Einquartierungs-Kommission, um allen Wünschen gerecht zu werden.

Alle die aufgeführten Klostergebäude nun nahmen genau den Raum ein, auf welchem jetzt das Hauptgebäude der Landarmen-Anstalt steht. Der noch übrige Platz des Grundstücks war zum Küchengarten und zum Friedhof eingerichtet, dieser südlich der Kirche, jener nördlich nach der Stadtmauer zu; ein starker Bohlenzaun, welcher nach der Klosterstrasse und dem Kietz zu aufgeführt war, verlieh den Insassen Schutz und Sicherheit, wie auf den anderen Seiten der See und die Stadtmauer mit Wall und Graben.

2. Die Güter und Gerechtigkeiten des Klosters.

Innerhalb ihrer Klostermauern genossen die Mönche, wie schon angedeutet, völlige Selbständigkeit und Unabhängigkeit vom Stadttregiment, sie durften mit nichts „beschweret“ werden. Doch auch ausserhalb des Klosters müssen ihnen gewisse Befugnisse zugestanden haben, und darüber entstanden gar bald Misshelligkeiten mit dem Rate der Stadt, der nach dem Aussterben des askanischen Hauses ihnen dieselben streitig zu machen suchte, wenn er auch kein Glück damit hatte. Die über die Schlichtung dieses Streites aufgesetzte Urkunde vom 1. Oktober 1321 lautet wörtlich:**)

*) Deswegen nun zu behaupten, Strausberg sei ehemals eine „Churfürstliche Residentz“ gewesen, ist ganz verkehrt, und doch findet sich diese Ansicht sogar bei Perlitz.

**) Riedel I, 12. Strausberg No. 6; im Archiv ist nur eine Kopie erhalten.

„In gottes nahmen Amen. Auf das die dinge, die von den leuten recht vnd redlichen in der Zeit geschehen, nicht vergehen mit der Zeit vmb vergesslichkeit vnd sterblichkeit der menschen, mochte sothan ding mit bewehrten schriften verewigen, bevestigen vnd bewahren, das nicht das altertum der Zeit, auch bossheit der Menschen mache sodane Dinge zu brechen vnd zu verleugnen: Dorumb sollen wissen vnd vornemen alle menliche, die nu sint vnd zukunfftig werden, das wir Mannschafften vnd Stedte, als Brandenburg, Berlin, Franckfurt, Stendal, Bischof von Lebus, Burgermeister vnd Rathmanne vnd geschworene der stadt Strausberg, brandenburgs gestiftes, vnss gutlichen vnd wol vortragen haben vnd entschieden den zwitracht, der da ist gewesen zwischen der vorgemelten Stadt Strausberg vnd denen brudern prediger ordens, daselbst wonende, der freyheit halber ausserhalb der mauer, welcher brieffe wir haben gesehen, das sie sint vngefelschet vnd gantz vnuerdorben, das Inen von den durchleuchtigsten fürsten vnd Hern Marggrafen Otten*) vnd Otten, stifter des Closters, daselbst begraben, gegeben ist, frey zu bauende vnd zu bevestende Ir Closter innen vnd ausserhalb nach Irer beqwemlichkeit, sonderlich ausserhalb, da dieser zwitracht drumb hergewesen, von dem Stadthore am orienten bis an den ersten hause nach den kietz, da wir vnss eingesetzt haben von wegen vnser gnedigsten Hern, vnd so haben erkandt vnd abgetheilet rechtens wissens, das sie sollen lassen auffwerffen vnd ziehen einen graben von der Stadtmauer bis in den Straus, als es Inen am beqwemlichsten wird seyn, nach vnser anzeigung, vmb Ihren garten vnd wiesen zu bevestigen als oben beruret ist. Item das Inen nicht schaden darinnen geschehe vnd wieder den Inen gegebenen Garten vnd stadtgraven bis an deme stadt kietz in brauchung vnd nutz zu haben mit fischen vnd früchten vnd bäume zusetzen vnd zu pflanzen vnd niederzuhauen nach Irem begeren vnd muthe: mit solchem bescheidt, das sie den stadtgraven, den sie in gebräuchung haben, graben vnd reumen sollen vnd bessern in der tieffe vnd weitte. Wan sich nun Jemandt von burgern oder von andern vergriffe vnd Inen zu nahe were, können die vorgemelten brudere den valdener vor den Hern vnser gnedigsten Hern stadt strausberg verklagen vnd sie die straffen nach recht gleich andre dreiste diebe vnd valdner, so sie das nicht thun, billig diese dinge halten mogen als eine vnuertragene Sache vnd sich halten mogen nach dem laut Irer priuilegien. — Zu grösserer vhrkunde und mehrer bekändniss dieses vrschedes haben wir Mannschafft obgemelt vnd burgermeister vnd Rathmanne vnd geschworene der stadt strausberg Insiegel vnten an diesen brieffe lassen hengen. Von Christi geburth da man schreibet 1321 jahre freitags nach sanct michel.“

*) Otto V.

Von dem Garten und der Wiese heisst es in der „vparunge des Closters thu Strutzeberge predigers ordens“ vom Jahre 1541 ausdrücklich: „Item eine wese vnd einen garden hinder dem Closter, gegeben van den Durchluchtigsten hochgeborenen fursten hochlawelier dechnusse Marggraffen Otten vnd otten Stiffter des Closters zu Strutzeberge.“*)

Ferner war vom Markgrafen Otto III. bestimmt worden, dass nicht nur zum Bauen, sondern auch zum Brennen Holz aus der Stadtheide geliefert werden solle.

Die Bestätigung und Erneuerung der alten Klosterprivilegien vom 17. Januar 1470 enthält diese Holzgerechtigkeit zuerst:**)

„Wier Johanness pp. Bekennen offendlich mit diesen brieff gegen allermenniglichen, dass Wir umb vleysiger bethe vnserss lieben Getrewen, Werner Pfüll vnd gantz vorsamblung der Brüder des Closters zu Strauspergk Prediger Ordenss priuilegia irer freiheitt, gegeben von Carolo dem vierden, der da lautt: „Wer sich voregreift an dem Closter vnd freiheitt bricht, vorfallen sein soll inn Hundertt vnd viertzigk Marck pur Goldess vnd das vbrig nehmen sollen seine Ambss Lude, wil meher vorfallen sol sein kegen vnss in allermassen nach dem, das sie vnser gnaden land sein.“ In der süfftigen masse Wir auch confirmiren Marggraf Otten vnd Otten vnd Albrechts priuilegia von den Hüsern, Garden vnd Wesen, die sie itzund in besitzung haben gehabt went an dieser Zeitt,***) Auch dass sie haben mogen freiholtzung zu Bren vnd gebeüte messiger massen in vnser Stadt heide Strauspergk, dar sie vnser Rath vmb grüssen sollen, so offt sie etwass holen wollen, vnd wehr es sache, dass sie ess in vorsagen wollen, gleich howen megen vnd sollen, Geben Collen an der Sprew, Mittwoch nach Erhardi Ein tausent vierhundert vnd im siebenzigsten Jahre.“

Endlich berichten die Hist. pol. etc. Beiträge II, S. 374, dass der Rat unter dem Datum des vorhin erwähnten Vergleichs dem Kloster auch die Braugerechtigkeit bestätigt habe.

Dass dieser Grundbesitz und die Holz- und Braugerechtigkeit allein nicht hinreichten, um den Lebensunterhalt der Mönche zu bestreiten, liegt auf der Hand; dafür aber war dem Kloster durch den Orden ein

*) Original im Archiv; fehlt bei Riedel. S. S. 125.

**) Abschrift im Archiv. Riedel I, 12. Strausberg Nr. 58 liest Bernhardi statt Erhardi und setzt demgemäss das Datum auf den 22. August fest.

***) Weim Angelus' (pg. 157) Notiz richtig ist, hat Ludwig der Ältere aus Unwillen über Strausbergs Anhänglichkeit an den falschen Waldemar seinen Vogt Siegfried (Syze) von Ernow 1350 in die markgräflische Burg gesetzt, um die Bürger in Gehorsam zu halten und einem Verlust der Stadt vorzubeugen; erst 1355 schenkte Ludwig der Römer den Mönchen dieselbe wieder.

bestimmter Bezirk zugewiesen, innerhalb dessen die Brüder das ausschliessliche Recht hatten, für ihre seelsorgerische Thätigkeit — milde Gaben entgegenzunehmen. Wann dies geschehen, ob gleich bei der Gründung oder später erst, ist mangels der darauf bezüglichen Urkunde nicht festzustellen; wohl aber nimmt folgende Urkunde, durch welche die Regelung der Bezirksgrenzen für die Dominikaner in Soldin und Kamin bezeugt wird, auf den Strausberger Klosterbezirk Bezug. Dieselbe lautet:*)

Universis hanc paginam inspecturis Frater Arnoldus Scotus, prior Portensis, frater Martinus, lector de provincia Hyspanie, et frater Poncius de provincia Grecie, Salutem in domino Jhesu Christo. Caritati vestre presentibus innotescat, quod nos, per venerabilem patrem fratrem Simionem, magistrum ordinis, ac diffinitores capituli generalis apud Treuirim celebrati, terminorum iudices constituti, diligenti examinatione prehabita inter terminos Soldinensium, de prouincia Theutonie, et Kaminensium, de prouincia Polonie, inspectis etiam diligentius limitationum literis, auditis quoque rationibus ex utraque parte allegatis ac inuenta veritate, auctoritate nobis concessa Sic pronuntiavimus per presentes, ut fratres de Kamin terminos suos secundum limitationem factam inter eos et Struthbergienses auctoritate fratris Johannis, quondam magistri ordinis, per venerabiles patres fratres Augustinum, prouincialem Dacie, prouincialem Theutonie et Prouincialem Polonie, confirmatam quoque per venerabiles patres fratrem Hermannum, priorem Struthbergensem,**) fratrem Nicholaum, priorem Glogouiensem, et fratrem Nicholaum, lectorem lundensem de prouincia Dacie, infra quos terminos ciuitates hec, videlicet Perich, Stargart, Griphenhayn, Arniswald cum villis et opidis suis quam plurimis includuntur, pro quibus ciuitatibus fratres Kaminenses coram nobis et fratribus Soldinensibus, quod eas inuaderint, Specialiter sunt conquesti, secure possideant et quiete: fratribus vero de Soldin precipimus, ut predictos terminos ac ciuitates memoratas predicationis vel questus gracia ingredi non presumant, inponentes eis silentium perpetuum super terminis memoratis ac iniungentes eisdem, ut cum fratribus Kaminensibus de ablatis in terminis supra dictis infra VI menses a terminatione capituli memorati conferant et componant. — — — Datum anno domini M. CC. LXXXIX. VIII Idus Junii, in nostro capitulo generali. (Trier den 6. Juni 1289.)

Man sieht also aus dieser Urkunde, dass jedes Kloster eifrig darüber wachte, dass kein Unbefugter in seinem Bezirk amtierte, weil ihm sonst an Opfern und Almosen etwas verloren ging. Da nun in Berlin, Ruppín und Prenzlau gleichfalls Dominikanerklöster bestanden, und im Nord-

*) Riedel I, 18. S. 441 No. 2.

***) cf. Fischbach Stat. top. Stadtbeschreibungen S. 505.

osten der Kaminer, im Osten der Soldiner Bezirk als Grenze gegeben ist, so lässt sich daraus schliessen, dass der Strausberger Bezirk etwa das Doppelte des heutigen Kreises Oberbarnim umfasst hat.

Was die Predigerbrüder aus ihrem Bezirk an Naturalien, Eiern, Butter, Käse, Brot und Früchten — Fleisch durften sie in den ersten Zeiten überhaupt nicht essen — in die Klosterküche heimgebracht haben, ist wohl reichlich genug gewesen zu ihres Leibes Notdurft und Nahrung. Im Laufe der Zeit wurden fromme Stiftungen, Vermächtnisse und Schenkungen aller Art gemacht, welche anzunehmen erst stillschweigend geduldet, doch seit dem Anfang des 15. Jahrhunderts vom Päpstlichen Stuhl offiziell gestattet wurde. Zwar gehörte persönliche Armut ebenfalls zu den Ordensgelübden; durfte aber nicht trotzdem der Orden selbst oder das Kloster als solches Eigentum und irdische Schätze erwerben? Und wie bereitwillig gab der Kranke, der sein Stündlein gekommen fühlte, sein Letztes, sein Alles daran, wenn er dadurch die Versicherung erhielt, dass seiner sündigen Seele die Qualen des Fegefeuers gekürzt werden würden; wie gern opferte der Wohlhabende und Wohllebende von seinem Überfluss, um teilzuhaben an dem Verdienst, das die Klosterbrüder durch ihre frommen Werke so reichlich bei dem lieben Gott zu erwerben vorgaben, dass auch für andere noch genug abfiel;*) wie gern und gewissenhaft wurden da Seelmessen gelesen und

*) Folgende Urkunde vom Jahre 1504 ist in dieser Beziehung sehr lehrreich. „Deuotis in cristo ihesu filiis dilectis piscatoribus in soldin in solidum et uxoribus eorum liberisque eorum frater Johannes botzin, ordinis predicatorum conuentus brandenburgensis ac theologiae professor ac heretice prauitatis inquisitor nec non contractum (?) marchie vicarius immeritus, Salutem et operum salutarium continuum incrementum. Exigente pie denotionis affectu, quem ad nostri ordinis conuentum Soldinensem habetis, vobis omnium missarum, orationum, penitenciarum, jejuniorum, psalteriorum, vigiliarum, abstinentiarum, laborum ceterorumque bonorum operum, que per fratres nostrorum conuentuum brandenburgensis, ruppiniensis, soldinensis, zehusensis, Struzebergensis, berlinensis, primslauensis et tangermundensis operabitur ihesus cristus, fraternitatem ac participationem in omnibus presentium per tenorem concedo, scilicet tam in vita quam in morte. Volo insuper et ordino, quod anime vestre post decessus vestros secundum morem recommendentur orationibus aut nostro Seruitio cottidiano. Si obitus vestri ibidem fuerint nobis nunciati. In cuius rei testimonium sigillum officii conuentus soldinensis duxi presentibus appendendum. Datum soldin, Anno dom. M^o DIIII ipso die dedicationis predicti conuentus. [Riedel I, 18. S. 505 No. 93]. Im Archiv ist noch eine Urkunde, Pg. 45 vom 11. September 1485 (?) erhalten, nach welcher der Prior Ambrosius Bredenfeld des Augustinerkonvents in Königsberg, Neumark, einen Bürger Strausbergs mit seiner Mutter in die Gemeinschaft aller guten Werke des Ordens aufnimmt. Riedel bringt die Urkunde zweimal, in I, 24 S. 463 No. 172 mit dem Datum 15. September 1482, in I, 12 Strausberg No. 71 mit dem Datum 13. September 1489. Da die letzte Zahl im Original Pg. 45 undeutlich geworden ist, so dass man sie ebensogut für V wie X oder sonst etwas lesen kann, wird das Datum ganz genau nicht mehr festzusetzen sein.

Requiems gesungen oder doch dies zu thun versprochen, wenn Geld oder Geldeswert dafür ins Klostersäcklein floss.

Das Strausberger Kloster ist allerdings kein reiches geworden, wie man das von so manchem andern hat rühmen hören, dazu waren die Einwohner der Stadt und Bewohner der Umgegend im allgemeinen von jeher viel zu wenig wohlhabend; immerhin aber lassen sich mehrere Schenkungen nachweisen.

So überliess im Jahre 1325 der Rat zu Eberswalde den Klöstern der Dominikaner zu Strausberg und der Minoriten in Angermünde eine freie Hausstelle in Eberswalde, sofern sich die Mönche untadelhaft führen werden: „Nos consules ciuitatis Euerswalde, Prior totusque conuentus fratrum predicatorum in Struzeberghe ac Gardianus totusque conuentus fratrum minorum in angermunde tenore presencium recognoscimus publice protestantes, quod dicti consules ciuitatis Euerswoldensis antedictis fratribus vnam aream in ciuitate Euerswolde sitam pure propter deum maturo consilio erogarunt libere et quiete sine omni exactione perpetuo possidendam, si dicti fratres decenter se gerunt et honeste, sicut fratres se gerere tenentur Et si nichil criminosi ac visiosi notabilis operis manifesti perceptum fuerit ab eisdem. Si autem, quod deus auertat, aliquid viciosi et inhonesti eorum famam denigrans perpetraret, tunc sepe dicti consules structuram super illa area factam sine fratrum dictorum rixa soluere debent et area cum structura cedere debet in usus consulum predictorum. Item condicio talis est adiecta, quod fratres aream eis datam nullo modo debent ampliare et sicut eis data, in tali spacio debent quiete possidere. — Datum anno domini M^oCCC^oXXV^o feria tertia ante mathei apostoli (17. September 1325).*)

Im Jahre 1412 vermachte Hermann Vorlaut, ein angesessener Strausberger, welchem ein Drittel des Dorfes Garzin als kurfürstliches Lehen**) gehörte, sein Haus, beim Kloster belegen:

„Witliken sy allen vromen luden, dy dessen brieff sien ofte horen lesen, dat wy Herman vorlaut vnd Margareta, myne eyelike bederfrouwe, hebben met wolbedachtem mude, friem willen vnd ganczer witschap sunder ennigherleye widdersprake vser eruen ofte behendicheit, dy dar vp vinden muchte, ghegheuen gesundes liues vnd myne erbar frouwe yn oreme lesten, na vser twier dode den brudern in Struzeberg prediker ordens dat hus, dar ik yn wane, gelegen like iegen orme Clostere, pür durch godes wille vnnnd vmme vnser sylen salicheit. Des hebben die vorbenummeden brudere vns vnd vnse oldern entfangen yn ore bruderschap vnd delaftich gemaket eyner ewighen mysse. Des

*) Riedel I, 12. S. 291. No. 13.

**) Nach dem Lehnscopial bei Riedel III, 1. No. 52 S. 47.

tu eyn tuchnisse vnd groter vrkunde, so hebbe herman vorlaut vorbenumet mit rechter witschap myn yngesegel an dessen open brieff laten henghen, dy ghegheuen Anno dom. M^oCCCC^o darna in deme XII iare, des mandages vor vnser leuen frowen daghe wortewigynghe (8. August 1412).*)

Die reichbegüterte Familie derer von Barfuss, welche am 11. November 1454 mit 24 Hufen auf der Strausberger Feldmark, desgleichen mit der Mühle an dem Stadtgraben und dem Kirchlehen der St. Georgskapelle vor der Stadt belehnt wurden,**) überliessen dem Kloster den Zins der 24 Hufen; ferner musste auf ihr Geheiss (seit 1421) der Pächter der ihnen gehörigen Gielsdorfer Mühle seine Pacht im Betrage von 3 Wispel Mehl alljährlich dem Kloster entrichten. Von den Herrn von Pfuel besass das Kloster ein Kapital von 15 Schock Groschen, die jährlich 1 Schock Zinsen brachten aus dem Gute Brunow; von den Waldows 2 Schock 46 Groschen und 4 Pfg. jährliche Zinsen, welche nebst 3 gemästeten Hühnern von 3 Bauern und einem Kossäten in Wilmersdorf aufgebracht wurden. Diese regelmässigen Einkünfte werden nachgewiesen in einem Verzeichnis, welches nach Angaben des Priors bei der Säkularisation des Klosters aufgesetzt worden ist.***) Die Randbemerkung in demselben hat Perlitz zu der Vermutung bewogen, dass die Mönche, als die Auflösung ihres Klosters jeden Augenblick zu gewärtigen stand, vieles abgelöst, aufgesagt und beiseite geschleppt haben auf Weisung des Ordens, oder dass sie, um sich nachher davon gütlich zu thun, absichtlich manche Einkünfte niedriger angegeben oder auch ganz mit Stillschweigen übergangen haben. Ich kann mich dieser Auffassung nicht anschliessen, denn sonst bleibt doch verwunderlich, warum sie nicht auch darauf Bedacht genommen haben, vor allem die kostbaren Silbergeräte und Messgewänder, die beschlagnahmt wurden, zu rechter Zeit beiseite zu schaffen.

*) Riedel I, 12 Strausberg No. 23 und I, 24 S. 409 No. 114, wo 1415 steht. Das Original ist verloren.

**) Riedel I, 12 Strausberg Nr. 56.

***) Das bei Riedel nicht aufgenommene Schriftstück lautet: „Dit ist die vpbarunge des Klosters thu Strutzeberge predigers ordens: 12 schilling gr huffen tins thu Strutzeberg van den Erbarⁿ Barften gegeben. 1 schock thu Brunow Christoffel Termow van den pulen gegeben. 3 w^{inspel} meel in die Gilstorsche male, gewen die Barften im jar 14c und im 21 jar. In Wilmerstorp van den van waldow gewen 1/2 schock Simon grote vnd 1 rockhun. 15 gr. michil winckelman. 1/2 schock peter Schroder teget (?) vnd 1 rockhun. 1 schock Bastian ukrow. 1/2 schock Jurgen wernicker. 12 1/2 paul Seilhower vnd 1 rockhun. Darneben hebben wy einen wyn garden van einem morgenlande, den hebben wy sulwest angelegt. Item eine wesse vnd einen garden hinder dem Closter gegeben etc.“ Am Rand steht neben den Posten aus Wilmersdorf: „Diesse Summen haben die monich van des klosters guttern in wendig 5 jharen auffgehoben vndt hinweg bracht.“ —

3. Der Mönchskonvent oder „die Versammlung“.

Die Anzahl der Mönche kann nicht gross gewesen sein. An der Spitze derselben stand der Prior, der alle drei Jahre durch freie Wahl der Brüder ernannt wurde, doch auch wiedergewählt werden konnte; er vertrat den Konvent und die Klosterinteressen der Aussenwelt gegenüber und wachte darüber, dass von allen Insassen die Gelübde und Satzungen des Ordens und die Weisungen der vorgesetzten Provinzialen gewissenhaft befolgt wurden; ihm fiel also die Verantwortlichkeit für die seelsorgerische Thätigkeit der Brüder und die Aufsicht über ihr sonstiges Verhalten zu. Dem „Kämmerer“ unterstand die Oberleitung des gesamten Wirtschaftswesens; was das Kloster an beweglicher und unbeweglicher Habe besass, wurde von ihm verwaltet; er zog die Pächte und Zinsen ein, beschaffte und ergänzte das Inventar an Möbeln, Geräten und Kleidungsstücken und sorgte für Verpflegung der Gäste. Unter ihm waltete Bruder Kellner der Brauerei, Branntweinbrennerei und Weinkelterei, Bruder Küchenmeister schaltete und waltete in Küche und Garten. Den Gottesdienst leitete der Prediger oder Pfaffe unter Beihülfe des Küsters und der Chorknaben, die Bibliothek verwaltete der Scholast.

Die übrigen „Religiösen“ fanden diejenige Beschäftigung, die ihren Anlagen und Neigungen am meisten entsprach. Die geistig Befähigten verfassten Predigten oder andere theologische Abhandlungen, studierten oder schrieben Messbücher und fromme Gesänge ab;*) wer dagegen ein Handwerk verstand, machte sich durch dessen Ausübung nützlich, die andern halfen in der Wirtschaft oder sammelten Almosen, sie hiessen „dienende Brüder“.

Nur wenige Namen von Prioren und Mönchen sind überliefert. Ausser dem bereits angeführten Prior Hermann, welcher der Abgrenzung des Klosterbezirks beiwohnte, und Werner Pfuel, unter dessen Amtszeit die Erneuerung der Klosterprivilegien erfolgte, sind es noch folgende:

Nicolaus Pfuel, geboren in Strausberg,**) und von seinen Eltern schon in der Jugend zum geistlichen Stande bestimmt, besuchte, um sich zu seinem Berufe vorzubereiten, verschiedene Klöster. Als er 1442 in das Kloster St. Mauritii Ordinis Canonicorum zu Halle eintrat, sollte gerade auf Befehl des Erzbischofs Günther von Magdeburg die Ordensregel in einigen Punkten geändert werden. Es erschien der Erzbischof mit den verordneten Reformatoren im Kapitel und liess durch den

*) Bruchstücke von solchen, aus dem 14. Jahrhundert stammenden Pergamentbüchern (Neumenschrift mit untergelegtem Text), mit schönen buntfarbigen Initialen ausgestattet, haben sich zerstreut als Aktendeckel oder -Rücken im Archiv gefunden. Der Verfasser hat sie gesammelt und dem Archiv als selbständiges Aktenstück einverleibt.

**) Nach Perltz. cf. auch Fischbach a. a. O. S. 506.

Dr. Taken den Vorschlag machen, die Brüder möchten sich gutwillig zu der Änderung bequemen. Da trat Nicolaus Pfuel im Namen der Mitbrüder auf und fragte: „Suntne omnes qui hic ante nos fuerunt, condemnati? quid nos iam cogimur plus servare quam illi servaverunt?“ Er verliess darauf das Kloster, bezog 1443 die Universität Leipzig, 1449 die in Erfurt und wurde 1460 als Prior des Strausberger Klosters eingesetzt und bestätigt. 1480 starb er.

Bruder Konrad Bäumlein, „ain Barfüsser“, hat 1499 in deutscher Sprache Predigten vom Sakrament und einige andere Abhandlungen verfasst.*)

Nach Gründung der Universität Frankfurt a. O. zogen dorthin, um zu studieren: 1506 Bruder Matthäus Kraft und Bruder Bartholomäus, 1508 Pater Michel Zöllner, ein geborener Frankfurter, „Lektor des Strausberger Klosters“, 1528 Bruder Fabian Potberg aus Strausberg, „ein Armer“.

Aus den Aufzeichnungen des ältesten Stadtbuchs**) erhellt, dass die Klostermönche, auch Altaristendienste in der Marienkirche versahen; so erhielten die Einkünfte des Elendenaltars 1530 und 1540 der Pfaffe Merten Ritzke, 1531 Er. Joh. Schynne, 1540 der Mönch Christoffel.

Bei den Unterhandlungen wegen des Klosterinventars und Silberwerks wird der Pfaffe Matthäus Schönebeck genannt, der mit Ritzke, dem Pfarrer Ebel von der Marienkirche und dem ersten lutherischen Diakonus Matthäus Schütze dieserhalb nach Berlin fuhr.

Der letzte Prior, Georg Fürstenberg, von dem nachher die Rede sein wird, lebte nach Einziehung des Klosters bis 1552.

4. Die sogenannte Fürstengruft in der Klosterkirche.

Je mehr das lebendige Bewusstsein von einer Thatsache schwindet, je mehr Generationen zwischen der Zeit eines Ereignisses und der Gegenwart dahingegangen sind, desto näher rückt die Gefahr, auf Kosten der geschichtlichen Wahrheit zu übertreiben, hinzuzudichten; schliesslich sitzt die durch Lokalpatriotismus künstlich genährte Verdrehtheit so fest, dass es Mühe kostet, die mündliche Überlieferung auf das richtige Mass ihrer urkundlichen Nachweisbarkeit einzuschränken.

Strausberg ist, trotz des Klosters mit der fürstlichen Herberge, trotz der kurfürstlichen Amtshauptleute, die über 30 Jahr von der Stadt aus das Rüdersdorfer Kalkbergwerk leiteten, trotz der eigenen hohen Gerichtsbarkeit und trotz der weiten Liegenschaften an Wald und Feld nie etwas andres gewesen als eine kleine Stadt; hat nie in glänzenden

*) Sie befinden sich als Ms. germ. fol. 88 und quart 182 und 194 in der Königl. Bibliothek zu Berlin. Vielleicht ist ein Theologe so freundlich, dieselben eingehender zu studieren. **) Dasselbe reicht von 1530 bis 1545. —

wirtschaftlichen Verhältnissen gestanden, obwohl es ausgedehnte Zollgerechtigkeit besass und an der grossen Heerstrasse lag, die von Norden her nach dem Odergebiet (Frankfurt) führte. Wenn auch zugegeben werden muss, dass im 14. und 15. Jahrhundert durch die Pommernfehden, das Raubritterwesen und den Hussitenzug der Stadt übel mitgespielt und dieselbe durch die Verwüstungen des 30 jährigen Krieges an den Rand des Verderbens gebracht worden ist, — diese Schicksalsschläge haben mehr oder weniger auch andere Städte der Mark darniedergeworfen, und doch haben sich diese wieder erholt, weil sie reichlichere Hilfsquellen in ihrem Besitz oder in der Kraft ihrer Einwohner zur Verfügung hatten, während Strausbergs Einwohner je und je sich als „blutarm“ bekannten.

Und doch ist die volkstümliche Ansicht „von der ehemaligen Grösse, blühenden Wohlhabenheit und politischen Bedeutung der Stadt, die leider, leider geschwunden sei“, so tief eingewurzelt, dass man den Vorwurf der Pietätlosigkeit gewärtigen muss, wenn man das Unhaltbare solcher Äusserung aufzudecken sich unterfängt. Dies gilt von der „ehemaligen churfürstlichen Residenz“, von der sog. Kalkgerechtigkeit, gilt auch von der Fürstengruft in der Klosterkirche, „woselbst viele von den ältesten Markgrafen und Kurfürsten (!) begraben liegen“.

Durch die urkundliche Überlieferung steht zunächst fest, dass der Stifter des Klosters, Otto III., seinem ausdrücklichen Wunsche gemäss, in Strausberg beigesetzt zu werden, neben dem Hochaltar der Klosterkirche seine letzte Ruhestätte gefunden hat. Die alte märkische Fürstenchronik berichtet über die Beisetzung folgendes:

Obiit — scil. Otto tercius — autem Brandenborch, audita missa de sancta trinitate in die dominica devotissime, presentibus pluribus fratribus Predicatoribus et multis aliis desideratis, anno Domini MCCLXVII in die sancti Dionysii. Cuius corpus Beatrix, eius uxor, cum Johanne et Ottone filiis suis deducens Struzeberch in choro ecclesie fratrum Predicatorum, quam fundaverat et ubi sepulturam elegerat, presente Conrado Magdeburgensi archiepiscopo, et missam celebrante domino Wilhelmo episcopo Lubusano, coram positus suis fratuelibus, principibus, comitibus et nobilibus honorifice sepelivit.*)

*) Die genaueren Quellenangaben zu diesem Abschnitt sind mir vom Herrn Oberlehrer Pieper-Berlin zur Verfügung gestellt worden, wofür ich ihm an dieser Stelle verbindlichst danke. — Mit der zitierten Stelle stimmen fast wörtlich überein die verschiedenen in dem Cod. Goslariensis, Cod. Trevirensis, bei dem Epitomator Britzensis und bei Pulkawa vorliegenden Versionen der Fürstenchronik, cf. G. Sello in den Forschungen zur Brand. u. Preuss. Gesch. I (1888) S. 126. Mon. Germ. Hist. Scriptorum, XXV (1880) S. 480. 482. XXV. 1. (1896) S. 34.

Dieser Bericht, aus dem alle späteren Angaben ähnlicher Art direkt oder indirekt geflossen sind, ist durchaus zuverlässig, da die Märkische Fürstengeschichte in ihrer ältesten Gestalt etwa 15 Jahre nach Ottos Tode entstanden ist und ihr Verfasser, wie allgemein anerkannt wird, zu der Person dieses Fürsten in näherer Beziehung gestanden hat. Wenn nun weiter Perltz, der bei der Niederreissung des Klosters im Jahre 1787 mit eigenen Augen gesehen hat, in seiner handschriftlichen Beschreibung der Stadt Strausberg erklärt: „Als die zerfallenen Klostergebäude mit der ebenfalls zerfallenen Kirche wegen beabsichtigter Erbauung des Landarmenhauses niedergerissen wurden, fanden sich in der Kirche in der Gegend des Altars zwei ausgemauerte Gräber. In dem einen lagen noch ein paar Knochen von den Gebeinen, das andre aber war ganz leer, gab auch keine Anzeige, dass jemals ein Körper sollte drin gelegen haben“: so darf man ohne weiteres annehmen, dass das erstgenannte Grab dasjenige Ottos III. gewesen ist. Für wen das zweite leere Grab bestimmt war, lässt sich nur vermuten; die meiste Wahrscheinlichkeit hat die Annahme für sich, dass es, gleichzeitig mit dem ersten gebaut, für Ottos III. Gemahlin Beatrix bestimmt war. Dass diese aber nicht hier bestattet worden ist, sondern zu Breslau in dem Kloster der Heiligen Clara begraben liegt, bezeugen die *Notae monialium Sanctae Clarae*:*)

„Anna ducissa, filia regis Bohemie, coniunx ducis Henrici et ducissa Wratislavie, fundatrix monasterii sancte Clare . . . sepulta apud chororum sororum in capella sancte Hedwigis. Capella choro sancte Clare annexa . . . in qua capella principes multi sunt sepulti et principum pueri, videlicet Anna supradicta et domina Beatrix, germana soror ejusdem, ambe filie regis Bohemie. Que Beatrix marchionissa Brandenburgensis obiit anno Domini MCCLXXX, Kal. Junii“

sowie ein Zusatz zur Märkischen Fürstengeschichte in dem *Cod. Trevirensis*:**)

„Beatrix obiit MCCLXXXVI Urbani pape Wratislavie apud Sanctam Claram sepelitur.“

Wohl aber soll noch ein anderes Mitglied des askanischen Fürstenhauses hier beigesetzt worden sein; es berichtet nämlich E. Brotuff, der noch viele alte Quellen benutzen konnte, die seitdem verschwunden sind,

*) Jetzt am besten herausgegeben von Wilh. Arndt in den *Mon. Germ. Hist. Scriptorum*, Bd. XIX (1866) S. 533—536. Der Widerspruch in den beiden Jahreszahlen 1290 und 1286 ist schwer zu lösen; auch wenn man einen Schreibfehler annimmt, ist das richtige Jahr nicht zu bestimmen. Die Zusätze im *Cod. Trev.* gehen bei der brand. Fürstengeschichte sonst nur bis 1287, dagegen bei der mit ihr eng verbundenen *Chronica principum Saxoniae* bis 1294, in welchem Jahre also die ganze Handschrift entstanden sein dürfte, während die älteste Handschrift der *Notae monialium S. Clarae* aus dem 14. Jahrhundert stammt.

***) vgl. die in Anmerkung auf S. 128 citierten Stellen.

z. B. die Klosterchroniken von Lehnin und Chorin, in seiner „Genealogia der Fürsten zu Anhalt“,*) dass Mechthild, die Gemahlin Albrechts, des Sohnes Ottos III., im Predigerkloster zu Strausberg begraben liege. Es liegt kein Grund vor, an der Richtigkeit dieser Nachricht zu zweifeln; um dieselbe jedoch in Einklang zu bringen mit dem Perlitzen Zeugnis, dass in der eigentlichen Fürstengruft nur ein Grab benutzt worden sei, müssten wir annehmen, dass Mechthild an einer andern Stelle, vielleicht im Kreuzgange beigesetzt wurde. Ebenso ist z. B. auch in Lehnin durch die Ausgrabungen dargethan worden, dass nicht alle daselbst nachweislich beigesetzten Fürsten in unmittelbarer Nähe des Altars der Klosterkirche Platz gefunden haben. Wenn man Mechthildens Leichnam in dem leergebliebenen Grabe neben Otto III. nicht bestattet hat, so ist das eben nur ein Grund mehr zu der obigen Annahme, dass dies das Kenotaphium der Beatrix gewesen ist.

Dies wären also die einzigen zuverlässigen Nachrichten über die Bestattung fürstlicher Personen im Strausberger Kloster. Die unruhigen Zeitläufte der folgenden Jahrhunderte haben die geschichtliche Wahrheit allmählich entstellt, so dass eben allerlei Unrichtigkeiten durch die mündliche Tradition entstanden. So behauptet eine Bittschrift der Ratsherren vom Jahre 1540, die Jagdgerechtigkeit betreffend, „dass Marggraf Otto, wie auch etliche Marggrafen nach imhe, zu Strausberg ihren fürstlichen sitz vnd wohnung gehabt haben, auch aldo mit seiner Gnaden gemahel, die auch eine königin von Dennemark geweshen, 1267 vorscheiden, noch begraben liggen“. Die Absicht der Ratsherren, durch eine bewusste oder unbewusste Notlüge das Ohr des Kurfürsten, dessen Mutter allerdings eine dänische Prinzessin war, sich geneigter zu machen, liegt nach den obigen Ausführungen klar auf der Hand. Ebenso unrichtig ist es, wenn der schnell und flüchtig arbeitende Magister Angelus in seinen Annales S. 119 meldet, dass Markgraf Albrecht, des Namens der Vierte (!), ein Sohn Ottos III., den er bereits 1298 sterben lässt, während er urkundlich nachweisbar noch im Jahr 1300 gelebt hat, in der Klosterkirche zu Strausberg bestattet sei, und als Quelle seine verloren gegangene Marchia angiebt. In dem Breviarium Rerum Marchicarum (Wittenberg 1593, S. 51) bringt er nur die Angabe: „Item in diesem Jahr — scil. 1294 — ist mit tode abgangen Marggraff Albrecht IV., Ottonis des Gottfürchtigen Son. Entzelius setzt das 1278. Jar, andere dagegen haben das 1298. Jar.“ Abgesehen davon, dass es in dem märkischen Askanierstamm nur drei Träger dieses Namens gegeben hat, steht es von Albrecht III. fest, dass er erst in Lehnin und später

*) Leipzig 1556. Bl. XLVII a. Der Todestag liegt nach Ausweis der Urkunden zwischen dem 23. April 1299 und dem 19. November 1300; bald darauf muss auch Albrecht III. gestorben sein, jedenfalls ging ihm Mathilde im Tode voraus cf. Excerpta Pulcawae bei Riedel IV, 1. S. 16.

in dem von ihm gegründeten Kloster Himmelpfort bei Lychen begraben ist: „Albertus — — sepultus in Lenynensi monasterio, postea in Celi-Portam transfertur (a. d. 1300).“

Wo bleiben da also die vielen Markgrafen und Kurfürsten? — Schade, dass Perlitz anzudeuten vergessen hat, was mit den 1787 aufgefundenen Resten der Gebeine geschehen ist.

5. Die fürstlichen Gäste des Klosters.

Wie es sonst dem Kloster in der Zeit seines Bestehens ergangen ist, wie weit zumal kriegerische Drangsale, speziell im 14. und 15. Jahrhundert, auch das Kloster heimgesucht und das fromme Stilleben der Brüder gestört haben, das wird wohl nie mehr sich ergründen lassen. Im ganzen wird man jedoch annehmen dürfen, dass, weil alle Klöster mit ihren Insassen das Vorrecht der Unverletzlichkeit genossen und in der katholischen Zeit selbst der rohe Freibeuter und Strauchdieb, der wüste Landsknecht sich scheuten, die geweihten Räume durch gewaltsames Eindringen zu entheiligen oder sich an den Gottesleuten und dem Klostergut zu vergreifen, dass auch das hiesige Kloster weniger in Kriegsnöten zu leiden gehabt hat, als die Häuser und Bewohner der übrigen Stadt. Ferner war es schon durch seine günstige Lage am See, fernab von der Heerstrasse, viel geschützter, als die andern Stadtviertel; bei feindlichem Angriff und Sturm gelangte dorthin so leicht kein Pechkranz oder feuriger Pfeil. Ausserdem waren die Brüder frei von allen den Lasten, Pflichten und Abgaben, die sonst das Kriegswesen von den andern Stadtbewohnern erforderte, frei von Kontributionen und Brandschatzungen, die von den unbarmherzigen Siegern späterhin oft unter den greulichsten Drohungen und Martern auch dem ärmsten Budenbesitzer abgezackt wurden. Freilich, wo Menschenrecht und Fürstenschutz ein Ende hat, in Zeiten der Pestilenz, wenn „der schwarze Tod“ seinen grausigen Triumphzug durch deutsche Lande hielt, oder der Teuerung und Hungersnot, wenn Misswachs eintrat oder Gottes Segen durch schwere Unwetter vernichtet ward, da wird auch mancher Klosterbruder dahingerafft worden sein, ein Opfer seines Berufs.

Die Hauptabwechslung in dem Einerlei des Klosterlebens bildeten jedenfalls die fürstlichen Besuche, wenn „vnser gnädigster Herr ablager oder herberge hielt“, worüber das alte Stadtbuch interessante, ziemlich ausführliche Notizen enthält. Natürlich brachten diese Besuche Leben und Bewegung in die Stadtbewohner selbst sowohl als auch in die ganze Umgegend. Nicht nur Rat und Kloster und die Ritterbürtigen, welche in der Stadt ansässig waren, wetteiferten in dem Bestreben, des gnädigsten Herrn Huld und Gnade zu gewinnen, vielleicht auch ein Lehen für sich oder eine Anstellung im herrschaftlichen Dienst für einen

*) G. Sello, Forschungen z. Brand. u. preusch. Gesch. I, 128 = Riedel IV, 1, S. 16

jüngeren Familiensprössling: aus nah und fern strömten auch die Landjunker in die Stadt, um teilzunehmen an allerhand Kurzweil und Festlichkeiten, die man den hohen Gästen zu Ehren veranstaltete. Namentlich aber bei den Huldigungsreisen muss sich ein äusserst reges Leben und Treiben entwickelt haben, denn allein das fürstliche Gefolge war dann schon höchst zahlreich und stattlich: geistliche und weltliche Räte, Kanzler und Kanzleischreiber zum Entwerfen und Ausfertigen der Pergamenturkunden, Hof- und Küchenmeister, Schenken und Weinmeister und der ganze grosse Tross der Dienerschaft.

Folgende aus Strausberg datierte Urkunden bezeugen den vorübergehenden Aufenthalt fürstlicher Personen:

Am 1. Januar 1306 verspricht Herrmann der Lange, ein Enkel Ottos III., Markgraf von Brandenburg und der Lausitz, Herr von Henneberg, der Stadt und Bürgerschaft zu Guben ihre hergebrachten Rechte und Gerechtigkeiten. (Riedel II, 1 No. 337.)

Am 6. Juli 1317 belehnt Waldemar, der letzte askanische Markgraf, *presentibus nostris fidelibus Droysekino et Slotekino, nostre Curie Dapiferis, Petsekone de lossowe, Heinrico schenkone de schenkendorpp, Heinrico de Rochowo, Conrado et Alberto de Clopezk, Henningo et Hermanno de wolcowe, Henn. Bothel, militibus, Euerardo in stolpp preposito, Joh. de kercowe et Hermanno de luchowe, nostre Curie Capellanis et Notariis e. a. f.* die Schulzen zu Frankfurt a. O. mit dem Stadtgericht und am 7. Juli 1317 vor denselben Zeugen die Stadt Frankfurt mit dem Dorfe Boossen. (Riedel I, 23, No. 18 und 19.)

Am 13. Januar 1321 bestätigt Rudolf, Herzog von Sachsen, die Gerechtsame der Stadt Müncheberg und gewährt den Einwohnern derselben, *quod ab omni Thelonio deinceps in nostra Ciuitate Strutzberch debent esse liberi et soluti*; als Testes werden aufgezählt *Dominus Nicolaus, prepositus in Bernowe, Otto et hinricus, pincerne de Schenkendorph, henning et hermannus, dicti de wolkowe, hinricus de Slabendorph, Boldewin Trist, milites nostri et plures alij fide digni.* Durch eine zweite Urkunde von gleichem Datum schenkt er derselben Stadt *virgultum sive nemus Copernitz.* (Riedel I, 20, S. 134 und 135.)

Am 23. Oktober 1348 verweilte der falsche Waldemar auf seinem Rückzuge vor Ludwig dem Baiern in Strausberg und verpfändete der Stadt Fürstenwalde, weil sie seine Schulden bezahlt habe, den Oderzoll zu Lebus. (Riedel I, 20, S. 214, No. 51.)

Am 18. Oktober 1350 versprechen Ludwig der Ältere, der Römer und Otto von Baiern den Markgrafen zu Meissen und deren Erben verschiedene Ortschaften u. a. (Riedel II, 2 No. 942 und 943) und erhalten deren Gegenverschreibung.

Am 6. November 1350 schenkt Ludwig von Baiern dem Rat von Eberswalde und den Provisoribus Sancti Spiritus das Patronatsrecht

des Peter-Paul-Altars in der Pfarrkirche daselbst, auch stellt er den Bürgern einen Sühnebrief aus, worin er ihnen nach Bestätigung ihrer alten Rechte und Freiheiten die Erlaubnis erteilt, Lagerholz und Stammenden zu fahren und ihr Vieh zu weiden in der Bernaushen und Trampeschen Heide. (v. d. Hagen, Neustadt Eberswalde, [Berlin 1785] S. 258).

Am 20. April 1352 gelobt Ludwig der Römer der Stadt Strausberg, „wat sie mit brifen vnd hantfesten der alden vorsten, vnser voruaren vnd vnser liuen bruders Ludewiges, des eltern vnd vnser redeliken konen bewisen, dar si recht tu hebben, do bie wille wi si beholden vnd en dat betern vnd nicht ergern.“ (Riedel I, 12. S. 494 Nr. 17 setzt die Urkunde 8 Tage zu spät an.) Am 18. Januar 1354 privilegiert er die Stadt mit der freien Rats- und Schöffenwahl, verschiedenen Gefällen und Nutzungen, der Feldmark mit allem Holz und Wasser und den Dörfern Richardsdorf und Kunikendorf:*) „Des sin gezugk die vesten ritter Petir von Breidow, Nyckil von kokeriz vnsz houemeistere. Laurentz grifke von Grifenbergh vnss marschalk. Jan schenke von Vlechtingen. Busse von Aluensleuen vnd Betke von der Oest, vnd ander erbar lute vil. (Pg. 2. Riedel I, 12 Strausberg No. 12.) Am 19. September 1355 gestattet er den Frankfurtern, den sog. Margaretenmarkt auf einen andern Tag zu verlegen, (Riedel I, 23 No. 115) und belehnt am 20. September drei Brüder Hokemann mit dem obersten Gericht daselbst; Zeugen dessen sind Hasso von Wedel, von Falkenberch, Hofmeister; Hans von Rochow, Hofrichter; Hermann von Wulkow, Ritter, Hermann von Kleptz, Dietrich Morner, Probst zu Bernau, oberster Schreiber. (Riedel I, 23 No. 116.) Am 21. September befreit er Alt-Landsberg vom Gerichtsstand vor auswärtigen Gerichten. (Riedel I, 12 S. 498.) Endlich am 14. November 1361 privilegiert er Strausberg, dass ohne des Rates Wissen und Willen kein ungemahlen Malz aus der Stadt gefahren werden darf, d. h. kein Korn von städtischer Feldmark wo anders als auf den städtischen Mühlen gemahlen werden dürfe. (Pg. und Riedel I, 12 Strausberg No. 13.)

Vom 27. bis 29. August 1373 weilte Kaiser Karl IV. und sein Sohn Wenzel, nachdem Otto der Faule alle Einwohner der Mark an sie gewiesen hatte,**) zur Entgegennahme des Huldigungseides in Strausberg.***) Gegen 20 Urkunden haben sie hierselbst unterzeichnet.

Am 15. Oktober 1388 bestätigte Markgraf Jobst von Mähren, welchem die Mark von Wenzel verpfändet worden war, die Freiheiten

*) Die nach Fidicin, Gesch. des Kreises Oberbarnim, zwischen Prädikow und Reichenow lagen in der Nähe des sog. Neuen Sees, jedoch schon 1375 als wüste Feldmarken bezeichnet werden.

***) Durch Urkunde vom 23. August 1373, zu Frankfurt ausgestellt (Riedel II, 3 No. 1144.)

***) Pg. 7 und Riedel II, 3. Nr. 1138 I, 12. Strausberg No. 17.

der Stadt und Strausbergs Zugehörigkeit zum Münzbezirk Berlin. (Pg. 8 und Riedel I, 12 Strausberg No. 18.)

Im August 1402 hielt sich auch der magister ordinis generalis Praedicatorum, de observantia sacerrimae Theologiae lector und des heiligen Apostolischen Stuhles Nuntius, Bruder Henning Quitzow, ein Vetter Dietrichs v. Quitzow, mehrere Tage im Kloster auf. Er war auf seiner Inspektionsreise von Wriezen gekommen, wo er die Satzungen der Mariengilde oder Bruderschaft der heiligen Jungfrau Maria, genannt „vom Psalter“, bestätigt hatte. Als anfangs September beim Ausbruch der Pommernfehde eine Belagerung Strausbergs drohte, verschaffte er sich unter Berufung auf sein Ordensgewand den Ausgang aus der Stadt und den freien Durchzug durch die feindlichen Heerhaufen und zog nach Müncheberg weiter. *)

Als 1412 Burggraf Friedrich von Nürnberg zum ersten Mal als „Obrister vorweser“ in der Mark erschien, bestätigte er in Strausberg am 27. Juli vorläufig die Freiheiten der Stadt und verlieh dem früher genannten Hermann Vorlant ein Drittel des Dorfes Garzin. (Pg. 10 und Riedel I, 12, Strausberg No. 22, sowie III, 1 No. 52.)

Am 22. Juli 1430 belehnte Markgraf Johannes, Friedrichs Sohn, der Alchymist genannt, den Strausberger Bürger Peter Schönebeck mit 20 Hufen und dem Hof „zu grossen Kenstorf“, einer im Nordosten der Stadt zwischen Wilkendorf und Klosterdorf belegenen Feldmark, die 1486 in den Besitz Strausbergs überging, 1617 aber aus Not erst verpfändet und zuletzt 1660 wieder verkauft wurde. **) (Pg. 36. Riedel I, 12, Strausberg No. 40.)

Am 11. August 1441 liess sich Kurfürst Friedrich II. von Hohenzollern persönlich huldigen und bestätigte die Stadtprivilegien (Pg. 15 und Riedel I, 12, Strausberg No. 49), desgleichen am 18. Dezember 1471 Albrecht Achilles (Riedel III, 2, No. 54). (Joh. Ciceros Brief über die Bestätigung der Stadtprivilegien ist datiert Cöln a. d. Spree, d. 27. August 1486.)

Am 27. März 1499 liessen sich Kurfürst Joachim I. und sein Bruder Albrecht, der sich später dem Dienst der Kirche widmete und als Kardinal-Erbischof von Mainz und Magdeburg in der Reformationszeit eine bedeutende Rolle spielte, in Strausberg den Treueid leisten. (Pg. 19 und Riedel I, 12, Strausberg No. 76.)

Von dieser Zeit an sind die Kurfürsten nicht mehr persönlich im Lande umhergereist, um den Huldigungseid entgegenzunehmen; Joachim II. schickte seinen Kanzler Dr. Ketwich nach Strausberg, welcher am

*) Hist. pol. Beiträge und Klöden, „Die Quitzows“ (Riedel I, 24, S. 462).

**) Vgl. des Verfassers Beitrag über die Feldmark Kensdorf, 1891.

27. Oktober 1536 im Hause des Bürgermeisters Lintholz die Freiheiten der Stadt konfirmierte. (Pg. 22; fehlt bei Riedel.)

Strausberg sah aber fürstliche Gäste zu andern Zwecken hier; gerade hierüber giebt das alte Stadtbuch interessante Nachrichten. Meist war es die Jagd, welche die hohen Herren in Strausbergs grosse Waldungen oder in weitere Umgebung lockte und sie mehrere Tage beschäftigte. Der Rat musste bei solcher Gelegenheit mancherlei anordnen und beschaffen, auch meistens tief in den Stadtsäckel greifen. War durch einen „ridenden oder lopenden geswarnen baden“ das Eintreffen des Besuches angekündigt, wofür ihm sein „gebuerend dranckgelt“ gegeben wurde, so wurden schleunigst Wagen, Pferde und Knechte der Stadt bereitgestellt, um die Vorspannpflichten*) zu erfüllen. Dann wurde Holz aufs Kloster gefahren, das, wie oben erwähnt, die eigentliche Verpflegung der „Herrschap“ hatte; auch liess es sich der Rat nicht nehmen, die fürstliche Tafel mit fetten Karpfen, Welsen und leckeren Schleien reichlich zu versehen, nach welchen die „Garnelude“ mit ihren „Zehsen“ im „Hermensee oder Egelpul“ ziehen mussten. Für den vorausgesandten Weinvorrat der Jagdherren, der in einer Scheune (!) untergebracht wurde, stellte man eigene Wächter an; auch verstieg man sich ausser dem gewöhnlichen „Martinshasen“ noch zu grösseren Geschenken, wie z. B. 1533, wo der Rat dem Markgrafen Hans ein vollständig „vpgetomtes“ Pferd im Werte von 10 fl. verehrte.

So lag „alhier in der huneriagt“ Markgraf Hans von Cüstrin im November 1531, im Spätsommer 1532, im Februar, Juli und December 1533, im Herbst 1534—36; 1537 war bei ihm „der furst von der Ligenitz“, der sich hernach mit einer Tochter Joachims II. vermählte.

Als Joachim II selbst um Johannis 1541 zur Jagd kam, passierte es, dass man, wie im Nibelungenliede, das „gethrenke“ mitzufahren vergessen hatte; ein Eilbote musste es schleunigst nach Tasdorf bestellen.

Im September 1541 trafen „unser gnädigen Herrn jungfürsten“, die „junge herschap“ ein, um ebenfalls zu jagen; auch ihnen ward ein Fischzug zuteil, der Stadtknecht ritt mit ihnen weiter zur „Grimmenitze“, dem kurfürstlichen Jagdschloss bei Joachimsthal. Dieselbe kam auch 1542 wieder her; sie reiste dann über Müncheberg nach Frankfurt, während die Büchsen nach Küstrin, die „bedden vnd geretlein“ nebst den Hunden nach Berlin „gefurhet vnd geleidet“ wurden.

Dass auch dann noch, als das eingezogene Kloster von dem Kurfürsten Joachim II seinem Rath Joachim Flanss geschenkt wurde, die zur Aufnahme fürstlicher Gäste bestimmten Räumlichkeiten ihrem Zweck

*) Diese uralte Verpflichtung der Städte, welche mit den Jahren immer drückender wurde, ist erst nach dem 30 jährigen Kriege auf bestimmte dringende Fälle eingeschränkt worden.

erhalten bleiben sollten, besagt die Schenkungsurkunde*) ganz ausdrücklich durch den Zusatz: „Wir wollen vns auch vorbehalten haben, wann wir mit denen Unsern zu Strausberg ankommen, im Closter daselbst wie gewöhnlich freye herberge zu halten, doch das der Verweser der Schreiberey aufm Eigenthum**) daselbst vns zu jeder Zeit die Ausrichtung thun und Joachim Flanss oder die seinen nichts damit zu schaffen haben sollen.“

Es lässt sich nach diesen Thatsachen wohl nicht bestreiten, dass durch das Vorhandensein eines fürstlichen Absteigequartiers im Kloster das städtische Leben in Zeiten des Besuchs einen ausserordentlichen Aufschwung zu nehmen pflegte; dass auch die hohen Herren sich hier wohl gefühlt haben, hat nicht unwesentlich dazu beigetragen, in Fällen der Not oder in Rechtsstreitigkeiten den Bitten und Vorstellungen des Ehrbaren Rates ein geneigtes und williges Gehör bei „Seiner Churfürstlichen Gnaden“ zu verschaffen.

6. Die Säcularisation des Klosters.

Die Kunde von dem hochbedeutsamen Schritt, den Kurfürst Joachim II. am 1. November 1539 in Spandau gethan, indem er zum ersten Mal nach lutherischer Weise das Abendmahl unter beiderlei Gestalt nahm und so die lutherische Kirche zur Landeskirche erhob, fand nicht nur in den beiden Residenzstädten Berlin und Cöln an der Spree freudigen Wiederhall: auch in Strausberg „fuhr ein reger Geist in alles Volk“. Hatte doch die Einführung der Reformation ausser ihrer religiösen Bedeutung auch noch eine gewisse materielle Wichtigkeit, indem nunmehr das Kloster seine Endschaft erreichen musste, und dass womöglich hierbei etwas für den Stadtsäckel abfallen könnte, davon war man anscheinend so fest überzeugt, dass die Bürgermeister Lintholt und Jors Schulte sofort eine „Supplication ahn vnsen Gnedigen Hern des klostere halben“ machten.

Indessen so glatt, wie man sich's dachte, ging die Sache doch nicht. Einmal machten die Klosterbrüder selbst Schwierigkeiten und setzten allen an sie gestellten Zumutungen einen hartnäckigen Widerstand entgegen; sogar dem kurfürstlichen Befehl gegenüber, der ihnen durch die verordneten Visitatoren der märkischen Kirchen und Schulen bekannt gegeben wurde, erklärten sie, „sie stünden als Eximirte bloss unter ihrem Ordensgeneral, nur dieser habe über sie zu verfügen, sie würden allein der Gewalt weichen.“***) Ausserdem aber hatte der Landesherr ein erklärliches Interesse daran, dass alles seinen gesetzmässigen Gang

*) Vom 10. August 1545. Copie im Archiv. (Riedel I, 12. Strausberg No. 94.)

**) So wurde das Rüdersdorfer Bergwerk genannt.

***) Nach Perlitz.

gehe und nicht etwa aus dem „Inventiren“ kurzerhand ein Annektieren werde; bei der beträchtlichen Schuldenlast, welche den Kurfürsten drückte, konnte ihm eine augenblickliche Erleichterung und Unterstützung durch Einziehung der geistlichen Güter nur angenehm und die Höhe der einziehbaren Summe nicht gleichgültig sein.

So ging denn dem Strausberger Rat vorläufig die Weisung zu, festzustellen, was auf dem Kloster an Wertsachen und Kostbarkeiten aller Art, an Geräten und Büchern vorhanden sei, sich der Register des Klosters zu versichern, um zu wissen, welche liegenden Gründe und Gerechtigkeiten demselben zugehörten, und schliesslich das „sülwerwerck“ nach sich zu nehmen und in einer Lade wohl zu verwahren, bis weiterer „befehlich“ ergehe. Wie sie gedroht, widersetzten sich die Mönche in der That, es musste erst ein „kleinschmied“ geholt werden, der „die schlosse im kloster, so man hat lassen Inventiren das silberwerck“, mit Gewalt öffnen musste. Neunzehn Mark 11 Loth Weiss Silber und 22 Mark 19 Loth „übergoldetes“ Silber fanden sich vor, die einen Wert von 240 Schock Groschen repräsentirten. Ferner „hat auff vnsers Gnedigstenn hernn von Brandenburg befehl ein Ersamer Radt ihm kloster zu Straussbergk lassen inuentiren als:

„Eine Monstrantze darinne reliquien erholden werden. Eine grosse Monstrantze.

Ein gross kreutze mit vielen Cristallen vnd andern edeln gestehendte.

Ein syelbern Marienbelde mith einer vorgulthen krohne.

Auch 2 holtzerne hende vnden an vorgüldtt, oben vorsilbertt. *)

Auch 14 kylche gross vnd klein mit syeben Patenen. 10 Pacificalia.

5 spangen gross vnd klein auff leynengewanth gehefft.

Ein newe gehll tamasthe kastell.

Auch 5 kasteln von gulden stucken gemacht mit zubehörung yhres missgewandts.

Ein alte kohrkappe von gulden stuck gemacht.

Eine schwartze Zammet korkape mit einem sielbern knauffe.

Eine grüne sammeth kastel vnd eine blawe sammet kastel.

2 schwartze Zamet kahsteln. Ein rode sieden korkappen.

2 Rode Sammeth Diaconenrocke. 2 Grüne Syden Rocke. 2 Rode Atlass-Rocke.

Eyne leberfarben Salath (!) kastel. Eine Grüne Syeden kastell. Eine blawe Syeden kastel.

2 Blawe sieden Rock. 2 Grüne Syeden Rocke.

*) Dieselben waren bis 1878 in der Strausberger Marienkirche und befinden sich jetzt im märkischen Provinzial-Museum zu Berlin; daselbst ist auch ein Taufbecken aus der früheren Nicolaikirche.

Eine blawe hymell. korkappen, kastelle, Diaconrocke, Ein yeders mit zu berörunge sein Missgewandts.

5 grüne kasteln syeden taftt. 9 sieden kasteln, Bruhn, Blaw vnd allerley farbe durcheinander. Ein schwartze tamasthen kastel. Ein schwartze schamlodtt kastel.

Ein Schammetlath kastel mit einen guldin kreutze.

Ein Blawff tamasthen kastel. Ein weisse Arnisch korkappen.

Auch eine kahstel 2 Rocke von sulchen Arnisch vnd einerley beheftung.

Eine Gehell grüne syden kastel. 9 gewandt kasteln allerley farben.

Eine kaste full Ballen von den Altarien. 1 silber wirockfat.

In des priors habitation hat man ihnn gefundenn:

8 Bedden guedt vnd schlecht, 9 küssen, 2 par lachentucher, 6 Beckenne gross vnd klein, 21 Schotteln gross vnd klein, 29 zenne Teller, 8 kannen gross: vnd klein, 2 ehern Grapen zimlich gross, 1 ehernen Tygell, 2 Bradtt Spiesse, 3 kessel grosse vnd klein, 1 Brawpfanne.

Von jerlichen Zinssen in zuheben:

4¹/₂ fl von 24 huffen zu Strausberck. 2 schock 46 gr vnd 4 ſ zu wilmstorpff von dreien pauren vnd einen kosfsethen*) von wegen der von waldow, dem kloster vbergeben inzuhebenn. 15 schock hat Cristoffel Termo zu Brunow auff pacht. 33 goldt guldin seint bei Burgmeister Lintholt, dem kloster zustendich. 3 winspel mehll, molnpacht in zu hebene von allen Parfüssen, dem kloster vbergeben in der Gilstörffischen molne.**)

In demselben Jahre 1540 errichtete der Kurfürst mit der Landschaft, d. h. den Landständen, einen Vergleich, „inhalts welchem der Rath in jeder Stadt, was daselbst in den Klöstern und Kirchen befunden werden möchte, zu sich nehmen und zur Bezahlung der übernommenen kurfürstlichen Schulden verwenden, alsdann aber auch der Kirche solch Silber wieder erstatten sollten: weil indessen sothane Clöster dem Churfürsten anheim gefallen, so können die Rätthe ohne Vorwissen Seiner Churfürstlichen Gnaden selbige der Geistlichkeit nicht wieder einräumen.***) So machten sich denn im Jahre 1541 Bürgermeister Lintholt und Barss auf und „fürten dass silber hein keigen berlin“; ein gewisser Valtin Doring zahlte ihnen für die Mark weiss Silber 9 fl. 8 gr., für die Mark vergoldet Silber 11 fl.“†)

Auch aus der Kirche wurde eine Anzahl Silbersachen, wahrscheinlich jedoch nur solche, die im lutherischen Gottesdienst fortan keine Verwendung fanden, entnommen und für 32 fl. an den „goltzschmet Hans blehse zu Brandenburgk auf Exaudi (29. Mai)“ veräussert.

*) In der „vpbarung“ des Priors stehen 6 Namen.

**) Original im Archiv. (Riedel I, 12. Strausberg Nr. 92.

***) Perlitz cf. Fischbach a. a. O. S. 511.

†) Alle diese speziellen Angaben und Ausdrücke sind dem alten Stadtbuche entnommen.

Die Abrechnung mit dem Kurfürsten erfolgte, wie üblich, bei Einbringung der Schösse. In welcher vorteilhaften Art man aber hierbei verfahren ist, scheint aus einer Notiz des Stadtbuches von 1557 hervorzugehen, wo es heisst: „75 schock hat mann noch inn einen beutell entfangenn, welche von vorigenn Jahren im gewelfe in einen kasten beygelegt wordenn, etwa von den silberwerck, welches aus den kloster verkaufft worden — odder sunst.“

Allmählich leuchtete nun wohl den Klosterbrüdern das Nutzlose ferneren Widerstandes ein, sie fügten sich endlich in das Unvermeidliche und empfahlen sich der Gnade des Landesherrn und nunmehr rechtmässigen Besitzers der Klostergüter. Nur wenige konnten sich entschliessen, „die Mönchskleider abzulegen und Bürgernahrung zu treiben“; die übrigen blieben unter ihrem Prior Georg Fürstenberg mit Einwilligung des Kurfürsten in den Klosterräumen und erhielten, wie aus einer späteren Urkunde hervorgeht, jedenfalls das Notdürftigste zum Lebensunterhalt und zur Kleidung aus der Kurfürstlichen Rentei in Berlin.

Ihre Lage war, wie sich wohl denken lässt, nichts weniger als beneidenswert. Zwecklos und unthätig dahinzuleben, sie, deren Vorgänger Jahrhunderte lang eine so vielseitige Thätigkeit, als Berater Leibes und der Seele und als Pfleger der Wissenschaft und Kunst, zum Segen der Mit- und Nachwelt entfaltet hatten, mit Gleichgültigkeit, wo nicht gar Missachtung behandelt zu werden von der Menge des Volkes, der sie bis dahin als patres venerabiles, als Inbegriff der Frömmigkeit und Gegenstand tiefster Ehrfurcht, gegolten hatten, obendrein endlich Entbehrungen aller Art ertragen zu müssen, da Opferfreudigkeit und -Willigkeit im Volke schnell erkaltet war,*) — wahrlich ein trauriger Abschluss der alten Klosterherrlichkeit.

Sehr charakteristisch in dieser Beziehung ist ein Schriftstück**) vom 8. Dezember 1542, in welchem sich der Prior und „geringe Versammlung“ über die Ungelegenheiten beschwerten, welche ihnen vom Rat der Stadt bereitet würden. Es lautet:

„Durchluchtigster hochgeborner gnedigster kurfurst vnd her

Vnser demutig gebet zv god dem almechtigen synt Ekfg allezeit voran bereit Gnedigster her, wier bitten Ekfg hirmit vnderthenig fleiss zuwissen das der prediger oder capellan***) alhier die achtbare vnd hochuorstendigen Ekfg verordente visitatores mit vnwarem bericht vormocht

*) „Date war nicht mehr im Leben“, Angelus S. 258.

**) Archiv.

***) Der erste lutherische Diaconus Matthäus Schütze. Nach dem Visitations Abscheid vom 6. August 1542 heisst es: „Capellan der prediger hadt ein bose haus, hadt zu s. annan capella gehöret“, deswegen suchte ihn der Rat vorläufig im Kloster unterzubringen.

hat, das sei an hansen Badendicken, varweser vffen eigentum, geschriben vnd an stad Ekfg befelhe gethan, denselben prediger bei vns im Closter in eynem gemache nach seinem anzeigen inzuweisen. Der dan als eyn gehorsamer mit dem prediger ins Closter kommen, hat der prediger daß alderbeste vnd lustigste gemach erwelet vnd wollen innemen, welchs wier vns besweret. Der orsachen, dieweil Ekfg alderliebsten gemalhe vnd Junge Herschaften alhir etzliche mall adgelagert vnd dieselbige gemach Ingehabt, haben wier die vor vnlust reyne vnd lustig zubewaren furgenommen, ob es sich begeben wurde, als es geschen kan, das Ekfg alhir zurlust oder sunst ablagerte, das man bereitte gemach funde, welchs dan nicht gescheen kan, wenn er mit weib, kynder, gesynde vnd fehe die gemach bewanette

ober das gt. kurf. dieweil vns das almuss geringe vnd zwar nichts mehr mitgeteilet vnd sunst von standen inkommen gar wenig inzukommen. haben wier etzlich fehe in Closter, die wier auss vnsern gartten mit swarer muhe erneren, darmit wier mit mulken zw vnsern enthalt versorget werden, haben wier eyne alte abgelebte persone, die vnser fehe, gartten vnd kuchen versorget, die sey (d. i. der Rat) vns auch verboten vnd nicht lenger vorgunnen wollen.

Ist derhalben vnser gantz demuttig bitten vmb gottes willen, Ekfg wollen vns das Closter, mit dissem, dem doch ein Eyn Ersame radt mit wonnunge wol vorsehen kan, vnd sunderlich die gemach, die vf Ekfg, wie angezeigt ist, dienen vnd wartten, vnbelagert lassen vnd vns die alte persone zu vnsern Dinsten gnediglich vergunnen. Das wollen wier vmb Ekfg langselich leben vnd guttem Regiment jegen god dem almechtigen zuorbitten allezeit gedemuttigt seyn.

Datum Strutzberg fritags Conceptions Marie anno dom. XLII. Ekfg gehorsame vndertenige Jorge forstenberg vnd geringe versamelunge des Closters zw Straussberg.“

Die Antwort des Kurfürsten auf dies Bittgesuch erfolgte am 11. Dezember 1542 und lautet:

„Vnsern lieben Getreuen Burgemaistern vnd Rathmannen vnser Stadt Strausbergk, auch Hansen Badendick, vorwesern doselbs.

Joachim p.p. Vnsern gruss zuorn. Liebe Getreuen, Wess Georg forstenbergk vnd gantze versammlung des Closters zu Straussbergk an vnss gelangtt, habt Ir derselben Bitt vnd obligen, auss ingeschlossener Supplication zuornehmen, wo dem dan also, wie hierin erhelt, dass Ir den Prediger doselbs in vnser oder vnser Gemhall gemach eingeweisett, vnd Ime dasselb eingethan hettett, Trugen wir dess kein gefallen, dan wir es vor vnss selbs zuhaben willens sein Begern demnach gnediglich Ir wollett gemeldt Iren Prediger sonsten mit einer andern gelegenen wonnunge Wie Ir dan woll thun konnet, vorsehenn, vnd dits vnser gemach widerumb aussreumen vnd vnbewonet

lassen, Wollen wir vnss von euch gantzlich zugescheen vorlassen vnd seinth euch mit gnaden geneigt,

Was aber die kochinn, So die brudere bey sich haben, betrifft, wollen wir, So ferne sie vnberüchtigt vnd züchtigess wandels were, dass sie den Brudern gelassen werde, Were es aber sach, dass sie eine bose gerücht und sich des hurenlebenss geflissen hett, Ist vnser Beger, sie von stundt an von innen wegkzuthun, welchs wir euch also vnangezeigt nit haben lassen wollen. Datum Schonebeck Montags nach Conceptionis Marie anno d. 42—“

Wie sich der Rat bei der Angelegenheit herausgewickelt und geholfen hat, ist leider nicht berichtet, jedenfalls aber hat der Diakonus das Feld räumen müssen, und das mit Fug und Recht; es war dies ein Akt eigenmächtiger, boshafter Willkür und die Ratsherren wussten von anderen Verhandlungen her, dass Kurfürst Joachim II. durchaus nicht in Sachen seiner Autorität und seiner landesherrlichen Rechte mit sich spassen liess, und so werden sie wohl „zu vormeidung S. Ch. g. vnge-nade“ die Mönche unbehelligt gelassen haben. Möglich aber auch, dass die Nörgeleien insgeheim weiteren Fortgang nahmen und schliesslich den Kurfürsten veranlassten sich des Klosters zu entäussern.

Am 10. August 1545 schenkte er es nämlich seinem lieben getreuen Rat Joachim Flanss „wegen seiner langwierigen getreuen geleisteten Dienste, so er vnserem hern Vater seeligen, hochlöblicher Gedächtniss, vns vnd vnser jungen Herschafft gethan, auch hinfüro thun soll vnd will, mit allen jeglichen ein vnd zugehörungen, Mühlen, Pächten, Aeckern, Gärten, Wiesen, Wasser, Teichen vnd andern dazu gehörenden Gnaden vnd Gerechtigkeiten, nichts ausgeschlossen, zu rechten Gnaden vnd Manlehen“ und bestimmte betreffs der darin verbliebenen Mönche: „Vnd nachdem noch ein Prior vnd etliche Mönche im Kloster vorhanden, soll er auch dieselbe mit nothdürftiger Vnterhaltung, als Essen, Trinken, Kleidung vnd aller andern Leibes Nothdurft zeit ihres Lebens versehen; könnte er aber dieselben Mönchspersonen, einen oder mehr, mit Geld oder sonst aus dem Kloster fertigen, vnd das solches mit ihrem Willen zugehe, dasselbe mögen wir wohl leiden*). —

In demselben Jahr sandte Joachim II., nachdem er der Stadt Fürstenwalde den Taufstein aus dem Kloster zum Geschenk gemacht hatte, folgenden Befehl an den Rat:

„Joachim pp. Ugz. LG. gnediger meynunge wollen wir euch nicht vorhalten, das wir dem Rath zu furstenwalde die tawff oder tawff stehn, so bey Euch im Schwarzen kloster vorhanden ist, gegeben haben, darwegen begeren wir, Ir wollet Inen denselben auff ir

*) Copie im Archiv. Riedel I 12 Strausberg No. 94.

ersuchen volgen lassen, daran thut ir vnser zuuorlessige meynunge. Datum Coln an der Sprew am freitag nach fabiani vnd Sebastiani Anno dom. im 45. (33. Januar 1545).“

Das Begleitschreiben des Fürstenwalder Rates lautet:

„Ufgz. Ersamen vnd weise gunstige guthe freundt vnd Nachbarn. wir wollen euch guther meynunge nicht bergen, Das vns der Durchleuchtigst vnd Hochgeborne furst vnd Herre, Herre Joachim Marggraffe zw Brandenburgk pp. s. k. g. einen Tauffstein, welcher bei euch in ewerem Kloster sein solle, gnediglich vnd aus genaden, hat zugueigent, vnd beuholenn zuholen. Weil wir das heilsame gotliche wort vberkomen haben, vnd wir vns nach yrer korfurstlicher genaden krystlicher kirche Ordenunge in alle wege beide, mit Sacrament voreichen vnd Tauffen vorhalten sollen vnd vns in der grossen krichen (!) Dewtsch zutewffen nicht vorgonnen wollen, vnd wir in vnser kleinen kirchen die tauffe anzurichten willens, So hat vns vnser g. kurfurst p. p. seine k. f. zwey briff, an euch vnd an den prior, zugefertiget, welche wir euch hierin vorwaret vbersenden Ist demnach an euch vnser gantz freuntlich Bit, gy wollen vns denselben tauffstein vf hochgedachts vnsers g^{ten} hern schreiben vnd vff vnser ferrer erfordern guthwillig zukommen lassenn vnd euch in diesem vnbeschwert erzeigen. Datum furstenwalde Dienstags nach conuersionis pauli a. d. im 45. (27. Januar 1545).*)

Endlich befahl am 16. Februar 1548 Markgraf Friedrich, ein jüngerer Sohn Joachims II., im Auftrage seines Vaters dem Strausberger Rat, nunmehr die Ornate, Bücher und was sonst noch an beweglicher Habe im Kloster vorhanden sei, nebst einem glaubwürdigen Verzeichnis dem dazu abgeschickten kurfürstlichen Beamten auszuhändigen:

„Friedrich von gots gnaden, marggraff zu Brandenburgk zu Stettin Pommern vnd in Schlesien zu Crossen herzog vnd stadthalter, Vnsern grus zuuor, Lieben getrewen, ewer schreiben an vns gethann, haben wir empfangen vnd vernomhen, wollen euch darauf gnediger meynunge in anthwort nicht vorhalten, wie vnser gnediger freuntlicher lieber her vnd vatter kurtz vor Irer Churf. g. abreisen, vns vff die krihen (!) vfsehens zu haben, an vns auch die Ornaten, Bücher vnd anders bei in vorwarung zubringen, gnediglich aufferlegt vnd bevholen, derhalben wir es nochmals bei vorigem an hochgedachts vnsers gnedigen freuntlichen lieben herren vnd vatters vorwesern vnd lieben getreuen Nickeln spigeln ausgegangenen bevhelich bestehen, vnd beruhen lassen. Begern demnach gnediglich hirmit bevhelende, wollet vnser verordneten vnd geschickten vermuge vnsers hieuer gethanen bevhelichs beide Ornaten, Bücher vnd anderst verreichen vnd zustellen, vnd in dem des priors vorwenden

*) Beide Briefe im Archiv, fehlen bei Riedel.

nicht achten, noch ansehen, da wir solchen kirchen geschmuck so gewiss wie ehr zuorwaren haben. Seind auch erbottigk, do ein reformation gemacht, solchs alles vermuge des Inventarii einzustellen. Solchs haben wir euch, den wir mitt gnaden gewogen, jn antwort gnediger meynunge nicht verhalten wollen. Datum Coln an der sprew Donnerstages post Estomihi Anno 48. F. M. z. Brandenb: manu propria.“*)

Über die sofortige Ausführung dieses Befehls wurde ein amtliches Protokoll aufgenommen, welches lautet: „Zu wissen, das heute dato Donnerstags nach Esto Mihi im 48. jare der Durchluchtige Hochgeborne furste vnd Her, her friderich marggraffe zw Brandenburg vnd v. g. h. dorch iren f. g. diener Ern Niclausen Arnt nachgeschreibene ornat vnd anders auf dem Closter zw Strausberg hat lassen inventiren vnd wegfurden irstlich

1 swartz korceppe mit einem silbern knof — 1 rot gulden ornat mit aller zugebur stoln manipuln p. — 1 gele vorblumpte tamaschen Casule mit stolen vnd manipul — 1 rot gulden stücke Casul mit stol vnd manipul — Noch 1 rot gulden stücke Casul mit stol vnd manipul — 1 blaw stücke Casul mit stol vnd manipul — 1 Swartz samlat casule — 1 Swartzsammat casul geblumet mit einer alben — 1 Blaw sammat casula sol Eyn Rad zw Strausberg in iren kirchen zu gottes eren gebrochen mit stolen alben vnd manipulen — 1 rotte atlas casul mit einer alben stoln manipuln — 1 rotte Zammet casul mit einer alben stolen manipuln — 2 rotte atlass diacon rogke — 1 rotte corkappe atlass — 2 grune diacon rogke — 1 blawe casula mit 2 diacon rogke atlas — 2 rodte sammit diacon rogke geblumet — 1 alt vorbesigt (?) gulden stücke mit einem Humeral # sol Ein Radt — 1 grun atlas casul — 1 buntte gewant korceppe mit einen missingen varspan (?) — 1 schwartze want casulen mit stolen vnd manipulen — 3 jungen rogke die das alleluja syngen — 1 rotte want casula — 3 bose zyndel casulen — 1 swarte want casula mit einen rohten kreutz — 1 rode wand casula — 1 grune zyndel casul — 2 grune want casula mit einer alben vnd manipul — 1 grune zyndel casul — 2 siden bunte diacon rocke — 1 wisse want casul — 1 wisse bunte want casul mit aller zugebur — 1 grune want kasel dito — 1 brune Zyndel kasel dito — 1 grüne Zyndel kasel dito — 1 rot vnd grune Zyndel casul dito — 2 buntte Diacon rocke — 1 blawe Zyndel casul mit aller zugebür — 1 blaw tamaschen casul dito — 1 brune Zyndel casul dito — 2 swartze diakon rogke vnd 1 albe mit irer zugebur — 1 swartz samlat casul mit 1 albe — 1 blawen hymmel — 11 alben mit manipuln vnd humeralien — 1 graw Zyndel vber die pulpte zudecken — 1 lade mit pallen — 6 luchter

*) Archiv. Riedel I, 12, Strausberg No. 95.

auf der Sacristien — 3 altar lichter — 33 bucher auss der liberarie genommen.“*)

Alle diese Sachen wurden also nach Berlin gefahren; wo und wie sie dort ein Ende genommen haben oder aufbewahrt worden sind, lässt sich nicht sagen; nur von den Büchern ist schon oben erwähnt, dass die Bäumleinschen Predigten in der Königlichen Bibliothek sich angefundnen haben.

Die allerletzte Erwähnung des Priors und der Klostergüter geschieht in einem kurfürstlichen Bescheid auf „etliche artickell, so der Raht an gehaltenen ausschustagen vbergeben mit vntertheniger bitte, dieselbenn zur gebuere zu erledigen“ d. d. Cöln a. d. Spree den 23. Oktober 1548.

„— — Zum andern, hetthe der prior bei euch etliche eigene erbguther, die zum kloster nicht gehorigk gewesen, an sich. Davon habt ir das schoss sowoll als vonn andern erbguthern zuffordern, — — Zum funftenn was des klostern guther bei euch betrift, moget jr deshalb bei vnsern visitatoren, wenn die visitation wiedder bei euch gehalten wirdet, ansuchen, die werden von solchen sachenn beuelch habenn —“.**)

Man ersieht hieraus, dass bis zuguterletzt Differenzen zwischen dem Rat und dem Kloster geschwebt und erst mit des Priors Tode 1552 ihr Ende erreicht haben, um später eine erneute Auflage mit den weltlichen Besitzern des Klostergrundstücks zu erleben. Georg Fürstenberg starb also 1552 „in Kummer und Verachtung“; seine „geredte fuhrten die kastenherrn gegen Gilstorp.“ Sein Tod gab wohl das Zeichen zum allgemeinen Aufbruch der letzten Mönche, die sich ohne ihr Oberhaupt verwaist und nicht mehr kräftig genug fühlen mochten, dem Ansturm der Aussenwelt zu widerstehen: unmittelbar darauf verkaufte Joachim Flanss das Kloster an den „Hauptmann und Verweser des Eigentums in Rüdersdorf“ Nickel Spiegel, einen schlesischen Edelmann, der seit 1543 in Strausberg wohnte und von hier aus die Verwaltung des Kalkbruchs, sowie des Vorwerks in Klosterdorf leitete. Ein „bruder wolff lange,“ der nach Ausweis des Stadtbuchs als „Bergschreiber“ unter ihm arbeitete, legte in demselben Jahre sein Amt nieder.

Dreihundert Jahre weniger zwei hat das Kloster als geistliches Stift bestanden, von nun an ist es weltlicher Privatbesitz gewesen, verkäuflich, dem Wechsel des Besitzers wie jedes andere Grundstück unterworfen; der Name aber blieb den Räumen, und es hat noch zwei und ein viertel Jahrhundert gedauert, ehe sie ganz von der Erde verschwunden sind. —

*) Archiv. —

**) Die nächste Visitation fand am 31. Oktober 1574 statt; die ersten beiden Seiten derselben fehlen, möglich, dass darauf etwas vom Kloster geschrieben stand. —

7. Die ferneren Schicksale des ehemaligen Klosters bis zur Errichtung der Landarmenanstalt 1552—1787.

Nickel Spiegel, der Hauptmann und Verweser des kurfürstlichen Eigentums, bekleidete dies sein Amt bis zum Jahre 1562, worauf ihm Volkmar von Germershausen bis 1572 nachfolgte. Nickel wohnte noch einige Jahre geruhig im Kloster und starb 1565. Seine Witwe Eva, geb. von Beess, verzog später nach Steglitz, nachdem sie ihr Grundstück an Hans Röbel, Erbsassen zu Eggersdorf bei Strausberg, am 22. September 1574 für 2100 Thaler verkauft hatte. Das über den Verkauf aufgesetzte Protokoll lautet:

„Am 22. September anno 1574 haben Nickel Spiegels Wittwen vnd Erben vormünder Hans Röbeln zu Eggerstorff, das Closter zu Strausbergk, zusamt allen freyen heusern, Zinssen, Zehenden, Pechten, Fischereyen, Wiesen vnd Gartten, Ober vnd Nieder Gerichten, auch frey Baw vnd Brennholz auff der Strausbergischen heyde, Brawpfannen, mitt allem braw vnd hausgereth, vnd sonst aller vnd jeder freyheit vnd Gerechtigkeit, nichts davon ausgeschlossen, wie es vor alters die MÜNche, vnd hernacher Nickel Spiegel von Jochim Flanssen erkaufft vnd gebraucht. Item einem Weinberg samt zweyen wiesen, vnd 24 huffen vor der Stadt Strausbergk gelegen, dero igliche huffe 6 merkische groschen jehrlich giebet vnd zinset, Item eine Mühle, mit dem Sehe vnd Müllenteiche, vnd 3 winspel Pacht, darzu eine Müllentete, die Elss Mülle*) genant, mit aller gnaden vnd Gerechtigkeit, vnd 3 schock silber Zins zu wilmerstorff vnd Beyersdorff, sampt den Zehent vnd Kochhünern auf 3 oder 4 höffen daselbst, alles nach laut und vermöge der Brieff vnd Siegell, so die obgedachte Spiegelsche Vormünder Hans Röbeln ausgeantwortet, vor vmb 2100 Thaler Erblich verkaufft, Es hatt auch Churfürst Johans George in solch kauff consentirt vnd Hanssen Röbeln vnd seinen lehens Erben die lehen gereicht, wie ingleichen dem hauptmann zu Spadow Zacharisen, Hanssens Sohn, vnd seines verstorbenen Bruders Jochims vnmündig Söhnen Moriz, Augusten Hanss, Ditterich, Jochim, Zachariss, Ehrentreich, Valtin vnd Tammenn zu Bucko vnd Fridland, Wolffen zu Schönhausen, Arndten vnd Heinrich Jochims Söhne — — zu gesamter handt. Sub dato Cölln an der Sprew, Dornstags nach Joh. Evang. ao. 1575. (30. December)“*)

Dieses Protokoll, welchem die Bestätigungsurkunde oder der Lehnbrief des Kurfürsten entspricht, ist von grosser Wichtigkeit, insofern

*) Original im Archiv. Der etwas längere Lehnsbrief von gleichem Datum ist im Dahlwitzer Gutsarchiv. Riedel I 12, Strausberg Nr. 96. Die Elsmühlenstätte muss in der Nähe der Giesdorfer Mühle am Kesselsee gelegen haben, es heisst dort ein Fließ noch heut Elssfließ. —

als hierin noch die wirklich alten Gerechtigkeiten des Klosters aufgezählt werden, während späterhin bei den weiteren Verkäufen aus einer Hand in die andre manche Rechte willkürlich eingeschmuggelt worden sind, wodurch es schliesslich zu Streitigkeiten kommen musste.

Hauptsächlich die Holzgerechtigkeit führte oft zu Weiterungen; davon einige Beispiele.

Schon für Nickel Spiegel wurde es erforderlich, den Rat durch kurfürstliche Vermittlung zur Verabfolgung des nach dem Herkommen zu liefernden Holzes:

„Hedwig von gotts gnaden, Geborne aus königl. Stamme zu Poln p. marggräffin zu Brandenburg p.

Ugz. LG. vnser diener vnd lieber getrewer Nickel Spiegel hat vnderthenigst an vns gelangt, wie daz er zu behuf seiner nottwendigen gebeude, funfzehn stuck Bawholtz vnd drey schöck eichen stacken vngevehrlich zum hochsten benotigt, Wan jme dan vnser herr vnd Gemahl, zugesagt vnd vorschrieben, vf den holtzungen vmb euch belegen, bren, auch zu andern seinen gebeuden, holtz zuhawen, so hat er doch, damit er gutte nachparschafft vnd freundschaft mit euch halten möchte, solchs ohn ewern wissen sich nicht vntherfangen wollen, Sondern, wie er euch kennet, daz Ir jehe vnd allewege euch gegen jene gutwilligk vnd wol vorhalten hettet, Ir wurdet Ime solchs vf vnser vorbith nicht weigern noch abschlagen, vns vmb vorschrift an euch gebeten, Dieweil wir jne den nicht allein jn deme, sondern in mehren zubefordern geneigt, wollen wir vns auch zu euch ganz gnediglichen vorsehen, weil vnser her vnd Gemahl jne domit vertroestet, jr werdet Euch solchs vmb vnser hern vnd Gemahle zusage vnd vmb vnser vorbith willen nicht weigern, sondern vielmehr befordern vnd nachsetzen helffen, Synnen dertwegen gnediglichen, Ir wollet gemeltem vnserm diener vf ewern holtzvngen vmblangk obgedachte funfzehn stuck bawholtz vnd drei schock eichen Pfehlē oder stacken jerlichen (!) vnweigerlich hawen vnd wegfuren lassen. Vnd jme also diese vnserere vorbith die wir zum ersten mahl an euch thun fruchtbarlichen genissen lassen. Das seindt wir hinwiderumb in besondern gnaden zuerkennen geneigt. Datum Cöln an der Sprew freitags nach Jubilate anno p. 54.“ (20. April 1554).*

Auch für die Witwe Spiegels, die vergeblich ihre Holzansprüche geltend machte, musste der Kurfürst selbst ein Machtwort sprechen:

„Joachim p. Ugz. LG. was nickel spiegels seligen nachgelassene witwe durch inligende Supplication**) demüthiglich clagende an Vns gelangett vnd gebetten, werdet Ir daraus ferrer haben zu befinden, weil wir dann diser *witwe wegen Irs Jungkhers seligen mit gnaden geneigt

*) Archiv.

**) Fehlt im Archiv.

vnd vngern wolten, das sie mangel vnd noth leiden solte, Sie sich auch one das als eine arme withwe mit Ihren Witgedingk schwerlich halten vnd auskommen kan, So begern wir demnach gnediglich an euch, Mit beuell, wöllet sie wiederumb an Ir Witgerechtigkeiten weiter nicht betrieben, sondern dobei pleiben Vnd aufs wenigste das Ruthenholz zu Irer notturft hawen vnd gebrauchen lassen. Doran geschicht vnsre meynung: Datum Cöln an der Sprew Mitwoch nach visitationis Marie ao. 65.“ (4. Juli 1565).*)

In diesem Schreiben des Kurfürsten liegt ein klarer Beweis dafür, dass die Klosterbesitzer aus besonderen Vergünstigungen bald eine Gewohnheit und Berechtigung zu machen wussten, wenn es eben anging. Die freie Lieferung von Bauholz konnte doch sinngemäss nur dann beansprucht werden, wenn wirklich eine bauliche Reparatur vonnöten war; das mag auch bei der Übernahme der Gebäude durch Nickel Spiegel der Fall gewesen sein: eine jährliche Pflicht war es sicherlich nicht. Sollte doch auch das Brennholz nur „mässiger massen“ verlangt und der Rat darum „gegrüsst“ werden. Wenn also von Spiegels Erben jährlich eine gewisse Menge Bau- und Brennholz beansprucht wurde, so konnte man dem Rate, der die Holzgerechtigkeit der weltlichen Klosterbesitzer viel mehr als eine drückende Verpflichtung empfand als vordem den Klosterbrüdern gegenüber, es durchaus nicht verdenken, wenn sie die Last, die obendrein durch unbegründete, unbescheidene Ansprüche vergrössert wurde, nach Kräften abzuschütteln suchten. Dass auch der Kurfürst auf Seite des Rates stand, geht daraus hervor, dass er die jährliche Holzlieferungspflicht des Rates auf das „Ruthenholz“ d. i. Brennholz, nach Ruten gesetzt, ausdrücklich beschränkt.

Als nach Hans Røbels Tode die Teilung der Erbschaft vorgenommen wurde, erhielt Joachim von Röbel durchs Los das Strausberger Kloster. Dieser, Erbherr auf Eggersdorf, Garzau und Hirschfelde, liess, unbekümmert um den Laut des Lehnbriefs und den Einspruch des Rates Holz schlagen in der Stadtheide, wo und wieviel ihm beliebte; dem Rat blieb schliesslich nur übrig, zur Selbsthülfe zu schreiten, und so wurde ein Prozess unvermeidlich.

Im Dezember 1591 beschwerte sich Joachim Röbel beim Kurfürsten und beantragte zur Schlichtung der entstandenen Streitigkeiten die Ansetzung eines Termins:

„Durchl. Hochg. Churf., Gnedigster Herr.

Nebst erbietunge meiner alzeit gehorsamsten Pflichtschuldigen dienste, kan E. Ch. G. Ich in unterthenickeit nicht vorhalten, Demnach sich etliche Irrungen zwischen mir an einem, vnd dem Rhat zu Strausbergk am andern Teil, wegen thetlicher Gewalt, so mier von Ihren

*) Archiv.

Dienern vnd Bürgern, vrschiener Zeit zugefueget, erhalten, Welchen ohn verhör nicht abzuhelfen sein will, Gelanget derowegen an E. Ch. G. mein unterthenigsts hochvleissiges Pitten, Dieselbe mir vor derselben hochlöblichem Cammer Gerichte forderlichst zu verhör vnd abhelfung der sachen, Tagefahrt gnedigst vorstatten vndt durch Befehlich das kegenteil darzu citieren, vnd das es sich unausbleiblich vnnnd bei erstattung der Uncosten, gestellen solle, ernstlich demandieren vnd auferlegen wollen. Solches vmb hochstermelter E. Ch. G. mitt Leib, Gut vnd Blut zu vorschulden. Bin Ich in gehorsamster untertehnikeit Jeder Zeit so willig als schuldigk.

E. Ch. G. Unt. Gehors. Jochim Röbbel zu Hersfelde manu propria.“

Zur Citation des Rates vor das Kammergericht kam es allerdings dies Mal noch nicht, wohl aber dauerten die Zwistigkeiten fort, und der Rat liess den Röbbelschen Holzhauern die Äxte wegnehmen, um sie als Pfand zu behalten. Darüber beschwerte sich Röbel abermals, doch der Rat bestritt ihm das Recht, in ihrer Heide nach seiner Willkür zu schalten. Vorläufig entschied der Kurfürst am 8. März 1592 also:

„Johanns George von G. gn. Marggraff etc.

Ugz. Lg. Wir seind abermahl von Joachim Röbbeln bei euch, der abgepfendten Axtenn halber, vnderthenig klagende angelanget worden, wie Ihr aus seiner Supplication*) werdett vornehmen, Weill nun disse Sache auff seinen Brieff vnd Siegeln, darauff er sich berufft, beruhet vnd ehr erböttigk ist, Euch dieselbenn zutzeigen, So ist demnach an Euch abermahl vnser erster Befehlich, Ihr wollet Jemandenn Eures Mittels zu Im abfertigen, welche solche seine Brieffliche Urkunde durchlesen, seine habende Gerechtigkeit sich daraus erkundigen vnd Euch davon bericht einbringen können, Vnd was Ihr alss dan befinden werdet, das der von Röbbel dissfals befüege, daran wollet Ihr Ime hinfüro keinen eintrag zufügen, Sondern Ime oder seinen Vnderthanen die genomene Axten vorigen vnserm Befehlich nach, alssbaltt, ohne entgelt widderumb folgen lassenn, darann beschiht unsere zuuorlessige meynunge vnd seindt euch mit gnaden geneigtt. Datum Colln an d. Sprewe Dinstags nach Laetare. J. Go. mpr.“**)

Wie diese Zusammenkunft und Einsicht der Urkunde ausgefallen ist, darüber sagen die Akten nichts; die Klagepunkte müssen sich aber noch vermehrt haben, denn im Jahre 1594 wurde der Rat wirklich vor das Kammergericht in Sachen Röbbels geladen:

„Johannes George p. Ugz. Lg. Welcher gestaldt wir von Jochim Röbbeln im Closter Strausbergk wieder Ench vnderthenigst angelanget worden, werdet Ihr auss dem einschluss*) befinden.

*) fehlt. ** Archiv.

Wann wir dann die Notturfft sein achten, dass die sache in verhör muss genommen werden, Alss bescheiden wir Euch hiemit auff die Mitwoch nach purif. Mar. (2. Februar) fruer tagezeitt alhier vor vnsern verordenten Cammergerichts Rhäten gewisse zu erscheinen vnd der sachen vorhör vndt gebürlichs bescheidts zu gewartten. Aber nichts desto wenieger befelen wir Euch ernstlich Ihr wollet Supplicanten die Holtzunge wie vor alters doch Ewern Rechten unschedtlich bis zu dem angesetzten Tage vnweigerlich gebrauchen lassen vnd ihme daran keine verhinderung thun. Daran p. Seind Euch p. Datum Cölln a. d. Sprew den 18. Januarij ao. p. 94.“ —*)

Der Abschied des Kammergerichts vom 6. Februar 1594 ist zwar nicht vollständig erhalten, doch sind folgende Punkte als fest bestimmt zu entnehmen:

„1. Hinsichtlich des Brenn- und Bauholzes bleibt es beim Alten; v. Röbel muss den Rat angehen, wenn er Holz zu haben wünscht, dann weist der städtische „Heideknecht“ den Røbelschen Dienern den Schlagort in der Heide an. — 2. Seine Ansprüche an die unter die Bürgerschaft verteilten Landkaveln soll v. Röbel gutwillig aufgeben. — 3. Ziegelsteine will ihm der Rat zu demselben Preise wie den Bürgern ablassen; nur soll v. Röbel, damit die Bürger nicht im Bauen gehindert werden, die nötigen Steine nicht auf einmal bekommen, sondern sie von Jahr zu Jahr sammeln. — 4. Die rückständigen (vorgesessenen) Grundzinsen von 1574—94 soll der Rat fallen lassen; von jetzt an will v. Röbel dieselben zahlen und zwar „für 1 wiese zum Closter gehörig jerlich 15 gr. Merckisch, vnd von 1 weinbergk, so auch ein Pertinenz zum Closter, jerlich 3 gr.“ Zum Beweise dieses Anspruchs hat der Rat die Schosregister noch von der Münche zeiten vorgewiesen.“ Cölln a. d. Sprew, Mittwoch nach Lichtmess 1594.“ *)

Im Jahre 1617 war das Kloster im Besitz Joachims von Krummensee, „auf alten landspergk vnd Dalwitz erbgessassen“, er hatte es von seiner Schwester Katharina, „Joachim von Røbels nachgelassener wittwe“, gekauft. Der Rat beglückwünschte ihn am 12. Februar 1617 noch nachträglich zu Neujahr und gab zugleich in seinem Briefe dem Wunsche Ausdruck, dass der eben erwähnte Kammergerichtsabschied von 1594 auch fernerhin die Grundlage für ihr beiderseitiges gutes Einvernehmen bleiben werde. Thörichte Hoffnung, — noch in ebendemselben Jahre musste der Rat den Kurfürsten um Hülfe bitten, so sehr setzte ihm der neue Besitzer mit Gewaltthaten aller Art zu. — Dies Bittgesuch lautet:

„— — Joachim von Krummensehe vff alten Landtsperg, der in itzt lauffendem Jahr das Closter kauffweise an sich gebracht, hat sich

*) Archiv. —

also fort unterstanden, wieder den Churfürstlichen abschiedt ohne einige ersuchung des Rahtts 36 Stück guet gerade Bawholtz zu Plancken zu des Closters gehege, auch etliche Stücken zu Dachsparn zu seinen Landtspargischen gebewden durch seine vnterthanen ohne vnterschiedt entzwey schlagen, wie den auch etlich viel fuerder Junge fichten, nicht allein die so vom Schnee niedergetruckt, welche man den burgern erlaubet abzuhauen, sondern gerade vnd vngerade niederfallen zu lassen, wodurch er grosse raume Pletze in der heiden mit grossen Schaden gemacht. Zudem hat der von Kr. einen weinberg vor Strausbergk belegen, von Caspar Barfussen zu Predickow gekaufft, welchen weinberg der von Barfuss in vnd allewege aus seiner eigen holtzung behegen vnd mitt weinphelen versehen müssen, der von Kr. aber hatt dieses Jahr 18 stück holtz dazu aus vnser heiden de facto abefuhren, daneben vmb den weinberg einen graben auff vnsern grundt vndt Boden vffwerfen lassen, dessen sich die Bürgerschaft zum hefftigsten beschweret — — Als auch vor wenig wochen vnserm Meyer*) zwey Ochsen abgeschlagen vnd ohn gefahr in des von Kr. weinberge, do das Gehege nicht verwehret, kommen, dem Weinmeister in seinem kohll vff 18 $\frac{1}{2}$ Schade gethan, Darumb sich der Meyer auch also fort verglichen, So hat der von Kr. do ers erfahren etlich tage hernach dem Meyer die Ochsen aus dem Pflueg durch seine Diener nehmen, ins Closter treiben vnd daselbst drey tage hungerich stehen lassen, welches abermals vnuorantwortliches vornemen und einer lauttern zunöttung gantz ehlich siehet.

Endlich müssen wir auch dieses clagen, das vff vnser der Stadt heiden vnd feldtmarck als deroselben eigenthumb, neben andern abnutzungen, die Burgerschaft sich der Unter Jagdt allwege gebrauchet, worin ihnen von des Closters besitzern niemahl eintrag geschehen, sie auch das zu thnn nicht befueget Do auch der von Kr. vnsern heideknechten die Büchsen abgenommen, hat er ooch vff vorgehende verhör dieselben hinwieder ausantworten müssen. Deme allem aber zuwieder hat der von Kr. an itzo vffs neu vnserm Mitbürger Andreas Stain ein Netze durch seine Diener nemen lassen. Ja er hatt auch vorm Jahr eine Neue wildt-

*) Die „Meierei oder Schäferei vor der Heide“ dem Rat gehörig stand bis 1574 auf der Kensdorfer Feldmark, die der Rat 1486 an sich zu bringen begann und 1492 vollständig besass (Pg. 44 und 46. Riedel I 12. Strausberg No. 68. 70. 72); wurde dann von dort nach der Stelle gegenüber dem Restaurant Wolfsthal am Marienberg verlegt. Im 30 jährigen Kriege verschwanden die Gebäude, die Schäferei blieb in der Stadt und wurde erst um 1700 wieder draussen aufgebaut. In alten Zeiten bewirtschaftete der Rat selber das Vorwerk; seit 1692 verpachtete er Acker und Schäferei für 60 Thaler, welche Summe zu Anfang des 19. Jahrhunderts auf 400 Thaler stieg. 1835 gab er das Vorwerk für 2000 Thaler und einen jährlichen Kanon von 200 Thalern in Erbpacht. Jetzt ist dasselbe im Besitz des Herrn v. Eckardstein-Prötzel, doch sind sämtliche Gebäude seit 1891 abgebrochen. —

bahne in vnser heiden vnd vber vnser äckern machen lassen, welche wir im keines weges gestendigk“*)

Unter eben diesem Joachim v. Krummensee begann die Verwüstungsarbeit an den Klostergebäuden. Es lässt sich wohl begreifen, dass diejenigen Besitzer, welche nicht im Kloster dauernd wohnten, auch wenig für die Instandhaltung der Baulichkeiten thaten und dadurch dem natürlichen Verfall Vorschub leisteten. Am frühesten und meisten scheint die leerstehende Kirche gelitten zu haben, da sie überhaupt zu privaten Zwecken nicht ohne beträchtliche Baukosten umzugestalten war, und deswegen zogen die späteren Besitzer die einträglichere Bauthätigkeit vor, indem sie abbrachen und niederrissen, um das Material an rohem Kalkstein auerweitig zu verwerten oder auch zu veräußern. So liess denn nach einer Akten-Notiz J. v. Krummensee viele Hunderte von Dachsteinen aus dem Kloster nach Landsberg fahren.

Auch die Wirren und Greuel des 30jährigen Krieges trugen zum Verfall des Klosters bei; wo alles drunter und drüber ging, fragte man den Teufel nach den alten Privilegien und verbrieften Rechten der jetzigen Besitzer oder der alten Mönche, und gerade die adligen Besitzer zu schonen, denen die Bürgerschaft, wie der Rat gleich abhold waren, lag für letzteren um so weniger Veranlassung vor, als er selbst oft genug nicht wusste, wie er die Forderungen der durchmarschierenden oder einquartierten feindlichen, wie befreundeten Soldaten befriedigen sollte. Eine Beschwerde „der Vormünder der unmündigen Söhne Joachim v. Röbels und ihrer Mutter Katharina“, die also um diese Zeit (Oktober 1631) wieder in den Besitz des Klosters gekommen sein muss, führt aus, dass der Rat zwar nie Jurisdiktion am Kloster gehabt habe, „aber bey diesen vnördentlichen vnnnd Landtvorderblichen Kriegess wesen habe er zu mehren vnterschiedlichen mahlen reiteratis viribus wan die durch Marschirende Soldaten führen oder Pferde von den Erbarn Rathe begehret Dass sie den Soldaten nicht allein die Nachricht vnd anleitung gegeben, dass aufm Closter Pferde vorhanden wehren, welche eintheilss Soldaten mit gewaldt auss dem Stalle vom Closter wegk genommen, besondern es hatt auch gemelter Rath Ihre Stadtknechte vnd andere aufs Closter verwiesen, welche vber die Wellerwandt gestiegen, die Pforten vnd Thor zu vielen mahlen eröffnet und die Pferde mit gewaldt herausgenommen vnd den Soldaten, meiner contradiction vngeachtet zu Ihrer fuhre mit gegeben, wie auch offtmahls mir die vnbendigen Soldaten von dem Rathe aufs Closter verwiesen, welche mir arme verlassene witwe grosse gewalt gethan vnd allen Muttwillen durch des Raths anstiften bezeiget“

*) Das Nähere darüber siehe des Verfassers „Geschichte der Strausberger Jagd.“

Katharina v. Röbel verkaufte 1646 einige Pfeiler der Klosterkirche an den Magistrat von Berlin zum Kalkbrennen. Da das Geschäft einträglich war, setzte Christian Lamprecht, ein Rathsverwandter zu Berlin, nach Zahlung einer Summe von 300 Thalern die Abbruchsarbeiten fort, legte Pfeiler und Mauern, „so aus Kalkstein bestunden, nieder und liess sie im hiesigen E. E. Raths-Ziegel-Offen zu Kalck brennen, wovider aber der Amt- und Bergschreiber zu Rüdersdorff so viele Berichte in die Churfürstliche Cammer einschickte, dass deshalb grosser Streit mit ihm vnd E. E. Rath hieselbst vorging.“ Ein kurfürstliches Edikt vom 28. Juli 1648 verbot dem Lamprecht bei 300 Thl. Strafe, fernerhin Kalk zu brennen, „wann Dir ein solches zu vollführen nicht gestattet werden kann — vnd es auch Vnserm Kalck-offen zu Rühderstorff nachtheilig ist.“ Trotzdem scheint Lamprecht das Geschäft weiter betrieben zu haben, denn noch in einer Beschwerde des Bergschreibers vom 27. Juli 1657 heisst es: „Das er aber Kalck will brennen, einen Landtprahm stein alhier (in Rüdersdorf) keüffen, 2 oder mehr Prahm Klostersteine darunter mischen und seine Portierey treyben, gleichwie ers jetzo vorhat, den Kalck in und ausserhalb der Stadt dem hiesigen Kalckoffen zu schaden vorkauffen, solches kann nicht passirt werden.“

Von dieser Zeit ab sind bis zum Jahre 1724 keinerlei Nachrichten über das Kloster und seine Besitzer zu finden, die Familie v. Röbel scheint aber in ununterbrochenem Besitz gewesen zu sein — und zur Erhaltung der Gebäude auch nicht das Geringste mehr gethan zu haben; denn in welchem Zustand sich in diesem Jahr 1724 das Kloster befand, ist aus folgender höchst interessanten „Taxe des Klosters zu Strausberg d. d. Berlin d. 19. September 1724“ ersichtlich.

„An Gebäuden: Ein altes zerstörtes München Closter mit einer eingefallen Kirche, Capellen und andern dergleichen Gebäuden mehr, worinnen viele 100 Wispel gute grosse Kalksteine, so sehr nützlich zu gebrauchen, mit eingemauert sein, an dem See Straus genannt gelegen, worinnen vor kurzen Jahren nachgenannte Gemächer reparirt worden, als im Eingange zur Rechten eine Stube, Küche, Speise Cammer und ein zu einem Brauhaus aptirtes Gemach und zur Linken eine Stube mit einer zu einem Alkoven aptirten Cammer: in der oberen Etage ein langer Saal mit einem Alkoven, alles gewölbet. 4 Schwibbogen von dem Kreuzgange sind zu 3 Ställen zurecht gemacht, zur rechten Hand wohnt der Schütze, zur Linken und oben steht zum Ablager der Herrschaft ledig.

Die Mauren und Gewölber 2 Etagen hoch, wo vorgedachte Wohnungen zurecht gemacht, sind von sonderbarer Dicke, Dauer und Festigkeit, das Dach aber über dem Wohnhause ist der-

gestalt schadhafft und wandelbar, dass es nicht allein aller orten sehr einregnet, sondern gar den Einfall droht.“

Die zur Taxation berufene Kommission vereidigter Handwerker schätzte, was an Baulichkeiten noch zu bewohnen war, auf etwa 4220 Thaler an Wert.

„An Gärten: Ein Garten hinter dem Closter am See, mit 50 Fach Bohlen vermachtet, worinnen verschiedene Pflaumenbäume gesetzt und mit weissem und grünem Kohl bepflanzet, auch mit allerley Wurzelwerk mehr besäet werden kann, über diesem stehen noch im Closter Revier viele Kirschbäume, wilde Birnbäume, Fliederbäume und auf dem Wall zwischen der Mauer und dem See eine Menge von mehr als 1 Morgen gross lauter Haselnussbäume, davon würde die jährliche Nutzung sein können 10 Thaler.

An Aussaat: Ein Fleck Landes von $1\frac{1}{2}$ Scheffel Gersten, so am Closter hinter der Mauer am See belegen.

Rindviehzucht: 3 Kühe haben auf dem Closter, auch auf dem Wall und an dem See nötige Weide à 9 Thaler. Das Recht, so viel Vieh als der Besitzer des Closters will, mit unter das Stadtvieh treiben zu lassen, à Haupt 1 Thaler Weidegeld.

Schweinezucht: Weil beim Closter wenig Acker vorhanden und daher die Schweine aus der Hand erhalten werden müssen, doch aber unter die Stadtschweine zu Felde mit getrieben werden können, so würden über 5 Stück nicht anzuschlagen sein.

Wiesenwachs: Es wird ein Fuder gut Heu gewonnen 1 Thl. 8 gr.

Allerhand Federvieh: Zu Gänsen und Enten ist wegen des nahebei gelegenen Sees, item für Kalkuhnen und hünere auf dem Clostergute Gelegenheit; weil aber wenig Acker vorhanden und mit Streuen erhalten werden müssen, als kann deswegen nicht mehr zum Anschlag kommen als 3 Thl.

Bienenstand: Solche sind jetzt nicht vorhanden, weil aber dazu gute Gelegenheit ist, als kann deswegen angeschlagen werden 4 Thl.

Dienste sind hierbei nicht vorhanden, Kornpächte werden nicht gegeben.

Geld Zinssen werden nicht gegeben. Es sind aber von 24 vor Strausberg gelegenen Hufen jährlich à 6 gr. Märkisch, thut 3 Thl. 6 gr. dem Closter vormals gegeben worden, nachhero ist solcher Zins an die Kirche daselbst gekommen. Wann aber laut Commissions Recess vom 15. Oct. 1715 und der Consistorial Confirmation vom 28. Jan. 1718 der Kirche zu Strausberg 50 Thaler hinwiederum ausgezahlt werden, so kommt solcher Zinss wieder an das Closter.

Holtzung und Mastung: Das Closter hat das ius lignandi und zwar freies Bau-, Brau- und Brennholz aus der Strausbergischen Heide

gegen Erlegung eines gewissen geringen Löse- oder Zeddelgeldes, welches jährlich kann angeschlagen werden 10 Thl. Wann Mastung vorhanden, können, nachdem solche geräth, mehr oder weniger Schweine, gleich einem Bürger, frei mit in die Mast gejagdet werden.

Fischerei: Solche besteht weiter in nichts, als dass der Besitzer des Closters gleich denen andern Bürgern auf dem Straus See die Fussfischerei hat und krebseu lässt.

Hohe und Nieder Jagden: Der Besitzer des Closters hat die hohe und niedere Jagd, auf den Strausbergischen Stadtfeldern, Lügen, Püschcn, Wassern, Seen und Wiesen nach Gefallen zu jagen, zu schießen und fahen, die Stadtheyde aber ausgenommen, S. Kgl. Majestät aber haben das *ius convenandi**) auf eben diesen Feldern, so viel die niedere Jagd betrifft, für welches königliche Recht der Herr v. Röbel Sr. Kgl. M. 8 Thaler zu geben angelobt; ob solches nur ad tempus oder in perpetuum geschehen, ist unwissend; die hohe Jagd aber darauf kommt dem Closter privative zu; in jetztgedachtem Revier (obgleich auf der wüsten Feldmark Kähnsdorf, woselbst vormals das meiste Wildbrett geschossen worden sein soll, seit 5 Jahren her nicht geschossen werden dürfen, wie unten wird gedacht werden) ist seit dem 5. April bis 31. August (von dem vorher geschossenen Wilde ist keine Nachricht beizubringen) von dem jetzigen Schützen Balthasar Schrecken 4 Hirsche, 1 Schmalthier und 1 Schwein geliefert worden.

Dabei ist zu bemerken, dass der Herr v. Röbel diese Jagdgerechtigkeit vormals auch auf der sogenannten, nach Strausberg gehörigen wüsten Feldmark Kensdorf exercirt, nachdem aber die Stadt Strausberg diese Feldmark versetzt und dieses Pfandrecht an die possessores des Gutes Harnecop cediret worden, so hat die Frau Oberhofmeisterin v. Kameken dem Herrn v. Röbel seit 5 Jahren die Jagdgerechtigkeit disputirt und demselben solches exercitium stante lite inhibiren lassen.

Jurisdiction: Ober und Untergericht auf dem Closter.**)

Weinberg: ist nicht vorhanden.

Brau- und Schankgerechtigkeit: Die praetendirte Brau- und Schankgerechtigkeit, auch Branntweinbrennerei auf dem Closter, item der Krugverlag, auch die zum Closter vormals gehörigen Krüge auf dem Kietz zu Strausberg, ist dem Herrn v. Röbel durch Urtheil aberkannt worden; was aber der Besitzer des Closters vor sich, seine Familie und Gesinde nöthig hat, solches soll er noch Accise und Ziesefrey zu brauen und brennen berechtigt seyn, welche Freyheit nebst aller übrigen

*) Dies hatte der König durch den mit der Stadt geschlossenen Jagdrecess vom 10. September 1710 erworben. Gesch. der Str. Jagd. S. 28—32.

**) Vgl. Abschnitt 1 die Urkunde von 1299.

Consumption, nachdem viel oder wenig consumiret wird, viel oder wenig importirt. Wenn aber auch nur der Besitzer sammt seiner Familie und Gesinde 12 Personen stark wäre, so würde doch alle Accisefreyheit wenigstens betragen 30 Thl.

Mühlengerechtigkeit, so noch anzulegen. Dann ist noch eine wüste Mühlenstelle, die Elssmühle genannt, so aber nach des auf dem Closter wohnenden Schützen Aussage sehr weit abgelegen, und also keine Mahlgäste bekommen würde; es müsste also der Müller selber Roggen u. s. w. ankaufen, und das Mehl selbst nach Berlin oder anderswohin verfahren und verkaufen.

An Freystellen: Das Closter hat vermöge Lehnbrief vom 2. Juli 1715 gewisse sogenannte Freystellen an dem Closter, es ist auch der Platz dazu vorhanden, wenn nun darauf vor wenigstens 6 Familien ein Gebäude aufgeführt würde, welches mit 300 Thl. geschehen könnte, indem der Besitzer das freie Bauholz aus der Heide hat, und Steine und Kalk sind überflüssig auf dem Closter vorhanden, wozu noch einer jeden Familie ein Platz zum Garten daselbst gegeben werden könnte; wie dann die Miethsleute daselbst zu erhalten, zumal sie auf dem Closter keine Einquartierung noch andere bürgerliche onera mehr mit tragen dürfen, auch des Rathes Jurisdiction nicht unterworfen sind, so könnten solche 6 Wohnungen à 6 Thl. = 36 Thl. tragen.

Die ganze Summe thut 6579 Thl. 1 Sg.

Der jetzige Besitzer benutzt das Closter nur so, dass er einige logements zu seinem Ablager reserviret hat; sonst wohnt darin ein Schütze, der jährlich 16 Scheffel Roggen und 8 Scheffel Gerste zur Aussaat hat, wogegen er dem Besitzer des Closters das daselbst geschossene Wild abgeliefert, nur dass er die Häute davon bekommt.“

Zum Schluss wird dann noch bemerkt, dass sich das Klostergebäude recht gut zur Einrichtung einer Manufaktur oder einer grossen Brauerei eignen dürfte. —

Wie gesagt, ein interessantes Schriftstück, diese Taxa: denn was bereits bei früherer Gelegenheit angedeutet worden ist, dass bei den Verkäufen und Übergängen aus einer Hand in die andere unbegründete Klostergerechsamkeit in die Kaufbriefe hineinge-rathen sind, das wird durch Vergleichung der Taxa mit den alten Urkunden und dem ältesten Lehnbrief von 1575 zur Genüge bestätigt. Um insbesondere einen Punkt herauszugreifen, die Jagdgerechtigkeit, so heisst es in einem Kurfürstlichen Rescript vom 23. Oktober 1548 ganz ausdrücklich:

„So uiel die Jagt bei euch betrifft, haben wir, souiel wir daran berechtigt, alleine den krummensehen (in Alt-Landsberg) vorgundt vnnd denn flanssen nicht, darumb dorfft jr auch die flansse darzu nicht gestadttenn — —“

d. h. also, den Klosterbesitzern gehörte die Jagd nicht, sondern dem Landesherrn, der dieselbe 1537 mit der des Ebel v. Krummensee vertauscht hatte. Mag nun auch bei der nahen Verwandtschaft der Krummensees mit den Røbels letzteren gestattet worden sein, auf dem Jagdrevier ihrer Vettern mitzujagen, mögen die Røbels selbst eigenmächtig die Jagd auf der verpfändeten städtischen Feldmark Kensdorf ausgeübt haben, mögen sie endlich immerhin einen eigenen Schützen aufs Kloster gesetzt haben, um ihre vermeintlichen Reviere zu hüten und abzuschliessen, — diese Erlaubnis oder Vergünstigung oder stillschweigend geduldete Ausübung der Jagd als eine zu den Pertinenzien des Klosters gehörige Gerechtigkeit hinzustellen und schliesslich in die Kaufbriefe als solche hineinzusetzen, ist doch ein starkes Stück gewesen. Sehr zutreffend ist daher ein Urteil, welches Perlitz in einem Bericht an das Kgl. Kammergericht — dasselbe hatte zu allgemeinem Verwundern in den alten Lehnbriefen von 1545 und 1574/5 nichts von Jagd- und Heidegerechtigkeit des Klosterbesitzers gefunden — im April 1790 abgibt:

„dass die Røbels stets dahingestremt hätten, dem Kloster Gerechtigkeiten beizulegen, die es nie gehabt; freilich sei bis 1715 von der Jagd noch keine Spur in den sogenannten Lehnbriefen zu finden; da aber sei ein gewisser Valentin Ehrenreich v. Röbbel mit einem Lehnbrief gekommen, worin die hohe, mittel und niedere Jagd verschrieben stand. Das Kloster sei aber gar kein Lehen mehr gewesen, sondern längst durch Verkauf Privateigentum geworden; die Lehenbriefe seien daher nichts weiter als vom Landesherrn bestätigte Kaufverträge.“*)

Die Taxe des Klosters war auf Veranlassung des derzeitigen Besitzers, des Kgl. Polnischen Obrist-Lieutenants Herrn Christ. Friedrichen v. Röbbel angefertigt worden; er wollte das Klostergrundstück gern veräussern, und da er keinen Käufer fand, bot er es dem Könige Friedrich Wilhelm I. i. J. 1729 zum Preise von 1250 Thl. an. Die Antwort des Königs lautete kurz und bündig:

„Dass Wir dergleichen kleine und von gar keiner importance seyende Güther ankauffen zu lassen gar nicht geneigt seyn.“

Im Mai 1730 endlich fand sich als Käufer der Kgl. Preussische Ober-Finanzrath Samuel von Marschall, und in den „Wöchentlichen Berlinischen Frag- und Anzeigungs-Nachrichten“ wurden „zur Sicherheit des Käuffers alle und jede, so an dasselbige Closterguth zu Strausberg und Pertinentien einiges Recht, Zu- und Anspruch zu haben vermeinen, bey einem Hochpreisslichen Cammer-Gerichte gegen den

*) Weiteres s. Gesch. d. Jagd S. 33 f. —

1. Juli c. vorgeladen.“ Durch die Königliche Bestätigung des Kaufbriefes vom 25. September 1730 wurde der Kauf perfekt; doch schon 1731 verkaufte v. Marschall weiter an das Waisenhaus in Potsdam mit dem Vorbehalt, „dass die Jagdgerechtigkeit des Klosters auf die Marschallschen Familiengüter übergehe. —

Auf König Friedrich II. Befehl und Kosten sollte dann i. J. 1748 eine „Baumwollen Fabrique“ im Kloster eingerichtet werden; „Kolonisten aus Sachsen wurden als Spinner und Weber berufen; aber ehe der Plan zur rechten Durchführung kam, liefen die Arbeiter davon und aus der Sache wurde nichts.“ *)

Auch die Versuche der Waisenhaus-Verwaltung, das Kloster wieder loszuwerden, scheiterten, da niemand die geforderte Summe zahlen wollte. 1765 bot zwar Bürgermeister Katzky 1000 Thl. dafür, zwei Jahre später Mühlenmeister Bertel von der Roten Mühle 750 Thl., damit aber wollte die Verwaltung nicht zufrieden sein.

Endlich im Jahre 1772, als sich der Magistrat von Strausberg in die Notwendigkeit versetzt sah, ein neues geräumigeres Schulhaus zu bauen, erstand derselbe das „Closter Gebäude und Pertinentzien in dem öffentlichen Licitations Termin“ für 700 Thl., und der König bestätigte den Kauf am 22. Februar 1772. Der Bauanschlag (30. März) „zur nöthigen Reparatur und Bauten des hiesigen Closter-Gebäudes, welches zur Schule aptirt werden soll,“ lautete auf 828 Thl. 1 gr. Derjenige Teil, der noch einigermaßen brauchbar war, wurde zweckentsprechend zu Klassenräumen und Wohnungen für 2 Lehrer ausgeflickt und das alte Mauerwerk teilweise mit hineingearbeitet; alles andre aber blieb liegen, wie es lag.

Nur 16 Jahre bestand die Schule in dem Klostergebäude. Nach den schlesischen Kriegen machte sich das Bedürfnis immer fühlbarer, den im Lande vagabondirenden Bettlern, grösstenteils abgedankten Soldaten, Maass und Ziel zu setzen; nur fehlten die Gelder dazu. Friedrich Wilhelm II. nahm die längst geplante Idee wieder auf und beauftragte den damaligen Landrat des Niederbarnimer Kreises, den Geheimrat und späteren Minister Grafen v. Schulenburg auf Blumberg, die nötigen Voranstalten zu treffen. Zufälliger Weise hatte nun Stadtdirektor Perlitz um dieselbe Zeit in den öffentlichen Blättern bekannt machen lassen, dass in Strausberg vorzügliche Flanelle angefertigt würden; dadurch wurde der Landrat auf Strausberg aufmerksam, nahm persönlich eine Besichtigung der Stadt vor und liess sich über die einschlägigen Verhältnisse ausführliche Auskunft erteilen. Er fand sowohl die Klostergebäude wegen ihrer isolierten Lage ganz trefflich geeignet zur Anlegung der projektierten Landarmen- und Invaliden-Anstalt, als auch hoffte er,

*) Nach Perlitz. —

den Insassen derselben reichliche Beschäftigung geben zu können, wenn sie für die Strausberger Tuchmacher Wolle spinnen und spulen würden. Die darauf angeknüpften Verhandlungen zwischen Regierung und Magistrat führten zum Abschluss; die Stadt trat die Klostergebäude wiederum an den Staat ab, dieser dagegen erbaute auf seine Kosten ein neues Stadtschulhaus, welches auf dem Grund und Boden der ehemaligen St. Nicolaikirche erstand und am 28. August 1788 feierlich übergeben wurde.

Gleichzeitig begann man mit dem Niederreißen sämtlicher noch vorhandenen Klosterreste; die Säulen und Gewölbe wurden mit Pulver gesprengt, die rohen Kalksteine gebrannt und zu Mörtel gemischt, und so entstand, genau auf dem Grundriss des verschwundenen Klosters das Hauptgebäude der jetzigen Landarmen-Anstalt und nördlich davon das Haus für die Invaliden, welche mit der Bewachung der Häftlinge betraut wurden; 1792 ward die Anstalt eröffnet.

Das zum Kloster gehörige „Freyhaus am Münchs-Kirchhof gelegen“, welches Vorlant i. J. 1412 den Mönchen vermacht hatte, ging auch schon bald nach der Säcularisation des Klosters in weltlichen Besitz über. Joachim Flanss schenkte es am 3. April 1551 dem ersten lutherischen Pfarrer Matthäus Schütze, und dessen Söhne traten am 25. August 1598 „das privilegirte häuselein mit gleicher frey- vnd gerechtigkeit, wie es vom Closter herrühret, mit zustellung aller brieflichen Vhrkunden“ ihrem Vetter Merten Schütze, Richter zu Strausberg ab. Kurfürst Johann Georg bestätigte die Schenkung „dass sie (Merten Schütze, seine Ehefrau, Margaretha Grunow, und Erben) es mit aller freyheit vnd gerechtigkeit an Schössen, Stewren, vnpflichten, vnd allen andern beschwerungen, auch Baw- und Brenholtz frey, auss Gemeiner Stadtheiden zu Straussbergk, so viell er vnd sie dessen benötigt sein werden, sambt einem jehrlichen freye brawen Bier vnd nicht mehr, hinfüro weiter jnnhaben, besitzen, geniessen vnd gebrauchen sollen vnd mugen, ohne jemandes einrede vnd verhinderung“.

Wegen der erwähnten Braugerechtigkeit machte der städtische Oberziesemeister dem genannten Merten Schütze Schwierigkeiten, wie aus dessen Supplication an den Kurfürsten aus dem Jahre 1606 hervorgeht: „Wan dan gnediger Churfurst vnnd her ich in 9 Jahren nur 3 Zieszen bin mechtigk worden, ob ich wol zum offeren beim Ober Ziessemeister zu erlegung derselben angehaltten, habe ich doch im geringsten nicht erhalten, ward also von einem querthall zum andern gewissen, auch daneben vorgeben, ich soll von E. Churf. G. einen freizettel oder offen befehll auss bringen alss dan sollen sie mihr ohn alle hinderung zugestellt werden, Gelangtt derwegen an E. Churf. G. mein vnterthenigess Pitten, E. Ch. G. Wollen dem Ober Ziessemeister mit

befehl auferlegen, damit mir die hinterstellig 6 Ziessen zu Vortsetzung meiner Narung möchten gefolgt werden“

Noch eine zweite Grundstücksparzelle wurde später vom Kloster abgetrennt. Der Finanzrat v. Marschall gab nämlich nach einem Schreiben d. d. Berlin d. 28. Januar 1731 „die Stelle, wo das Gemäuer von der alten Kirchen noch steht und das übrige von da Mittagwärts biss an die Bürgerhäuser zusamt denen ruderibus von erwehnter Kirche“ ohne Entgelt her, damit für die Predigerwitwen der Inspektion Strausberg ein Stiftshaus gebaut werden möchte. Das freundliche Anerbieten wurde mit herzlichem Dank angenommen, wie die eigenhändigen Unterschriften der 12 zugehörigen Pfarrer bekunden. Der Inspektor und Pfarrer zu Strausberg, Joh. Gottfr. zur Linden, kam beim Consistorium um die Erlaubniss einer Generalkollekte im ganzen Lande ein, durch welche die Baugelder beschafft werden sollten. Allein einerseits waren die drei eingerichteten Stuben nicht hinreichend zur Aufnahme aller hilfsbedürftigen Witwen der Inspektion, andererseits wurden „die von Zeit zu Zeit vorfallenden Reparaturen dem ohnehin geringen Unterhaltungsfonds und der Witwenkasse zu lästig —“, nach nur 45 jährigem Bestehen wurde das Prediger-Witwenhaus 1776 mit Genehmigung des Ober-Konsistoriums zum Kaufe feilgestellt und an den Bürger und Tuchmachermeister Prawitz für 300 Thaler verkauft. Heut steht an dieser Stelle das im Jahre 1888 erbaute neue Amtsgerichts-Gebäude.

Strausberg, im Juni 1898.

B. Seiffert.

Die zweite Gemahlin Markgraf Johanns I. von Brandenburg.

Von Georg Siegerist.

/ 8. 403

Die alte Frage, ob Marggraf Johann I. von Brandenburg zweimal oder dreimal vermählt gewesen ist, ist seit Ferdinand Voigts Abhandlung: „Über das Alter der Markgrafen Johann I. und Otto III. und ihrer Familien“*) nicht mehr eingehend erörtert worden. Voigt hatte alles ihm zur Verfügung stehende Material benutzt, war aber im Gegensatz zu älteren märkischen Historikern, wie Buchholz, v. Klöden, Riedel, zu dem Ergebnis gelangt, dass Johann I. urkundlich nachweisbar in erster Ehe mit Sophie von Dänemark vermählt war, die 1248 starb,

*) Märkische Forschungen Bd. IX. 1865.

in zweiter Ehe 1255 mit Jutta von Sachsen. Als möglich nimmt Voigt in diesem siebenjährigen Zwischenraum noch eine weitere Ehe mit einer pommerschen Prinzessin Hedwig, Tochter des Herzogs Barnim von Pommern an, die um 1250 geschlossen worden sein soll und von der pommersche Chronisten, so Kantzow, berichten. Allerdings stimmt bei Kantzow die Jahreszahl nicht; er setzt die Heirat in das Jahr 1255, in welches schon Johanns Vermählung mit Jutta von Sachsen fällt.

Direkte Beweise führt Voigt nicht an, wohl aber glaubhafte indirekte: es sei zu bezweifeln, dass Johann im kräftigsten Mannesalter von 35 bis 42 Jahren Witwer geblieben sein soll. Die im Jahre 1250 für das Land Wolgast an Johann von Herzog Barnim abgetretene Uckermark betrachtet Voigt mit den pommerschen Chronisten als Mitgift der Prinzessin, doch erhebt er dann dagegen das Bedenken, dass in der Abtretungsurkunde*) die Heirat nicht einmal andeutungsweise erwähnt wird. Ausserdem erklärt in dieser Urkunde Herzog Barnim, die Uckermark sei durch Erbrecht an die Söhne des Markgrafen gefallen, aber von ihm (Barnim) widerrechtlich in Besitz genommen und unrechtmässiger Weise jenen vorenthalten worden. Söhne aus der Ehe mit Barnims Tochter können das natürlich nicht gewesen sein, sondern solche aus der Ehe mit Sophie von Dänemark. Dieser Söhne Ansprüche rühren von ihrer Mutter Sophie her, denn das Land Wolgast war, wie Georg Sello in einer Note zu der von ihm herausgegebenen *Chronica Marchionum Brandenburgensium****) bemerkt, von ca. 1235 bis ca. 1241 unbestreitbar in dänischem Besitz gewesen.

Die Abtretungsurkunde Barnims kann also nicht als Beweis für die Vermählung Johanns mit einer Tochter des Pommernherzogs angesehen werden. Daran ändert auch die Thatsache nichts, dass die Uckermark bedeutend grösser als das Land Wolgast war und der überschliessende Teil als Heiratsgut gedeutet werden könnte. Neuerdings hat Sello an der soeben erwähnten Stelle die Heirat Johanns I. mit einer pommerschen Hedwig überhaupt in Abrede gestellt, geht aber damit offenbar zu weit, denn ganz hinfällig war auch bei dem bisherigen, eben dargelegten Stande der Frage die Annahme von ihrer Existenz nicht.

Ein thatsächlicher Beweis für sie aber, wenn auch nicht ein urkundlicher im strengen Sinne des Wortes, so doch durch ein Kunstwerk jener Zeit scheint jetzt gefunden zu sein. Auf der im Mai und Juni d. J. hier veranstalteten Renaissance-Ausstellung zog als ein viel bewundertes Prachtstück, wenn es auch nicht der Renaissance angehört, der im Besitz der Nicolaikirche befindliche goldene Abendmahls-

*) Riedel, Cod. dipl. Brandenb. B. I. p. 31.

**) Forschungen zur brandenburgischen und preussischen Geschichte I. p. 142.

kelch nebst Patene aus dem 13. Jahrhundert die Aufmerksamkeit der Besucher auf sich. Dass diese beiden kirchlichen Geräte Stiftungen des Bruderpaares Johann I. und Otto III. sind, ist schon in einer Beschreibung derselben in No. 265 der „Voss. Ztg.“ von diesem Jahre erwähnt worden, doch ist es nötig, um des Zusammenhanges willen hier noch einmal darauf einzugehen, und ausserdem ist dort der wichtigste Beweis, die Jahreszahl auf der Patene, nicht beachtet worden.

Auf der Patene befindet sich zur Rechten Christi eine kniende männliche Gestalt mit der Überschrift „Johannes“, zur Linken eine kniende Frau, über welcher der Name „Hesera“ zu lesen ist. Umgeben ist diese Darstellung von acht Medaillonbildern, neben deren unterstem, welches das Bild eines geflügelten Löwen zeigt, sich die Zahl 50 in primitiven arabischen Ziffern eingraviert findet. Offenbar steht diese Zahl mit der Zeit der Stiftung der Patene im Zusammenhang und dürfte die Jahreszahl angeben, deren andere Hälfte auf der linken Seite des Medaillonbildes fehlt; doch hat sie wohl existiert und ist, da die Gravierung nur flach ist, durch irgend welchen Umstand, vielleicht durch fortdauerndes Berühren der Stelle bei Benutzung der Patene, im Laufe der Jahrhunderte abgeschliffen worden. Ihrer ganzen noch rein romanischen Ausführung nach kann die Patene aber nur im 13. Jahrhundert angefertigt worden sein, und dann hat die Jahreszahl auf ihrem Rand 1250 gelautet. Dann ist aber ferner der auf ihr abgebildete Donator Markgraf Johann I. und die mit „Hesera“ bezeichnete weibliche Gestalt stellt seine Gemahlin vor, d. h. die bisher urkundlich nicht nachgewiesene zweite Gemahlin, mit welcher er zwischen 1248 und 1255 vermählt gewesen ist und nach deren zwischen 1250 und 1255 erfolgten Tode er zur dritten Ehe mit Jutta von Sachsen schritt. Man darf wohl annehmen, dass der Markgraf und seine Gemahlin die Patene zum Andenken an ihre Vermählung gestiftet haben, diese also im Jahre 1250 erfolgt ist. Dann ist man auch endlich berechtigt, anzunehmen, dass den zur Patene gehörigen Kelch Johanns Bruder Otto III. gestiftet hat, worauf, wie in der erwähnten Notiz der „Voss. Ztg.“ schon gesagt worden ist, die Inschrift „Otto Marc . . .“ hindeutet. Diese Inschrift beweist aber nicht ohne weiteres, dass Otto III. den Kelch gestiftet hat, denn der Name der Gemahlin fehlt und der Ottonen hat es noch mehrere gegeben; erst durch den Zusammenhang mit den Angaben auf der Patene wird die Annahme von der Stiftung durch Otto III. wahrscheinlich. Für welche Kirche oder für welches Kloster die Stiftung erfolgte, wissen wir nicht und ist auch nebensächlich zu wissen.

Der Umstand, dass die Zahl 50 schon in arabischen Ziffern in den Rand der Patene eingraviert ist, kann uns nicht befremden, denn das indisch-arabische Ziffersystem war bereits zu Anfang des 13. Jahrhunderts

in Europa bekannt geworden durch die Schriften des Leonardo Fibonacci aus Pisa, und vereinzelt kamen diese Ziffern noch früher vor. *)

Wer war aber nun diese Hesera? In den einschlägigen Urkundenwerken und Quellensammlungen kommt der Name nicht vor. Eine Verlesung ist unmöglich, denn die romanischen Buchstaben sind mit — man möchte sagen unheimlicher — Deutlichkeit in das Metall eingraviert. Thomas Kantzow nennt, wie schon erwähnt, Johans pommersche Gemahlin Hedwig.**) Ist aber, was sich nicht mehr bezweifeln lässt, Hesera die zweite Gemahlin Markgraf Johans gewesen, so war sie auch die Tochter Herzog Barnims, und Hesera und Hedwig sind identisch. Dann war Hesera der ursprüngliche, altwendische Name der Fürstin, der später, als diese Sprache ausstarb, sich in Hedwig umgewandelt hat. Kantzow schrieb seine Chronik in den dreissiger Jahren des 16. Jahrhunderts; um diese Zeit war die altpommersche Sprache schon vollständig verschwunden. „Der Letzte, welcher die altpommersche Sprache verstanden hat, soll im Jahre 1404 verstorben sein. Man hat auch keine Spur eines Überbleibels von ihr, ausgenommen einige Orts- und Personennamen, deren slavischer Ursprung im ganzen nordöstlichen Deutschland aus den Endsilben itz, euz, ik oder on erkannt werden kann.***) Es ist leicht denkbar, dass Kantzow, als er die hochdeutsche Bearbeitung seiner Chronik 1538 herausgab, der Gemahlin Johans den Namen Hedwig gab, dessen niederdeutsche Form Heseke†) mit Hesera phonetisch viel Ähnlichkeit hat. Die Entwicklung ist also folgende: der altpommersche Name Hesera verwandelte sich mit dem Absterben des altpommerschen Idioms in die niederdeutsche Form Heseke und aus ihr in die hochdeutsche Hedwig. Es wäre erfreulich, wenn ein Slavist dieser Deduktion näher treten und eine Erklärung des Namens Hesera geben wollte. Germanisch dürfte er nicht sein, wenigstens findet er sich nicht in deutschen Wörterbüchern und Namensverzeichnissen.

Kleine Mitteilungen.

Zur Lage des wendischen Rethra. Viele Forscher haben sich schon mit dem geheimnisvollen Ort beschäftigt und viele Meinungen sind aufgetaucht über die nähere Lage des Ortes. Die Majorität der Forscher entschied sich, Rethra in der Nähe von Feldberg in Mecklenburg-Strelitz zu suchen. Andere verlegten Rethra nach anderen Orten. So hatte unser

*) Faulmann, Illustrierte Geschichte der Schrift p. 562.

**) Pomerania, Theil I. Buch VI. p. 249.

***) Taloj, Handbuch der Geschichte der slavischen Sprachen und Litteratur. Deutsch von Brühl. Leipzig 1852. p. 254 f.

†) Vergl. Schiller und Lüben, Mittelniederdeutsches Wörterbuch Bd. II. p. 259.

verstorbener Alfieri den grossen Werder im Liepnitzsee bei Biesenthal in den Verdacht, Rethra zu sein. In Freundeskreisen verhehlte er diesen Verdacht keineswegs und veranlasste Herrn Dr. Bolle-Scharfenberg zu dem Ausspruch: „Jeder Mensch hat sein Rethra! Auch mir sollte das Schicksal nicht erspart werden, mein Rethra zu finden und zwar fand ich es nicht weit von Feldberg. Ich will mit dieser meiner Entdeckung jedoch den anderen Rethraentdeckern keinen Abbruch thun, überlasse jedem sein Rethra und bitte nur, mich im ungestörten Besitz des meinigen zu lassen. Sollte sich jedoch eine Fehde entspinnen, so bin ich gern zufrieden, wenn die streitenden Parteien ihre respektiven Rethras des lieben Friedens wegen aufgeben und mein Rethra als das einzig richtige, wahre und unantastbare anerkennen.

In dem preussischen grossen Brückenthin-See in der Nähe der Stadt Lychen liegt eine kleine zu Mecklenburg-Strelitz gehörende Insel. Diese Insel war schon einmal das Ziel meiner Sehnsucht und wurde vor mehreren Jahren von mir, allerdings nur sehr flüchtig, untersucht. Es fanden sich bei der ersten Untersuchung Scherben von Töpfen, sonst weiter nichts.

Im Sommer dieses Jahres (1897) besuchte ich den Pächter des grossen Brückenthinsees, meinen Vetter, und benutzte die Gelegenheit, die Insel einmal gründlicher zu untersuchen. Dieselbe bildet ein langgestrecktes Oval. Westlich und östlich erscheint der gewachsene Boden in zwei niedrigen Anhöhen. Der Raum zwischen den beiden Anhöhen ist durch schwarze, richtige Burgwallerde künstlich aufgehöhht. Wir gruben in dieser Erde ein Loch von ca. 80 cm Tiefe, ohne den gewachsenen Boden zu erreichen. Der heutige Flächenraum des Eilandes beträgt ungefähr 2,64 Hectar. Die Höhe zwischen den beiden Anhöhen umfasst ca. 1,3 Hectar. Das Übrige ist niedrige Wiese. Westlich Steilufer. Die Wiese macht den Eindruck, als wenn sie künstlich geschaffen und zwar unter Benutzung der auf dem Plateau befindlichen schwarzen Erde. Die Untersuchung des Bodens lieferte schön und reich ornamentierte Gefässreste von zwar noch alter Technik, aber von den alten Modellen abweichender Ornamentik. So sind u. A. die geriefelten früh mittelalterlichen Töpfe, wie auch reicher ornamentierte Gefässe nachgeahmt. Heute liegt die Insel in tiefer Einsamkeit, früher muss aber die Gegend entschieden dichter besiedelt gewesen sein. So z. B. ist heute Brückenthin, das dem See den Namen gegeben, ein kleines Vorwerk, das Dorf Kastaven lebt in den Namen seiner drei Seen fort u. s. w.

Es muss die Umgebung des Sees auch einst der Schauplatz gewaltiger Verwüstungen gewesen sein, was sich daraus ergibt, dass die um- und angrenzenden Dörfer zwar alle wendische Namen tragen, wie Retzow, Dabelow, Wokul, Pian u. a., dagegen nach deutscher Art — lange Dorfstrasse — angelegt sind. Ich hatte schon früher in Dabelow selbst Nachforschungen nach der alten Dorfstelle angestellt, die ausser einem mittelalterlichen Gefässrest nichts Greifbares ergaben, freilich hatte ich Eingeborene nach der alten Dorfstelle nicht gefragt. Durch Zufall entdeckte ich endlich den Beweis für meine Annahme auf der Rückfahrt vom Brückenthinsee nach Dabelow.

Mein Vetter bemerkte nämlich: „Jetzt haben wir es gleich geschafft, da liegt ja schon das alte Dorf.“

Damit wies er auf einen breiten, gerundeten Hügel vor uns. Ich besah mir den Hügel nun näher und fand die schönste wendische Dorfanlage. Mitten im Bruch eine erhöhte Rundung, noch gekrönt durch den alten Kirchhof des Dorfes, sonst beackert. Man kann wohl — ohne in den Verdacht zu kommen, Phantast zu sein, — ruhig aus dem Vorhergesagten folgern, dass die Wendenniederlassungen durch Deutsche wohl zerstört, die Dörfer aber später durch Landeseingeborene wieder aufgebaut worden sind, wenn auch nach der Bauweise der neuen Herren, der Deutschen. Beweis: die alten Namen. Aber ausserdem drängte sich mir die Frage auf, wo blieben die Bewohner, wenn plötzlich eine Feindesschaar heranbrach sengend, plündernd und mordend. Ich denke, dann stürzte Jung und Alt mit dem wertvollsten Besitz in die Kähne und rettete sich nach der im Brückenthinsee verborgen liegenden Insel. Eine fahrbare Verbindung mit anderen Wasserstrassen besaßen oder besitzen weder Dabelow- noch Brückenthinsee. Wer den geflüchteten Bewohnern nachsetzen wollte, musste an Ort und Stelle erst Kähne oder Flösse bauen, oder solche von benachbarten Seen auf Wagen nachkommen lassen. Auf jeden Fall erfreuten sich die Insulaner einer gewissen Sicherheit und konnten den Abzug der Bedränger ruhig abwarten oder, wenn der Feind wirklich so tollkühn war, einen Angriff mit Kähnen zu wagen, dann konnten sie von ihrem steilen Wall die Stürmenden mit Leichtigkeit in den tiefen See stürzen. Ausserdem war es ihnen, das heisst den Inselbewohnern unbenommen, an allen ihnen genehmen Punkten der Seen Brückenthin und Dabelow bewaffnete Mannschaft zu landen, um den Bedrängern möglichst vielen Schaden zuzufügen. Die Insel war jedenfalls gross genug, um ein Heiligtum zu tragen, sowie den gesammten Umwohnern mit ihrer Habe Obdach und Schutz zu gewähren.

Es dürfte von Interesse sein, die alten Dorfstellen im allgemeinen festzustellen und die Oberfläche derselben zu untersuchen. Eine eingehendere Untersuchung der Insel, dieselbe führt übrigens keinen Eigennamen, dürfte Ergebnisse nicht liefern, weil der Pflug und Spaten der Beackerer alles zerstört und die wesentlichsten Stücke, die über frühere Besiedelung, Baulichkeiten u. s. w. Auskunft geben könnten, sich auf dem ehemaligen Seegrund unter der jetzigen Wiese befinden dürften.

Somit bin ich auch nicht in der Lage, bessere Beweismittel für meine Annahme, die Insel sei das alte Rethra, beizubringen. H. Maurer.

Märkischer Honig. Der märkische Honig darf nicht vergessen werden, wenn von den gastronomischen Erzeugnissen unserer Heimat die Rede sein soll. Die Mark ist in Wahrheit ein Land, „darinnen Honig fliesst“. Ihre weiten Haiden bieten (und boten einst noch mehr) den Bienen Nahrung in Hülle und Fülle. Schon die Wenden heimsten den Honig der zahllosen wilden Bienenschwärme ein, und brauten aus ihm ihren köstlichen Nationaltrank: den Meth oder Honigwein. Im Mittelalter ersetzte der Honig den damals noch unbekanntem Zucker, auch brauchte die katholische Kirche Unmengen von Wachs. Grund genug, die Bienenzucht weiter zu kultivieren.

Die „Zeidelei“ bildete bald einen Haupterwerbszweig der märkischen Bauern, blieb aber doch ureigentlich „Herrenrecht“ und wurde nur aus besonderer Gnade und bei besonderen Gelegenheiten Bauern, Fischern und Kossäthen erlaubt. Im Karolinischen Landbuch von 1375 finden sich zwei Notizen über den „Zeidelzins“. In der einen bezüglich unseres Nachbarortes Schmöckwitz heisst es: „Die Dorfbewohner haben Honigbauten in der Haide des Markgrafen, wovon sie den Herren des Dorfes Honig entrichten; auch haben sie die Zeidelweide in der markgräflichen Haide, wofür sie den Markgrafen zum Schloss Cöpenick jährlich einen Krug Honig abgeben müssen.“ Bezüglich Zeuthens wird gesagt: „Der Schulze hat Honigbauten in der markgräflichen Haide, von denen er den Herren des Dorfes (als Lehnsleuten des Markgrafen) jährlich einen halben Eimer Honig giebt.“ Nach dem Schlossregister von 1451 gaben „Zeidelzins“: Rixdorf 30 Groschen und Stolpe sechs Groschen. Im Lande Lebus und Sternberg stand die Bienenzucht ebenfalls in hoher Blüte, besonders in den Dörfern Briesekow, Kriescht und Kienbaum. Nach dem 30jährigen Kriege ging die märkische Imkerei stark zurück. Wohl befahl eine Ackerordnung von 1702 den „Schulzen und Schöppen“, darauf zu sehen, dass jeder Bauer vier, jeder halbe Bauer zwei und jeder Kossäth einen Stock halte, auch wurde das „Bienengeld“ aufgehoben; allein diese Massregeln halfen nichts. Erst als die Pastoren Rouvel in Französisch-Buchholz und Göroltdt in Bernau sich der märkischen Bienenzucht annahmen, zu ihrer Pflege einen Verein begründeten und ein Fachblatt „Die Honigbiene“ herausgaben, kam die Imkerei wieder in Aufschwung. Heute bildet der märkische Honig einen Artikel auf dem Weltmarkt, und der „Märkische Zentralverein für Bienenzucht“ hat fast in jedem Städtchen und Dörfchen mehrere Mitglieder. Erwähnt sei noch, dass auch Kurfürst Joachim I. ein leidenschaftlicher Imker war und in den Wäldern bei Potsdam zahlreiche Bienenhäuser hielt. Lokal Anzeiger 26. Juli 1898.

Ein „wüstes Dorf“ im Grunewald. „Wüste Dörfer“, d. h. Ortschaften, die einst wohlhabend und blühend waren, deren Bewohner aber durch die Pest, den Krieg oder anderes Unglück vernichtet wurden, besitzt die Mark eine ganze Menge. Als die berühmteste, „wüste Dorfstelle“, hat wohl die von Blumenthal oder Blumendahl im gleichnamigen Walde bei Strausberg zu gelten. Sie ist die besterhaltene, ihre Grundmauern ragen noch überall aus dem Haideboden hervor. Wenig bekannt dürfte es jedoch sein, dass auch unser „Stadtpark“, der Grunewald, ein „wüstes Dorf“ bedeckt. Da, wo heut die krumme Lanke sich durch den Wald zieht, lag vor vielen Jahrhunderten das Dorf Krummensee. Erwähnt wird es zuerst 1249, wo Bischof Rütger von Brandenburg den Mönchen von Lehnin den Zehnten von Krummensee bestätigt. Nach einer Urkunde von 1251 verkauften die Markgrafen Johann und Otto dem Kloster das ganze Dorf für 150 Mark Silbers. Lange wusste man nicht, wo das Dorf eigentlich zu suchen sei, da entdeckte der Rektor Gerlach in Potsdam in einer dritten Urkunde die nähere Ortsbestimmung: „bei Cedelendorp“. In der Nähe von Zehlendorf aber gab es einen See, der noch 1590 „Krummensee“ hiess, die heutige Krumme Lanke; an ihren Ufern lag das gleichnamige Dorf. Wann und wodurch es „wüst“

geworden, lässt sich nicht mehr feststellen, es ist aber vermutlich die alte ewig gleiche Geschichte. Der Krieg kam zuerst, was er übrig liess, nahm die Pest. Krummensee ist vom Erdboden verschwunden, der Wald wächst darüber hin.

Lokal Anzeiger 23. Juli 1898.

Die Hausnummern. Die Numerierung von Häusern in den Strassen der Städte ist ziemlich alten Ursprungs. Wie man auf Titelblättern von Büchern aus dem vorigen Jahrhundert und damaligen Memoiren und dergl. sieht, wurden damals die Adressen durch Angabe des nächsten Denkmals oder öffentlichen Gebäudes oder von Strassenecken bezeichnet, und gewöhnlich war an der Aussenseite der meisten Privathäuser der Name des Eigentümers angebracht. Die Anbringung der ersten Hausnummern geschah in Berlin im Jahre 1795, aber die angewandte Methode war ziemlich unglücklich gewählt, indem man von dem Brandenburger Thor als Ausgangspunkt die Nummern sich durch die verschiedenen Strassen fortsetzen liess. Jetzt haben die Strassen jeder Stadt ihre Numerierung. Aber die Nummern beginnen an dem einen Ende der Strasse und springen an dem anderen Ende auf die entgegengesetzte Seite über, wo sie sich bis zum Ausgangspunkt zurück fortsetzen. Ein vorteilhafteres System mit den geraden Nummern auf der einen, mit den ungeraden auf der andern Seite wurde zum ersten Male 1803 in Wien und zwei Jahre später in Frankreich eingeführt. Heute haben es die meisten Städte eingeführt, aber Berlin hält noch beständig am alten System fest, trotz der Unannehmlichkeiten, die es im Gefolge hat.

Lokal Anzeiger 9. November 1897.

Kläterpott. In der *Brandenburgia* 1897 S. 367 hat Herr Pieper Untersuchungen über das Wort Kläterpott veröffentlicht. Ich möchte noch einige Angaben über Kläterpott hinzufügen.

Der grosse Hahnenkamm oder grosse Klappertopf, wie man ihn in Büchern genannt findet (*Alectorolophus major* Rehb., *Rhinantus major* L.), ein sehr lästiges Unkraut auf Wiesen und in anstossenden Kornfeldern, heisst in der Mark (Kreis Teltow) Schurre,*), auch Schurr. Früher aber wurde es, wie die Alten wissen, auch Kläterpott, Klöterpott und Klingenhans genannt. Der Name Klappertopf ist leicht erklärlich, weil, wie bekannt, die reifen Samen in ihren Hülsern klappern, wenn man das Kraut schüttelt. Diesen Sinn dürfte auch Klingenhans haben, und vielleicht auch Schurre. Schurren heisst bei uns ein gewisses Geräusch hervorbringen, indem ein Gegenstand über irgend einen andern in naher Berührung hinweggezogen oder hinweggeschoben wird, sodass durch die Reibung ein Geräusch entsteht, namentlich gesagt, wenn jemand, wie häufig Kinder, die Füsse auf dem Fussboden hin- und herschiebt oder beim Gehen nicht ordentlich aufhebt (wie ähnlich das Wort schlurren!) u. d. m. Es heisst aber auch, solche reibende Bewegung hervorbringen; z. B. hörte ich von der Schildkröte auf dem Lande sagen: „wo sie auf der Wiese mit der Schale aufschleppte, hatte es so geschurrt, dass es im Grase glatt war, als hätte ein Reh da gelegen.“ Ich meinerseits hatte beim Namen Kläterpott das Gefühl,

*) *Brandenburgia* 1896. S. 184.

als solle er das Klappern in den trockenen Schalen bedeuten. Einzelne alte Leute erklärten auf Befragen den Namen ebenfalls so, worauf aber kein Wert gelegt werden soll. In Hinsicht auf die Namen Klappertopf und Klingenhans und wohl auch Schurre, könnte man an diesen Sinn denken.

Manche ältere Landleute nennen aber auch das Sumpfläusekraut (*Pedicularis palustris* L.) Kläterpott; den grossen Hahnenkamm aber Schurre. Thatsächlich ist es dem Klappertopf verwandt und hat eine ähnliche Samenhülse, wird auch in Büchern wechselnd Sumpfläusekraut und Sumpfhahnenkamm genannt.

Früher, und vielleicht noch jetzt, hatten die Kinder in Pommern ein Spiel mit Haselnüssen. Dabei hielt das eine Kind die Hände mit den Haselnüssen übereinander auf einem Knie und schüttelte die Nüsse darin und sagte zu einem andern mitspielenden Kinde: „Hälterick, Kläterick, rãth, wie vill hebb ick?“ Jenachdem das zweite Kind richtig oder falsch rieth, wurden nach gewissen Spielregeln Haselnüsse ausgezahlt. Das Wort Kläterick (kläter ick?) sollte wohl das Klappern der Haselnüsse in der Hand andeuten.

In der Stadt Biesenthal (Kreis Oberbarnim) wurde früher, vielleicht noch jetzt, eine Kinderklapper Kläterkopp (Kläterkopf) genannt. Man sagte z. B. zu einem Kinde: „Da haste ja schon wieder 'n neuen Kläterkopf.“ Diese Kinderklapper waren aus Bast geflochten oder von Blech, dann mit Blech oder Hornstiel und vom Klempner bezogen. Eine Grünkramfrau in Charlottenburg, gebürtig aus Wildenbruch bei Bahn in Pommern, nannte eine Kinderklapper Kläterkopp, als ein Mädchen mit einer solchen, aus dem Klempnerladen nebenan kommend, bei ihr vorbeiging. Nach ihrer Angabe sagt man so in ihrer Heimat. Also auch in Pommern ist Kläterkopp bekannt.

Kläterpott nannten früher Kinder bei Schönau und Baldenburg (Kreis Schlochau) in Westpreussen und bei Neustettin in Pommern ein Kraut, dessen Samen klapperte. Sie rissen es ab und hielten es gegen die Ohren, um das Geräusch zu hören.

W. v. Schulenburg.

Bücherschau.

Hermann Pieper: Der märkische Chronist Zacharias Garcaeus. I. Teil: Leben des Garcaeus. II. Teil: Nachträgliches zu G's Leben. Seine litterarische Thätigkeit als Historiker. Handschriften seiner historischen Schriften. Berlin 1896 u. 1898. 4°. Programm der II. städt. Realschule.

Über den ersten Teil der Schrift ward schon im 5. Bande dieser Zeitschrift (S. 48) berichtet. Der zweite steht hinter seinem a. a. O. kurz charakterisierten Vorgänger an Bedeutung nicht zurück. Nach mancherlei Berichtigungen und Ergänzungen des dort Gebotenen unterrichtet der Verfasser über die Motive, die Garcaeus zur Niederschrift seines Werkes bestimmten, die Tendenzen, die er mit ihm verfolgt hat, um sich dann der Darstellung

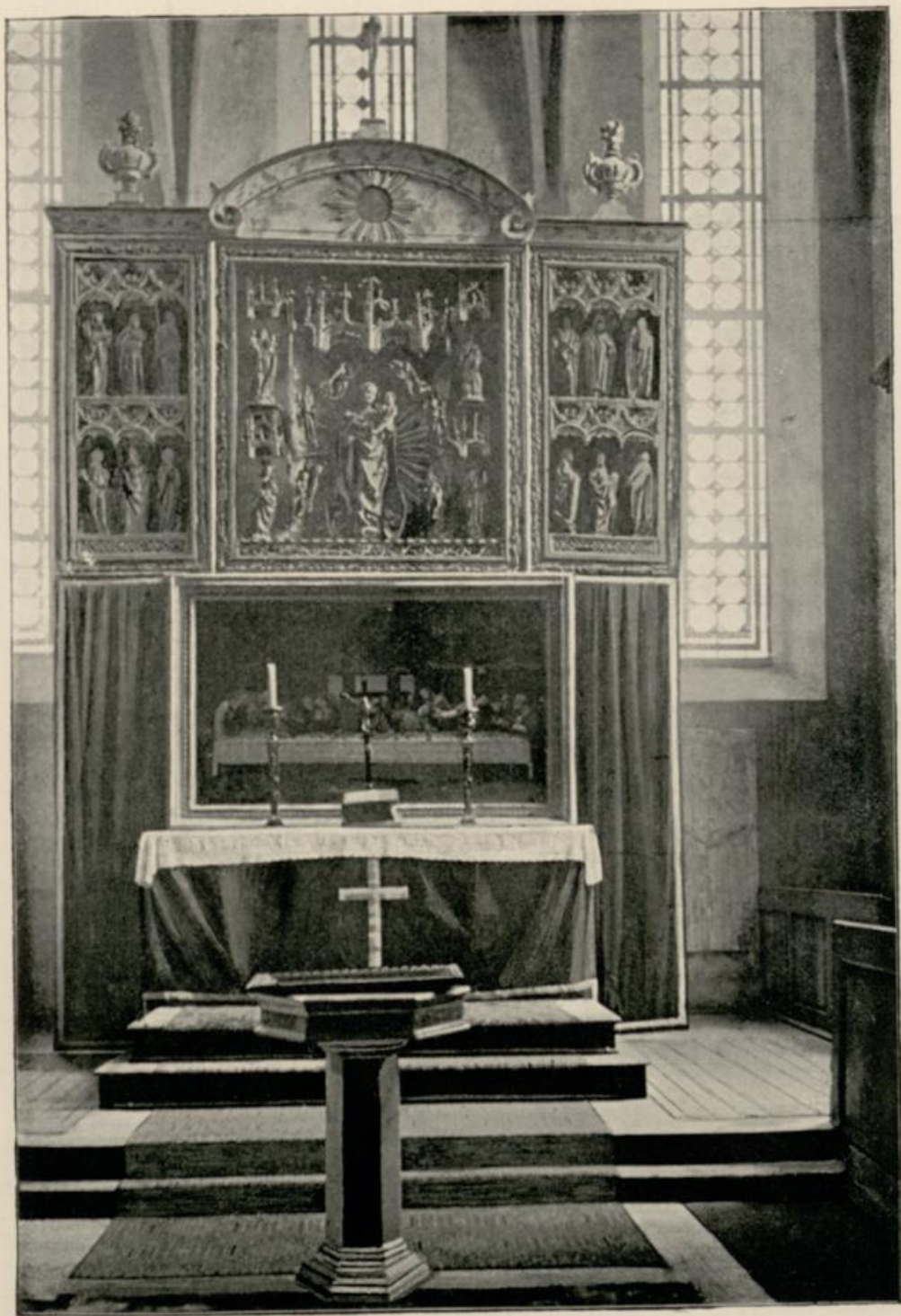
der Nachwirkung zuzuwenden, die ihm beschieden war. Besonders hat es Angelus, der sich immer mehr als einen Plagiator und Contaminator schlimmster Art erweist, ausgeschrieben. Auch nach einer andern Richtung hin wird das Schicksal des Garcaeus'schen Werkes ins Auge gefasst. Garcaeus hat die Publikation seiner mühevollen, jahrelangen Arbeit nicht erlebt. Fast 150 Jahre nach seinem Tode erst wurde sie von Joh. Gottl. Krause zum Druck gebracht. Doch wurde sie früh in vielen Exemplaren handschriftlich verbreitet. Nach guter, philologischer Tradition sucht P. nun das Verhältnis der heute noch zahlreich vorhandenen Abschriften zu einander zu bestimmen und auf Grund des so festgestellten Thatbestandes bis zum Apographos, dem Original d. h. der von Garcaeus selbst angefertigten Urschrift, von der alle alle anderen abstammen, vorzudringen. Dann erst wird der Abdruck des Werkes bei Krause auf seinen Wert geprüft. Denn nun erst konnte konstatiert werden, welche Handschriften ihm zu Grunde gelegt wurden und von welcher Güte sie waren. Es stellt sich heraus, dass der Druck flüchtig vorbereitet und unzuverlässig ist. P. spricht den Wunsch aus, „dass der eine oder andere historische Verein der Mark Brandenburg später einmal eine Neuausgabe auf seine Kosten veranstalte.“

P's Vortrag ist nicht durchweg systematisch. Unbekümmert um die strenge Folge der Gedanken stattet er seine Darlegungen mit allerlei interessantem Beiwerk aus. So giebt er S. 6 f für viele Ortsnamen wie Wittstock, Wriezen, Pasewalk, Pribrow u. a. Deutungen, die den sicheren Etymologen erkennen lassen. Als solcher ist er den Lesern dieser Blätter ja nicht fremd. Hat er sich doch im letzten Bande wiederholt vernehmen lassen und sich als einen kenntnisreichen, historisch wie philologisch gleichmässig geschulten Forscher erwiesen, der den grossen Apparat, dessen gerade der märkische Historiker bedarf, mit Leichtigkeit handhabt. Die Erforschung unserer engeren Heimat darf sich von ihm reichen Gewinn versprechen.

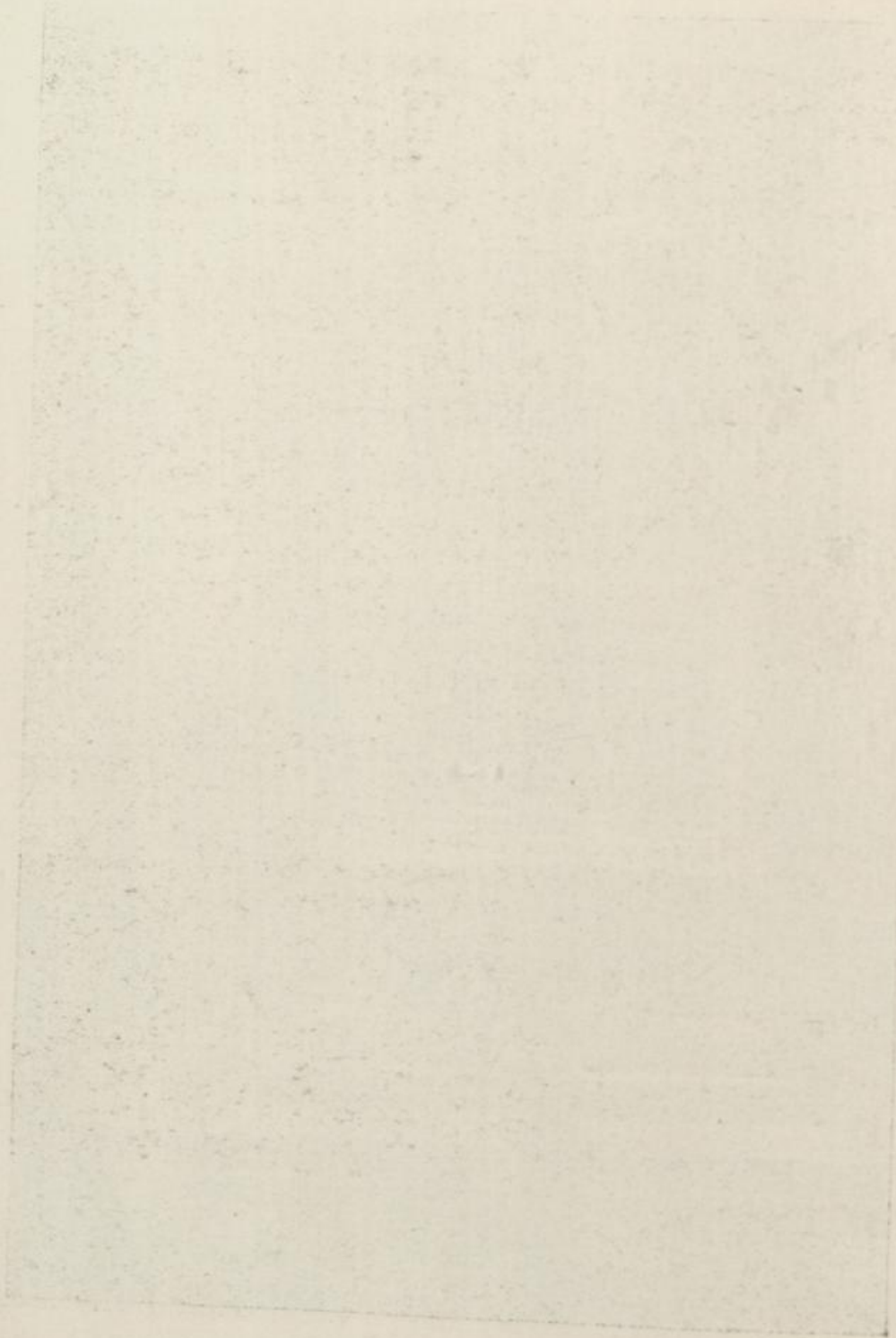
O. Pn.

Bücherschau

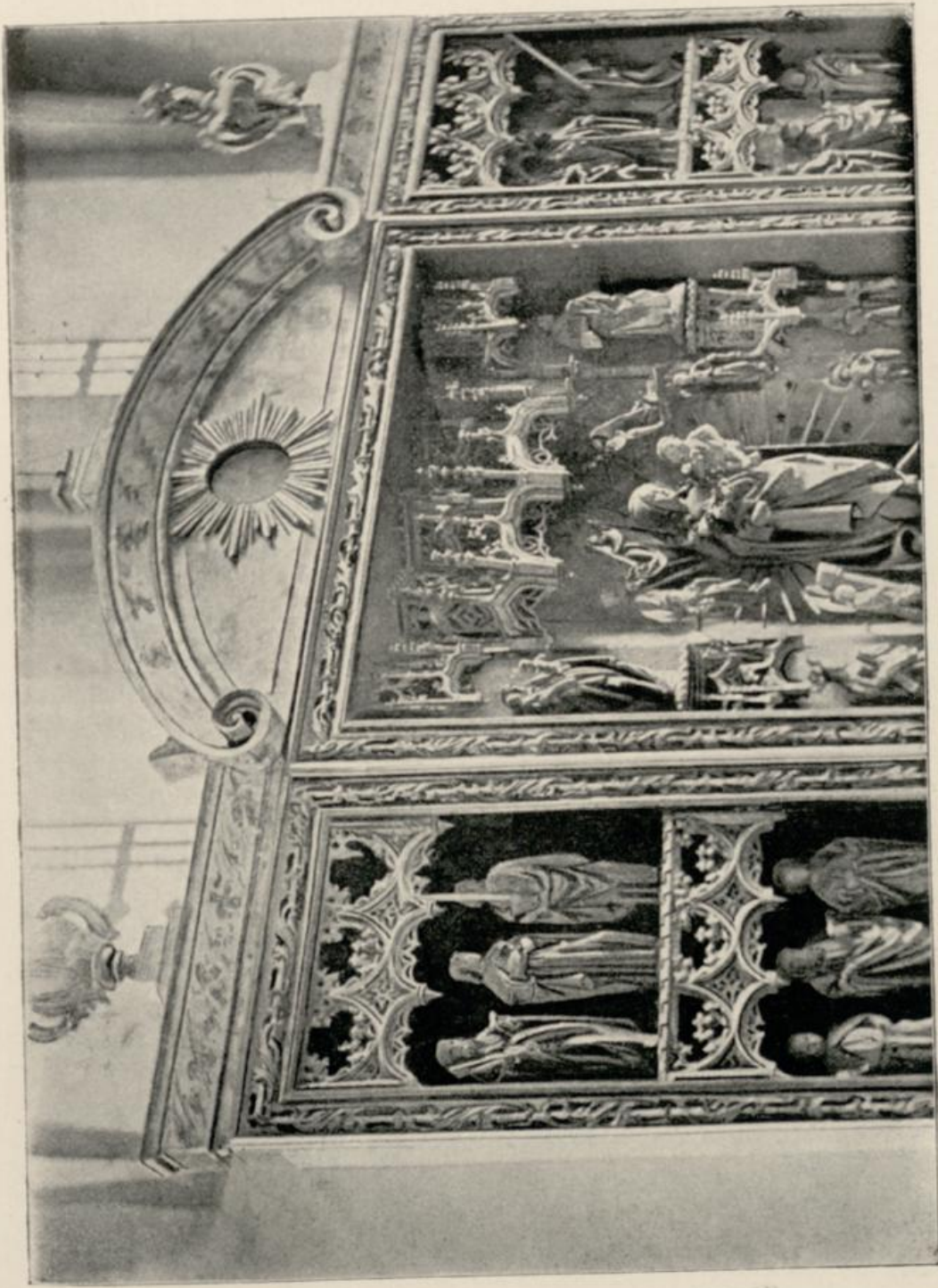
Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.
 Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.



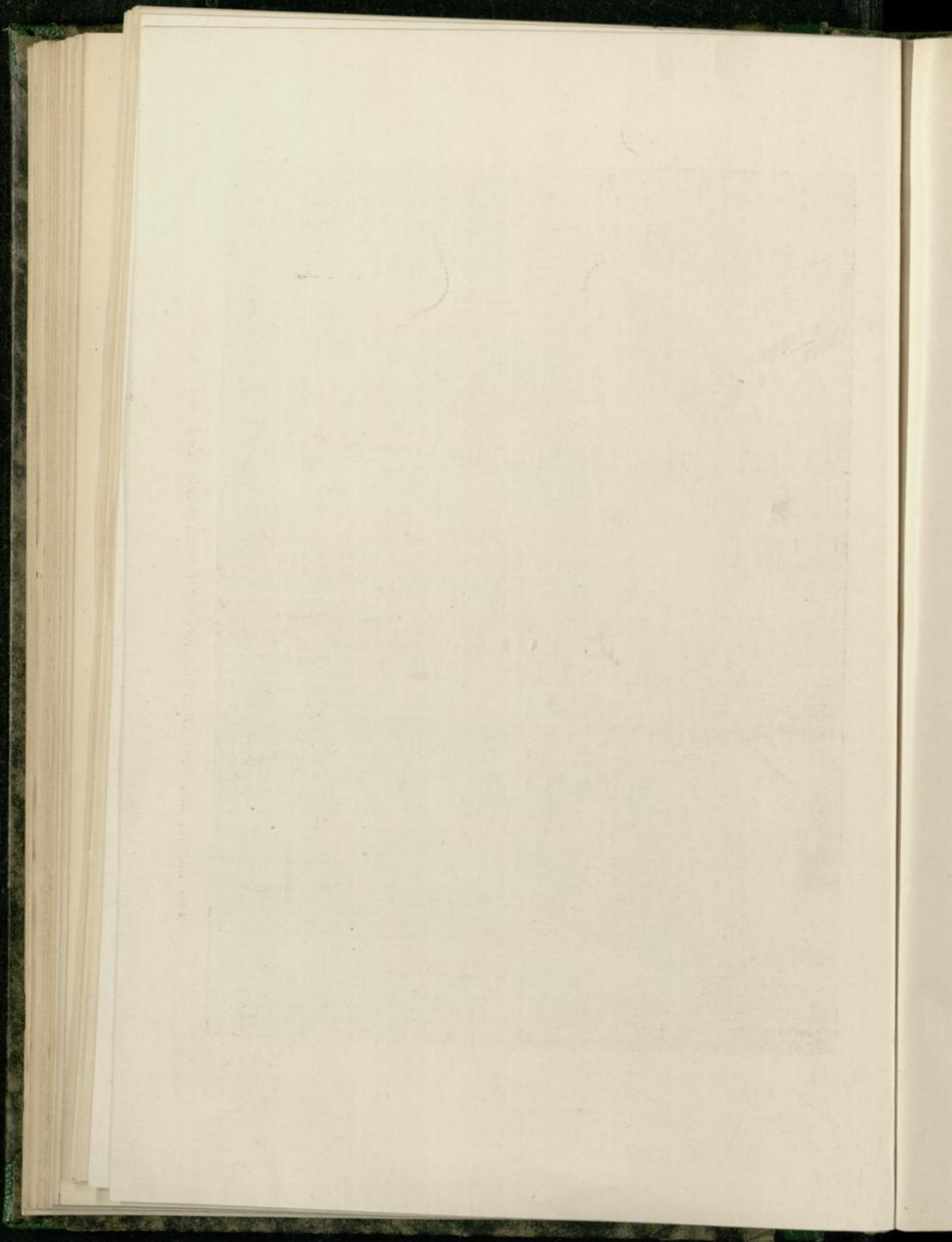
Der Hochaltar der Marienkirche in Strausberg (seit 1818.)



THE UNIVERSITY OF CHICAGO PRESS



Der älteste, aus dem Dominikanerkloster stammende Teil des Hochaltars.



Die Orbede der Stadt Strausberg.

Von B. Seiffert.

Die älteste Urkunde über diese landesherrliche Abgabe ist vom 29. Juni 1352 (Riedel I, 12 S. 495 No. 18); danach quittirt Ludwig der Römer über den Empfang von 30 Mark Silbers, welche Rat und Gemeinde von Strausberg ihm schon am Walpurgistage hätte zahlen müssen, und von 30 Mark, die sie erst am kommenden Martinitag schuldig wären. Ebenderselbe überweist die ihm zustehende pensio annua danda am 28. Juni 1354 dem Rat der Stadt Frankfurt, nachdem Friedrich von Lochen seine Ansprüche auf dieselbe freiwillig an den Markgrafen abgetreten hat (Riedel I, 23 No. 98). Sechzehn Jahre lang sollte die Verschreibung Gültigkeit haben; es kam aber schon 1359 zu Zwietracht und Auflauf; weil Strausberg mit der Zahlung im Rückstand blieb, pfändeten die Frankfurter allerhand Vieh weg, und es bedurfte erst der Schlichtung des Markgrafen Ludwig und seines Rates, des Bischofs Heinrich v. Lebus, die am 27. September 1359 in Alt-Berlin die Streitenden einigten (Riedel I, 23 No. 123); „um 60 Mark Silbers hätten die Frankfurter gepfändet, 60 Mark S. hätten die Strausberger „versessen“; fortan aber sollten diese nur 40 Mark in 2 halbjährlichen Terminen an jene zahlen.“

Die Verpfändung der Stadt 1. an Dietrich v. Quitzow für 400 Schock böhmischer Groschen, welche Markgraf Jobst v. Mähren am 5. Dez. 1408 in Berlin unterzeichnete, — Riedel I, 12 Strausberg No. 20 — „mit allen renthen, genyssen vnd zugehorungen, als wirs gehabt haben — — das er friheit haben sol, vngehindert Berneholtz zu hawen zu siner notturft in den Holtzen, die der Stat Strussberg vnd den Burgern daselbst zugehoren. Darczu haben wir Im macht gegeben — ein Sloss zu buwen in derselben Stadt Str. — —“, ferner die Überweisung der Stadt 2. an Albrecht v. Holtzendorff unter den nämlichen Rechten, von Burggraf Friedrich v. Nürnberg am 5. April 1413 vollzogen — Riedel I, 12 Str. No. 25 —, 3. wenn Burggraf Friedrich am 24. Januar 1414 denen

v. Arnim zur Verzinsung ihrer Forderung von 400 Schock aus der Lösung von Liebenwalde die Orbede Strausbergs in Höhe von 40 Schock nebst freier Wohnung, Holzung und Fischerei daselbst verleiht — Riedel a. a. O. No. 26 —, 4. am 1. Mai 1420 sie wiederum an die Familie v. Holzendorf verpfändet — Riedel a. a. O. No. 33 (Perg. Urk. No. 12) — 5. Markgraf Johann dgl. am 16. Februar 1429 an Henning Stroband, Mühlenhauptmann in Spandau — Riedel a. a. O. No. 38 —, 6. derselbe sie am 25. Juni 1431 seinem Hauptmann Hans v. Waldow überweist „für 100 Schock an böhmischen grosshen oder an rheinischen Gulden und drey hundert schock an landswerung — Riedel a. a. O. No. 41 —: alle diese Urkunden stimmen in der Höhe der als Zinsen von 400 Schock zu zahlenden Orbede im Betrage von 10 % des Kapitals so sehr untereinander und mit der Urkunde von 1359 überein, dass man die Angabe des Karolingischen Landbuches, Strausberg sei zu 68 Schock Orbede verpflichtet, stark anzweifeln muss. Es lässt sich nicht absehen, welcher Grund zur plötzlichen Erhöhung der Steuer eingetreten sein sollte.

Im Jahre 1432 unternahmen die Böhmisches Hussiten ihren bekannten Raub- und Verwüstungszug; zu den von ihnen arg mitgenommenen Ortschaften gehörte auch Strausberg — Riedel IV, 1 S. 60 —. Daher befreite Markgraf Johann dasselbe, da es „sölichen gröblichen schaden von der verdampften ketzere wegen leyder emphanen vnd genommen“, auf 6 Jahre ganz und gar von der Orbede, auf weitere 6 Jahre zur Hälfte, am 10. Juni 1432 — Riedel I, 12 Str. No. 42. Pergament Urkunde im Mag. Archiv (Pg.) 14. — Hans v. Waldow wurde aber von ihm dadurch abgefunden, dass er die ersten sechs Jahre „alle jare funff kane klappholcz auss vnsern holczern zu nemen vnd zolefrey fur aderwerg (Oderberg) zu schiffen“ und hernach „alle jare drey kane klappholcz zu nemen“ berechtigt sein sollte — Riedel a. a. O. No. 43 —. Eine Urkunde Johanns vom 5. Juli 1436 sichert der Stadt die auf 12 Jahr verschriebene Abgabefreiheit resp. -herabsetzung, noch einmal auf 8 Jahre zu.

Am 9. Juli 1441 verschrieb Kurfürst Friedrich II. dem Hans v. Waldow die Besitzungen Ludwig Wartenburgs zu Köpnick, Blankenfelde, Buch und in zahlreichen andern Dörfern, doch mit der Bedingung, dass wenn die Güter im Todesfall Wartenburgs frei werden, dann die Orbede in Strausberg wieder dem Landesherrn gehören solle — Riedel a. a. O. No. 48 —. Dass dieser Wechsel bald darauf eingetreten war, beweisen zwei im Mag. Archiv vorhandene, bisher ungedruckte Urkunden; in der ersten, datiert Spandau den 6. November 1447, weist Kurfürst Friedrich den Rat an, die halbjährliche, am Martinstag fällige Rate der Orbede, 20 Schock, an den kurfürstl. Rat Otto v. Slywen zu bezahlen; die zweite, datiert Berlin den 9. Mai 1450, ist die Quittung des Kurfürst Friedrich über 6 Schock, die der Rat auf sein Geheiss von der Walpurgis-Orbede an Achim Sczengker (?) abgeführt hat.

Im Jahre 1450 endlich geschah eine Verpfändung der Orbede Strausbergs auf längere Zeit. Am 31. Dezember 1450 — Riedel a. a. O. No. 52 — überwies der Kurfürst Friedrich 34 Schock Groschen (8 Pfg. der gr.) dem Karthäuser-Convent vor Frankfurt als „jerliche zinse vnd rente in vnd auff vnser stadt rathause Strussberg, als die Orbete von der gantzen stadt, vor thausendt reinische gulden — —“; der Aufforderung des Kurfürsten vom 3. Januar 1451, an die Karthäuser diese Summe in 2 Raten zu zahlen (Pg. 16. Riedel I, 12 Str. No. 53, ebend. I, 23 No. 284) entsprach der Rat von Strausberg durch einen Revers vom 4. Januar 1451 (Riedel a. a. O. No. 54).

Die noch übrigbleibenden 6 Schock Orbede verkaufte der Kurfürst am 16. Dezember 1451 an die Mansionarien zu Lebus für 200 reinische Gulden; die Zahlungstermine waren gleichzeitig mit denen der Karthäuser, „auf Johannis Baptistae tag czu mittensomer vnd vf wynachten“ — Riedel a. a. O. Nr. 55 —; die erste Quittung des „precentor der mansionarien Jacobus lukow“ ist unterm 29. Januar 1452 ausgestellt, eine spätere vom Mansionarius Caspar köler am 25. December 1515.

Von den Karthäusern borgte sich Kurfürst Joachim I. am 14. Juni 1525 — Riedel I, 12 Str. No. 87 — noch hundert Gulden zu den bisherigen 1000 dazu; dass eine Erhöhung in der Orbede Strausbergs eingetreten wäre, davon steht in der Schuldverschreibung nichts; dass auch die Karthäuser keine grössere Rente verlangten, geht aus einem späteren Schriftstück hervor.

Diese Verpfändung der Strausberger Orbede an die Karthäuser vor Frankfurt ist nun die Veranlassung zu mehrfachen Streitigkeiten geworden, die erst durch einen langwierigen Prozess im 18. Jahrhundert ihre Endschaft erreicht haben. Dieselben in ihrem Verlaufe zu verfolgen, soll die Aufgabe dieser Zeilen sein. —

„Anno 1521 am Achtentage Calixti oder am 14. Tage des Weinmonats“, so berichtet der Strausberger Inspektor, Magister Engel, in seinen Annales Marchici fol. 307, „entstand zwischen 8 und 9 Uhr auf den Abend zu Strausberg in Hans Behlendorfs, damals Bürgermeister, Haus ein gross Feuer und brannten neben demselben noch andre 28 Häuser samt den zugehörenden Gebäuden innerhalb 2 Stunden ganz zu Asche.“

Infolgedessen befreite der Kurfürst Joachim I. diese 29 abgebrannten Bürger auf die nächsten 4 Jahr von allen Abgaben und Pflichten; die bisher ungedruckte Urkunde lautet nach einer Kopie im Ratsarchiv folgendermassen:

„Wir Joachim vgg. — — Bekennen — — Alss vnsern lieben getrewen Burgern vnd jnwonern ju vnser stadt zu stravsberg mit
„nhamen Burgermeister kerckow, mathias Tymmermann,

„Burchart Sydow, Huneken, Bernt Blesen, Hans Belendorp,
 „kersten Grawetop, Jacob Schonebeken, Simon Kobitz, andry
 „wynmester, Bastian lyneweuer, Hans wegner, dy Wylmestor-
 „pynnen, Donath Schomaker, Bartholomeus pickert, Dames
 „pottekynne, Michel schmedt, Laurentz Albrecht, paul Vlrick,
 „Matth. Vygel, Peter grauetop, Dietz lentz, lorentz klystow,
 „Hans kruse, Töns Turben, Die Wylkenynne, Michel Dames,
 „Hagen vnd Petër Kerckow jn kurtz vergangener zeit jr hewser,
 „whonungen, hab vnd gutt darjne jn grundt verbrandt vnd jnn ver-
 „derbe kommen sein,

„das wir aus beweglichen redlichen vrsachen mit ansehung vnd
 „billiger betrachtung solichs jres grossen genommen schaden, auch damit
 „sie dester statlicher widerumb pawen: jres schadens erholen vnd zu
 „jrer teglichen Nharunge kommen mogen, gedachten vnsern Burgern zu
 „Strausberg allen vnd jn gemein, so schaden Brandes halben empfangen,
 „vnser Befreyhung vnd sicherung gegeben haben.

„Befreyhenn vnd Sychernn sie auch hiemit jn krafft vnd macht
 „dits briues vier jar lang die negsten nach dato volgend: so uill des
 „auf furstlicher obrickaît an vnns jst, fur die pflicht vnd vnpflicht
 „nichts ausgenommen so sie vnns vnd andern jerlich vnd sunst
 „von sich geben sollen nicht zuorreichen noch zugelten,
 „dartzu vnser sicher frey vhelich vnd strack glait vor alle vnd yglich
 „ir schuldiger vnd glawbiger obbestimte zeit vber der schuld halben
 „so vor dem prant gemacht vnd betagt sein gegeben haben jnn krafft
 „vnd macht dits Briues,

„Ermanen deshalb ydermeniglich, geistlich vnd weltlich
 „mit denselben vnsern Burgern jn ansehung jres verderblichen
 „schadens gedult zu tragen vnd mitleiden zu haben vnd begern
 „daruff von allen vnd yglichen Richtern, geistlichen und weltlichen, so
 „hirmit angelant vnd besucht werden, von den geistlichen gutlich Syn-
 „nende, den vnsern weltlichem Ernstlich gebietend, Ir wollet vber
 „vnser Burger vnd Inwoner zu Strausberg jn mittler Zeit
 „nicht richten noch jre guter bekommen. Sonder sye diser vnser
 „freyhung vnd glait stet, vest vnd vnuerbrochen die zeit aus geniessen
 „vnd geprauchten, daran thun — — —, zu urkundt — — vnd Geben zu
 „koln am Sontagk nach Luce euangeliste anno etc. m. vicesimo primo“
 (20. Oktober 1521).

Ob auf Grund dieses kurfürstlichen Gnadenbriefes, oder auf be-
 sondere Bitten des Rates, das sei dahingestellt; jedenfalls erliessen
 die Karthäuser mit Rücksicht auf den grossen Brandschaden
 der Stadt jährlich 8 Schock von den 34 Schock Orbede, wie das
 aus einem regen Briefwechsel im Jahre 1528 ersichtlich wird, und zwar
 auf 5 Jahr. Nach diesem Zeitraum betrug der Erlass nur noch

4 Schock, so dass nunmehr die Strausberger jährlich noch 30 Schock zahlen sollten. Der Prior der Karthäuser schreibt d. d. Frankfurt den 25. Februar 1526:

„Lieber Er Burgermeister. uff eur nechst anbringen von wegen
 „eins Ersamen Rats von Strussberg, Inn betrachtung eurs genommen
 „schadenss und unvermogens. wollen wir hinfürder von euch der ver-
 „schrieben urbete halben. vom hundert. nicht mehr dann funff nehmen.
 „nemlich alle Jar 30 schock und euch vir schock nachlassen
 „doch one schaden vnsers gnedigsten hern und sein gnad. vorfaren
 „verschreibung, und das Ir uns dess seiner k. f. g. schriftlichen schein
 „brengt das sulchs sein g. wille und vulbort sey, act. sontags Remi-
 „niscere anno d. 26.“

(Eine Quitanz über 30 schock „fso sye den Hochgelarten hernn der universitetd jerlich schuldich synt zu geben“, d. h. eben den Karthäusern, die als Professoren an der Universität Frankfurt Vorlesungen hielten, entbehrt leider der Jahreszahl; ist erst nach 1540 zu setzen).

Als nun aber ein neuer Prior erwählt wurde, welcher wiederum die alte Orbede von 34 Schock entrichtet verlangte, da wehrte sich der Rat mit Händen und Füßen, machte aus der Gnade eine Berechtigung, einen Anspruch und wollte durchaus nicht mehr als 26 Schock zahlen; die von den Karthäusern zum Empfang des Geldes hergesandten Brüder mussten obendrein noch allerlei Schmähungen über sich ergehen lassen. Wie sich die Angelegenheit weiter entwickelte, zeigt nachstehender Briefwechsel:

1. Schreiben des Karthäuserpriors an den Rat von Strausberg.
 22. Mai 1528.

„In Cristo Jesu Myn und mynen medebrotheren innyghe beth tzu
 „voren und in allen tzyden willighen bereden denst Achbaren unde
 „vorsichtigen heren euch ist wol inwetzen dass ich am latesten iuch
 „vorantworde unness G. h. korforsten breff van den nastanden tzynssen
 „halben wass smeliche und vorhonliche worth ich myt mynen brother
 „moste liden tzuu horende van eughen Borghermeyster ist euch alle
 „wol wytlich Byn der orsache halben myth rade myness Conventess
 „tzume anderen male klacht tzuu donde an unsen g. h. und tzuu sup-
 „pliciren dass syne k f g mochte vorfordern, dass wyr van euch unse
 „vulle tzynsse kregghen Nachdeme wyr guthwillich naghelatzen de tzydt
 „lanck fso fsyne k f g van unss hath beghert unde ghebaden Dar upff
 „haeth syne k f g euch ghescreben fso gy in dessem by breff*) wol
 „werden vynden und euch darna tzu richten Gade bevalen langhe fsundt
 „und luckezelich und ewig salich Datum uth dem Carthüss vor francken-
 „forde am Sonnewende vor Trinitate Anno 1528.

*) ist nicht aufzufinden.

„Arnoldus prior dess Carthuss vor franckenfordt:“

2. Supplication des Karthäuserconvents an Joachim I. 1528?

„Durchlauchtigster Hochgeborner furst gnedigster herre und khurfurst unser inniges gebitt, zu gotts allmechtigen guttigkeit myt sunderm vlys sein E k f g sampt unserm besten vermugen zuvoran bereit und geben hiemitt derselbigen E k f g, clagende zu wissen, wie das der rath und Stadt zu straussbergk uns entgegen und khurfurstlicher vorschreibunge Marggrawen friderichenn, hochloblicher gedechnis. 34 schock merck. jerlicher zcynss urbett frevelich vor, enthalten, die sie uns etzlich jar langk geruglich gegeben aber fso die Stadt straussbergk schaden genommen durch feuersnott haben wir uns, E k f g zu dinstlichem gefallen, gegen inen Cristlicher wolmeinunge erziget und 5 jare, alle jar acht schock erlassen, und zugegebenn, und nhu machen sie sich widdersessigk gedencken uns nicht mher dan 26 schock zu geben, das uns nicht leidlich, dan wir haben Irstlich die urbitt vor tausent fulwichtigk golt gulden erkaufft und nachfolgigk ein hundert fl. hernach gegeben. wissen auch E, k, f, g urbitt nicht zu myndern, vilweniger, auss unsser vorschreibung zugehent Ist derhalben an E k f g unsser geflissen bitte In ansehunge unsser gerechtigkeit uns gegen den von straussbergk gnedige hulff zuthun und zu pfandenn lassenn Dan E. k. f. g. hat jungsth an sey uns vorschreiben Innen befolen uns gantzlicher bezalung zu pfflegen der 34 schock und hinderstellige Zcynss in dem sie ungehorsam uns kein bezalung gethan Derhalben wir die hulff billich bitten inhalts der vorschreibung Darumb bey gots allmechtigen guttigkeit — — Arnoldus prior und ganze vrsamelunge.“ —

3. Antwort des Kurfürsten Joachim I., 12. Dez. 1528.

„Joachim p. Churf. zue Brandenburgk etc.

„Vnsern gunstlichen grus zcuorn, Wirdigen vnd andechtigen liebenn getrewenn, Es habenn vnns, vnser liebe getrewenn Burgermeistere vnnnd Rathmanne vnser Stadt Strausbergk, briff furgetragen, etzlich briff, die Ir Inn vnser Cantzellei aussgebracht, Dass sy auch die volle Suma odr orbett, wie sie Euch vorschriebenn sein, ausrichten vnd zcalen sollen, etc. Nun wissen wir vnns derselben bofelh gar nicht zcuerynnern, woll sein wir aber jngedenck, das etwann angezeigtt ist worden, Das sich die von Strausperck solher orbett halbenn, Entlich, von newem, mit Euch vortragen, vnd also, das Ire, Inen, doran, vff vnser gnedig furebitten, vnnnd jnn ansehunge der Stadt, auch aller jczigen, gelegenheit jerlichen Sechs schock, erlassen, vnnnd ann 34 schock bonugigk sein wellet, Das wir dann von Euch gros gefallen getragen, Auch mit den von Strauspergk boschaffet habenn, Euch dieselbigen

„34 schock hinfurdert zu iczlicher geburlicher Zceitt, dweill der wider-
 „kauff stundt, one weiteren abbruch, auch allen vortzug, Reichen, vnn
 „vergenugen sollen, Das sie auch alzo, willigklich angenommen, So
 „habenn sy auch von stundt dorauff ein Reuerssbriff gegeben, welchs
 „wir oder vnser Erben, vnn Nachkommen, marggraffen zu Brandem-
 „burgk solhe Orbett bey Euch freyenn, vnn die Hauptsuma, Dafur sie
 „vorschrieben, abelegenn werden, Das vns alsdann widervmb die gantze
 „volstendige Suma 40 schock, wie von allters herkommen, zucommen
 „sollen, Vnd alzo, die sache allenthalben, Inn Ire krafft gangen, vnn
 „demnach Bogern wir nochmalls, mit ganzem vleis vonn Euch, Ir
 „wolletts bey borurtem vortragk bleiben lassenn, vnn von denn von
 „Strausbergk die 34 schock orbett Jerlichenn, Dweill der widerkauff
 „steht, Inn genuge annemen, vnd Inen vnsernthalben, den guten willen
 „bowaisen, alls wir vns zeugschen vorsehenn wollen, Das gereicht vns
 „zcu bosundernn wolgefallen, Widr vmb mit gunstlichen gnaden gein
 „Euch zcuerkennen, Datum Zcedennick, Sunabends Nach Conceptionis
 „marie virginis Anno etc. 28.

„Ann die Charthuser zu franckfurdt, Die von Strusberg betreffend.“

(Dieser Brief ist nicht klar; die kurfürstliche Kanzlei übersieht dabei, dass die Karthäuser überhaupt nicht mehr als 34 Schock nach dem Schuldbrief zu fordern haben; die 6 noch fehlenden Schock an den 40 der ganzen Orbede haben die Karthäuser nicht nachgelassen, sondern erhielten, wie oben erwähnt, die Mansionarien in Lebus.) —

4. Zweite Supplication des Karthäuserconvents an den Kurfürsten. Dezember 1528.

„Durchlauchtigster — — E. kf. g. sey unser inniges gebette zu got
 „dem allemechtigen zuvoran boreith Genedigster Herre E. kf. g. tragen
 „guth wissen, das uns den kartheusern vor franckfordt auss der Orbette
 „der stadt Straussbergk uff eynen rechten widerkauff 34 schock jerlich
 „vorschryben, dovor unsere vofaren thausent golt gulden gegeben haben,
 „Lauth marggraven friderichen hochloblicher vnd milden gedechtnisse
 „brieff und sigell, welche 34 schock wir auch lange Jar empfangen, Iso
 „haben wir die tzeydt der befryhung in bedrachtung ires genommen
 „schadens, auch gedult gehabt und innen an denn tzynsenn etzlich
 „schock gefellet bis das die 5 jar vorschynnen, uber das hat e. kf. g. an
 „uns geschryben und gesunnen, wir wolten mit den 34 schock jerlich
 „gesettiget sein, wie dan des rathes ubersante der Cantzleyen Handt
 „meldet, Szo sein wir des feles wol zufriden, wyr haben auch nyhe
 „mhe bogereith unser vorschreybung vormagk nicht hoher dan 34 schock,
 „ob nuhe dye summen der orbethe mhe ist, derhalben sie reverssal*)

*) Gegenverschreibung.

„geben, ficht uns nicht an, Aber das ein rath itzundt schreyben
 „thut, als solten dye kartheuser an den 34 schocken acht
 „schock jerlich zufellen bewilliget und gutwilligk ange-
 „nommen und mit den 26 schock sich hetten begenugen, und
 „nuhe eyn ander prior komen will der es nicht geschen
 „lassen, Das vortrages und willung der 26 schock sein wir
 „nicht gestendigk es mochte woll gesunnen und gebetten seyn aber
 „das conventh hat dorein nicht willigen wollen aber des schreybens
 „doruff sich der rath tzeuhet welche copei vorhanden die sie itzundt
 „mit überschicket haben sein wir wol wie obenn gehort zufriden das
 „sie irer bith nach, dobyey behalten werden vnser bogerren und bith ist
 „auch alzo, brieff und sigell lauten auch uff 34 schock, Szo ist an e. kf. g.
 „unser underthenigk und vleyssigk bith e. kf. g. wollen mit gantzem
 „ernste an gemeltem Rath schreyben, das se uns die 34 schock lauth
 „der vorschreybung, auch irer bith nach jerlich sampt den vorsessen
 „und bethageten renthe an verzugk entrichten und keyn unkost der-
 „halben gescheen lassen, Das wollen wir vmb E. kf. g. lang leben und
 „seliges regiren mit unseren gebitte zubitten gevlyssen sein. — E. kf. g.
 „andechtige und gehorsame prior und gantze vorsammlung des Carthaus
 vor E. kf. g. stadt franckfordt.“ —

5. Kurfürstlicher Erlass an den Rat von Strausberg.
 24. Dezember 1528.

„Joachim p. Ugz. Lg., was ir an uns geschrieben habt von wegen
 „der orbete bey euch so etwan von unsern vorfharen den wirdigen
 „unsern liebenn andechtigen prior und gantzen Convent der karthausse
 „vor unser Statt Franckfurt, uf einen widerkauff verschriebenn, haben
 „wir iren gesantten, so alhier gewest, furhaltenn lassenn Darauf sie
 „uns von des Convents wegen ein schrieffliche antwort gegebenn, wie
 „ir daraus zuvernehmen. Nue megen wir uns nicht erynneren, das wir
 „uf euer bericht und ansuchen, ein schriefft an die Cartheuser gethann,
 „Euch ein nachlassunge an der orbete zuthun inn ansehunge euers er-
 „littenen schadens Daruff von inen antwort gefallenn, das sie euch inn
 „Zeit der befreyhunge ein antzal der orbete nachgelassenn, So aber die
 „Zeyt der befreyhunge aus where, wollen sie sich unserer vorfharen
 „brief und Sigel haltenn und nichts daruber begebenn. Demnach habt
 „ir abzunehmen so sie unser herschaft brief und Sigell habenn, das wir
 „inen zur pillickeit daran kein abbruch thun megen, Demnach begeren
 „wir ir wollet dem prior und Convent genanter Carthaus nach Vermuge
 „brief und Sigell solich Summa der orbete zu yglicher Zeit biss zur ab-
 „lassunge uf ir quitantz reichenn und gebenn damit sie unklagkhafft
 „gemacht Daran thut ir unsere gantze meynunge Datum Cöln a. d. Sp.
 „am Dinstage nach Thome Apli anno d. im 28.“ —

Die beiden letzten Briefe begleitete eine nochmalige letzte Aufforderung der Karthäuser zur vollen Zahlungsleistung, damit die Sache ohne gerichtliche Hülfe erledigt würde:

6. Brief des Konvents an den Rat. 27. Dezember 1528.

„In Cristo Jesu. Unsser alle othmodige gebedt tzu voren und
 „willigen berethen denst tzu allen tzyden Ersamen wysen unde vorsichtige
 „herrn upff unssess gnedigesten heren korforsten breff und euess Ersamen
 „Rathess im jungesten an unss ghesanth habe ich uth befele unssess
 „Conventess ew gheantwerdet dar gy ane tzwyffel unse menynghe wol
 „haben uth vorstan, hedden unss ock wol vormeneth dass gy up den
 „bestemmeden rechtach solden haben irschenen vor unssess g. h. k. ff.
 „gherichte klaghe unde antwerdt anghehoret und ghebenn dess nu fso nycht
 „ghescheen ist Der weggen ist unser vulmechtigher dar thu stede
 „gheforderth worden, up dass nyge tzu Suppliciren an unsern G. h. C.
 „ff. welche Supplicacion unser G. h. myth syner C. ff. g. breff an eu
 „ghescreben wyr by unsem bathen eu schicken Ist der weggen unser
 „alle begheren gy willen unss nach unssess g. h. willen unde schryben
 „betalunghe thon, up dass wyr nicht werden vororsachetht eu myt
 „gheystlichen offte werlichen rechte zu vorvorderende und antzuklagende
 „hyr werde gy ane tzwyffel wol tzu trachten hyr myth gade ewichlichen
 „beffalen Amen Datum utz unsem Closter am Daghe Johanniss Ewang.
 „anno d. 28. Pater Arnolduss prior und Gantze vorsamelynge des Cart-
 „huser Closterss vor franckenford. —“

Wohl oder übel haben sich die Strausberger Rats Herrn in das Unvermeidliche fügen müssen; die Jahrgänge 1530 bis 1534 incl. des ältesten Stadtbuches enthalten immer als ersten Ausgabetitel: „den carthusern tho franckenford“ 2 Posten von je 17 Schock mit dem Zusatz: „vnd dit ist die orbede“.*) Das Geld wurde den Herren Karthäusern — sie heissen auch die „Bierherren“ — in einem „penningsack“ oder „budel“ übersandt, auch gelegentlich durch einen nach Frankfurt zum Markt gereisten Bürgermeister übermittelt; zweimal, 1532 und 1534, „vernugt“ der Rat seinen „Census“ mit einem Pferde, das einmal für 20¹/₂ Schock, das andremal für 17 Schock gerechnet.

Zwei Quittungen haben sich aus diesen Jahren erhalten:

1. „Ich brother Arnolduss prior der Carthuss (vor francken-
 „forth upff der) Oder, Bekenne inne unnd myth desser meyner eghen-
 „hanschrift, Dass ich van deme Rathe tzu Strutzebergh habe ent-
 „fanghen 17 schoch orbode unssess Closterss jarliche tzynnze up johanniss

*) Bei dem 2. Ausgabetitel „den Mansionarien tho lubus“ 6 Schock steht: „ist ock orbode“.

„baptiste anno 30 bedaghet hyr umme quitere ich fsie und lathe loss
 „van dessem termyn in dessem scriffen.“ —

2. „Ich Broder Arnolduss p. bekenne myth desser meyner hant-
 „schriff, dass ich van dem Ersamen Rathe tzu Strutzeberch habe
 „entfanghen 17 schock grossenn orbede jarliche tzynde up neghest
 „vorhanghen Trium Regum bedaghet Dar umb saghe ich Dem ersamen
 „Raeth quit leddich unde loss in krafft dessess brivess myth meyness
 „amptess wanlichen Ingheseghel under ghedrucketh datum am myth-
 „wechenn in dem pinxstenn Anno dm. 32.“ (22. Mai). —

Mit dem Jahre 1535 tritt plötzlich wieder eine Änderung ein; ob
 die Persönlichkeit des neu erwählten Priors Petrus den Rat er-
 mütigt hat, aufs neue um eine Erleichterung einzukommen, oder was
 sonst die Veranlassung dazu gegeben haben mag, in der That wurden
 dem Rat seitdem jährlich 4 Schock an der Orbede erlassen. Des Priors
 Schreiben vom 7. März 1535 lautet:

„Inn Cristo Jhu ewig selicheit, Ersamen weysen besondere gönnere
 „als Ir mich dann manchfaltig angelant der verhaftung halben fso Euch
 „vor etlichen Jaren gescheen Inn bedenkung der beswerung fso ewr
 „Stat hegt, auch schaden, den Ir genomen, sulchs euch nochmals lassen
 „widerfharen. demnach wollen wir euch alle Jar, dieweil wir
 „die Orbede by euch uff einen widerkauff haben, vir schock
 „nachgeben, ditz Jar anzuheben. und sollet uns vor die 34 schock
 „fso uns jerlichen verschrieben, 30 gebenn, doch also, das Ir unver-
 „tzogentlich sulch dreissig schock zu iglichem halben Jar, die helfft, Inn
 „unser Closter bestellet, nemlich Inn den Jarmarckten Reminiscere und
 „Margarethe, und last sulch zinss nicht uff einander wachsen,
 „anderss soll sulch nachgeben von nichte sein, doch u. g. h.
 „und seiner g. erben, fso die sulch orbete zu sich brengen und widder
 „abkeuffen, one schaden, euch darnach haben, zu richten. datum Sontags
 „letare anno d. Jm 35.“ —*)

Im Jahre 1538 erfolgte die Säcularisierung des Karthäuser-
 klostern, d. h. der Kurfürst forderte nach Aufhebung des Klosters alle
 demselben zugehörigen Güter, die es bei der Stiftung**) erhalten und
 später zuerworben, als nunmehrigen Eigentum des Landesherrn zurück.
 Nur soviel wurde dem noch bestehenden Convent an „Geld und Deputat“
 belassen, dass für die Notdurft des Leibes gesorgt blieb. Zu diesen

*) Übrigens berichtet Engel Ann. March. fol. 322f.: „A^o 1534 war allenthalben
 grosser Mangel an Wasser und wähere solcher Mangel bis ins 1536. Jahr. Es war
 auch in der Mark Brandenburg allenthalben grosse Theuerung. A^o 1535 war ein
 überaus heisser Sommer und die Pestilenz nahm allenthalben in Deutschland viel
 Menschen hinweg.“ — Möglich, dass diese traurigen Zeitverhältnisse die Karthäuser
 zum Erlass bewogen haben. —

**) Sie geschah nach Engel Fol. 173 am 12. August 1376. —

ihnen fernerhin verbleibenden Einnahmen rechneten die Karthäuser auch die Strausberger Orbede, wie dies folgender Brief derselben beweist:

„In Cristo Jhesu ewig selichkeit, Ersamen weysen, besonder freunde.
 „Euch ist one Zweivell bewust wie unser gnedigst her der Churfürst zu Brandenburg unsers Closters güter eingenomen habe.
 „doch also, das er uns ein genant gelt und deputat zugesaget,
 „därmit wir nottürftigen unss enthalten mogen auch was uns
 „hinterstellig einmahnen mogen, und sind dess willens eur
 „Statt zu gutt was eur Orbete belangt zu uns zunehmen, das
 „Ir Ierlichen uns aussrichtet wie bissher gescheen, von desswegen ist
 „mein gülich ansynnen, wollet gegenwertigen unsern diner die 15-schock
 „uff Trium Regum betagt verantworten, gegen übergebung der quitancien,
 „die Ir bissher by euch behalten habt. Datum Sontags palmarum
 „Anno d. Im 38. petrus der Carthuss vor Franckfurt prior.“ —

In der That ist dieser Posten noch an die Karthäuser übersendet worden, dagegen der Zins für das zweite Halbjahr, „uff Margarete vor-
 taget“, nach Lucie (13. Dezember) an den kurfürstlichen Rat Eustachius v. Schlywen in die „Rentige (Rentmeisterei) v. g. h.“ abgeführt worden, es muss daher während dieser Zeit ein dahin lautender kurfürstlicher Befehl ergangen sein. Man war sich aber, wie es der Augenschein lehrt, weder hier noch dort klar über die Höhe der Abgabe, noch wohin sie endgültig gezahlt werden sollte; bald sinds 40, bald wieder 34 Schock; bald geht das Geld nach Berlin, bald an die „Collegaten“, d. h. die Universitätsprofessoren in Frankfurt, selber; denn dieser Universität überwies im Jahre 1540, nach geschehener Reformation in der Mark, der Kurfürst Joachim II. alle Güter und Einkünfte der Karthause, und auch Strausberg erhielt ein darauf hinweisendes kurfürstliches Schreiben, worin es heisst: „— — Als habt ir die 45 schul-
 „dige Schock*), die ir vorhin den Carteusern geben, aber numals
 „an die Universitet vorweist, schirst zu zahlen, sonst haben wir
 „die schleunige pfandung wider euch bevolhen und weil die Universitet
 „solcher gelder zu besoldung der legenten bedarf, So wollets daran
 „nicht lassen mangeln — — Cöln Sunnabends nach Dorothea Anno 41.“
 (12. Februar). — Ebenso schwankt auch der Posten „Den Mansionarien“; bald wird derselbe bezahlt, bald ist er wieder ausgestrichen.

Rechtlich liegt die Sache in diesem Stadium so: Auf Grund der kurfürstlichen Schenkung hatte die Universität zu Frankfurt dieselben 34 Schock als Orbede Strausbergs zu verlangen, wie vorher die Kart-
 häuser. — Zog nun die Hofrentei der Einfachheit halber diese Gelder ein, wie sie dies z. B. mit dem sogenannten Universitäten- oder Städte-
 gulden that, auf den wir noch zu sprechen kommen, so hatte sie die

*) von anderthalb Jahren.

Pflicht, die Gelder an die Professoren abzuführen. Das that sie aber nicht; sondern Strausberg musste ferner sowohl an die Universität 34 Schock, als auch an die kurfürstliche Rentei 40 Schock, also die volle Orbede, entrichten, obwohl die an 40 Schock fehlenden 6 Schock nach wie vor nach Lebus, und zwar seit 1540 an das dort eingerichtete kurfürstliche Amt bezahlt wurden. Die 34 Schock Universitätsgelder wurden nun freilich „dem Kurfürsten bei der Abrechnung mit der Städtekasse alljährlich an den Schössen gekürzt“, d. h. die Stadt zahlte 34 Schock Schossgelder weniger in den Städtekasten, als sie im ganzen von den Bürgern einnahm. Warum wurden ihr aber nicht auch die 6 Schock Mansionariengelder wiedererstattet? Warum überhaupt diese Weitschweifigkeit im Zahlungsmodus?

Mit einem Wort: da anderweitige amtliche Aktennachweise über diese Anordnung aus jenen Zeiten nicht vorhanden sind, **so bleibt dieser Wirrwarr eben unerklärlich**; weder der Rat des 17. Jahrhunderts, noch der zur Zeit des Direktors Perlitz, welcher den Hauptprozess mit der Universität führte, wusste sich zurecht zu finden, und Perlitz selbst erklärt in seiner handschriftlichen Beschreibung der Stadt Strausberg, dass 1720, als der Prozess in erster Entwicklung war, man von den alten Rechnungen und Papieren keine Ahnung gehabt habe; „erst nachdem er das rathäussliche Archiv und Registratur in Ordnung gebracht, habe er den Zusammenhang der Sache erkannt und gefunden, dass eigentlich Luther der Stadt den Prozess zugezogen habe.“ Nun ja, die wirtschaftlichen Umwälzungen im Gefolge der Reformation sind ganz gewiss schuld an dem Unrecht, das der Stadt unzweifelhaft geschehen ist, wenn sie statt der ursprünglichen Orbede von 40 Schock Jahrhunderte lang 46 Schock zahlen musste. —

Doch kehren wir nunmehr zu der geschichtlichen Entwicklung der Orbedefrage zurück.

Bis zum 30jährigen Kriege muss Strausberg seinen Verpflichtungen gegen die Universität pünktlich nachgekommen sein, denn bis zum Jahre 1618 sind keine Mahnbrieife der letzteren eingegangen; erst mit diesem Jahr beginnt das Drängen derselben auf Zahlung, es waren 1780 folgende Schreiben da: 2 aus dem Jahr 1618, je einer von 1619, 1624, 1626 und 1628.

Am 28. Februar 1635 kam der kurfürstliche Befehl, die „auf 381 Thaler angewachsenen Zinsen zu zahlen“. Die Stadt war aber nicht in der Lage, Zahlung zu leisten, da die Unruhen und Bedrückungen des Krieges die Bewohner bereits mehr als decimiert und ihre Vermögenslage völlig ruiniert hatten; da nun die Orbede so aufgebracht wurde, dass von jedem Hause 7 gr. einkamen, die überwiegende Mehrzahl der Häuser aber verlassen dastand, so war es absolut unmöglich, die erforderliche Summe aufzubringen; ja die noch vorhandenen Bürger weigerten sich

schliesslich, Orbede zu zahlen, und meinten, die Kämmerei habe diese Summe aus ihren Einkünften zu erlegen. Sie wurden indes durch einen Kammerabschied vom 23. November 1644 eines Anderen belehrt; doch erklärte der Kurfürst mit Rücksicht auf die ärmliche Lage der Bürger, (am 16. Dezember 1644) „dass der halbe Teil der restanten in Gnaden erlassen, dess übrigen halber noch weiter Frist verstattet sei, bis der Bürger güeter, darauff die resta hafftten, verkaufft würden“. 200 Thaler von den versessenen Collegatengeldern cedierte die Universität i. J. 1646 an Florian Krumpholtz, Bürgermeister von Wriezen, und dieser erlangte einen Exekutionsbefehl wider die Stadt; der Rat aber remonstrirte, dass „solches Collegatengeldt in Capitali ein debitum allgemeiner „Mittel „Vckermärckischen- vnd Ruppinischen Städte sei; die Zinsen „dafür wolle er wohl zahlen von den Schössen, soweit sie nicht in den „Städtekasten kämen. Die Bürger seien von Anno 1627 hero, biss dato, „mit fast vnzehligenn Krieges Contributionen, exactionen, Brandt- „schatzung, Plünderung vndt anderen Pressuren dermassenn ruiniret, „vndt von Hauss vndt Hoff veriaget, das Sie denn Drittenn theil der „Heuser vndt Bürger nicht mehr in der Stadt hetten. —“ Vergebens versuchte der kurfürstliche Commissarius Friedrich Blechschmidt einen Vergleich herbeizuführen, wonach die Stadt ihre Schuld in vierteljährlichen Raten von 25 Thalern abtragen sollte; Krumpholtz klagte und der Rat war ebensowenig zum Nachgeben bereit, indem er dabei verharrte, „die forderung steckete mit vnter den schössen“. Der Städtekasten wollte aber auch nichts davon wissen, und so erging am 3. Sept. 1647 der Kammergerichtsabschied, „dass die forderung nicht vom grossen „schoss, so in der Städte Kasten gehörig, sondern vom Kleinen Schosse, „wie es auch genennet wird, das ist, orbede, zu zahlen sei!“ Später cedierte Krumpholtz' Witwe die noch restierenden 175 Thaler an den kurfürstlichen Rat Erasmus Seidel in Berlin; mehrere aus den Jahren 1650—54 datierende Quittungen über Teilzahlungen lassen vermuten, dass Seidel zu seinem Gelde gelangt ist. —

Der grosse Recess v. J. 1654 sagt von der „Orböde“: „Dieses gehört in die Churf. Hoff Renthey, solte Jehrlich mit 66 thl. 18 gr. oder 92 fl. 29 gr. 6 Pfg. Märckisch von der Bürgerschaft abgetragen werden, vnd zwart auff zweymahl dess Jahres, alss Walburgis vnd Martini, weil aber die Stadt^a wüeste, trägt es anietze jehrlich nicht mehr, dan etwan 20 th. verbleiben also alle Jahr 46 thl. 18 gr. zurück.“ — *)

Von der Forderung der Universtät ist merkwürdiger Weise kein Wort zu lesen! **)

*) Ein Entwurf besagt: „Resta so Vf der Stadt hafftten: An Churf. Vhrbeyde 728 thl. Vf 158 seint noch quittungen Vorhanden, wollen aber annoch nicht acceptiret werden.“

**) obwohl unter Resta steht: „Der Universitaet Franckfurt an der oder, so in Schossen hafftten, Vndt bey dehnen von Stedten in Abzuge sint, 1101 thl.“

Auf wiederholtes Drängen und Beschwerden seitens der Universität fragte im Jahre 1661 der kurfürstliche Syndicus Doctor Lindtholtz beim Rat an, woher denn eigentlich die Forderung derselben rühre. Stadtschreiber Kalle antwortete darauf am 19. August 1661: „Die Forderung der Universität rühre von der Orbede her, sei durch das „kleine Schoss“, als 7 gr. von jedem Bürger jährlich eingehoben und vertheilt worden in der Churf. Hof-Rentei, der Universität und dem Amte Lebus. Wie die Stadt in gutem Wohlstande*) und aus etzlichen hundert Bürgern bestanden, konnte die Summe wohl auskommen; nachdem aber durch das unselige Kriegerfeuer dieser Ort fast zu einer Wüstenei worden, auch also, dass sie nunmehr kaum aus 50 Bürgern besteht, so doch meistens wüste Häuser wieder aufgerichtet, als kann solches nimmer auskommen. Dannenhero auch S. Ch. D. selbst, in Ansehung dessen von ihrem Antheil als 66 Thlr. so jährlich in die Hofrentei eingebracht werden sollen, über die Hälfte dieser armen Stadt geschencket, auch mit Abführung des Restes, bis die wüsten Häuser oder Stellen, worauf solche Resta haften, verkauft, dilation gegeben. Bei welchem dann die löbliche Universität gleichfalls es nicht anders zu halten Belieben tragen wird.“

Dazu hatte aber die Universität durchaus kein „Belieben“; und als die Stadt später immer wieder ihr „Unvermögen“ vorschützte, erklärte ein kurfürstliches Edikt d. d. Potsdam d. 20. März 1672, dass, wenn auch sonst andre Gläubiger darauf Rücksicht zu nehmen verbunden seien, „die Universität Franckfurt davon eximiret sein sollte, wonach „sich der Magistrat zu Strausberg und andre Städte und Rathhäuser, so „der Universität gewisse praestationes und annuos canones zu entrichten schuldig, gehorsamst zu achten!“ —

So wuchs die Schuld schnell an; im Jahre 1687 forderte die Universität 2000 Thaler, indem sie gleichzeitig zwei „Monitoria S. Ch. D. insinuirte“. Der Rat wandte sich in seiner Not an den Kurfürsten mit einem Bittgesuch, worin es heisst: „— Nun sindt wir allerseits un- „wissende gewesen, wo solche Forderung herrühre, bis wir endlich „Nachricht gefunden, nach welcher wir urtheilen, dass die Praetension „nicht ein annuus canon, sondern vielmehr ein debitum allgemeiner „Mittel u. s. w. Städte sei, welche von denen von hiesiger Stadt auf- „kommenden Schössen dazumal cediret, und sollen wir solche gleich- „wohl nicht weniger bei der Städtekasse einbringen. Damit würde was „das currens von jährlich 40 Thlr. anlangt, der Stadt zu nahe ge-

*) Es ist merkwürdig, wie die Sucht, Strausberg als eine ehemals wohlhabende Stadt hinzustellen, in den Zeiten nach dem 30jährigen Kriege selbst solche Herren wie Kalle ergreift, der doch, nach meiner Ansicht, als Stadtschreiber Gelegenheit genug hatte, ältere Schriftstücke über den armseligen Vermögenszustand der „blutarmen“ Strausberger in Menge zu lesen!

„schehen. — — Hausschoss habe der Kurfürst schon erlassen, Grund- und Pfundschoß auf die Hälfte moderiret; die Stadt sei zum dritten Theil wüst, die Leute arm und hätten sich noch nicht erholet; daher sei es unmöglich die 40 Thlr. jährlich zu zahlen und noch den Schoß bei der Städtekasse. Sie wollten ein Übriges thun und jährlich zweimal 30 Thlr. aufbringen und der Kurfürst möge entscheiden, wohin diese zu zahlen seien; die 2000 Thlr. aber zu zahlen seien sie gar nicht im Stande, davon möchte S. Ch. D. sie allergnädigst befreien.“ —

In der That kam am 12. Mai 1687 die erfreuliche Antwort des Kurfürsten zurück, dass er der Stadt „aus erheblichen Considerationen“ den alten Rest von 2000 Thlr. erlassen habe, jedoch „mit dem Beding, dass sie die neuen Currenten desto richtiger erlegen sollen.“*) Auf welche Weise die Universität für ihre Forderung entschädigt worden ist, ob das überhaupt geschehen, darüber schweigen die Akten; nach 40 Jahren wusste man auch bei der obersten Verwaltungsbehörde nichts davon.

Das alte Spiel fing wieder von vorn an; auch die laufenden Canones zu entrichten war die Stadt ausser stande; da bittet der Rath unterm 19. April 1689 die Universität, „biss zur künftigen Margareten Messe (13. Juli) vns zu dilatiren“, klagt am 16. Juli 1692: „Gott weiss es, dass wir uns bishero mit abführung der Termine gegen unsere hochgelahrten Herren nicht haben richtig halten können, wollen aber selbige künftigen Herbst abzuführen uns nicht säumen; bitten demnach, U. hl. Herren wollen bis dahin mit uns in Ruhe stehen uns mit ihrem Ausrichter**) zu verschonen hochgeneigst belieben;“ doch haben sie am 7. November noch nicht gezahlt und bitten um Frist bis zur Martins-Messe. Man schien endlich der Zahlungswilligkeit des Rates zu miss-trauen, darum musste er auf Grund eines Kammerabschiedes vom 9. Oktober 1693 „eine specification alles ihres rathäusslichen Vermögens ad acta liefern“ und dieselbe auf Weisung vom 21. September 1694 beschwören.

So vergingen 37 Jahre, in denen die Reste wiederum auf 1380 Th. anwachsen. Der Kgl. Rath Wittich wurde deswegen im J. 1724 beauftragt, die Sache zu untersuchen. In seiner Relation bemerkt er:

*) Dieselbe Gnade wurde nach einem Kammerbericht vom 20. Juni desselben Jahres auch der Stadt Müncheberg erwiesen.

**) Dieser Universitätsbeamte hiess auch „Bevollmächtigter oder Procurator“ und war „zur bey Treibung der Zinsen bestellt“. Aus den Quittungen sind folgende Namen ersichtlich: 1644 f. Caspar Ernst Pistoris, 1646—1667 Advokat Sebastian Rhewendus, 1668—76 Christian Fewer, 1677—95 Andreas Welle, 1696 Joh. George Anwandler. — Nach 1776 wurde die „Agentschaft“ einem Berliner Kaufmann Bergius übertragen. —

„dass die Universität seiner unmassgeblichen Meinung nach keine praetension dieserwegen an die von Strausberg wird machen können. Bis 1687 sei alles in Ordnung gewesen, von da an aber habe die Stadt die Urbede wieder zur Hofrente in Berlin zahlen müssen, was laut der Quittungen bis 1723 geschehen sei. Daher sonder Zweifel, der Universität ihr Kapital entweder bezahlet oder auf eine andere Art vergütigt sein muss, sonst sie nicht so lange geschwiegen, sondern sich eher gemeldet haben würden; daher denn auch der Universität von der Stadt solcher Canon nicht zugestanden werden kann. — Er bitte, die Universität abzuweisen.“ Diese, vom Kammergericht am 30. Juni 1724 aufgefordert, eine Begründung ihrer Forderung einzureichen, that dies mit dem Hinweis auf ihre alten verbrieften Rechte und der Bemerkung: „An die Hofrente habe die Stadt auch schon vorher bezahlt; jetzt, wo die Stadt sich weigere, sei sie in weit besseren Umständen, als damals, wo sie pünktlich Zahlung geleistet habe; der Universität Einkünfte seien dagegen so schlecht, dass sie ihre völlige Besoldung nicht erhalten, noch die publiquen Gebäude in baulichen Würden erhalten können.“ —

Der Kammerabschied vom 14. September 1724 besagte zwar, dass die Stadt unweigerlich zahlen müsse, aber sie that es nicht; ja was das Seltsamste ist, der Kriegs- und Steuerrat Lütckens findet das in einem späteren Bericht ganz in Ordnung: „Die Stadt hat ihrerseits sich „wohl in Acht genommen, dass sie keine Orbede nach Frankfurt gezahlt, nachdem sie solche von Jahr zu Jahr nach einem „fixierten hohen Satz zur Hofrente richtig abgeliefert; nach Proportion kommt ihr darin keine einzige Stadt der Kurmark „gleich.“*) — Die Kämmerei-Einkünfte betragen nicht mehr als „600 Th. —;“ der Rat aber that, als ob er von nichts wüsste, wie ein Brief der Universität andeutet (24. August 1754): „Was die canones „Reste anlanget, so können wir unmöglich glauben, dass dero „Archiv in kurzer Zeit so sollte geplündert worden sein, dass „von Ihnen allen Niemandem das Geringste bewusst sein sollte, „wie hochdieselben zu schreiben belieben. Man hat ja sonsten von „Strausberg niemals diese Post geleugnet, sondern sich auf

*) Lütckens „hat in einer Chronique, die einer zu Berlin namens Hafftitius um die letzte Zeit des 16. Jahrhunderts aufgesetzt, gelesen, dass Strausberg dazumal kaum 600 Bürger zählte, da sie doch in vorigen Zeiten eine weit grössere Anzahl Einwohner gezählt hätte. Wenn jetzt (also etwa 1750) alle possessionirten Bürger gezählt würden, so kommen doch nicht mehr als 234 Köpfe heraus.“ — Das Verkehrte der Haftizschen Angabe hat bereits Sternbeck in s. Beiträgen z. Gesch. Strausbergs nachgewiesen. — Dass aber die Hofrente immer noch nicht entdeckte, worin eigentlich der Grund der Verwirrung lag, und dass man schliesslich die Universitätsforderung regierungsseitig zu bezweifeln anfang. ist ganz unbegreiflich. —

„die schlechten Umstände der Stadt berufen und uns an die Städte-Kasse zu weisen gesucht. Wir haben von Hoff aus ausdrückliche Befehlige, unsere Einnahmen ins Reine und die morosos per Viam iuris zu ihrer Schuldigkeit zu bringen. Sollten aber acceptable Termine vorgeschlagen werden, so sind wir bereit dieselben anzunehmen —.“

Dies Schreiben liess der Rat bis zum Jahre 1757 ohne Beantwortung; die Schulden betragen nun schon 2660 rthlr.; 1764 insinuirte der Kriegsrat Niethen den königl. Zahlungsbefehl über 2940 rthlr. Endlich erging am 15. April 1776 die Weisung des Königs an die Universität: „Das von euch eingesandte Gutachten der dortigen juristischen facultet und votam des Professoris Madihn wegen des Strausbergischen canonis haben wir erwogen. Da nun allerdings zu Anstellung des Prozesses wider die Stadt Strausberg überwiegende rechtliche Gründe vorhanden sind, so habt ihr euch ohne weiteren Anstand nunmehr zu streiten. —“

Der Urbede Process 1780—1788.

Die Klageschrift der Universität Frankfurt vom 29. Juli 1780 fasst die Sache dahin zusammen:

„Kurf. Friedrich II. glorwürdigsten Andenkens verkaufte im Jahre 1451 vermöge der Verschreibung dem ganzen Convent und Bruderschaft des Hauses der Barmherzigkeit Gottes Karthäuser Ordens, vor der Stadt Frankfurt belegen, die jährlichen Zinsen und Renten in und auf der Stadt Rathause Strausberg, 34 Schock märkischer Landeswährung, 8 Pfg. auf einen Groschen gerechnet, als die Orbede von der ganzen Stadt Strausberg vor 1000 rheinische Gulden — — — Der Magistrat machte sich vermöge einer zweiten Urkunde zur Entrichtung der Orbede an die Carthäuser anheischig. 1525 hat Kurf. Joachim dazu noch 100 Gulden Münze von den Carthäusern aufgenommen und Wiederkauf innerhalb der nächsten 74 Jahr festgesetzt; wegen der Zinsen dafür hat er die Carthäuser ebenfalls an Strausberg verwiesen.*) 1540 hat der Kurf. Joachim II. das Carthaus mit allen dazu gehörigen Dörfern, Gütern und allen Aufhebungen in allen Massen und Rechten, Einkommen und Nutzungen der Universität zu Frankfurt geschenkt. Dieser Universität competirt daher das Recht, obenerwähnte Orbede von der Stadt Strausberg zu verlangen. Diese hat auch seit der Schenkung bis 1672, also durch eine Reihe von 132 Jahren die Orbede der Universität jährlich bezahlet, obzwar zuweilen nur etwas auf Abschlag, wie das die Acta beim Magistrat ausweisen müssen. Jetzt bestreitet uns der Magistrat die Schuldigkeit zu Entrichtung der künftigen wie der bereits aufgeschwollenen Orbede. — Ihrem Antrage, alle

*) vgl. S. 171.

„Documente und Scripturen und Rechnungen über diese An-
 „gelegenheit zu Ediren, könne sich der Magistrat nach der Dispos.
 „des Cod. fried. P. III Tit. 24 § 3 und nach der Verordnung vom
 „15. Januar 1776 nicht entziehen.“ —

Als nun der König am 2. August 1780 den Editionsbefehl erliess,
 schrieb Bürgermeister Perlitz am 24. August an den Kriegsrat Adler,
 um durch denselben die Erlaubnis zur Führung des Prozesses bewirken
 zu lassen: „Weil nun gegenwärtig“, heisst es darin, „diese Urbedegelder
 „an die Domänen-Kasse bezahlet werden und wir solche nicht an 2 Orten
 „zugleich zahlen können, so sehen wir uns gedrungen, uns in diesen
 „Process einzulassen. Wie es gekommen, dass diese Urbedegelder
 „nun wieder an die Domänen-Casse bezahlet werden müssen,
 „können wir nicht bestimmen, und haben darüber noch nichts
 „in den Schriften auffinden können. —“

Auf abermalige Verfügung des Kammergerichts vom 15. September
 übersandte der Magistrat an seinen Advokaten Amelang sämtliche
 Papiere, laut der Designation 67 Nummern. Die Universität verlangte
 jetzt 4000 Thaler, meinte auch, weil die Stadt nach der Schenkung von
 1687 nicht pünktlich die currente Urbede gezahlt habe, so sei dadurch
 die Schenkung überhaupt aufgehoben und auch diese 2000 Thl. noch zu
 zahlen. Dagegen verwahrte sich Perlitz: „Die Schenkung könne niemals
 „rückgängig gemacht werden; die andern Reste könne aber die Stadt-
 „kasse nicht zahlen, ultra posse nemo obligatur, sie befinde sich in den
 „armseligsten Umständen. Die Domänen Cammer müsse für die
 „Stadt eintreten, da an diese die volle Summe von jährlich
 „66 Thl. 16 gr. entrichtet worden sei.“

Weil der Fiskus erklärte, dies nicht thun zu wollen, machte das
 Gericht den Vorschlag, die Universität solle die Reste bis 1780 incl.
 niederschlagen, dann aber die Stadt statt 40 Thaler nur 30 jährlich
 entrichten. Diesen Vorschlag wiesen ihrerseits die Stadtverordneten und
 Gewerksältesten zurück, „weil sie der Stadt keine neue Last aufbürden
 wollten.“

Am 14. Oktober 1782 erging die Sentenz des Kammergerichts:
 „1. Die Reste bis 1686 hat die Universität nicht mehr zu fordern.
 2. Die Rückstände von 1687—1782 nebst 5 Prozent Zinsen sind (mit
 Abzug von 100 gezahlten Thalern) innerhalb 6 Wochen zu entrichten.
 3. Jährlich sind fernerhin 40 Thl. zu zahlen.“ Die hiergegen eingelegte
 Appellation wurde am 31. März 1783 verworfen, jedoch „Particular-
 zahlungen gestattet, jedes Jahr ausser der laufenden Summe noch 2
 Jahresrückstände, also in summa 120 Th.“

Man erkundigte sich nun bei den benachbarten Städten, was die
 eigentlich an Orbede zahlten, und wohin; die bereitwillig erteilte Aus-
 kunft ergab, dass Müncheberg 30 Thl., Eberswalde 56 Thl. 16 gr., Bernau

56 Thl. 14 gr., Wrietzen 50 Thl. 16 gr., Fürstenwalde 33 Thl. 8 gr. an die Churmärkische Domänenkasse zu zahlen hatten, alle viel weniger als Strausberg, und nunmehr beschloss die Bürgerschaft, beim Könige dahin zu petitioniren, dass die Sache niedergeschlagen oder die Universitätsforderung aus einem königlichen Fond gezahlt würde. Ausser den Kosten für ihren eigenen Verteidiger, für die Termine u. s. w. hatte die Stadt am 10. Juni 1784 auch die Kostenrechnung für den Verteidiger der Universität in Höhe von 132 Thl. 14 gr. 8 Pfg. beglichen; im August wurde der verurteilten Stadt der Landreuter auf den Hals geschickt, um für die unterlassene Abführung der Summe Exekution vorzunehmen; da keine Objecta executionis vorhanden waren, zog er wieder ab.

Im Dezember desselben Jahres schrieb nun die Domänenkammer: „Man sähe ein, dass die Zahlung der Reste viele Familien ruiniren würde, das könne man nicht nachgeben. Man solle aber vorerst ausmachen, von welcher Zeit ein jeder Besitzer eines Bürgerhauses die Rückstände schuldig sei, und nachforschen, wie viel Courant die ehemaligen 1000 Gulden betragen haben mögen.“ Auf letztere Anfrage antwortete Perlitz, dass nach Mylii Corp. Const. March. ein Gulden ungefähr 20—21 gr., ein Schock 40 gr. oder 1 Thl. 16 gr., 1000 fl. also 833 Thaler sein möchten.

Endlich kam am 19. Dezember 1785 ein Kommissions-Termin zu Strausberg zustande, um zu beraten, wie alle Gelder ohne Ruin der Debenten beizutreiben wären; den Vorsitz führten die kgl. Kriegsräte Schwieger und Scholz, Deputirter der Universität war Prof. Hansen, und ausser den Magistratsvertretern Perlitz, Prawitz, Katzky nahmen 3 Stadtverordnete an der Sitzung teil. Zuerst äussert in dem darüber aufgenommenen Protokoll der Rat seine Meinung dahin: „Die „Bürgerschaft, von der doch die Gelder eingesammelt werden „müssten, befände sich notorisch in den dürftigsten Umstän- „den, seien meistens Tuchmacher, welche die Lieferung für die königl. „Armee hätten. Dafür gäbe es einen bestimmten Preis, wenn auch die „Wolle teurer werde. Das würde die Leute ruiniren; die Stadt bezahle „dann 106 Th. 16 gr.; andere, grössere Städte lange nicht so- „viel, wie Strausberg allein an die Domänen-Kasse. Schon „1694 habe der Rat beschworen, dass sie nicht vermögend wären, etwas „zu zahlen, und deshalb sei die Einforderung unterblieben; „wenn man gar die alten Reste, die auf wüsten Stellen hafte- „ten, bezahlen sollte, so könnte man es doch nicht von denen „verlangen, die neu aufgebaut hätten.“

Der Vertreter der Universität will aber bloss wissen, „ob ein Ob- „jectum executionis vorhanden sei; der Landreuter hätte bei jedem ein- „zelnen Bürger pfänden müssen, einige von den Tuchmachern würden

„schon etwas gehabt haben. Man müsse sich daher jetzt an die Güter
 „und Einkünfte der Bürgerschaft insgesamt halten. Das seien 1. die
 „Landkaveln, 300 Morgen gross. 2. Die Bürgerheide, die jährlich 50
 „Thaler für Nutzholz und Kaufmannsgut einbringe. 3. Der Kämmerer-
 „Überschuss, der in den Jahren 1777—83 etwa 95 Thaler betrage.
 „4. Das Bürger-Deputatholz; das seien, wenn jeder Bürger 2 Klafter
 „eichen, und 4 Klafter fichten Holz erhalte, 494+988, also 1482 Klaftern.
 „Es brauche auf eine Klafter nur 1 gr. 11½ Pfg. Steuer gelegt werden,
 „so könnte das den Bürgern nicht schwer fallen und vereinige sich
 „diese Absicht sehr wohl mit der Erhaltung der Stadt Wohlfahrt.“

Während der Mittagspause trugen die 3 Stadtverordnete diese Vor-
 schläge der Universität der schnell einberufenen Bürgerschaft mit; als
 sie aber am Nachmittag wieder in der Commissionssitzung erschienen,
 erklärten sie im Auftrage derselben: „dass sie in Güte zu Abtragung
 „der Urbede nicht das geringste hergeben würden, indem sehr
 „viele nicht einen Groschen im Vermögen hätten, ihr Verdienst äusserst
 „schlecht und ihre Häuser weit über den Wert verschuldet wären. Auf
 „das Holz könnten sie das Geld auch nicht schlagen lassen, weil auf
 „jeden nicht so viel komme; desgleichen sei es mit den andern Vor-
 „schlägen nichts; kurz und bündig, es gehe auf keinen Fall.“ —

Die vorher erwähnte Petition an den König, die Rückstände nieder-
 zuschlagen oder aus einem königl. Fond herzugeben, wurde zwar vom
 Steuerrat Schwieger lebhaft unterstützt, doch fruchtete sie nichts, und
 der Stadtrichter Scholz aus Frankfurt kam auf den Vorschlag, einen
 grösseren Holzverkauf aus der Stadtheide vorzunehmen „behufs eines
 zu bezahlenden Aversionalquantis von 4—500 Rth. Urbede“; die Kr. u.
 Dom. Kammer genehmigte denselben am 18. März 1788.

Von welcher Seite nun zuguterletzt die bessere Einsicht zum Durch-
 bruch gekommen ist, wird wohl ein Geheimnis der Kriegs- und Domänen-
 kammer bleiben; das steht aber fest, dass der Akt der Gerech-
 tigkeit, welcher in der Königl. Verfügung vom 30. Okt. 1788
 geübt wurde, nur ein mehrhundertjähriges Versehen (um
 keinen schärferen Ausdruck zu gebrauchen) der ehemaligen
 Hofrentei endlich gutgemacht hat. Wie mag der Wohl. Ehrsame
 Rat nach den vielen Plackereien tief aufgeatmet haben, als er schwarz
 auf weiss geschrieben las:

„Friedrich Wilhelm p. — — thun hiermit kund und zu wissen,
 „dass wir zum Besten der Stadt beschlossen, der Universität
 „gegen Entsagung aller ihrer Ansprüche sowohl auf die
 „rückständige als künftig fällig werdende Urbeden 1600 Thaler
 „auszahlen zu lassen, laut des darüber mit ihr geschlossenen Ver-
 gleichs — — Berlin den 30. Oktober 1788.“ —

Warum nicht schon längst? —

Anhang über den „Universitäten-“ oder Städtegulden.

Wie schon gelegentlich bemerkt wurde, hatte die Stadt Strausberg ebenso wie viele andere märkische Städte, vierteljährlich einen Gulden an die Hofrentei zu zahlen, der ebenfalls zur Unterhaltung der Universität Frankfurt verwendet wurde. Die älteste Quittung, von Joachim I selbst ausgestellt, ist vom Jahre 1510, Mittwoch nach Trinitatis; im ganzen sind von ihm 8, von Joachim II. aus den Jahren 1536—65 im ganzen 16 Quittungen erhalten. Von 1567 an quittieren die „verordneten einnehmer der Newen Biersteuer“ zugleich über „den gulden zu der vniuersitet zu franckfurt“; Thomas Gategast — 1575, Borchardt Bartelt — 1580, Martinus Stephan — 1583, Jacob Pieterich — 1588, Caspar Müller — 1591, Baltzer Grum — 1601, Sigimundt Schonbrunn — 1604, Sigimundt Woltke — 1620 und Galle Krause bis 1635.

Von da ab hat die zerrüttete Stadt nicht mehr bezahlt; denn als im Jahre 1644 die „Hoff Rentey solche Hebung der Universität ganz in händen stellte“, gab man daselbst an, „dass die herrn von etzlichen Jahren hero mit 24 fl. vorhafft plieben“. Darum forderte der Bevollmächtigte der Universität, Pistoris, den Rat auf, „das vffgewachsene Universitetengeldt richtigk zu machen“, und ein späterer Mahnbrief des „Rector Magistri vnd Doctores der Churf. Univerisät zu Franckfurth“ setzt im Professorenpathos dazu: „das Sie als fautores literatorum vnd „do bey conservation der Academiae Ihre eigenes interesse in dem Ihre „kinder in solcher geniessen und darinnen ihre studia füglich coliren „können, hierinnen versiret — —, gefälligst zahlen möchten“.

Wie bei andern Verpflichtungen, so liess sich auch hier trotz der Geringfügigkeit der Abgabe der Rat weiterhin säumig finden; manchmal musste von mehreren Jahren aufgerechnet werden, einmal ist eine grössere Schuld sogar durch eine Lieferung von Mauer- und Dachsteinen aus des Rates Ziegelofen zum teil abgetragen worden; im grossen und ganzen aber sind die Quittungen ziemlich regelmässig von Jahr zu Jahr erhalten. Die grosse Lücke von 1693 bis 1753 erklärt sich aus dem Umstände, dass weil der Rat 1694 sein Unvermögen, die Collegatengelder zu zahlen, gerichtlich beschworen hatte, man aufhörte, auch diese Forderung einzumahnen.

Von 1776 bis 1810 erfolgte die Zahlung des Städtegulden an die „Agentschaft in Berlin“, dann aber wieder an die Universität selbst, und nach ihrer Verlegung in die Hauptstadt Breslau an den Rendanten der mittelmärkischen Güter und Einkünfte der nach Breslau verlegten Universität von Frankfurt; später, seit etwa 1822 nahm die Regierungskasse die Gelder in Empfang.

Am 31. August 1851 löste Strausberg den Städtegulden mit 63 Thaler Kapital ab und der Fiskus begab sich aller seiner Rechte darauf.

Wann die Zahlung der 6 Schock oder 8 Thaler Mansionariengelder an das Amt zu Lebus aufgehört hat, habe ich bis jetzt aus den Akten nicht erforschen können; nach Sternbeck ist dies einige Jahre vor 1880 geschehen.

Bericht über das Urnenfeld bei Nichel.

Kreis Belzig.

Von Robert Mielke.

Das Dorf Nichel liegt am Nordabhange des dem hohen Fläming vorgeschobenen Plateaus, das sich halbinselartig in die meilenweite, von der Plane und der Nieplitz durchflossene, Sumpfniederung hineinschiebt

und das von dem Städte-Dreieck Niemeck, Treuenbrietzen und Brück in seinen äussersten Punkten bestimmt wird. Die auf dieser Höhe gelegenen Ortschaften sind nach Aussagen der Bewohner reich an prähistorischen Fundstätten; auch bei dem Dorfe Nichel sind bereits mehrfach Urnen an das Tageslicht gekommen, die aber in landesüblicher Weise „zertöppert“ wurden.

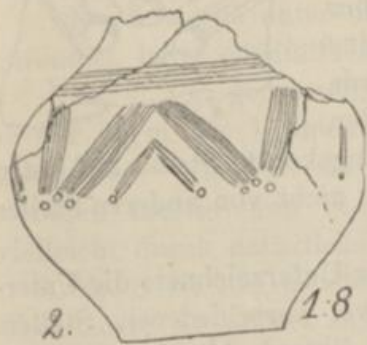
Die neue Fundstelle liegt etwa 1 km südöstlich von dem Dorfe auf dem Teil des „Mordelbergs“, der den lokalen Namen „die drei Ruten“ führt. Der Mordelberg fällt nordöstlich mit einem etwa 20 m hohen, ziemlich schroffen Abhang nach dem grossen Sumpf ab, nach Südwesten trennt ihn eine flache Mulde, das „Bresenthal“, von den weiter



ansteigenden Flämingshöhen. Da diese Mulde, insbesondere die nach Treuenbrietzen zu gelegenen, niederen Verästelungen früher sumpfig waren und auch heute noch bei hohem Frühjahrs-Wasserstand über-

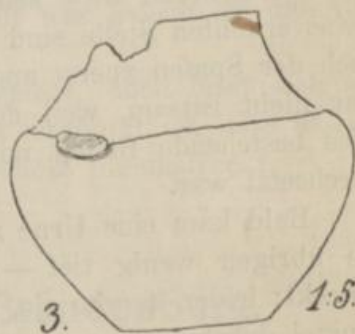
schwemmt sind, da ferner das nordwestlich abschliessende Dorf Nichel in einem von einem Mühlenfliess*) durchflossenen Einschnitte liegt und der Südosten sich flach in das weite, Treuenbrietzen umgebende Luch verliert, so ist das ganze Gelände in prähistorischer Zeit eine Insel gewesen, die wahrscheinlich noch manches Urnenfeld birgt.

Im Herbst 1897 sind beim Abholzen des dem Besitzer Matthes in Nichel gehörigen etwa 30jährigen Kiefernbestandes mehrere Urnen zu Tage gekommen, die — teils zertrümmert, teils erhalten — von dem Büdner Heese von Nichel in Verwahrung genommen und dem Märkischen Prov.-Mus. zur Verfügung gestellt wurden. Nach dem Bericht des Finders Heese stand Urne No. 1 (s. Abb. 2) auf einem etwa 50 cm lg. und ebenso breitem Granitgeschiebe und war mit einem flachen scheibenartigen Stein zugedeckt. Sie ist aussen schwarz, mit leichtem Glanz, oben und unten verengert und mit linearen Verzierungen und Tupfen versehen.



Urne No. 1.

Unweit dieser standen zwei kleinere Urnen, von denen nur eine (Abb. 3) leidlich erhalten ist; sie ist von ähnlicher aber kleinerer Form, gelblich-brauner Masse, ohne Verzierung, aber mit dem deutlichen Ansatz eines Henkels. Am Hals ist eine leichte Einschnürung bemerkbar, die, von oben gesehen, derart die Henkel umschliesst, dass sie einer elliptischen Form sich nähert. Ausser dem Leichenbrand, der von dem Finder mit dem der Urne No. 1 zusammen- geworfen ist, enthielt sie ein hohles, einen doppelten inneren Kern umschliessendes Steingebilde, das in der Gegend öfter vor-

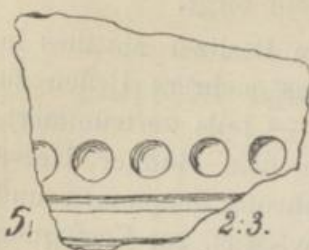


Urne No. 2.

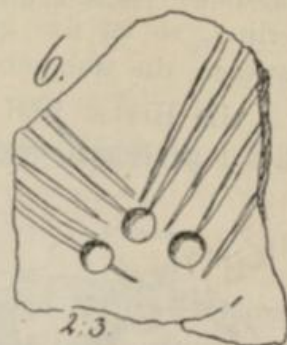
kommen und von dem Finder als „Portemonnaie“, von anderen Leuten der Gegend als „Sympathiestein“ charakterisiert wurde. Es war beim Auffinden zersprungen, lag aber zusammengelegt in der Urne. (Die abgeschliffenen Seitenflächen sind nicht alt, sondern von Unberufenen erst nach der Auffindung zugefügt worden.) Zugedeckt soll die Urne nicht gewesen sein; doch ist es möglich, dass ein weder zu dieser noch der folgenden Urne No. 3 gehörendes Henkelstück einer flachen Schale als Deckel gedient hat. Eine Reihe von Steinen umstand beide Urnen (2 u. 3).

*) Nach in der Mühle noch vorhandenen Dokumenten sollen sich im vorigen Jahrhundert oberhalb derselben kurfürstliche Forellenteiche befunden haben.

Von der dritten Urne sind nur Reste vorhanden; sie lassen auf eine der vorigen ähnliche Form schliessen. Durch die Schärfe der stellenweis überraschend guten Linien- und Tupfenverzierungen fallen einzelne Bruchstücke



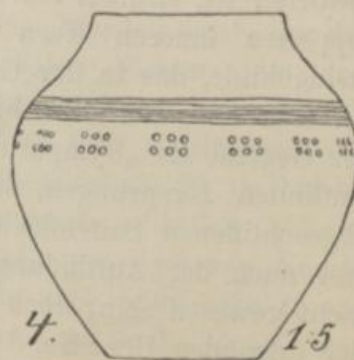
auf (Abb. 5 u. 6). Ausser diesen Funden sind noch an zwei Stellen Brandherde (B_1 und B_2) freigelegt worden, die aber nur geschwärzte Steine enthielten. Später wurde von dem Unterzeichneten



noch eine dritte Stelle (B_3) gefunden, deren angekohlte Steine auf einen Brandherd schliessen lassen können, wenn sie nicht von anderen Stellen dahin verschleppt worden sind.

Mit Hilfe des Büdners Heese begann der Unterzeichnete die Untersuchung des Terrains durch Graben an zwei verschiedenen Stellen. Die in Betracht kommende Rodung, „die drei Ruten“, besteht aus einer viereckigen 360 Schritt laugen und 40 Schritt breiten, unmittelbar dem von Nichel durch das Holz nach Treuenbrietzen zu führenden Fusswege, begleitenden Lichtung, deren Längsrichtung von N.W. nach S.O. geht. Von der höheren Mitte senkten sich beide Enden leicht ab; an dieser etwas erhöhten Stelle sind die beschriebenen Urnen gefunden, hier wurde auch der Spaten zuerst angesetzt. Ein Absuchen nach Steinpackungen war nicht ratsam, weil der ganze, aus einem grobkörnigen, rötlichen Kies bestehende Boden mit faustgrossen, natürlich gelagerten Steinen durchsetzt war.

Bald kam eine Urne zum Vorschein (Abb. 4). Sie stand wie auch die übrigen wenig tief — etwa von einer 50 cm starken Erdschicht bedeckt; leider konnte sie, da sie von einer Wurzel durchwachsen war, nicht ganz gehoben werden, doch war es möglich ihre Form vor dem Herausnehmen zu skizzieren. Am oberen Teil zogen sich 5 parallele Reifen um dieselbe herum, unter denen je 6 Tupfen in Abständen angeordnet waren. Sie war mit einem gänzlich zerbrochenen Gefäss bedeckt, von dem ein Henkelstück gut erhalten ist. Der Inhalt bestand nur aus Leichenbrand ohne irgend eine Beigabe. Unmittelbar angelehnt stand ein flacher Stein, ein kleinerer auf der entgegengesetzten oberen Seite, und in weiteren Abständen lagen 3 kleinere und ein grösserer. Eine weitere



Urne No. 4.

Vorschein.

Die nächsten 4 Urnen standen in der Nähe der zuerst gefundenen. Der Zwischenraum zwischen ihnen betrug etwa 1 m durchschnittlich. Nur 5 und 6 waren näher aneinander gerückt. Es gelang sie mit Ausnahme der letzten, von der nur der Boden gehoben werden konnte, ziemlich vollständig zu heben. Leider fielen während der Nacht Teile derselben ab, doch wird es möglich sein, sie wieder zusammen zu bringen.

Nr. 5 hatte bei der Aufdeckung keine erkennbare Steinpackung, weder stand unter noch neben ihr ein Stein. Ein Deckel war nicht vorhanden.

No. 6 wurde unter denselben Umständen wie die benachbarte No. 5 gefunden, hatte ebenfalls weder Deckel noch Steinsetzung.

No. 7 von grösserem Umfange als die beiden letzten nähert sich in der Form No. 1, doch sind Ornamente bisher nicht zum Vorschein gekommen. Auch ist sie aus gröberem Material gebrannt. Sie war von wenigen faustgrossen Steinen umgeben, doch ganz unregelmässig und vielleicht durch natürliche Lagerung entstanden. Ohne Deckel.

No. 8 ist am meisten zerstört, nur der Boden kam ganz an die Oberfläche; sie nähert sich in der Form der Urne No. 6.

No. 9 ist an einer ganz entfernten Stelle gefunden. Sie ist verhältnismässig gut erhalten und steht in der Form der Urne No. 5 nahe. Auf einer Seite ist ein Henkel deutlich erkennbar. Sie soll schon früher blossgelegt aber wieder vergraben worden sein, wofür der Mangel jedes Steines und Deckels spricht. Der Inhalt war jedoch bei der Aushebung nicht berührt.

Eine weitere Fundstelle ist nicht blossgelegt, doch lässt sich annehmen, dass das Urnenfeld noch lange nicht erschöpft ist, dass es sich namentlich weiter nach dem benachbarten Gehölz hineinstreckt.

Fischerei der Provinz Brandenburg.

(Aus den Sammelkästen des Märkischen Provinzial-Museums.)

(Vgl. Monatsheft IV, 177—182 und 202—206.)

1. Die Berliner Fischerei-Innung, welche zu einem Drittel auf der Oberspree fischereiberechtigt ist, während zwei Drittel des Anrechts auf den Fiskus fallen, hatte das Nutzungsrecht des letzteren durch Vortrag vom Jahre 1869 gegen eine bestimmte Pachtsumme erworben, sich dabei aber auch gleichzeitig verpflichtet, der Errichtung von Wasseranlagen, welche die Behörde genehmigt, nicht zu widersprechen. Bald nach Errichtung des bekannten Badeschiffes an der Schillingsbrücke beanspruchte aber die Fischerei-Innung dessen Entfernung von dem Besitzer, Herrn Pantzier, indem sie eine durch das Badeschiff entstandene grosse Störung und Beeinträchtigung ihres Nutzungsrechtes geltend machte, eventuell solle Herr P. für den der Innung verursachten Schaden eine bestimmte jährliche Vergütung zahlen. Da sich

Herr P. nun aber weder der einen noch der anderen Alternative zugänglich zeigte, so erhob die Fischerei-Innung gegen ihn auf Beseitigung des Badeschiffs, resp. angemessene Entschädigung Klage, wurde aber damit vom Landgericht I abgewiesen, indem letzteres nämlich der Ansicht war, dass die Spree ein öffentlicher, dem allgemeinen Gebrauch dienender Fluss sei, und dass die Klägerin auf Grund ihres speziellen Nutzungsrechts noch nicht berechtigt sei, die Entfernung einer derartigen, von der Behörde selbst konzessionierten Wasseranlage, oder eine Entschädigung für deren Weiterbestehen zu fordern. Klägerin würde sich nur dann mit Erfolg beschweren können, wenn „eine Versetzung des Flusses, welche den freien Gang der Fische hindert“, erwiesen würde. Dies sei aber nicht geschehen. — Die Fischerei-Innung legte hiergegen Berufung beim Kammergericht ein. Dasselbe erachtete jedoch dafür, dass nach alledem das betreffende Badeschiff doch noch keine „Versetzung“ des Flusses in dem landrechtlichen Sinne bilde, und wies deshalb ebenfalls die Klage der Fischerei-Innung zurück. (B. T.-Bl. 4. 4. 1887.)

2. **Ein interessanter Fischzug** lockte gestern vormittag Tausende an die Ufer des Spreearmes zwischen der Insel- und Rossstrassenbrücke. Von hier aus hatte in der vergangenen Woche eine Obstfrau in der Spree einen mächtigen Raubfisch bemerkt. Nachdem alle Vorbereitungen getroffen und insbesondere die Rossstrassenbrücke durch Fischzeug abgesperrt war, rückte man dem Ungetüm von der Inselbrücke aus energisch auf den Leib. Der Zug hatte glücklichen Erfolg, an der Rossstrassenbrücke bekam man das Tier ins Netz. Es war ein Riesen-Wels, wie er seit Jahren in der Oberspree nicht gefangen ist. Das Tier hat eine Länge von zwei Metern und ein Gewicht von 80 Pfd. (B. T.-Bl. 3. 2. 1887.)

3. **Ein Riesen-Wels**, so gross wie die ältesten Fischer unserer Stadt sich nicht erinnern können jemals gefangen zu haben, ist gestern gegen Mittag von dem Fischermeister Herrn Ahrend an der Rossstrassenbrücke in einem starken Zugnetz gefangen worden. Der Riesenfisch hat sich bereits seit mehreren Tagen an der Oberspree gezeigt zum Schrecken der weiblichen Anwohner der Friedrichsgracht, welche, so oft der Kopf des Ungeheuers aus dem Wasser emportauchte, ein Seeungeheuer dahinter vermuteten. Viele hunderte von Zuschauern standen gestern nachmittag, als die Wasserjagd begann, an den Ufern der Spree. Der gefangene Fisch ist $2\frac{1}{2}$ Meter lang und hat ein Gewicht von nahezu 100 Pfund. (Nat.-Z. 4. 2. 1887.)

4. **Welsfang**. Durch den Fang des gestrigen Riesenwelses angespornt haben die hiesigen Fischer unter Führung des Fischermeisters Herrn Arndt gestern nachmittag gegen 5 Uhr ein weiteres Fischtreiben veranstaltet, welches abermals von grossem Erfolge gekrönt war. Es wurde von der Rossstrassenbrücke nach der Oberschleuse zu getrieben und dort das Netz gehoben. Nicht weniger als circa 26 Zentner Bleie fanden sich im Netz vor und ganz unerwartet wurden dabei drei grosse Welse eingefangen, von denen der grösste den gestern gemeldeten Riesenwels an Gewicht und Länge weit übertrifft. Derselbe wiegt 104 Pfund und ist 2 M. 74 Ctm. lang. (Nat.-Z. 5. 2. 1887.)

5. **Ein Riesen-Wels**. Der Fischereigutsbesitzer Rasenack aus Tiefwerder fand in voriger Woche in dem Korbe eines Aalwehres bei Schildhorn

einen so grossen Wels, dass der Fischer, um ihn herauszuholen, denselben erst schlachten musste. Mit Hilfe eines Strickes, welchen er durch den durchgeschnittenen Unterkiefer zog, konnte er den Fisch dann herausbringen. Der Wels war über 6 Fuss lang und wog beinahe 90 Pfund. Herr Rasenack hat ihn ausgeschlachtet und das Pfund für 40 Pfennige verkauft. Das Fleisch war sehr fett. (Anzeiger für das Havelland, Juni 1884.)

6. **Ein Riesenwels** ist am Dienstag, nachts, im Müggelsee, unweit der Wasserwerke, von Arbeitern des Grossfischers Schulz gefangen worden. Der gefährliche Fischräuber, der dem Fischbestande der Oberspree enormen Schaden zuführt, hat eine Grösse von ca. $1\frac{1}{4}$ Metern und wiegt gegen 1 Zentner; der Fang desselben war ein ausserordentlich schwieriger, da das riesige Tier alle Netze durchriss; es entspann sich nunmehr ein wütender Kampf im Wasser, der erst dadurch beendet wurde, dass der Wels mittels Beilhieben getödtet und so ans Land gezogen wurde.

(Berl. Lokal-Anz. 30. 7. 1881.)

7. **Wels-Fang.** Die Spandauer Kietzfischer fingen im März 1886 im Krampnitzer See mit dem grossen Garn einen Wels ca. 6 Fuss lang und 50 Pfund schwer.
E. Friedel.

8. **Ein Riesenwels** ist dem Direktor Herrn August Reiff im Hundekehlen-See an die Aalflöte gegangen. „Ich habe“, so schreibt der glückliche Fischer, „den Fisch, welcher 33 Pfund schwer und 1,43 Meter lang war, im Verein mit dem bekannten Weingrosshändler H. Haussmann gefangen und glücklich an das Ufer gebracht. Als Zeugen waren der Hofschornsteinfegermeister Herr H. Kube, Kanonierstrasse 34 und der königliche Förster Steinhausen zugegen“. (B. T.-Bl. 25. 8. 1889.)

9. **Hechtfang.** Der grösste Raubfisch unserer Spreegewässer, ein gewaltiger Hecht von 1,28 Meter Länge und einem Gewicht von 50 Pfund, ist dieser Tage von den Fischmeistern Gebrüder Dannhauer im Engelbecken zu Berlin gefangen worden. Sachverständige schätzen das Alter dieses seltenen Tiers auf hundert Jahre. Da ein derartiger Fisch viele Jahre auf einer Stelle sitzt und nur beim Raube sich bewegt, so hat sich auf dem Rücken und Kopfe dieses Veteranen ein breiter, dunkler Streifen von Moos gebildet, so dass dieses Tier die Bezeichnung „Bemoostes Haupt“ recht wörtlich verdient. An dem mächtigen Kopfe sind namentlich die Augen auffallend, die an Grösse dem menschlichen Auge gleichkommen; die scharfen Zähne scheinen im Laufe des Jahrhunderts manchem kleineren Fische recht gefährlich geworden zu sein. Nachdem sich das Tier in das Netz verstrickt hatte, glaubten die Brüder Dannhauer, welche übrigens oft bei Unglücksfällen und Verbrechen der königlichen Staatsanwaltschaft Dienste leisten müssen, sie hätten einen Leichnam im Netz. Der stattliche Fisch, an dem sich 50 Personen bequem satt essen können, ist von einem Restaurateur zum Preise von 75 Mark angekauft worden. (Nat.-Ztg. 4. 12. 1886.)

10. **Der Raab.** *Aspius rapax* Agassiz. **Vom Tegeler See.** Im benachbarten Tegeler See tritt jetzt ein unserm Berliner fischliebenden Publikum nahezu unbekannter, dabei höchst wohlschmeckender Fisch, der bis zehn Pfund schwer wird, in Schwärmen vom mindestens tausend Stück auf. Adalbert Kuhn in seinen Märkischen Sagen, Berlin 1843, erzählt Seite 353,

wie die Fischerknechte auf dem Kieze bei Potsdam am Neujahrstage Gaben sammelnd umherziehen, wobei sie u. A. folgende Strophen singen:

„Was wollen wir singen und heben an?

Das liebe neue Jahr!

So wollen wir singen und heben an

Das liebe neue Jahr!

Wollt ihr wissen, wer wir sind?“

Worauf der gesamte Fischerchor mit lauter Stimme ruft:

„Der Blei und der Raab,

Der Hecht und der grosse Kulebarsch!“

Blei, Hecht und den „grossen“ Kulbarsch kennen unsere guten Frauen wohl alle, nicht aber den Raab (vom wendischen „rapa“) oder hochdeutsch den Rapfen. Dieser feiste befinnte Bursche mit dunkeltem Kopf und blutroten Finnen oder Flossen ist's, der sich jetzt in ganzen Geschwadern in den Fischgründen des Tegeler Sees sammelt, um gegen Neujahr in die Havel bis Oranienburg und weiter hinaufzuziehen, woselbst er im Februar laicht. Der stattliche, leider, wie angedeutet, viel zu wenig beachtetē Fisch, der mit dem Netz, einzeln auch mit der Schleife gefangen werden kann, lässt sich auf dreierlei Art zu einem leckern Tafelgenuss zubereiten: blau gesotten, oder wie ein Karpfen mit polnischer Sauce bereitet, oder abgekocht mit klarer Butter und geriebenem Meerrettig. Letzterer Zubereitung, weil sie dem schönen besonderen Geschmack des Raab am meisten gerecht wird, möchten wir den Vorzug geben. Das Tier ähnelt dem Karpfen, nur ist es schlanker, auch fehlen ihm die Bartfäden des Karpfens. Das Fleisch sieht gekocht schön rötlich aus, wie das von feisten Schleien. — Auch die etwas im Rückgang befindlichen, mindestens auf dem Berliner Fischmarkt nicht mehr so ausgiebig als früher vertretenen Stinte treten wieder häufiger auf. Wie massenhaft sie im Tegeler See sind oder doch waren, geht aus folgender den Bewohnern und Umwohnern dieses schönen Gewässers wohlbekanntem Überlieferung hervor. Zur Zeit, als die im See liegende, einige 90 Morgen grosse Insel Scharfenberg noch dem Besitzer Krause gehörte, von dem sie der jetzige Eigentümer Dr. Karl Bolle vor ca. 20 Jahren gekauft hatte, haustē auf dem Scharfenberg eine einzelne Frau namens Wüstenberg, welche, wie man erzählt, eine Art Robinson-Leben einsam führte, und von der allerd hand wunderliche Geschichten im Schwange waren. So wird berichtet, der See sei damals noch so stintreich gewesen, dass die Wüstenberg auf dem Scharfenberg — der beiläufig vor Dr. Bolle ein reiner „Wüstenberg“ war — mitunter von den toten Stinten gelebt habe, welche vom Wellenschlag am Ufer der Insel Scharfenberg ausgeworfen worden seien.

Berlin 10. 12. 1885.

Ernst Friedel.

11. Karpfenfang und Hechtfang in Berlin. Am 3. Febr. 1887 fischten die Berliner Fischermeister Gebrüder Dannhausen an der Kurfürstenbrücke einen gewichtigen Karpfen aus der Spree, der 36 Pfund schwer, 1 m lang war und einen Umfang von 78 cm hatte. Am unteren Mundteil trug er einen Ring, auf dem sich Eingravierungen befanden, woraus hervorging, dass dieser Karpfen im Jahre 1618 zu Haselhorst ins Wasser gesetzt worden war. Am 3. Dezember 1886 wurde von denselben Fischern im Engelbecken

ein Hecht von 1 m 28 cm Länge und ca. 50 Pfund Gewicht gefangen, auf 100 Jahr alt geschätzt. Da ein derartiger Fisch viele Jahre auf einer Stelle sitzt und nur beim Raub sich bewegt, so hatte sich auf dem Rücken und Kopf des Veteranen ein breiter, dunkler Streifen von Moos gebildet.

(Schorer's Fam.-Blatt No. 14. 1891. S. 224.)

12. **Zur Sterletfrage** wird uns von einem augenblicklich in Pozzuoli bei Neapel weilenden Freunde unseres Blattes folgendes geschrieben: Über die Fortpflanzungsfähigkeit des Sterlets in unseren Gewässern, event. über die Lebensfähigkeit dieses kostbaren Fisches in einem Landsee, dürfte hier leicht Auskunft zu erlangen sein. In den 20er Jahren, oder im Anfang der 30er wurde vom Kaiser Nikolaus dem König Friedrich Wilhelm III. eine Sendung lebender Sterlets durch ein Schiff nach Stettin zugänglich gemacht. Diese Fische wurden in den Möncholk-See gesetzt, der im Kreise Greifenhagen beim Dorfe Woltin, Oberförsterei Klütz, liegt. In den 40er Jahren wohnte einer meiner Freunde, dem ich diese Einzelheiten verdanke, einer Befischung des Sees bei, die unter Aufsicht einiger Regierungsbeamten aus Stettin durch den Fischer Laade bewirkt wurde. Das Ergebnis war ein gutes, doch wurden nur grosse, augenscheinlich alte Fische gefunden.

(Berl. Tagebl. 6. April 1888.)

13. **Barbe, *Barbus fluviatilis* Agassiz — Rogen giftig.** Freienwalde a. O., 4. April. (Priv.-Mitt.) Der Rogen der sonst schmackhaften und leicht verdaulichen Barbe zeigt sehr häufig giftige Wirkungen. So ist hier kürzlich wieder ein Fall vorgekommen, wo infolge solchen Rogengenusses vier Stunden nachher sich furchtbares Erbrechen einstellte. (Voss. Ztg. 5. 4. 1887.)

14. **Über eine sichere Fischangel mit „Zauberkräft“** vgl. Zeitschrift „Der Bär“. XIII. 1887. S. 281.

15. **Über Berliner Fische** und deren Fang enthält die Nat. Ztg. vom 21. Okt. 1883 einen interessanten Artikel.

16. **Um den Fischbestand** zu vermehren sind von dem Fischermeister Mahnkopf in Spandau in der vorletzten Woche im Tegeler See und in der Oberhavel etwa 5½ Zentner junge Zander im Gewicht bis zu ein Pfund und etwa 15 000 Stück Karpfen bis zu ¼ Pfund ausgesetzt worden. In den Rheinsberger Seen ist von Herrn Mahnkopf mit dem Aussetzen von Fischen der beste Erfolg erzielt worden; es haben Zander, welche vor 3 Jahren etwa 1½ Pfund wogen, jetzt bereits ein Gewicht bis zu 8 Pfund erreicht.

(B. T.-Bl. 30. 1. 1884.)

17. **Das Angeln in der Spree** ist immer noch eine gewinnbringende Beschäftigung. Ein sonst wenig vom Glück begünstigter Angler fing dieser Tage einen fünfpfündigen Blei auf dem Flossholz gegenüber dem Eierhäuschen. Es bedurfte der Hilfe eines zweiten Anglers, um den mächtigen, fast einen Fuss breiten Fisch mit dem Käscher herauszuheben. Das Angeln hat seine Kunst. Man schüttet weissen Sand auf den Grund und darauf gekochte Erbsen, Reis, Gerste u. s. w. zum Anfüttern. Der Angler muss früh um 3 Uhr etwa aufstehen, denn nach 7 Uhr ist wenig mehr zu machen. Bei Regen und Wind sind die Aussichten geringe, nach dem Regen gute. Für jede Art Fische hat er seine besonderen Köder und seine besonderen Angeln. Auf gewisse Fische angelt er nur zu gewissen Jahreszeiten. Zum

Angeln fährt er mit einem ganzen Arsenal von Utensilien. Gewisse Fische, wie z. B. der Barsch, ziehen in ganzen Völkern. Diese holt er bis auf den letzten heraus. Die richtige Angelei ist nicht leicht, sie erfordert viel Arbeit, Geduld und lange Erfahrung. (B. T.-Bl. 7. 8. 1892.)

18. **Fischerei in Berlin.** Jahrhundertlang, bis in die Neuzeit, waren Spree und Havel die fischreichsten Flüsse von Deutschland. Vielen Tausenden haben sie frische Nahrung gespendet und zu Wohlstand verholfen. Die Fischergilde in der Mark war stets eine hochangesehene, und noch heute haben sich, wie E. v. W. im „Bär“ konstatiert, die alten Berliner Fischerfamilien rein und in Wohlstand erhalten. Wie am Rhein in gleicher Weise Katholiken und Protestanten am Fasttage oder Freitage ihren Laberdan oder Stockfisch verspeisen, so steht in jedem richtigen Berliner Wirtshaus wöchentlich einmal wenigstens Fisch auf dem Mittagstisch. In jeder guten Weissbierwirtschaft wird nur das Beste dem Gaste aufgetischt, da die Hausfrau selbst dem Küchenwesen vorsteht. Einer der bedeutendsten Fischermeister ist Herr Mahnkopf in Spandau, ein vermöglicher Mann, früherer Artillerist, dem ein ausgedehntes Fischrevier oberhalb Spandau die Havel und in deren Buchten weit hinauf zur Verfügung steht, und dessen Frau in der Zubereitung der Fische, namentlich des Welses, Bedeutendes leistet. Mit dem Aussetzen von Fischen in den Rheinsberger Seen ist von Herrn Mahnkopf der beste Erfolg erzielt worden; es haben Zander, welche vor drei Jahren etwa $1\frac{1}{2}$ Pfund wogen, jetzt bereits ein Gewicht bis zu 8 Pfund erreicht. Auch im Tegeler See und in der Oberhavel sind von ihm vor 3 Jahren $5\frac{1}{2}$ Zentner junge Zander und 15,000 Stück kleine Karpfen ausgesetzt worden. Der Schlachtensee galt früher für einen der fischreichsten Seen der Mark. 1884 machte der Fischermeister Herr Condé zwei Züge und fing damit 80 Zentner Fische, namentlich Bleie und Welse. Das Netz riss fast von der Fülle, und Personenboote, die 20 Personen fassten, waren bis zum Rande mit zappelnden Tieren gefüllt, so dass sie nur wenige Zoll aus dem Wasser hervorragten. Am 3. Februar 1886 fischten die Fischermeister Gebrüder Dannhauser an der Kurfürstenbrücke einen mächtigen Karpfen aus der Spree, der 36 Pfund wog, 100 Zentimeter lang war und einen Umfang von 78 Zentimeter hatte. Am untern Maulteile trug er einen Ring, auf dem sich einige Eingravirungen befanden, aus denen, obwohl sie durch den Rost gelitten, doch hervorging, dass dieser Karpfen im Jahre 1618 zu Haselhorst ins Wasser gesetzt wurde. Der Fisch hatte demnach ein Alter von über 268 Jahren erreicht. Am 3. Dezember 1886 wurde von denselben Fischermeistern im Engelbecken in Berlin ein gewaltiger Hecht von 1,28 Meter Länge und einem Gewicht von 50 Pfund gefangen, dessen Alter Sachverständige auf 100 Jahre schätzten. Da ein derartiger Fisch viele Jahre auf einer Stelle sitzt und nur beim Raube sich bewegt, so hatte sich auf dem Rücken und Kopf des Veteranen ein breiter, dunkler Streifen von Moos gebildet, so dass dies Tier die Bezeichnung „bemoostes Haupt“ wörtlich verdiente. Am 3. Januar 1887 verfolgten die Spreefischer unter Führung des Fischermeisters Arndt ein Ungetüm von der Inselbrücke aus, und man bekam das Tier an der Rossstrassenbrücke ins Netz, aber zwei Fischer hatten Mühe, die schwere Last aus dem Wasser herauszuheben. Es war ein Riesenwels von 2 Metern Länge

und einem Gewicht von 80 Pfund. Ein halb so grosses Exemplar hatten einige Zeit vorher Gebrüder Dannhauser an der Friedrichsbrücke gefangen. Dann wurde von Herrn Fischermeister Arndt ein Fischtreiben in der Spree veranstaltet. Es wurde von der Rosstrassenbrücke nach der Oberschleuse zu getrieben und dort das Netz gehoben. Nicht weniger als 25 Zentner Bleie fanden sich im Netz vor, und ausserdem wurden dabei drei grosse Welse eingefangen, von denen der grösste 104 Pfund wog und 2,74 Meter lang war. Das Stralauer Fischzugfest wird wohl nicht mehr seinen früheren Glanz wiedererlangen. Fischerei en détail mit der Angel wird in und um Berlin überall mit Passion betrieben. Ältere Herren nun lieben solche Fische, wie Wels, Aal, weil sie wenig Gräten haben; die vielen Gräten verursachen ihnen eben solche Unbequemlichkeiten wie der Spruch: „Fischers Fritz frisst frische Fische.“ B. T.-Bl. 22. 11. 1889.

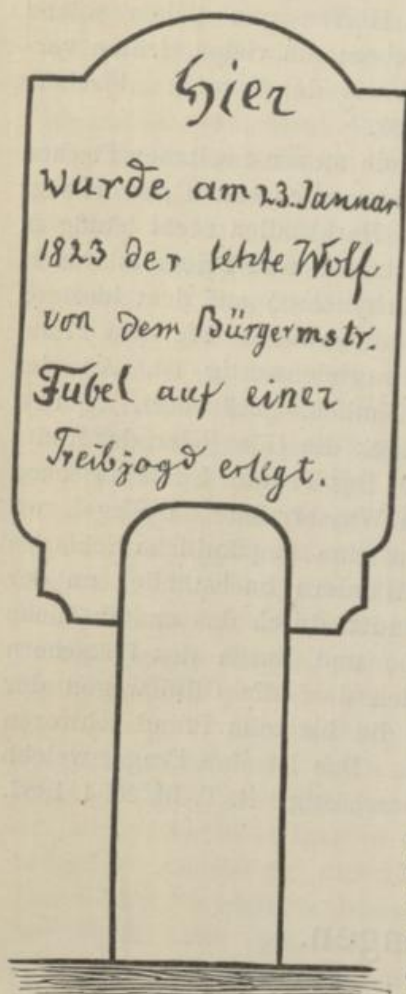
19. **Fischsegen.** Dies Frühjahr scheint gerade an sonst seltenen Fischen gesegnet zu sein. Maränen, ein sonst in Berlin ziemlich selten gewordener Fisch, sind auf den offenen Märkten und in den Markthallen recht häufig in letzter Zeit gewesen. Aus der Elbe in der Altmark und Priegnitz war in voriger Woche soviel Schnäpel (*Coregonus Oxyrhynchus*) auf dem hiesigen Fischmarkt, dass der Preis im Kleinverkehr auf 50 bis 60 Pfg. pro Pfund sank, obwohl der Schnäpel dem jungen Lachs gleichwertig ist. Aus der Stendaler Gegend kommt er, den Bücklingen ähnlich, geräuchert, zu uns. In erstaunlichen Massen tritt in diesem Augenblick die Göse oder der Aland (*Cyprinus Jases*) in unserer nächsten Nähe auf. Das Tegeler Fliess zwischen der Hermsdorfer Brücke und der historischen Wassermühle in Tegel, wo Dietrich von Quitzow seiner Zeit den Berlinern eine empfindliche Schlappe beibrachte, war am 13. d. M. mit laichenden Aländern buchstäblich an der Oberfläche bedeckt, so dass die Vorübergehenden durch das unaufhörliche Schnalzen der vor Liebeseifer wie tollen Fische und durch das Plätschern aufmerksam gemacht wurden. Gefangen werden darf die Göse wegen der Schonzeit augenblicklich nicht. Wie kommen die bis zehn Pfund schweren Fische durch die Mühle in den Tegeler See? . . . Das ist eine Frage, welche unsere heimischen Ichthyologen augenblicklich beschäftigt. B. T.-Bl. 20. 4. 1887.

Kleine Mitteilungen.

Willibald Alexis. In Arnstadt, dem lieblichen, von bewaldeten Höhenzügen umrahmten thüringischen Städtchen, in welchem unser Willibald Alexis das leider durch schwere Krankheit getrübt letzte Viertel seines Lebens zubrachte und wo seine sterblichen Reste ruhen, soll dicht an seinem Sterbeshause, in einer stillen von der Gera bespülten Gartenanlage, unserm berühmten märkischen Dichter und Schriftsteller ein Denkmal errichtet werden. Der Ortsausschuss vertreten durch den Schriftführer Dr. Max Ewert in Arnstadt ersucht die Brandenburgia, ihre Mitglieder und Freunde ebenfalls für die Sache zu interessiren. Beiträge nimmt Herr Kommerzienrat Paetel, Berlin W., Lützowstr. 7, entgegen. — Wir unterstützen den Aufruf gern,

indem wir den Wunsch hinzufügen, dass für W. Alexis auch an der Hauptstätte seines Wirkens, in Berlin, ein äusserliches Zeichen bleibender Erinnerung gestiftet werden möge. In der Nähe des Kreuzberges am Chamisso-Platz ist nach dem brandenburgischen Walter Scott eine Strasse benannt worden, hoffentlich ist der Tag nicht fern, wo ihm, wenn möglich, in den Anlagen des Köllnischen Parkes, nahe dem Neubau des Märkischen Provinzial-Museums ein Denkmal gewidmet werden wird.

Vorstand und Ausschuss der Brandenburgia.



Strausberg, den 7. Aug. 1898.

Lüdicke-Gedächtnis Tafel. Am 8. Dezbr. 1897 verschied in Friesack der dortige Bürgermeister Herr Ferdinand Lüdicke, Vater unsers Mitgliedes Herrn Rechtsanwalt Lüdicke. Herr F. Lüdicke hat sich um den osthavelländischen Kreis und die Stadt Friesack grosse Verdienste erworben, auch bei jeder Gelegenheit heimatkundliche Forschungen unterstützt, wie manchen Mitgliedern der Brandenburgia bekannt. Es soll ihm nun aus Beiträgen seiner Verehrer eine Gedächtnis Tafel im Friesacker Rathaus gestiftet werden. Indem wir dies Vorhaben gern begrüssen und eine Beteiligung auch aus unserm Mitgliederkreise erhoffen, bemerken wir, dass Herr Lehrer H. Gessler, Berlin NO., Strassburgerstrasse 10 Beiträge entgegennimmt und dass etwaige Überschüsse zu einer Lüdicke-Stiftung verwendet werden sollen.

Berlin den 15. August 1898.

Der Vorstand

I. V.: E. Friedel.

Der letzte Wolf in Ober-Barnim. Nebestehende Tafel, Holz, etwa 1,75 m hoch, schwarze Schrift auf weissem Anstrich, befindet sich im Blumenthalschen Walde nahe Strausberg unweit der „Stadtstelle“ an einem Querwege an der Chaussee Wriezen-Werneuchen, mitten im Walde.

Erwin Friedel, stud. med.

Bericht über die 6. (4. ausserordentl.) Ver- sammlung des VII. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 10. August 1898.

Die Teilnehmer versammelten sich auf dem Gartengrundstück des Ausschussmitgliedes Herrn Franz Körner in Rixdorf, Bergstr. 51a, Eingang von der Jonasstrasse.

Die in der weitbekannten ehemaligen Kiesgrube durch die liebevolle Sorgfalt des Besitzers geschaffenen Anlagen prangten, dank der feuchten Witterung, im schönsten hochsommerlichen Schmuck und wurden mit gebührendem Interesse betrachtet. Namentlich die Obst- und Sonnenblumen-Kulturen zeichneten sich durch besondere Gedeihlichkeit aus.

Nachdem die zahlreich Erschienenen im vorderen Teile des Gartens eine Erfrischung eingenommen, versammelten sie sich auf einem hinter der Villa belegenen Rasenplatz, woselbst der I. Vorsitzende Oberbürgermeister Zelle unter Hinweis auf den unersetzlichen Verlust, welchen das Vaterland am 30. v. M. durch den Heimgang des Fürsten Otto von Bismarck erlitten, und auf die Beziehungen desselben zur märkischen Heimat die Versammlung eröffnete. Ein Bildnis und eine Handschrift des grossen Staatsmannes, welche sich auf die von Herrn Franz Körner selbstgezüchtete Riesenspielart der Sonnenblume (*Helianthus annuus cult. Bismarckiana*) bezieht, bildeten den Hintergrund zu den nunmehr gewürdigten Ausgrabungsgegenständen.

Das Museum Körnerianum besteht aus den in den Kiesgruben unseres Mitgliedes zu Rixdorf und Neu-Britz bei den Ausschachtungen gewonnenen geologischen, palaeontologischen und mineralogischen Fundstücken, welche übersichtlich auf Tafeln befestigt und auf Tischen ausgelegt waren.

Auf Ersuchen gab der II. Vorsitzende Geheimrat E. Friedel hierzu folgende kurze Erläuterung.

Bereits zweimal, am 23. August 1893 (*Brandenburgia* II, 95 flg.) und am 22. August 1895 (*IV*, 160 flg.) sind die Stätten, auf welchen die interessanten Schichten des Diluviums sich befinden, einschliesslich der darin gemachten Funde von unserer Gesellschaft besichtigt worden.

Es empfiehlt sich aber, um wissenschaftlich auf dem Laufenden der palaeontologischen Heimatkunde zu bleiben*), von Zeit zu Zeit immer wieder — so wie wir es heute thun — die Ablagerungen und ihre Einschlüsse einer neuen Besichtigung zu unterziehen. Die Fundstätten sind noch keineswegs erschöpft — namentlich gilt dies von den in Betrieb befindlichen Gruben von Neu-Britz — und bringen immer fast Neues, mitunter Überraschendes zur Urgeschichte unserer Heimat an das Tageslicht.

Auch heut ist die Reichhaltigkeit der Ausstellung wieder zu bewundern, namentlich wenn man erwägt, dass Franz Körner eine offene Hand hat und den Bitten der Museums-Vorstände um Abgabe einzelner Seltenheiten niemals auf die Dauer zu widerstehen vermag. Dafür hat aber auch seine Firma einen angenehmen, dankbaren Klang in den weitesten wissenschaftlichen Kreisen. Der Name des grössten Dorfes von Europa — Rixdorf — ist durch die merkwürdigen geologischen Bildungen und ihre palaeontologischen Einschlüsse in der ganzen Welt bekannt geworden und viele Museen des Auslandes in Europa sowohl wie in Amerika freuen sich, von hier — Rixdorf — in ihren Schausammlungen interessante Belagstücke, insbesondere für das Pleistocän und seine Entstehung aufweisen zu können. Meist ist Herr Franz Körner hierbei unmittelbar oder mittelbar beteiligt.

Über die Entstehung und das Alter der Rixdorfer Kieslager in den Rollbergen daselbst, woher die hier ausgestellten Funde stammen, existiert eine so weitschichtige Litteratur, dass ihre Spezialisierung mehrere Druckseiten ausmachen würde. Es genüge, wenn ich auf die Angaben unseres ersten Schriftführers Dr. Zache (Brdb. II, 95 flg.) und die noch ausführlicheren verweise, die ich bei Gelegenheit der Würdigung des sogen. Mammuthmenschen (IV, 160 flg.) machte, der sich freilich mit grosser Wahrscheinlichkeit als das Gerippe eines alten Wenden entpuppte.

Auch die städtischen Behörden Berlins beanspruchen ihren Anteil an der Förderung der Kenntnis der Rixdorfer Diluvialablagerungen, insofern, als gelegentlich der Herstellung des von den Gemeindebehörden veranlassten grossen Berichts „Reinigung und Entwässerung Berlins“ der inzwischen und zu früh verstorbene Landesgeologe Dr. K. A. Lossen eine Sonderarbeit unter dem Titel lieferte: „Der Boden der Stadt Berlin nach seiner Zugehörigkeit zum norddeutschen Tieflande, seiner geologischen Beschaffenheit und seinen Beziehungen zum bürgerlichen Leben, unter Benutzung der Vorarbeiten des Dr. A. Kunth“ (Berlin 1879 bei Hirschwald), worin die geologischen Besonderheiten des Rixdorfer Diluvial-Plateaus sorgfältig geprüft und erläutert werden.

*) Vgl. auch *Brandenburgia* VI, 7 (Prof. Ebers) und 334 (Prof. K. Müllenhoff).

Man hat sich zunächst darüber gewundert, woher es komme, dass am Rande der Barnim-Plattform, zwischen welcher und der Teltow-Plattform das Spreethal und der Hauptteil von Berlin liegt, keine solchen Funde, wie am Kreuzberg, am Tempelhofer Berg, bei Rixdorf und Britz gemacht werden? Schon die einfache Thatsache, dass auf der rechten Spreeseite sich zwar von jeher Lehmgruben, aber keine Sandgruben befunden haben, sollte die Antwort geben: es fehlen eben der Hochplatte des Barnim die mächtigen zwischeneiszeitlichen sandigen und grandigen Niederschlagsschichten. Einigermassen verwunderlich klingt es, dass Lossen diese im Volk längst bekannte, weil praktisch seit Jahrhunderten erprobte Thatsache, sich erst aus den Bohrregistern klar machen musste, was er S. 923 also formuliert:

„Um so überraschender war das Ergebnis nicht nur der soeben namhaft gemachten Bohrungen, sondern auch der zahlreichen überdies gesammelten Brunnen- und Bohrregister, welche im Zusammenhang des Verständnisses jener ersteren die Herstellung der Tafel der Überprofile ermöglichten, dass in dem von der Berliner Weichbildgrenze umschlossenen Anteil des Barnim im Norden des Oder-Elbthales durchschnittlich bis zur Nulllinie des Dammmühlenpegels abwärts ein völlig umgekehrtes Verhältnis zwischen den thonhaltigen und thonleeren Ablagerungen des Unterdiluviums statthat, als in dem Nordrande des Teltow im S. desselben Thales. Es erscheinen sonach die Sand- und Grand-Ablagerungen in diesem Teile des Barnim als untergeordnete Einlagerungen über, zwischen oder unter dem Untern Geschiebelehm bzw. über oder zwischen dem in der Regel unter jenem folgenden Glindower Thon oder mit anderen Worten: im Barnim herrscht eine lehm- und thonreiche, im Teltow eine sand- und grandreiche Facies. Dieser Unterschied tritt umsomehr hervor, als, wie oben mitgeteilt, die Mächtigkeit des Oberen Geschiebelehms auf dem Barnim-Plateau durchschnittlich grösser ist, als auf dem Teltow, wodurch die Gesamtmasse der thonhaltigen Ablagerungen über die Nulllinie im Norden des Stadtgebietes noch erhöht wird.

Die Ausbildung mächtiger Moränenmergel- (Lehm-) Ablagerungen auf dem rechten Spreeufer erkläre ich mir daraus, dass gerade bis hierher eine mächtige Gletschermoräne vorgeschoben worden ist und einen gewissen Terrain-Abschnitt und -Abschluss gebildet hat.

Der obere Moränenmergel, durch bräunliche Färbung ausgezeichnet, ist am linken Spreethalrande schwächer ausgebildet. Am Kreuzberg fehlt er ganz. Die kliffartigen Aufragungen aus den Abrutschgranden- und -Sanden des Kreuzbergs, bevor dieser die geniale Umgestaltung in den Viktoriapark erfuhr, sind uns allen noch in der Erinnerung; sie waren entschieden grau und nahmen nach Regen eine geradezu schwarze

7 Farbe an. Loew gab bereits vor Jahrzehnten über die Ablagerungen des Kreuzberges folgendes Schema, das auch für diejenigen der benachbarten Rollberge, die nur eine Fortsetzung des Kreuz- und Tempelhofer Berges bilden, von grösstem Interesse erscheint:

Dammerde und Flugsand	2— 3 Fuss
Grobkörniger Diluvialsand ohne Geschiebe (d. h. Oberer Diluvial-Hauptsand)	8—12 „
(zuunterst mit vereinzelt fossilen Säugetierresten)	
Grus (d. h. Obergrandbank)	1— 6 „
Hauptlagerort der fossilen Säugetierreste (Ovibos moschatus u. s. w.) angeblich ursprünglicher (?) Lagerort zweier geschliffener Steinbeile.*)	
Fein- bis mittelkörniger Diluvialsand mit einzelnen Geschieben (d. h. Oberer Diluvial-Hauptsand)	} 60 Fuss und tiefer
Thonmergel (d. h. Unterer Geschiebelehm)	
Fein- bis mittelkörniger Diluvialsand mit einzelnen Geschieben	
Thonmergel	
Fein- bis mittelkörniger Diluvialsand mit einzelnen Geschieben	
Thonmergel	
Fein- bis mittelkörniger Diluvialsand mit einzelnen Geschieben	
Thonmergel (vertritt die Untergrandbank)	
Fein- bis mittelkörniger Diluvialsand mit einzelnen Geschieben (d. h. Unterer Diluvial-Hauptsand)	
zutiefst der Fund von <i>Elephas primigenius</i> (Stosszähne), fossile Säugetierreste durch die ganze Schichtenfolge des Sandes unter dem Grus verteilt.	

*) Vgl. E. Loew: Ueber das Zusammenvorkommen fossiler Tierknochen mit Kunstprodukten in den Sandgruben des Kreuzbergs bei Berlin“. Karsten's Archiv f. Miner. 1835, Bd. VIII, S. 479, Taf. IX. — Lossen a. a. O. 927. — In der Sitzung der Berl. Anthropol. Ges. vom 2. April 1870 legte der leider bald darauf im französischen Kriege an einer Wunde verstorbene Dr. Kunth, derselbe, dem wir die genaue Artbestimmung der *Paludina diluviana* verdanken, die 2 Stücke vor, einen bearbeiteten Sandstein und eine polierte Feuersteinaxt. Kunth bemerkte dazu (Verhandl. S. 238): „Die Sache hat damals grosses Aufsehen erregt; es ist eine Kommission an Ort und Stelle gewesen, und soweit es möglich war, ist konstatiert worden, dass diese beiden Stücke in unverletztem Gebirge gefunden worden sind. Es ist dies die früheste Notiz und meiner Ansicht nach die einzige über das Vorkommen von Feuersteinwaffen in älteren Erdschichten unserer Gegend“. Nach dieser Äusserung und da sich Kunth damals gleichzeitig gegen andere vermeintliche palaeolithische Flintgeräte ausdrücklich ablehnend verhielt, muss man, per argumentum e contrario, schliessen, dass er die Karstenschen Funde, das

Obwohl die Terminologie der Sande zum Teil immittelst eine veränderte geworden, giebt die Loewsche Aufmachung doch ein klares, auch dem gebildeten Laien verständliches Bild von der Anordnung und Folge der versteinierungsführenden Ablagerungen, worauf es uns heut bei der stratigraphischen und palaeontologischen Würdigung des Rixdorfer Anteils der Rollberge ankommt.

Der östlichste Abschnitt des Hochflächenrandes, bemerkt Lossen a. a. O. 936, im Süden der Stadt Berlin kann als der Rixdorfer Abschnitt bezeichnet werden nach den klassischen Aufschlüssen in den Sandgruben der Rollberge bei Rixdorf, die seit der Einstellung des Sandgrubenbetriebes am Kreuzberg dem geologischen Forscher Ersatz bieten für die dort leider eingebüsstten Profile. Die neuen Strassenanlagen in Rixdorf, die Verlegung eines Teils der städtischen Kirchhöfe nach dieser Richtung haben durch Abgrabungen und Brunnenbohrungen u. s. w. in den letzten Jahren dazu wesentlich beigetragen, unsere Kenntnis der Gliederung des Unterdiluviums in dieser interessanten Gegend zu vervollständigen. Dies ist seither fortgesetzt

Schleifsteinbruchstück und das geschliffene Feuersteinbeil von dem aus Tausenden von Exemplaren (Rügen, Mecklenburg, Schleswig-Holstein, Dänemark, Schweden etc.) jedem Altertumsforscher sattsam bekannten nordischen Habitus, als wirklich mit den Diluvialschichten des Kreuzbergs autochthon anerkannte. Ich entgegnete damals S. 239: „Was die beiden heute von Herrn Kunth vorgelegten Stücke betrifft, so will ich bemerken, dass dieselben aus der palaeolithischen Zeit keineswegs stammen können, wenigstens nach dem, was man bis jetzt darüber annimmt, denn der Steincelt ist poliert und solche Geräte sind bis jetzt noch nicht im Diluvium gefunden“. — Diese meine vor 28 Jahren geäußerte Ansicht halte ich noch jetzt aufrecht und ich darf hinzufügen, dass eine so vorsichtige und klassische Autorität wie Rudolf Virchow derselben Meinung ist. Wie leicht sich selbst Erfahrene über das angeblich „unversehrte Gebirge“ täuschen können, habe ich bei Widerlegung des diluvialen Alters des sog. Mammuthmenschen *Brandenburgia* IV, 165 flg. ausführlich auseinandergesetzt. Unter ganz ähnlichen Verhältnissen im anscheinend unverritzten Diluvialsandmergel des nur durch die Bellealliance-Strasse vom Kreuzberg getrennten Tempelhofer Berges ist das im Märk. Mus. unter A. III, 559 eingetragene künstlich bearbeitete Geweihstück (Augensprosse eines Rothirsches) auf dem Gelände der vormaligen Kuhnheimschen Chemikalien-Fabrik i. J. 1886 ausgegraben worden. In derselben Schicht befanden sich ein Rentiergeweihstück und schwere Knochenfragmente, welche als Mammuthknochen bezeichnet wurden. Das Hirschgeweihstück macht einen subfossilen Eindruck, ist aber nicht mineralisiert, vielmehr auffallend leicht, jedenfalls leichter als ein frisches Hirschgeweihstück gleicher Grösse. Die eigentlichen Diluvialknochen sind dagegen mineralisiert und dadurch viel schwerer geworden, als sie ursprünglich gewesen sein können. Nach meinen Feststellungen dürfte es sich um eine Art von Wohnstätte der neolithischen Zeit handeln, aus welcher die im ganzen fünf Hirschgeweihstücke von *Cervus elaphus* herrühren. Diese Wohnstätte ist nachher verschüttet und mit Diluviallehm wieder von selbst verfüllt worden, sodass sie sich durch nichts von dem umliegenden, wirklich unversehrten Diluvium unterschied. Ähnlich wird sich der Loewsche Fall abgespielt haben.

geschehen bis der Körnersche Kiesgruben-Betrieb, nachdem das Material ganz erheblich unter der Oberfläche der neuen Jonas-Strasse, welche das Körnersche Gebäude zum teil jetzt schon für Bebauungszwecke aufgeschlossen hat, fortgekarrt worden ist, hat eingestellt werden müssen.

Was man über die Sandgruben (Lossen a. d. a. St.) bisher wusste, hat der unlängst entschlafene hiesige Senior der Geologen, Geheime Bergrat Professor Dr. Beyrich, kurz und treffend im XX. Bande der Zeitschr. d. Deutsch. geolog. Gesellsch. S. 647 und 648 auseinandergesetzt und durch ein die Übereinanderordnung darstellendes Profil erläutert. Danach steht unter dem Oberen Geschiebelehm, welcher schwach entwickelt ist, der Obere Diluvial-Hauptsand (Spathsand, z. t. mit Braunsandschmitzen) 30—40 F. = 9,4—12,5 m mächtig an; darunter folgt Unterer Geschiebelehm und dann grober Unterer Diluvial-Hauptsand (Spathsand, z. t. grandig), beide letztere mit Süswasserkonchylien, vornehmlich *Paludina diluviana* Kunth und überdies *Neritina fluviatilis* L.*), während aus dem Diluvialsand über dem Unterem Geschiebelehm und zwar vornehmlich aus einer dem Untergrund angehörigen Grandbank mit zahlreichen gekritzten und polierten Geschieben unmittelbar über demselben, die zur Zeit, da Beyrich beobachtete, weniger gut entblösst sein mochte, alle Säugetierreste, die bei Rixdorf gefunden sind, herkommen.

Der obere Geschiebelehm hat bei der Körnerschen Grube etwa 3,5 m Mächtigkeit, bei der Britzer Chaussee etwa 4,7 m, bei der Bergbrauerei in Rixdorf 5 m. Die echte Moränenstruktur, massiges, ungeschichtetes Verhalten im grossen und durchgängiger Mangel einer Sonderung |kennzeichnen diesen Geschiebelehm. Torell hat gezeigt, wie durch eine Ausschlammung und Sortierung aus den ungeordneten Bestandteilen des Geschiebelehms die geschichteten Sande, Grande und Thone vorzüglich in der Abschmelzperiode der Gletscher, also in den wärmeren Zwischeneiszeiten, über deren Anzahl bisher eine Einigung unter den Stratigraphen nicht vollständig erzielt ist, hervorgegangen sind. In diesen Zwischenschichten zwischen den Moränenmergeln zeigen sich daher auch, wie schon angedeutet, die organischen Reste als derselben Zeitepoche, in welcher diese geschichteten, selbstredend durchweg

*) Neuerlich auch *Lithoglyphus naticoides*, über welche Schnecke meine Angaben *Brandenburgia* II, S. 37 zu vergleichen. *Neritina fluviatilis* ist als Begleiterin von *Paludina diluviana* vor einigen Jahren von mir in der Sandgrube bei Paulsborn im Grunewald gefunden worden, in welcher die letztgenannte Deckelschnecke ungemein häufig, allerdings wie überall, ohne Deckel, dafür aber in allen Stadien der Entwicklung einschliesslich des Embryonalzustandes von mir beobachtet ist. Vgl. die Fundstücke im Märk. Prov.-Museum. E. Fr.

bei uns durch Süßwasser gebildeten Ablagerungen entstanden sind, angehörig.

Wir kommen nun zu den in den Rixdorfer und Britzer Interglacial-Resten gefundenen Gebeinresten von Landsäugetieren, von denen Herr Körner eine hübsche Auswahl getroffen hat. In Betracht kommen drei Arten des Elefanten,*) 2 Nashörner (*Rhinoceros tichorhinus* und *R. merckii*), das Wildpferd (*Equus caballus* L. fossilis,**) der Ur (*Bos primigenius*) und der Auerochs oder Wisent (*Bos priscus*),***) das Elen oder Elch (*Cervus alces*,****) zwei Rentier-Arten, das grönländische Caribu (*Rangifer groenlandicus*) und das gewöhnliche Rentier (*R. tarandus*),†) der Rothirsch (*Cervus elaphus*), der Riesenhirsch (*Megaceros hibernicus*),††) der Moschusochs (*Ovibos moschatus*),†††) der Wolf (*Canis lupus fossilis*) und der Bär (*Ursus spec.*)††††)

Homo sapiens fossilis, der Mensch fehlt. Sie sehen allerdings auch den Schädel eines bejahrten Mannes und einzelne menschliche Beinknochen, morsch und brüchig, nicht eigentlich fossil und mineralisiert wie die vorgedachten Knochen, von der Körnerschen Kiesgrube ausgelegt. Ich sage absichtlich „von“, nicht „aus“ der Grube. Meine

*) *Elephas antiquus* Falc., *Elephas trogontherii* Falc. und *Elephas primigenius*, das eigentliche Mammuth. Abgesehen von den Zähnen, werden die Skelettreste dieser 3 Elefantenarten von den Palaeontologen noch immer nicht genügend scharf unterschieden. Vgl. *Brandenburgia* IV. 163.

**) Vgl. z. B. A. Nehring: Ueber diluviale und praehistorische Pferde Europas. Sitz.-Ber. der Ges. naturf. Freunde zu Berlin, 15. Jan. 1884.

***) Vergl. z. B. A. Nehring: Die Verschiedenheit von Bison und Ur und die Herberstainschen Original-Holzschnitte des Ur und des Bison in „Wild und Hund“. Berlin II, Jahrg. 1896, S. 1–6 u. f., 611–613.

****) Ein Schädelstück mit 2 Gehörhörnern eines jungen Elchs darauf hatte Herr Fr. Körner ausgestellt. Altalluvial und nealluvial kommt Elch in und bei Berlin nicht selten vor.

†) Dames: Rentierreste von Rixdorf, Sitzungsber. der Ges. naturf. Freunde 18. März 1884. Das grönländische Ren bei uns vielleicht die Urform, das gewöhnl. Ren später.

††) Unter den Knochenfunden der Interglaciärsande der Mark, z. B. bei Hohen Saathen nicht selten. Vgl. über *Cervus megaceros* oder *euryceros*. Dames in *Z. d. D. geol. Ges.* 1875, Bd. XXVII, S. 481.

†††) Über den vielbesprochenen Moschusochsschädel im Kreuzberg. *Lossen a. a. O.* 927, 985, 986.

††††) Ein Unterkiefer vom Wolf von Rixdorf im Kgl. Museum. — „Wenn man die diluviale Säugetierfauna der Rixdorfer Sandgruben in Bezug auf Häufigkeit resp. Seltenheit ihrer verschiedenen Mitglieder prüft, so lässt sich leicht feststellen, dass die bei weitem häufigsten Tiere *Elephas primigenius*, *Tichorhinus antiquitatis* und *Equus sp.* sind, dass dann Wiederkäuer, wie *Bos primigenius* und *Bison priscus*, unter den Hirschen *Cervus alces*, *elephas*, *Tarandus* folgen, und dass neben diesen in mehreren z. t. zahlreichen Skelettresten gefundenen eine Reihe sehr seltener (ja jedes bis jetzt überhaupt nur durch einen einzelnen Zahn oder

Bedenken bezüglich des vermeintlich hohen Alters dieser ab und zu in der obersten Schicht des Rixdorfer Geländes vorkommenden Menschenreste habe ich an dieser Stelle am 22. August 1895 gelegentlich Besprechung des in den Zeitungen fälschlich so bezeichneten „Gerippes eines Mammuthmenschen“ dargethan, und verzichte darauf, mich zu wiederholen. Ältere Menschenreste kommen in den oberen Schichten des zu jeder Zeit im menschlichen Verkehr gestandenen Rixdorfer Hochplateaus vor. Wird der Sand oder Kies abgegraben, so stürzt nicht selten eine Partie Alluvium nach und dann finden die Arbeiter mitunter in dem obern Mergel- oder in den oberen Diluvialsand-Massen auch wohl menschliche Reste, meist ganze Gerippe, und die Leute bilden sich ein, diese Reste seien mit den Schichten gleichalterig. Da die Humus- und sonstige Alluvialdecke stellenweise eine dünne ist, so sind Menschen der Germanen- oder Wenden-Epoche oder des Mittelalters oder aus dem siebenjährigen Kriege oder aus dem Kriegsjahre 1813, ab und an in Gruben bestattet worden, die bis in die Diluvialschicht hinein reichen. Es wäre aber doch mehr wie leichtfertig, hieraus Diluvial-Menschen konstruieren zu wollen.*)

ein einziges Knochenfragment repräsentirter) Tiere erscheint. Zu diesen letzteren gehören *Elephas antiquus*, *Tichorhinus leptorhinus*, *Ovibos moschatus* und als bisher einziges Raubtier *Canis lupus fossilis*, durch einen mit den meisten Zähnen versehenen, wohl erhaltenen Unterkiefer, der im palaeontologischen Museum der Universität aufbewahrt wird, vertreten. — Bei dieser grossen Seltenheit der Carnivoren ist der vorgelegte *Calcaneus* eines Bären, welcher neuerdings in Rixdorf durch Herrn stud. phil. Koken von den Arbeitern gekauft und dann dem Universitätsmuseum überlassen wurde, von um so grösserem Interesse“. W. Dames im Sitzungsber. der Ges. naturf. Freunde zu Berlin vom 17. Juli 1883. Auf Anfrage bemerke ich zu diessr Mitteilung des Herrn Dames, dass damit nicht etwa gesagt sein soll, dass das Mammuth das häufigste Tier in unserer Mark war, das ist es so wenig gewesen, als etwa der lebende Elefant in den Ländern, wo er vorkommt, Afrika, Vorder- und Hinter-Indien, Ceylon und Sumatra das zahlreichste wilde Säugthier ist. Die Knochen der Elefanten und Nashörner sind am dicksten und widerstandsfähigsten, darum sind sie am häufigsten. Nager, Spitzmäuse, Fledermäuse, Marder und ähnliche Kleintiere sind sicherlich auch in der Interglacialzeit bei uns gewesen. Ihre Reste sind aber so verwittert und zerrieben, dass sie den Arbeitern, auf deren gelegentliche Aufmerksamkeit der Palaeontolog ausschliesslich angewiesen ist, vollständig entgehen. Dasselbe gilt von den Vögeln, die zweifelsohne vorhanden gewesen sind und von den Lurchen und Kriechtieren. Im untern Diluvium des Charlottenburger Einschnittes bei Halensee, der bei seiner Herstellung für die Eisenbahn vielfach Elefanten- und andere Reste aus der Interglacialzeit geliefert, fand ich ein zartes Knöchelchen, das möglicherweise einem Nager angehört hat: dasselbe ist mir aber, da ich es leider in der Eile an Ort und Stelle mit *Paludina diluviana* und kleinen harten Versteinerungen verpackte, gänzlich zu unkenntlichen Bruchstückchen zerfallen.

E. Fr.

*) Vgl. zur allg. Orientierung: A. Nehring: Über die Gleichzeitigkeit des Menschen mit der sogenannten Mammuthfauna. Naturw. Wochenschrift. Berlin, 31. Dez. 1893.

Dennoch ist die Frage, ob nicht dem Menschen angehörige Spuren, auch in demselben Rixdorfer Interglaciär, welchem die beregten Säugetierreste angehören, vorkommen, mindestens in Form von künstlich bearbeiteten Knochen oder Steinen, immer wieder angeregt worden und sie ist zuletzt von dem um die Stratigraphie wie Palaeontologie hochverdienten Geheimrat Professor Dr. Dames wieder aufgeworfen, welcher geneigt ist, die Frage wenigstens insoweit zu bejahen, dass bearbeitete Gegenstände aus dem Rixdorfer Diluvium in der That vorhanden seien.

Ich selbst habe bezüglich Rixdorf und Britz noch keine deutlichen Spuren des Menschen beobachtet, ich bin aber nunmehr von dem Vorkommen von gleichzeitigen Artefakten im Interglaciär an anderen Stellen unserer Mark Brandenburg überzeugt und ich glaube, ein paar einwandfreie Beweisstücke aus der Uckermark, die in meinem Besitz sind, entdeckt zu haben. Dieselben sollen zu anderer Zeit vorgelegt, beschrieben und genau abgebildet werden; hier und heut würde die Sache, welche eine sehr eingehende, exakte Würdigung für sich verlangt, zu weit führen.

Ich bin endlich noch befragt worden, ob sich in den Körnerschen Kieslagern die auch in unserer Brandenburgia bereits öfters erwähnte *Paludina diluviana* Kunth und andere Süßwasser-Schnecken und Muscheln und zwar in Verbindung mit den Resten der grossen Säuger vorkommen. Ich vermag die Frage nicht zu bejahen. Im übrigen ist die Schicht (Bank), in welcher jene interessante in unserer Gegend seither ausgestorbene Konchylie, das Leitfossil für gewisse Lagerungen des unteren Diluviums, auftritt, in der Nachbarschaft mehrfach erbohrt. Ich verweise u. a. auf Professor F. Wahnschaffes Mitteilung in der Zeitschr. der Deutschen geolog. Ges. Jahrg. 1893: „Ergebnisse einer Tiefbohrung in Niederschönweide bei Berlin“ (S. 288 flg.), worin es wie folgt heisst: „Dieses Bohrloch hat dadurch ein besonderes Interesse, dass in 42 m Tiefe unter der Oberfläche oder 37,4 m unter dem Nullpunkte des Berliner Dammühlenpegels die Paludinen-Bank in einer Mächtigkeit von 4 m von neuem nachgewiesen wurde. Dieselbe besteht hier zuoberst aus einer 2 m mächtigen, fast nur aus den Schalenresten der *Paludina diluviana* Kunth zusammengesetzten und etwas Thon und grandigen nordischen Sand enthaltenden Schicht. Darunter folgt eine 1 m mächtige Thonschicht, die von den Schalenresten der *Paludina* durchsetzt ist und 2,94 pCt. Calciumcarbonat enthält, während das Liegende derselben abermals im wesentlichen aus Schalenresten der *Paludina* in einer Mächtigkeit von 1 M. gebildet wird. Man ist daher berechtigt, diese drei Schichten als Paludinen-Bank zusammenzufassen. Die erste interessante Mitteilung von der Auffindung dieser Paludinen-Bank im Liegenden des Unteren Geschiebemergels und eingeschaltet zwischen

quartäre nordische Sande, Grande und Thone gab G. Berendt im Jahre 1882, indem er in der Sitzung dieser Gesellschaft die Bohrprobenfolgen zweier Tiefbrunnen aus dem Südosten Berlins, nämlich aus der Vereinsbrauerei zu Rixdorf und vom Hofe der Garde-Kürassier-Kaserne in der Alexandrinenstrasse 126 vorlegte.“ — Über den Erhaltungszustand fügt Wahnschaffe hinzu: „Den aus dem Bohrloch Kanne erhaltenen Schalenresten der *Paludina diluviana* von allen Altersstufen waren nur einzelne Bruchstücke von Unionen-Schalen beigemischt. Man muss annehmen, dass die Paludinen-Schalen am Rande eines seeartig erweiterten Flussbettes sich ablagerten und dass durch den vom Wellenschlage bewegten Sand und Grand die feineren Schalen der begleitenden Fauna zerrieben wurden, während die dicken Schalen der Paludinen allein erhalten blieben“.

Mitunter erhalten sich aber die begleitenden feineren Konchylien recht gut, so besitze ich, vor einiger Zeit mitgeteilt, von einer bislang nicht untersuchten Stelle einer Paludinenbank in Neu-Britz eine nicht unbeträchtliche Zahl kleinerer diluvialer Schnecken und Muscheln zu den Gattungen *Bithynia* und *Valvata* bzw. *Sphaerium* und *Pisidium* gehörig, deren genauere artliche Beschreibung ich mir vorbehalte.

Geschiebe. Während die geschilderten organischen Reste dem Diluvium zeitgenössisch sind, finden Sie ausserdem aus den Körnerschen Gruben hier eine Menge von Geschieben, welche teils den versteinierungsführenden geschichteten geologischen Formationen teils metamorphischen und Massengesteinen angehören.

Die Uebersicht der Altersfolge der vorzüglichsten steinerungsführenden geschichteten Formationen von oben nach unten, von der jüngsten bis ältesten Bildung, stellt sich wie folgt:

Kaenozoische Gruppe. (Jüngere und noch während jüngste Epoche d. Lebewesen.)	{	Alluvium	{	Pliocaen,
		Diluvium (Pleistocaen).		Miocaen,
		Tertiär-Formation.		Oligocaen,
				Eocaen.
				Senon,
				Emscher,
				Turon,
				Cenoman,
				Gault,
				Hils (Neocom).
				Wealden.
				Weisser Jura,
				Brauner Jura,
				Lias.
Mesozoische Gruppe. (Mittlere Epoche der Lebewesen.)	{	Kreide-Formation.		
		Jura-Formation		

Mesozoische Gruppe. (Mittlere Epoche der Lebewesen.)	}	Trias	Rhät (Röt).
			{ Keuper, Muschelkalk, Buntsandstein.
Palaeozoische Gruppe. (Alte und älteste Epoche d. Lebewesen.)	}	Zechstein-Formation,	
		Rotliegendes,	
		Steinkohlen-Formation,	
		Devon,	
		Silur,	
		Cambrium.	

Ausser einzelnen Tertiär-Versteinerungen sehen Sie namentlich die Kreide in ihren mannigfaltigen Feuersteingebilden meist mit Versteinerungen vertreten. Das Silur ist durch Versteinerungen aus dem grauen und rötlichen gotländischen Kalkstein repräsentiert.

Unter den nicht versteinierungsführenden Gesteinen sehen Sie Granite, Gneisse, Schiefer und andere Gesteinsarten vereinigt, deren genaue mineralogische und geognostische Feststellung selbstverständlich nur bei genauerem Studium möglich ist. —

Von dem Körnerschen Gartengrundstück begaben sich die Teilnehmer nach der Werkstätte und den Ausstellungsräumen der Deutschen Glasmosaik-Gesellschaft Puhl & Wagner in der Berliner Strasse 7/8 zu Rixdorf unter sachverständiger Führung der beiden soeben genannten Herren Geschäftsinhaber.

Die Deutsche Glasmosaik-Werkstätte in Rixdorf.

Aus kleinen, unscheinbaren Anfängen hervorgegangen, besteht seit dem Jahre 1890 in Rixdorf, in unmittelbarer Nähe des Rollkruges, auf dem früher so berühmten Grundstück „Die Rolle“ ein Kunstinstitut, dessen Erzeugnisse das lebhafteste Interesse weiter Kreise, zum mindesten aller Kunstfreunde, in Anspruch nehmen. Nicht nur in Berlin, sondern in allen Teilen unseres engeren und weiteren Vaterlandes und selbst weit darüber hinaus sind die unverwischbaren Spuren seiner Thätigkeit zu finden und nicht unwesentlich hat es dazu beigetragen, dass der Name unseres „grössten Dorfes“, in intimere Beziehungen zu der Muse der Kunst gebracht und vielfach auch in Kunstkreisen genannt wird.

Ein eigenartiges Spiel des Zufalles hat hier einem Kunstzweige, welcher schon im grauen Altertume in hohem Ansehen stand, dessen Anwendung nur bei hochmonumentalen Bauwerken üblich war und auch heute noch ist und den man sich nur denken konnte in dem kunstgeschichtlich an der Spitze aller Kulturstaaten stehenden, sonnigen Italien, eine Heimstätte gegeben, die so gar nicht im Einklange steht

mit der Bedeutung, die er im Kunstleben besitzt und mit dem Nimbus, mit welchem eine Tradition von Jahrhunderten, wenn nicht Jahrtausenden ihn umgeben.

Doch wie ein grosser Mensch gewissermassen seine Umgebung adelt, und nicht umgekehrt, so liefert auch hier die Glasmosaikunst — von ihr ist nämlich die Rede — den Beweis, dass ihre Bedeutung, ihr innerer Wert sich Bahn bricht allen Vorurteilen gegenüber, wenn sie nur in der richtigen Weise geübt und gehandhabt wird, und dass dem so ist, dass das Ausüben dieser Kunst nicht mehr ein alleiniges Vorrecht der Italiener ist, davon liefert ein Besuch der Deutschen Glasmosaik-Gesellschaft, Puhl & Wagner in Rixdorf einen vollgültigen Beweis.

Einen kurzen Überblick über einen solchen Besuch und über die Entstehung der Glasmosaikbilder zu geben, ist der eigentliche Zweck dieser Zeilen.

Wir betreten zunächst die sogenannte „Glashütte“, ein kleines gesondertes Gebäude, in welchem ein Glasofen gerade im Betriebe ist. Hier werden in runden Schmelzgefässen aus feuerfestem Thon, sogenannten Glashäfen, die Glasflüsse, aus denen man die Mosaiken herstellt, geschmolzen. Gerade dieser Teil der Fabrikation ist einer der wichtigsten, auf welchem die Rixdorfer Glasmosaik-Anstalt in eigentlichem Sinne aufgebaut wurde.

Jahrelange mühsame Versuche der Inhaber derselben waren erforderlich, um hinter das Geheimnis der Herstellung dieser, für die Mosaik geeigneten Glasflüsse zu kommen, und das, was dieselben von Venedig aus hierüber erfahren konnten, war leider wenig, da über diesen Teil der Mosaikfabrikation nichts an die Öffentlichkeit gelangt und nicht nur den Fremden, sondern sogar den Einheimischen das Betreten der Räume, in welchen dieselbe vorgenommen wird, streng untersagt ist.

Die erforderlichen Kenntnisse und Fertigkeiten zum Erzeugen von Mosaikglas werden dort vom Vater auf den Sohn, welcher meist der einzige Gehilfe desselben ist, übertragen, man kann sagen vererbt und so kommt es, dass selbst bis heute nur zwei bis drei Familien in Murano bei Venedig existieren, in welchen sich diese Kunst als uralte Tradition erhalten hat.

Auch hier in Rixdorf bildeten daher die eigenen praktischen Versuche fast die alleinige Unterlage, welchen die Herren Puhl & Wagner ihre heutigen Erfahrungen verdanken und da auch die ersten Mosaikarbeiten ganz selbständig, ohne irgend welche, von Italien ausgegangenen Unterstützungen, sogar ohne jede Kenntnis des Verfahrens, das die Italiener hierbei anwenden, von denselben ausgeführt wurden,

so kann man sehr wohl sagen, dass die Mosaikkunst in und für Deutschland gewissermassen „neu erfunden wurde.“

Die Grundbestandteile, aus welchen die Mosaikgläser (Smalte) bestehen, sind, wie in jedem Glase, Kieselsäure, Marmor, bezw. Kalk, Pottasche, Soda u. s. w. Zur Färbung dienen fast ausschliesslich Metalloxyde, und gerade die edlen Metalle, Gold und Silber, nehmen hierbei einen hervorragenden Platz ein, da hieraus die unzähligen Nüancen, welche zum Erzielen der Fleischtöne erforderlich sind, gewonnen werden. Aber auch Kupfer und Eisen erweisen sich für den Glasschmelzer als ausserordentlich wertvoll, und es giebt fast kein Metall, welches nicht wenigstens gelegentlich Verwendung fände. Ausser der Färbung ist aber noch ein drittes Moment, das der Trübung, bezw. das Opakmachen der Gläser erforderlich, da dieselben sonst nur im durchfallenden und nicht im auffallenden Lichte zur Wirkung gelangen würden. Gerade hierdurch wird das Erreichen eines bestimmten Farbentons noch komplizierter, da die mehr oder weniger starke Trübung, welche wiederum von der Schmelzdauer und den Hitzegraden, welchen die Schmelzmasse ausgesetzt ist, abhängt, die Wirkung der Farbe ganz wesentlich beeinflusst. Eins der hauptsächlichsten Mittel, mit welchen dieses Opakmachen des Glases erreicht wird, ist der Arsenik, und es geht wohl schon zur Genüge hervor, dass die Fabrikation der Glasflüsse, abgesehen von der unangenehmen Einwirkung der immensen Hitze, welche hierzu erforderlich, und welche gerade jetzt, zur heissen Sommerzeit doppelt zur Geltung gelangt, auch sonst nicht ganz ungefährlich ist.

Das Mischen der Färb- und Trübungsmittel, sowie der sämtlich fein gemahlten Grundbestandteile der Glasflüsse geschieht im trockenen Zustande. Ist diese Masse nun geschmolzen, wozu je nach ihrer Zusammensetzung, bis 1400 Grad Celsius gehören, und die gewünschte Nüance vorhanden, was natürlich, trotz aller aufgewandter Mühe, nicht immer der Fall ist, so presst man daraus auf einer Hebelpresse runde Kuchen von 20—25 cm Durchmesser und einer durchschnittlichen Stärke von 10 mm und lässt diese in besonderen Kühlöfen langsam abkühlen.

Häufig ist dann, um die Farbe hervorzubringen, ein nochmaliges Erhitzen der fertigen Platten erforderlich und zu den hunderten von Zufällen, mit denen der Glasschmelzer zu rechnen hat und welche sich dem Erreichen einer bestimmten Farbe oft heimtückisch in den Weg stellen, kommen in diesem Falle noch eine Anzahl neuer hinzu.

Um diesen Unzuverlässigkeiten des Schmelzens einigermaßen zu begegnen, ist es daher erforderlich, stets ein grosses Farbenlager vorrätig zu halten, sodass im Notfalle immer unter den vorhandenen Tönen eine Auswahl vorhanden bleibt.

Das Farbenlager der Rixdorfer Anstalt zählt denn auch eine Anzahl von 6—8000 Nuancen, und trotz dieser grossen Reichhaltigkeit kommt der Mosaikist doch noch oft genug in Verlegenheit, wie er eine, ihm vom Maler vorgeschriebene Schattierung erreichen soll.

Die gekühlten Platten werden nunmehr in den oberen Lageräumen der Anstalt mittels meisselartiger Hämmer, auf einer ambosartigen, in einem schweren Eichenklotz steckenden Stahlschneide in kleine Würfel gespalten, und erst jetzt ist das Material zum Verarbeiten für den Mosaikisten vorbereitet.

Wir treten nun in das Atelier ein und sehen an den Wänden eine Reihe teils farbig ausgeführter, teils nur in Kohle gezeichneter Kartons, welche für bereits fertiggestellte oder noch in Arbeit befindliche Mosaiken als Vorlage dienen. Eine Reihe der ersten Künstler sind hier vertreten; wir bemerken u. A. Kartons von Prof. Paul Mohn, Professor Max Seliger, Maler O. Berg, Aug. Oetken, J. M. Bodenstein, Professor Vital Schmitt, Prof. Linnemann, Hofmaler Quensen u. a. m.

Die Herstellung der danach anzufertigenden Mosaiken geschieht nun in folgender Weise:

Zunächst wird von dem, in Originalgrösse ausgeführten Karton eine Arbeitszeichnung angefertigt, die das darzustellende Sujet im Spiegelbilde zeigt und auf welcher nur die Konturen und Hauptschattierungen angelegt sind. Diese Zeichnung wird sodann in handliche Stücke zerschnitten, möglichst derart, dass die Konturen die Umgrenzungen derselben bilden und nunmehr kleben die Mosaikisten die farbigen Steinchen, welche der Form der Zeichnung entsprechend vorher zurecht geschlagen und geschliffen werden, auf das Papier auf, solchergestalt das Bild, welches der Maler mit Pinsel und Farbe auf die Leinwand geworfen hat, mit Steinen nachbildend; nur mit dem Unterschiede, dass die Fläche, welche später die Oberseite des Bildes darstellen soll, sich jetzt unten, auf dem Papier befindet, während die bei der Arbeit sichtbare, negative Seite später an die Wand zu liegen kommt.

Die einzelnen Stücke, zusammengelegt, ergeben das fertige Bild von der Rückseite gesehen und dieses kann nun bequem an den Ort seiner Bestimmung versandt werden. Hier angekommen, werden die einzelnen Stücke mit einem cementhaltigen Mörtel überstrichen und an das ebenfalls mit einer Mörtelschicht überzogene Mauerwerk angedrückt. Durch kräftiges Klopfen mit Klotz und Hammer dringt der Mörtel in alle Fugen ein und nachdem das längere Zeit feucht gehaltene Papier abgelöst und der auf den Steinen haftende Kleister entfernt ist, zeigt sich das Mosaik in seiner, die Zeit überdauernden, leuchtenden Farbenpracht.

In kurzen Worten ist hier ein kleiner Abriss über die technische Seite der Mosaikfabrikation gegeben; einer späteren Gelegenheit bleibe

es vorbehalten, auf die geschichtliche Entwicklung derselben im allgemeinen, und die der Rixdorfer Anstalt im besonderen, sowie über die Bedeutung dieser hochmonumentalen Kunst für die Ausschmückung unserer Bauwerke des Näheren einzugehen.

Nur kurz seien hier noch einige Arbeiten angeführt, die in der Rixdorfer Anstalt augenblicklich in Arbeit befindlich, bzw. in letzter Zeit daselbst ausgeführt sind. Zunächst die nach Entwürfen des Malers Oetken herzustellende reiche Mosaikausschmückung des Altars für Maria-Laach, eine Stiftung des Kaisers; ein reicher figürlicher Fries für ein Weinzimmer in Dresden; eine Madonna für Frankfurt a. O.; ein Altarbild (das Abendmahl in Emmaus) sowie ein Portalfeld für die Kirche in Ottensen; Wappendarstellungen an den Portalen der neuen Elbbrücke in Harburg; je ein Christusbild für die Erlöserkirche zu Jerusalem und für die evangelische Kirche zu Bethlehem; ein reicher figürlicher Fries an der Fassade des Hauses Friedrichstr. und Rosmarinstr. Ecke etc. etc. Ganz besonders aber möchten wir noch hervorheben das halbvollendete Portrait Kaiser Wilhelms II. nach einem Gemälde von Prof. Max Koner, welches eine so vollendete Durchbildung in Form und Farbe zeigt, dass man billig darüber erstaunen muss, was menschlicher Fleiss und Kunstsinn aus dem spröden Material hervorzubringen vermag.

Dem diesmaligen Hefte ist durch besondere Liebenswürdigkeit je eine Lichtdruck-Reproduktion einer in der Rixdorfer Anstalt ausgeführten Mosaikarbeit beigelegt, welche zur näheren Orientierung über die Technik und deren Wirkung wesentlich beitragen dürfte. Entnommen ist die Tafel einem von der Firma herausgegebenen Prachtwerk, betitelt: „Deutsche Glas-Mosaik-Gesellschaft Puhl & Wagner, Rixdorf, Berliner Strasse 7/8. Den Freunden und Förderern der musivischen Kunst gewidmet.“ Rixdorf 1897. 27 Tafeln und 14 S. Text. Fol. —

Den Schluss des heutigen Ausfluges nach Rixdorf bildete eine Besichtigung der daselbst an der Lessing-Strasse belegenen grossartigen „Vereinsbrauerei. Die erschienenen Damen und Herren wurden zunächst in die Flaschenbier-Abteilung geführt; hier wurden die Flaschen-spülapparate und Flaschenfüllmaschinen besichtigt. Interesse erweckte es, dass die Flaschen mittels Druckregler direkt aus den im Keller lagernden grossen Lagerfässern ohne Zutritt der Luft und daher ohne Kohlensäureverlust gefüllt werden. 7 500 000 Flaschen, gefüllt mit Berliner Kindl, Spalterbräu, Johanniterbräu und hellem Lagerbier verkauft die Vereinsbrauerei jährlich, während der Gesamtabsatz in Fass- und Flaschenbier im laufenden Jahre sich auf 180 000 Hect. stellen wird.

Es wurden weiter besichtigt die Einrichtungen der Fasspicherei und Fasswäscherei, sodann ging's 80 Stufen hinab in die unterirdischen Lager-

keller, wo in 24 Abteilungen 900 Lagerfässer zu je 45—85 Hektoliter Inhalt aufgestapelt liegen, in denen das Bier bis zur Verkaufsfähigkeit 3 bis 5 Monate lagert. Im Keller, in welchem eine stete Temperatur von 1—2° R. herrscht, wird das mundgerechte Bier auf Transportgefässe gefüllt, mittels Aufzüge in die Ladehalle befördert, wo es die Kutscher in Empfang nehmen und dasselbe der Kundschaft zuführen, oder auf die Bahnhöfe schaffen, soweit das Bier exportiert wird. In einzelnen Abteilungen des Kellers liegen auch in langen Reihen eiserne Cylinder mit Hopfen gefüllt. Diese Cylinder enthalten je 3 Ctr. Hopfen, die vermöge besonderer Pressen hineingepresst werden. Die Cylinder sind luftdicht verschlossen und erhalten den Hopfen jahrelang gebrauchsfähig.

Es schloss sich hieran ein Gang durch die oberirdischen Gärkeller, in denen das aus der Braupfanne kommende Gebräu nach Passierung der Kühlschiffe und Kühlapparate seinen Gährprozess durchmachen muss, wozu 255 Bottiche à 40 Hektoliter Inhalt dienen.

Das Sudhaus bietet mit seinen weissen Kachelwänden, den neuen kupfernen Dampfpfannen und seiner stolzen Höhe einen grossartigen Anblick. Hierauf folgte eine Wanderung durch die Mälzereianlage. In 2 grossen, nebeneinanderliegenden Gebäuden wird der Malzbedarf der Brauerei von jährlich 90000 Ctr. hergestellt. Die Tennenfläche, auf welcher der Verwandlungsprozess der Gerste in Malz vor sich geht, umfasst 5000 Quadratmeter. Die Tennen sind unter- und oberirdisch, die darüber liegenden Böden werden zum Lagern der grossen Quantitäten Gerste und Malz verwendet.

Auch die Maschinenanlage der Brauerei war sehenswert. 4 Eismaschinen — System Linde — bewirken die Kühlung der Lager- und Gärkeller, 2 Dynamomaschinen speisen die elektrische Lichtanlage, während 4 grosse Dampfmaschinen mit 6 Dampfkesseln für den Betrieb der Brauerei sorgen.

In den Pferdeställen befanden sich 135 Pferde theils schwereren Schlages für die Fassbierwagen, theils leichteren für den Flaschenbiervortrag.

Nach Beendigung der Besichtigung wurde ein frischer Trunk Berliner Kindl herungereicht, der gar wohl mundete.

Zum Schluss versammelten sich die Teilnehmer in dem anmutend ausgestatteten grossen Saale des Restaurants, welches mit der Brauerei verbunden ist. Toaste und Erwiderungen wechselten hier ab, insbesondere sprachen die Herren Oberbürgermeister Zelle und Geheimrat Friedel dem Herrn und der Frau Grubenbesitzer Körner, den Herren Wagner und Puhl sowie dem Herrn Brauereibesitzer Ziegler den Dank der Teilnehmer aus. Herr Justizrat Bürkner begrüsst die Teilnehmer namens der Rixdorfer Behörden. In fröhlicher Stimmung und in voller Befriedigung trennten sich erst um die Mitternachtsstunde die Mitglieder, Gönner und Freunde unserer Brandenburgia.

Die lebenden Krebstiere der Provinz Brandenburg.

3. Nachtrag zu dem „Verzeichnis“ von 1893.

Von W. Hartwig (Berlin).

Seit der Veröffentlichung meines 2. Nachtrages im Dezemberheft der „Brandenburgia“ von 1896 konnte ich folgende 19 für unsere Provinz neue (oder überhaupt neue) Arten von Crustaceen feststellen:

I. Copepoda.

1. *Cyclops varicans* G. O. Sars (1863) = *C. varians* Schmeil (1892).
Dr. O. Schmeil stellte diese Art zuerst für Deutschland fest, und zwar konnte er sie nachweisen für die Umgegend von Halle und Merseburg. Ich fand das erste Weibchen dieser Spezies im Staton des Müggelsees, gesammelt am 28. 9. 97 durch Prof. Frenzel. Am 11. 8. 98 erbeutete ich ein Weibchen an der Westseite der Brücke, welche am Nordende des Grunewaldsees über das Fenn führt; es trug 5 Eier in jedem Eiballen.

2. *Cyclops bicolor* G. O. Sars (1863) = *C. bicolor* Schmeil (1892).
Bis heute konnte ich diesen Spaltfusskrebs für fünf Gewässer unserer Provinz nachweisen; es sind dies:

- 1) Der Müggelsee. Ein Weibchen fand ich in dem Mat., welches am 19. 2. 97 am Ufer des Sees gesammelt worden war.
- 2) Der Kremmener See. Am 8. 6. 97 und 5. 8. 97 fand ich mehrfach das zierliche Tierchen zwischen sehr dichten Beständen von *Stratiotes* am Ufer des Sees.
- 3) Der Plessower See bei Werder a. Havel. Ich erbeutete hier am 7. 8. 97 am sandigen 0,50 m tiefen Ufer einige Stücke.
- 4) Die Havel bei Werder. Am 2. 9. 97 erbeutete ich am sandigen Ufer des dort nur träge dahinschleichenden Flusses zwischen dichtem Pflanzengewirr einige Stücke.
- 5) Der Grunewaldsee. Am 11. 8. 98 erbeutete ich einige Stücke an der Westseite der Brücke, welche am Nordende des Sees über das Fenn zur militärischen Badeanstalt führt.

3. *Cyclops affinis* G. O. Sars (1863) = *C. affinis* Schmeil (1892).
Am 7. 9. 97 fand ich 3 Weibchen im Staton des Müggelsees; eins davon trug 8 Eier in jedem Eiballen, das andere in jedem 6. Am 11. 7. 98 erbeutete ich ein Weibchen mit 4 Eiern im Eiballen am sandigen Ostufer des Grunewaldsees. Am 20. 7. 98 fing ich diese sehr kleine Art mehrfach am Nordende der „Krummen Lanke“; die Weibchen dieses letzteren Gewässers trugen 6 Eier im Eiballen. —

Diese vorstehend aufgeführten Spaltfusskrebse gehören zu den Zwergen ihres Geschlechts; denn sie erreichen, ohne Furca, nur eine Länge von 0,75—0,90 mm.

II. Ostracoda.

4. *Candona fragilis* nov. spec. Diese sehr zerbrechliche, scheinbar morastliebende neue Art fand ich am 20. 7. 98 in den Löchern, welche sich am Ostende der Brücke befinden, die über das Fenn am Grunewaldsee führt. Ihre Beschreibung steht im „Zoolog. Anzeiger“ 1898, p. 474.

5. *Candona protzi* nov. spec. Herr Konservator A. Protz, nach welchem ich diesen Muschelkrebse benannte, sammelte am 20. 10. 89 davon 3 Männchen aus Gräben unseres Tiergartens; ich bestimmte dieselben am 30. 7. 98. Die Beschreibung dieser neuen Spezies befindet sich im „Zoolog. Anzeiger“ 1898, p. 476.

6. *Candona euplectella* Robertson (1880) = *C. euplectella* Brady and Norm. (1889) = *C. euplectella* Lienenklaus (1898).

Am 22. 6. 98 fand ich das erste dieser bis heute nur in wenigen Stücken bekannt gewordenen *Candona*. Später erbeutete ich noch 6 Exemplare (24. 6. : 3, 20. 7. : 2, 23. 7. : 1); so dass ich heute im Besitz von 7 Stücken bin. Die Fundstelle dieser schönen und seltenen Art sind wieder die Morastlöcher an der Brücke am Nordende des Grunewaldsees. Etwas Ausführlicheres über diesen Ostracoden teilte ich mit in „Sitzungsberichte der Gesellschaft naturforschender Freunde“ zu Berlin, 1898 No. 7.

7. *Candonopsis kingsleii* (Brady and Rob.): 1870 = *Candonopsis kingsleii* Vávra (1891).

Am 27. 5. 98 fand ich von dieser Art 2 geschlechtsreife Männchen im Fenn am Grunewaldsee; am 7. 6. 98 fand ich an demselben Orte eine Larve von 0,75 mm Länge. Am 30. 6. 98 stellte ich die Spezies für den Hundekehlensee (Ostufer) fest; hier fand ich 12 geschlechtsreife Stücke, alles Männchen. Am 23. 7. 98 war ich so glücklich, diesen „seltenen“ Ostracoden auch für den Schlachtensee (Nordostufer) nachweisen zu können; es war dies wieder ein Männchen, welches ich am sandigen Ufer zwischen Gras und Rohr erbeutete. Auffallend ist, dass ich noch keine Weibchen auffand.

Die Spezies wurde bis jetzt, ausser auf den Britischen Inseln, nur in Böhmen, Norwegen, Ungarn und Pommern*) gefunden.

Die Stücke aus dem Fenn am Grunewaldsee waren 1,08 mm, die aus dem Hundekehlensee durchschnittlich 1,04 mm lang; die letzteren waren alle mit napfförmigen Parasiten bedeckt.

*) Wie mir der bekannte Ostracodenforscher Herr Prof. Dr. G. W. Müller aus Greifswald mündlich mitteilte, gehört sie bei Greifswald zu den häufigeren Erscheinungen. W. Hartwig.

8. *Jlyocypris gibba* (Ramdohr): 1808 = *J. gibba* Vávra (1891).

Am 18. 8. 96 fand ich davon ein Stück am Ufer der Havel in der Nähe des Schützenhauses bei Werder. Am 15. 7. 97 stellte ich die Art für Treptow fest, und zwar aus einer Schlammprobe, welche Herr A. Protz im Oktober 1889 einem Graben bei der Späth'schen Baumschule entnommen hatte; es war ein noch nicht völlig erwachsenes Stück. Am 5. 8. 97 erbeutete ich 6 Stücke im Kremmener See in einer Tiefe von 2 Metern.

Das Tier ist weit verbreitet über Europa, doch gehört es in der Provinz Brandenburg, nach meinen Erfahrungen, sicher zu den selteneren Erscheinungen.

9. *Metacypris cordata* Brady and Rob. (1870) = *Met. cordata* Lienenklaus (1898) = *Met. cordata* Stenroos (1898).

Diese, von oben gesehen, im weiblichen Geschlechte vollkommen herzförmige Art wurde auf dem europäischen Festlande bisher nur in Süd-Hannover und Finnland gefunden. Ich erbeutete sie in diesem Jahre im Grunewaldsee (24. 6., 30. 6., 11. 7.) am Nord-, West- und Ostufer. Am 20. 7. 98 fand ich sie am Nordende der „Krummen Lanke“ (Grunewald) und am 23. 7. an der Nordost-Spitze des Schlachtensees; die wenigen Stücke, die ich fand, waren stets Weibchen. Am 5. 8. 98 erbeutete ich in der „Krummen Lanke“ auch eine Larve; sie war schon so weit entwickelt, dass ich sie sicher als *Met. cord.* erkennen konnte.

10. *Limnocythere relictata* (Lilljeborg): 1862 = *Limnocythere relictata* Kaufmann (1896).

Am 15. 4. 97 erbeutete ich von dieser höchst interessanten Art am sandigen, pflanzenreichen Nordwest-Ufer (bei Baumgartenbrück) des Schwielowsees in einer Tiefe von 0,75 m elf Stücke. Im April 1895 sammelte Herr A. Protz ein Stück dieser Art bei Grünau. Das Gewässer selber war auf dem Zettel des Sammelglases nicht angegeben; ich vermute aber, es war die Dahme (der „Lange See“). Dies letztere Stück bestimmte ich am 9. 5. 98.

Wahrscheinlich kommt diese *Limnocythere* an den verschiedensten Stellen des Spree- und Havelgebietes vor, gerade wie ihre nächsten Verwandten; sie will nur gesucht sein!

Meine Stücke stimmen sowohl in Form der Schale wie auch hinsichtlich der inneren Teile ganz mit der schweizerischen Form überein, wie diese so vorzüglich von Kaufmann („Die Schweiz. Cyth.“ 1896, Plat. XIV Fig. 53—64) abgebildet wurde.

Diese Spezies wurde bisher nur von Prof. Lilljeborg in Schweden (in der Nähe von Upsala) und von A. Kaufmann in der Schweiz (Genfer See) aufgefunden.

III. Cladocera.

11. *Bosmina coregoni* Lilljeborgi G. O. Sars (1862) = *Bosmina* Lilljeborgii G. O. Sars (1862) = *Bosm. rotunda* Schödler (1866).

Diese Form von *Bosm. coregoni* fand ich am 26. 7. 97 im Mohriner See (Neumark) limnetisch in einer Tiefe von 30—40 m; sie war dort nicht gerade häufig. Nach der Oberfläche zu näherten sich die Stücke mehr der typischen Form *Bosm. coregoni* Baird. Mit ihr zusammen fand ich die Form *Bosm. coregoni rotunda* Schödler vor.

Schon in der „Zeitschr. f. Fischerei“, 5. Jahrg. 3/4. Heft, habe ich *Bosm. rotunda* Schödler und *Bosm. Lilljeborgii* G. O. Sars zusammengezogen. Die Unterschiede zwischen beiden Formen sind eigentlich nur die, dass *Bosm. Lilljeborgii* eine scharfe hintere untere Schalenecke, die dazu noch ein klein wenig nach unten geneigt ist, besitzt; was bei *Bosm. rotunda* nicht der Fall ist, welche letztere hier vielmehr abgerundet ist. Nun wechselt diese hintere untere Schalenecke aber bezüglich der Form recht sehr; was man leicht beobachten kann, wenn man reichliches Material besitzt. Es gehen also beide Formen in einander und in *Bosm. coregoni* Baird über; mithin ist ihre Artberechtigung nicht aufrecht zu erhalten.

12. *Macrothrix serricaudata* Daday (1888).

Diese gute von Daday aufgestellte Species erbeutete ich am 24. 6. 98 das erstemal in unserer Provinz, und zwar an der von mir schon so oft genannten Brücke am Nordende des Grunewaldsees; es war ein Weibchen mit einem Ei im Brutraume. Am 30. 6. 98 erbeutete ich daselbst vier Weibchen, am 20. 7. 98 nochmals 2 Weibchen mit 4 und 6 Embryonen und zum letztenmale am 11. 8. 98 ein Weibchen mit 5 Eiern im Brutraume. Es ist die grösste europäische *Macrothrix*-Species, denn sie erreicht eine Länge von 1 mm. Diese Art wurde bis jetzt ausschliesslich in Ungarn gefunden, und zwar fand Daday nur Weibchen. Auch mir blieb das Männchen unbekannt.

13. *Streblocerus serricaudatus* (S. Fischer): 1849 = *Strebloc. serricaudatus* Hellich (1877) = *Strebloc. serricaudatus* Stingelin (1895).

Am 24. 6. 98 fand ich im Fenn am Nordende des Grunewaldsees von diesem kleinen *Lyncodaphniden* ein einziges Weibchen mit 2 Eiern im Brutraume; trotz emsigen Suchens erbeutete ich später an derselben Stelle nie wieder ein Stück.

14. *Alonopsis latissima* Kurz (1874) = *Alona angusticaudata* Hudendorff (1876) = *Alonopsis latissima* Stingelin (1895).

Am 30. 7. 97 konnte ich diese Art nach einem weiblichen Exemplare feststellen, welches mit anderen Entomostraken Dr. W. Weltner schon am 3. 8. 87 im Grunewald gesammelt hatte. Am 11. 8. 98 erbeutete ich das winzige Tierchen häufig an der Westseite der Brücke,

die am Nordende des Grunewaldsees über das Fenn zur militärischen Badeanstalt führt. Ich las aus meinem Materiale in kurzer Zeit 27 Stücke aus. Es waren alles Weibchen; 13 davon trugen je 2 Eier im Brutraume. Drei Stücke mass ich; sie waren im Mittel 0,46 mm lang und 0,34 mm hoch. Das Postabdomen war mit 10—11 Zähnen bewehrt. Die langen Tastantennen erreichen manchmal die Schnabelspitze, manchmal nicht. Am 19./8. 98 fand ich an derselben Stelle das Tier abermals häufig.

Dieser Linsenkrebs wurde bisher in Böhmen, Russland und in der Schweiz gefunden, aber stets nur in wenigen Stücken.

15. *Leydigia quadrangularis* (Leydig): 1860 = *Alona Leydigii* Schödler (1863) = *Leydigia quadrangularis* Kurz (1874).

Diesen Linsenkrebs konnte ich als einen Bewohner unserer Provinz zunächst im Entomotraken-Material des Müggelsees nachweisen, welches am 29. 1. 97 durch Prof. Frenzel gesammelt worden war, und zwar 600 m vom Ufer in einer Tiefe von 5,5—6,0 m. Am 15. 7. 97 fand ich dann das Tier in dem Materiale, welches schon im Oktober 1889 aus einem Graben bei Treptow (Späths Baumschule) von Herrn A. Protz gesammelt worden war.

16. *Alona coronata* Kurz (1874). Nur ein Weibchen erbeutete ich am 9. 7. 96 am Ausgange der Wublitz bei Werder a. H. Die seitliche zarte Schuppenleiste am Postabdomen war kaum zu erkennen.

17. *Alona falcata* G. O. Sars (1862) = *Harporhynchus falcatus* G. O. Sars (1862) = *Lynceus falcatus* Norm. and Brady (1867).

Am 23. 7. 98 fand ich davon am sandigen seichten Nordostufer des Schlachtensees (Grunewald) zwischen dichtem Pflanzenwuchs ein Weibchen mit 2 Eiern im Brutraume.

Das ovale Auge ist etwas kleiner als der fast viereckige Pigmentfleck. An der abgerundeten unteren hinteren Schalenecke stehen zwei Zahnchen, wovon das hintere das grössere ist. An der Spitze des Postabdomens stehen drei starke Dornen, wovon der dritte jedoch nur die halbe Grösse des zweiten besitzt; der erste ist noch um etwas grösser als der zweite. Hinter dem dritten Dorn folgen noch zwei sehr kleine Dörnchen, wovon das zweite — also vom grössten aus gezählt das fünfte — kaum noch zu bemerken ist. Am 5. 8. 98 fand ich ein Weibchen am sandigen Nordostufer der „Krummen Lanke“ (Grunewald).

18. *Pleuroxus personatus* (Leydig): 1860 = *Rhyphophilus personatus* Schödler (1863) = *Rhyphophilus glaber* Schödler (1863).

Wenn ich in meinem „Verzeichnis“ von 1893 auch schon *Pleuroxus glaber* als einen Bewohner der Provinz Brandenburg anführte, so hatte ich bis dahin doch noch nicht die typische Form, *Pleuroxus personatus*, aufgefunden. Die zuerst bekannt gewordene Form dieser Species muss ich hier also als neu für unsere Provinz anführen.

Ich fand die typische Form (*Pleuroxus personatus*) am 10. 7. 97 in den Torfgräben bei Alt-Friedland im Oderbruche, freilich nur die Chitinpanzer davon. Die Schale war sehr deutlich gegittert und trug an der hinteren unteren Schalenecke vier aufwärts gerichtete Zähne.

19. *Chydorus latus* G. O. Sars (1862) = *Chydorus latus* Stingelin (1895).

Am 27. 5. 98 erbeutete ich ein Stück (Weibchen) von dieser Art im Fenn am Grunewaldsee; es hatte zwei Eier im Brutraume. An derselben Stelle fing ich am 3. 6. 98 abermals ein Weibchen mit 2 Eiern im Brutraume. Später trockneten die Wasserlöcher aus.

Die Endkrallen des Postabdomens beider Stücke sind nicht glatt, sondern mit feinen Dörnchen versehen (gestrichelt). —

In meinem „Verzeichnis der lebenden Krebstiere der Provinz Brandenburg“ von 1893 führte ich 149 Arten von Entomostraken auf; heute zähle ich 225 Formen. Das ist ein Zuwachs von 76 Formen. Damals (1893) schrieb ich in der Einleitung zum „Verzeichnis“: „Dadurch (durch das planmässige Durchforschen des ganzen Gebietes) wird sicher die Artenzahl unserer Krebstiere noch um einige Dutzend vermehrt werden.“ Diesen Ausspruch halte ich auch noch heute, nachdem ich in den letzten fünf Jahren die Artenzahl um $6\frac{1}{2}$ Dutzend vermehrt habe, voll und ganz aufrecht.*) Ich habe in dieser Zeit den Reichtum unserer Gross- und Kleingewässer an Entomostraken erst wirklich genauer kennen gelernt.

Berlin, 17. August 1898.

Ein Ritterbauer in der Zauche.

Der östliche Teil der Zauche zwischen Potsdam und Treuenbrietzen hingestreckt, einst durch fremdherrliche Gebiete zu beiden Seiten eingefasst, hat merkbare Eigenart in Folge geringerer Berührung mit der andern Kurmark behalten und Erinnerung an diese Abgeschlossenheit bewahrt. Die geschichtlichen Ereignisse, welche die Landesgrenzen hinausrückten und statt der Brücke, die schnell gesperrt werden konnte, eine feste Verbindung zwischen beiden Teilen der Zauche schufen, sind der mündlichen Überlieferung entfallen. Aber die Orte Busendorf, Cleistow, Canin, welche auf dem ehemals sächsischen schmalen Landstrich liegen, der von Belzig her bis zum Schwielowsee in brandenburgisches Gebiet hineinragte, heissen heute nicht anders als die sächsischen Dörfer. Die Gegend um Blankensee heisst das Sächsische. Die südlich davon gelegenen Dörfer von Dobbrikow bis Pechüle im

*) Nach Niederschrift dieses Art. sammelte ich noch: (20.) *Candona acuminata* (Fischer) und (21.) *Candona cand. tumida* Br. and Norm.

Luckenwalder Kreise, die einst zu Kloster Zinna gehörten, nennt man allgemein „das Männekenland“, ohne zu ahnen, dass es Mönchenland bedeuten soll.

Unter den Bauern des Dorfes Zauchwitz, die äusserlich angesehen sich von einander nicht mehr unterscheiden, als Besitz an Acker, Vieh, Geld, Gut es bedingt, wird am Ort selbst der eine durch die eigene Benennung „Ritterbauer“ hervorgehoben. Ein zinnernes Weihgeschenk in der Zauchwitzer Kirche zeugt von mehr als zweihundertjähriger Ansässigkeit durch die Inschrift: „Marie Junckers Gurgen Randewigs Wittbe / Verehret Gott zu Ehren in unser Kirche / zwei gute Leuchter a. 1690“. Deutlicher aber reden sechs Lehenbriefe aus den Jahren 1536, 1571, 1599, 1646, 1689, 1713, die den Randewigs in Zauchwitz gegeben sind, obgleich sie die oben angeführte Benennung nicht erklären. In den Registern des Amtes Saarmund steht Randewig nur als Freibauer, und die Überlieferung giebt keine Auskunft über die einstige soziale Stellung, an die der Name Ritterbauer denken lässt.

In früher Zeit schon wird in dieser Gegend der Name Randewig urkundlich erwähnt, nämlich unter dem Kaufvertrag, den 1219 Kloster Lehnin wegen des Gutes Stangenhagen mit dem Inhaber, Ritter Ludolf und seiner Gemahlin Bia gegen eine Leibrente schloss. Abt Rudolf von Seiten des Klosters, Bederich, Graf von Belzig als Obmann und Grundbuchrichter, und Burchard von Brietzen, Ministeriale der Magdeburger Kirche, der als Besitzer schon 1216 vom Erzbischof Albrecht von Magdeburg die herrschaftliche Genehmigung eingeholt hatte, setzen die Bedingungen der Übergabe fest. Als Zeugen sind genannt Fridericus Golberghe, Rantwicus de beltitz, Fridericus de ploska, Johannes de lubaz, Wedegho de beltitz aliique plures milites et clientes (Riedel cod. dipt. A. X. 192 f. Ein Burgmann zu Belzig, möglicherweise im ritterlichen Gefolge des Grafen Bederich, so tritt uns Randewig entgegen. Deutlicher aber wird bei einem Abkömmling der Stand bezeichnet und damit auch für den Stammvater mehr gesichert. 1294 versprochen (Riedel l. c. 219.) die Grafen Burchard und Ulrich von Lindow für den dem Kloster zugefügten Schaden Ersatz samt ihren vier Rittern Otto filius Randewici, Degenhardus et Otto fratres dicti de Woluen et henricus de Ronis. Während drei Ritter einen Geschlechtsnamen tragen, ist des ersteren Familienzugehörigkeit scheinbar gar nicht ausgedrückt, sondern nur seine Person durch den zugefügten Namen seines Vaters festgestellt. Ob ihm sein ehrwürdiges Alter oder sein höherer Rang die erste Stelle unter den Rittern verschafft hat, ist nicht zu entscheiden. Aber so regelmässig tritt der bestimmende Zusatz auf, dazu noch in abgekürzter Form Randewici, dass er als Geschlechtsname angesprochen werden muss. Als Kloster Leitzkau 1297 an das Kloster U. l. Frauen zu Magdeburg Zehnt verkauft, ist nach Geistlichen vor einem andern

Ritter als Zeuge Otto randewici dictus de nova civitate Magdeburg genannt. Der Erzbischof Burchard verfügte 1301 über Güter, welche Johannes von Plothe abgetreten hat: sic contulimus Henningho de Bardeleue, Ottoni Randewici et Ottoni de Wulue militibus ad manus der Grafen Busso und Ulrich von Lindow (Riedel, A. XXIV, 341 b). Genau so würde in der Zauche die heutige Sprechweise ein Glied dieser Familie Otto Randewigs nennen. Lässt sich vermuten, dass der erste Randewig einen Lehenssitz in Belzig gehabt haben wird, so weisen spätere Nachrichten eine Begüterung in der Zauche nach. 1409 bestätigt Günther Randowich den Verkauf von 20 Scheffel Korn auf dem Hagen in Treuenbrietzen, den sein Untersasse aus dem Geschlechte der Krappe (dem Melanchthons Frau entstammte) mit der Elendengilde abgeschlossen hatte, entsagte seinen Rechten daran, die er von seinem Vater Fritze Radewich ererbt hatte, und liess sein Siegel anhängen. (Riedel A. IX, 399.) Ein Siegel hängt der Urkunde nicht an. 1439 setzte Friedrich der Junge der Erbaren Anna, unsers lieben getruwen Günther Randewigs Elichen Husfrowen auf Antrag zum Leibgedinge aus: in Treuenbrietzen insgesamt 1 Wspl. Roggen 1 Wspl. Hafer, in Zauchwitz auf verschiedenen Höfen, namentlich Melstorfs und Mulleks, dasselbe, dann in Stücken 1 Wspl. Roggen, und gab ihr zum Einweiser Hans von Thümen (Riedel A, IX, 416). Das sind also so viel wie vier ² 5 Wispel Hartkorn. Ein Leibgedingesbrief 1571 setzte der Erbaren Elisabeth von Thümen, Ludwigs von Uchteritz Hausfrau fünftehalb Wispel Kornhebungen halb Roggen, halb Gerste aus. Eine obrigkeitliche Stellung hatte Hans von Thümen in Brandenburg nicht, es drücken sich also in seiner Stellung als Vertrauensmann des Randewig und seiner Hausfrau nachbarliche Beziehungen aus. Da er in Blankensee gesessen war, wird Zauchwitz auch damals schon, wie sicher in späterer Zeit, Randewigs Familiensitz gewesen sein. Eine Gewissheit giebt es bis jetzt dafür nicht, da im Landbuch der Name Rantwich nur einmal als Vorbesitzers einer Rente im Dorfe Schönefeld bei Beelitz genannt ist (Ausc. von Fidicin S. 117), Aber das Schossregister 1481 meldet unter Zauchwitz: dar heth Randwig II huffen, geffen XI gr. to schatt (l. c. S. 313).

Welcher der vier Freihöfe, die im Landbuch in Zauchwitz aufgezählt sind, dürfte gemeint sein? Enderlin hatte vier Hufen, Korwitz zwei, Nickel Czuchwitz vier, filii Brandwichts habent VIII ad curiam, quos locaverunt. Zunächst scheidet das Lehnschulzengut, noch heute mit vier Hufen ausgestattet, aus, das damals Nickel Czuchwitz besessen haben dürfte, da Enderlin einem bekannten Adelsgeschlecht angehörte. Fidicin hat gemeint, dass das umfangreichste Lehen von 8 Hufen eingegangen ist, weil 1481 im Schossregister nur noch der Vierhüfner Erdmann Bade neben dem Zweihüfner aufgeführt ist. Mit dem Namen

Brantwichts hat er so wenig anzufangen gewusst, dass er ihn aus dem Personenverzeichnis fehlen liess. Im Dorfe Zauchwitz aber lassen sich sicher drei Herrschaften später noch nachweisen, nachdem das Amt Trebbin seine Rechte daran aus den Händen gegeben hatte. 1441 und 1486 (Riedel A. X, 188) besitzen die von Schönow Hans Heinickes Hof mit allem Recht, der von Korwitz in ihren Besitz übergegangen sein dürfte. 1469 wurde Erdmann Bade (Riedel A. XI, 401) mit der ganzen Herrschaft über Zauchwitz belehnt, wie sie dem Schlosse Trebbin gehörig war. 1472 finden wir „Bernndt Kerstiann anders genannt Laurentz“ (Riedel A. IX, 425) belehnt mit einem grossen Teile von Zauchwitz, wozu der Lehnschulze und der Hof Erdmann Bades gehört. Das dritte Lehen aber wird auch 1472 zu rechtem Mannlehen „Caspar Randouen“ gegeben, nämlich in Zauchwitz 1. von Thomas Muliche 15 Schffl. Roggen und andre Hebungen 2. von Urben Henning Zins etc. 3. von Hans Hennigke $7\frac{1}{2}$ Schffl. Roggen etc. 4. auf dem wüsten Hofe am Ende des Dorfs Hühner und das Herrengericht 5. Von Dagemann $7\frac{1}{2}$ Schffl. Roggen u. a. m. 6. auf dem andern wüsten Hof Hühner etc. 7. auf Gerigkes Hof Hühner und das Herrengericht. 8. von Claus Schultze $7\frac{1}{2}$ Schffl. Roggen etc. Zu Beelitz im Zoll jährlich $1\frac{1}{2}$ Schffl. Salz, zu Treuenbrietzen 20 Schffl. Roggen 14 Hafer und „vir heidehufen, die gehen von Ihnen zu Lehn“, zu Brackwitz die Sichter geben ihnen $\frac{1}{2}$ Wspl. Korn. Mit diesem Lehen ist in so auffallender Übereinstimmung das Mannlehen des Randewig von 1536, dass wir es für dasselbe halten müssen. Nicht nur dieselben Namen der Pflichtigen ausser Dagemann wiederholen sich, sondern deutlich heben die Kornrenten, welche gemäss den Ziffern des Landbuches die Abgaben einer Hufe erkennen lassen, fünf pflichtige Hufen heraus, so dass später nur eine Kossätenabgabe nicht mehr auftritt, die gleiche Menge Salz in Beelitz, die gleiche Menge Korn in Treuenbrietzen wird gewährt nebst der dortigen Liegenschaft, welche später nicht auf vier, sondern auf eine Hufe angegeben wird, doch mit einem Ausdrucke, der eine Mehrzahl erwarten lässt: „eine hayde huffen, die gehenn von Inen zu lehn“. Hatte Günther Randewig 1439 zu einer Leibrente in Stücken einen Wispel Roggen auszusetzen gehabt, so ist über den Verbleib 1472 eine Notiz gegeben. Ried. A. IX, 494. Bartholomeus Heinrichstorff Bürger zu Pelitz hat zu Stickaw XV scheffel rocken . . . und . . . IX scheffel rocken, als er das von caspar Radwig erkaufft, der es alsbald vorlassen hat. Dies alles fordert geradezu heraus zu einer andern Lesung des Namens Randouen und Brantwichts, so dass wir das eine Mal Caspar Randowig, das andere Mal die filii B. rantwichts als Inhaber der Güter zu erkennen hätten.

Nur ein Ritterlehen wird im Landbuch zwar nicht ausdrücklich genannt, aber durch den Umfang als solches gezeigt, die acht Hufen der Söhne Brantwichts. Die andern Freihöfe von vier und zwei Hufen sind

Knappenlehen gewesen. Treu hat die Ueberlieferung diese Sachlage bewahrt, indem sie nur einen den Ritterbauern nennt. Nur das Gehöft treffen wir anfänglich zur Verfügung des Besitzers, während die acht dazu gehörigen Hufen in Rentengüter verwandelt sind zu denselben Bedingungen, unter denen der Markgraf die Bauern in Zauchwitz angesiedelt hat. Ist im Landbuch noch das Eigentumsrecht deutlich gewahrt, so sind nach den späteren Lehenbriefen die Randewig für fünf Hufen in die Reihe der Hypothekengläubiger getreten ohne näheres Anrecht auf den Grund und Boden. Die Erbpacht, durch welche unter den Markgrafen das Lehen nur nutzbar gemacht werden sollte, entzog es allmählich dem Inhaber im Laufe der Jahre und stellte es den Kurfürsten wieder zu nach dem Rechte bauerlicher Besitzungen. Aus diesem Sachverhältnis erklärt sich, dass in den Briefen von eigenen Hufen gar keine Rede ist, auch nachdem die pachtfrei gewordenen wieder zum Hofe gezogen waren, während die acht Höfe, denen die Hufen anfänglich in Pacht gegeben waren, immer noch weiter aufgeführt werden. Nur das Schossregister hat die Nachricht bewahrt, dass 2 Hufen in Randewigs Besitz waren. Rechnen wir dazu die fünf pflichtigen Hufen der Lehenbriefe, so käme ein Ergebnis, das nicht mit den bisherigen Ausführungen und namentlich nicht mit der Annahme stimmt, dass der Besitz der Randewig schon im Landbuche mit acht Hufen erwähnt ist. Doch wie öfter, so hat auch hier das Schossregister keine ganz zuverlässige Angabe gemacht. In Wirklichkeit hat Randewig drei Freihufen und dazu bis auf die neuere Zeit die verbrieften Renten von mehreren Bauerhöfen in Zauchwitz besessen. Auch die letzte Beziehung zu dem grösseren Teil der ihm einst als freies Eigentum überwiesenen Hufen hat die inzwischen erfolgte Ablösung aller Reallasten aufgehoben.

Der Lehenbrief von 1536 folge als Beispiel der übrigen und zum Vergleich mit dem oben inhaltlich angegebenen von 1472, zumal er nicht bekannt sein dürfte. Interessant ist, dass wir durch den Brief von 1599 wieder nach Belzig geführt werden, wo der erste Randewig seinen Aufenthalt gehabt hat, indem die Lehen aufgetragen werden „Jürgen und Andreas . . . Witten Veits sehligen Sohne zu Belzigk.“ Mit Ausnahme der Namen sind alle gleichlautend.

Wir Joachim von gots Gnaden Marggraf zu Brandenburg . . . thun kundt öffentlich mit diesen unserm brieve vor uns unser erben und nachhomen und sonst vor Jedermanniglich, das wir Nach totlichem abgange unsers freundlichen lieben hern und vaters, des Churfürsten zu Brandenburg, seligen und loblichen gedechtniss unsern lieben getreuen Andreasn und Witten gebrudern denn Randewichen zu Czauchwitz und Iren manlichen leibs lehens erben Zurechtem manlehen und gesampter Handt gnediglichen geliehen haben, diese hernach geschriebene gütter Jerlich Zyns und Renthe Nemblich im dorff Czauchwitz auf Thomas

Mulicks haus 15 scheffel Roggen 12 Hafer 15 Gr. Zyns 2 Huner und den Zehendt Item Urban henecken giebt achthalb Sch. Roggen 6 Hafer achthalb Gr. Zyns und ein hun Item hans henecken gibt achthalb scheffel Roggen 6 Hafer achthalb Gr. Zyns und 1 hun, Item auf dem wusten haus aufm ende Im dorf zwanzig hünere Item auf dem andern wusten haus drey huner Zwolf pfennige und den fleischzehendt Item uf Jerckens hoff drey hünere zwolf pfennige den fleischzehendt und das hern gericht Item Klaus Schulthen hof gibt achthalben scheffel rogggen sechs scheffel haffern achthalbe groschen Zyns und ein hun Item zu Belitz Im Zolle alle Jar anderthalben scheffel saltz Item zu Treuen Briezen auf dem hagen Zwanzig scheffel rogggen vier Zehen scheffel haffern und eine hayde huffen, die gehen von Inen zu lehen Und wir leihen Inen und Iren menlichen leibs lehens erben solliche obgeschriebene lehen gutter Jerlich Zynss undt Renthe zu Rechten manlehen und gesampter Handt In massen das Georg Randewig Ir vater seliger von unsern hern und vater seligen und loblichen gedechtnis zu lehen empfangen und besessen hat etc. gebenn Zu Koln an der Sprewe ähm Mittwoch nach Jacobi unsers hern geburt Im funfzehen hundertsten und sechsunddreissigsten Jare.

P. Schmidt.

Kleine Mitteilungen.

Der Burgwall bei Kliestow unweit Trebbin, Kreis Teltow, wurde, wie ich zur Ergänzung der Angaben des Herrn W. von Schulenburg in der Brandenburgia VI, 143 bemerke, seitens der Pflugschaft des Märkischen Provinzial-Museums am 3. Juli 1892 untersucht.*) Es ist eine echte wendische Sumpfburganlage, die jetzt noch einen grossen Teil des Jahres hindurch wegen der umgebenden morastigen Wiesen unnahbar erscheint. Die lebhaft fliessende Nuthe bespült ihn an der westlichen Seite. In unserm amtlichen Bericht heisst es u. A.: Von der Vorstadt Trebbins aus wurde unter Benutzung der überaus grossen Dürre die sonst schwierige Wanderung durch das Moorgelände der Nutheniederungs-Wiesen nach dem Burgwall von Kliestow unternommen.

Derselbe liegt einsam und malerisch in der weiten Fläche zwischen der Alten und Neuen Nuthe. Er hat einen Umfang von vielleicht 200 Schritt und an den höchsten Stellen etwa 4 m oder etwas darüber Erhebung. Nach der Aufschüttung, die wahrscheinlich auf hölzernen Rosten liegt, wie der Burgwall bei Zossen und andere in ähnlichen Örtlichkeiten aufgeworfene Sumpfburgen, scheinen nur Zickzackwege durch ein morastiges Dickicht.

*) Vgl. die Mitt. des Herrn Provinzial-Konservators Bluth, Brandenburgia V, S. 508.

das aus Erlen und Weiden bestehend den Wall versteckte, geführt zu haben. Dornestrüpp deutet darauf hin, dass er mit einem dichten Hag, vielleicht in der Ausstattung eines Gebückes, bestanden und dadurch besonders wehrhaft war, denn ein solches dorniges Gebücker ist selbst laublos und zur Winterszeit undurchdringlich.

Unsere Nachgrabungen ergaben eine Reihe der charakteristischen spätwendischen Gefässscherben aus schwärzlichem, unansehnlichem und verhältnismässig dickwandigem, wenig festgebranntem Thon mit Wellen- und Dupfen-Verzierung etc., ferner gespaltene Markknochen sowie durch fortgesetztes Feuer geplatze kohlungeschwärzte Findlingssteine, welche zu Herden, Brandstellen etc. benutzt sein mögen.

Auch die typischen, von mir sogenannten Burgwall-Schnecken als *Helix hortensis* Müller (mit weissem Mundsäum) und *Helix fruticum* Müller, sowie *Helix arbustorum* L. fehlten nicht, teils in der Burgwallerde, teils noch lebend im Grase und Gesträuch. Es wurde auch die Gegenprobe gemacht und auf das Sorgfältigste nach *Helix nemoralis* L. (mit braunem Mundsäum) und auf unsere grösste Schnecke *Helix pomatia* L. gefahndet. Von diesen Schnecken, die ich für unsere Mark Brandenburg beide schon vor Jahren als künstlich eingeführt erklärt habe (*H. nemoralis* durch Zufall bei Einführung fremder Gewächse; *H. pomatia* als Fastenspeise durch die katholische Geistlichkeit) fanden sich, wie zu erwarten, absolut keine Spuren vor.

Innerhalb des Walles nach NO. zu ergab sich unter der Oberfläche eine offenbar zur Abdichtung gegen Grundwasser aufgetragene fette Thonschicht. Dieselbe war durch wiederholte Feuersbrünste zum Teil hart und rötlich gebrannt. In der Nähe förmliche Setzungen von im Feuer gewesenen Feldsteinen mit Aschen- und Holzkohlenhaufen. Die Knochen dürften sich zum Teil auf eine kleine Kümerrasse, das Torfschwein, *Sus scrofa* var. *palustris*, beziehen, das von den Wenden als Haustier gehalten, aber nicht gerade günstig entwickelt worden ist, sodass Professor A. Nehring zweifellos recht hat, wenn er diese Form, die auch in den keltischen und germanischen Pfahlbauten vorkommt, als eine verkommene domestizierte Rasse bezeichnet.

F. Friedel.

Der preussische Landeshorizont und die Höhenlage von Berlin.

An der Sternwarte am Enckeplatz in Berlin ist eine Marke angebracht, die für alle Höhenmessungen im preussischen Staate von grösster Bedeutung ist. Diese Marke befindet sich 37 Meter über dem Normalnullpunkt, auf welchen sich alle Höhenermittelungen und staatlich angeordneten Nivellements zu beziehen haben. Der Normalnullpunkt selbst liegt in der Erde versenkt und befindet sich nach den geodätischen Feststellungen 3,513 Meter über dem Nullpunkt des Pegels zu Neufahrwasser und etwa 30 Millimeter über dem Pegel von Amsterdam. Die durch den Normalnullpunkt hindurchgehende Niveaufläche bildet den preussischen Landeshorizont und kann als ideelle Meeresfläche angesehen werden. Die 37 Meter höher angebrachte Marke, die den Normalhöhenpunkt für das Königreich Preussen

bezeichnet, ist von der trigonometrischen Abteilung der Landesaufnahme an dem Nordpfeiler der Sternwarte in monumentaler Weise angebracht. Der Punkt ist durch den Nullstrich einer 20 Centimeterskala aus Emailleglas am Kopfe eines in den Pfeiler eingemauerten Syenitbalkens bezeichnet; die Skala ist für gewöhnlich durch eine Bronzethür gegen aussen abgeschlossen.

Die Höhenangaben einzelner Punkte, die sich als Nivellementsergebnisse darstellen, bezeichnen die Zahl der Meter über dem Normalnullpunkt, der sich also 37 Meter unter dem Normalhöhenpunkt an der Sternwarte befindet, Uns interessieren folgende Höhenpunkte Berlins. Die östliche Ecke des Friedrichshains befindet sich 49.764 Meter über dem Normalnullpunkt, den wir bereits als den preussischen Landeshorizont bezeichnet haben. Die Frankfurter Allee liegt 37.065 Meter, das Steuergebäude am Rollkrüge bei Rixdorf 36.827, das Steuergebäude am Kreuzberge 53.243 Meter über Normalnull. Die Nordseite des grossen Sterns im Tiergarten befindet sich 33.801, die Marienkirche (Westseite) 35.693, der Humboldthain (an der Nordseite der Grenzstrasse 45.700, die Stralsunderstrasse (östliche Ecke der Promenade) 46.702, die Gasanstalt an der Danzigerstrasse 44.908 über Normalnull. Der niedrigste Punkt Berlins befindet sich bei Schloss Bellevue (33.081), der höchste, abgesehen vom Kreuzberg selbst, am Steuergebäude auf dem Kreuzberg, das, wie bereits bemerkt, 53.243 Meter über Normalnull liegt. Der grösste Höhenunterschied in Berlin beträgt mithin nur 20.162 Meter.

Wir lassen hier noch einige Höhenangaben aus der Umgebung Berlins und aus der Provinz folgen: Weissensee (Gasthof zum alten Meilenstein) 59.157, Hoppegarten (Schule) 51.148, Herzfelde (Post) 51.695, Charlottenburg (königliches Schloss) 35.136, Spandau (Amtsgericht) 35.154, Wannsee (Bahnhof) 41.705, Eberswalde (Bahnhof) 23.297, Chorin (Bahnhof) 53.003 Meter über Normalnull. Aus „Nivellementsergebnisse in Brandenburg“ 1898 (E. S. Mittler & Sohn, Verlag, Berlin.)

Armenius, nicht Arminius. Wie hiess der „Befreier Deutschlands“? *Liberator haud dubie Germaniae* — diese ehrende Bezeichnung erhält bei dem römischen Geschichtsschreiber Tacitus der Mann, den wir nach der Überlieferung des Altertums Arminius zu nennen pflegen. Was dieser Name eigentlich bedeute, darüber herrscht bei den Gelehrten keine Einigkeit; nur darüber ist kein Zweifel mehr, dass er mit dem deutschen Hermann nichts zu thun hat. Da Arminius nach dem Zeugnis des Vellejus Paterculus der ihn persönlich gekannt zu haben scheint, römisches Bürgerrecht und römischen Ritterrang besass, so hat man neuerdings in seinem Namen den der römischen gens Arminia zu erkennen geglaubt, den er durch Adoption zugleich mit seinem Rittertitel erhalten habe. Gegen diese Annahme hat sich E. Hübner mit Recht erklärt; er selbst behauptet, dass Arminius der vielleicht aus dem einheimischen Namen willkürlich zurechtgemachte Beiname des Cheruskerfürsten war. Man hat nun Arminius aus dem Deutschen zu erklären versucht: *Ar-meini* „Adlergesinnt“, *Ermin* Kurz-

name für Erminomerus, Herminmer, aber alle diese Deutungen konnten vor der Kritik bisher nicht wohl bestehen. Es ist kein Wunder, dass diese Erklärungsversuche gescheitert sind, da sie von einer höchst wahrscheinlich unrichtigen Namensform ausgingen. Durch die heutzutage vielfach als kleinlich bespöttelte philologische Kritik ist auf Grund genauer Erforschung massgebender Handschriften erwiesen, dass die Form Armenius mindestens gleichberechtigt neben Arminius steht. Man wusste bereits, dass Strabo (dieser zweimal) und Cassius Dio den Helden Ἀρμίνιος nennen —, bei Tacitus in den Annalen schwankt die Form: an drei Stellen (I 55. II 88. XI 10) bietet die beste Überlieferung Armenius; Vellejus Patereulus kommt bei seiner unsicheren handschriftlichen Grundlage für orthographische Fragen nicht in Betracht, was umsomehr zu bedauern ist, als dieser Schriftsteller, wie oben bemerkt, dem Befreier Deutschlands zeitlich und persönlich am nächsten gestanden hat. Dafür entschädigt uns der unter Domitian lebende Offizier Julius Frontinus, der in seiner Sammlung von Kriegslisten eine solche des Armenius zu berichten weiss, und der aus älteren Quellen schöpfende Rhetor Florus zur Zeit Hadrians, in dessen Text der neueste Herausgeber nach den besten Handschriften die Form mit e wiederhergestellt hat. Jeder neue Deutungsversuch wird also von dieser gutüberlieferten Form ausgehen, mindestens sie berücksichtigen müssen.

Mitgeteilt durch den Verfasser Herrn Professor Dr. Georg Knaack in Stettin aus der Zeitschrift „Die Umschau“ Jahrgang II Nr. 31 Frkf. a. M., 30. Juli 1898. Wir benutzen gern die Gelegenheit, auf diese vielseitige, nur wissenschaftlich Gediegenes bietende Zeitschrift auch unsern Leserkreis aufmerksam zu machen, da in den einzelnen Nummern die Heimatkunde recht oft behandelt wird.

E. Fr.

Kläterpot. Fräulein Anna Butzke aus Westpreussen, deren Angaben über den Kläterpot der Kinder daselbst ich bereits mitgeteilt habe, hatte die Güte, mir nachträglich, dank freundlicher Vermittlung der Frau Ökonome-rat Aly, Kräuter zu übersenden, die ich, abwesend von Berlin, erst sehr viel später vor Augen bekam. Es waren mehrere Stauden des *Alectorolophus* Rehb. und zwar soweit ich ersah, *Alectorolophus minor*, der kleine Klappertopf. Frau Aly bemerkte brieflich, dass in Aschersleben bei Ferdinandshof in Vorpommern, von wo die Kräuter herstammten, das Kraut dort „allgemein Klötertop, im Volksmunde Kläterpot genannt“ werde. „Die Pflanze ist ein Feind des Landmanns, wächst im Getreide und Wiesen als Unkraut und entwertet es vollständig, wo sie in Menge wächst. Der Same, schwarze Körner, klappert in der Hülse, daher wohl der Name.“ Es handelt sich also um dasselbe Kraut wie in der Mark. Auch Carus Sterne bemerkt in seinen „Sommerblumen“ (1884, S. 274), „dass der Klappertopf (*Rhinanthus minor* und *major* Ehrh.) in Norddeutschland auch Kläterjochen“ genannt werde. Bdbg. 1896, S. 184 und 1898, S. 166.

W. v. Schulenburg.

Bücherschau.

P. Ascherson und P. Graebener. Flora des nordostdeutschen Flachlandes (ausser Ostpreussen). Berlin, Verlag von Gebrüder Bornträger, 1898.

Diese Publikation, von der die erste, etwa bis zur Hälfte der Cyperaceen reichende Lieferung soeben erschienen ist, darf als zweite Auflage von Professor Aschersons rühmlichst bekannter Flora der Provinz Brandenburg gelten.

Jemehr unsre lieben einheimischen Pflanzen in Wald und Busch sich mindern, um so stärker scheint die Neigung, sich mit ihrem Studium litterarisch zu beschäftigen, zuzunehmen. Vorliegende Flora dürfte hauptsächlich dem Bedürfnis entsprossen sein, in Erwägung fortwährend sich ändernder Terrainverhältnisse und daraus resultierender Verschiebungen von deren vegetativer Decke, ein der Jetztzeit vollkommen entsprechendes Inventar des heimischen Pflanzenbestandes zu geben, indem man dabei weit über bisher innegehaltene Grenzlinien hinausgreift. Mecklenburg und Pommern, Posen und Westpreussen sind es insbesondere, die dergestalt Berücksichtigung finden mussten.

Soweit unser Wissen von der Entstehungsgeschichte dieses Buches reicht, hat der strebsame Dr. Paul Graebener, bekannt durch sein gründliches Studium unserer Heideformation die zur Herstellung erforderliche mehr konkrete Arbeit grossenteils allein übernommen, Professor Ascherson dagegen als Äquivalent seine gereifte, nicht hoch genug anzuschlagende Erfahrung in weitgreifendem Maasse geltend gemacht.

Beide Autoren wollen es sich nicht versagen, der Modernität des fin de siècle entsprechend, viel bisher in der Floristik Althergebrachtes über Bord zu werfen. So haben sie auf Standorte, Autor- und Findernamen und Synonymie weniger Wert, als sonst üblich, gelegt, so die Klarstellung der Species durch Schaffen des Begriffs von Gesamt- und Unterart in ein abweichendes Licht gerückt. Die Pflanzenfamilien gehorchen hier einer anderen Marschordnung als der uns bisher vertrauten Jussieu-Decandolleschen. Nach zwei oder drei Lustren wird auch jene wieder gewechselt haben.

Hinsichtlich der Nomenklatur walten im Texte allermodernste Bestrebungen vor. Vielen mag dies gefallen, anderen vielleicht nicht. Beispielsweise werden Benennungen wie *Larix Larix* und *Scolopendrium Scolopendrium* nicht nach jedermanns Geschmack und *Thya* statt des allgemein mundgerechten wohlklingenden *Thuya**) schwerlich der Einbürgerung sicher sein;

*) Man pflegt sonst Bücheranzeigen nicht mit Fussnoten zu belasten, mir jedoch sei eine solche hier ausnahmsweis gestattet und zwar im Interesse unserer baumfreundlichen Heimatskundigen. Wenn loco citato pag. 41 gesagt wird, *Thya occidentalis* oder meinetwegen *Thya occidentalis*, finde sich besonders auf Friedhöfen als Symbol der Unsterblichkeit und als Ersatz für die klassische Cypresse angepflanzt, so bedarf dieser Satz, meines Wissens, einer Einschränkung. Der Lebensbaum, wenigstens der Berliner Kirchhöfe ist der Gesamtheit nach, immer *Thuya orientalis*, also nicht der amerikanische, sondern der morgenländische. Sein auch im Winter frischeres Grün und der praktische Vorzug, dass Leidtragende gerade ihn stets

doch solche sprachliche sacrificj dell'intelletto fordert ja jetzt die wissenschaftliche Zeitströmung unerbittlich auf den verschiedensten Gebieten.

Ich bitte beide Herren Autoren, meine werten Freunde, ob der Freimütigkeit dieser meiner Äusserungen recht sehr um Verzeihung; dagegen kann ich ihre vollendete Sachkenntnis und die Gewissenhaftigkeit ihrer das Werk vorbereitenden Studien nur in hohem Grade rühmend anerkennen und eher noch die Gewissheit als die Hoffnung aussprechen, letzteres werde sich nach seiner Vollendung als ein wahrhaft mustergültiges bewähren. Mit den wünschenswertesten Vorzügen ausgestattet, erweist sich diese Ascherson-Graebenersche Flora als ein ebensowohl wissenschaftlich hochstehendes wie auch praktisch allen Anforderungen gerecht werdendes Buch, ausserdem aber auch als eine neue, überaus wertvolle Bereicherung zumal Brandenburgischer Heimatkunde. Allen Freunden dessen, was auf unserem Sande, unter unseren Fichten an ureigenem Grün noch übrig geblieben ist, darf es als eine hochwillkommene Gabe eindringlichst empfohlen sein.

Das Werk erscheint in ca. vier, kurz auf einander folgenden Lieferungen von je zehn Druckbogen. Der Subscriptionspreis des Bogens beträgt 30 Pf. Nach Ausgabe der letzten Lieferung wird der Preis für das vollständige Werk erhöht.

Carl Bolle.

in Töpfen kultiviert, also des Verpflanzens gewärtig, verkäuflich vorfinden, mag Ursache so allgemeiner Bevorzugung sein. Auf Dörfern, überhaupt in nicht unmittelbarer Stadtnähe, waltet allerdings die überseeische Species vor. Dieselbe ist härter und erreicht grössere Höhe, aber gegen sie spricht das zur Winterzeit düster braungrüne Colorit der Benadelung. Dies zur Kenntnisnahme vielleicht Vieler.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

sen-

Frei-

egen

das

und

sich

den

son-

wie

dem

len-

nde,

f es

den

rens

das

mag

ttel-

arter

aun-

der



Alle Rechte vorbehalten

Altarbild in der Heilandskirche, Berlin
Nach Gabriel Max

7

W

ih
m
ne
so
E
be
de
zu
la
w
ge
di

v.
ho
10
hä
„J
B
H
un

lie
W
ni
er
w
au
Ä

7. (5. ausserordentl.) Versammlung des VII. Vereinsjahres.

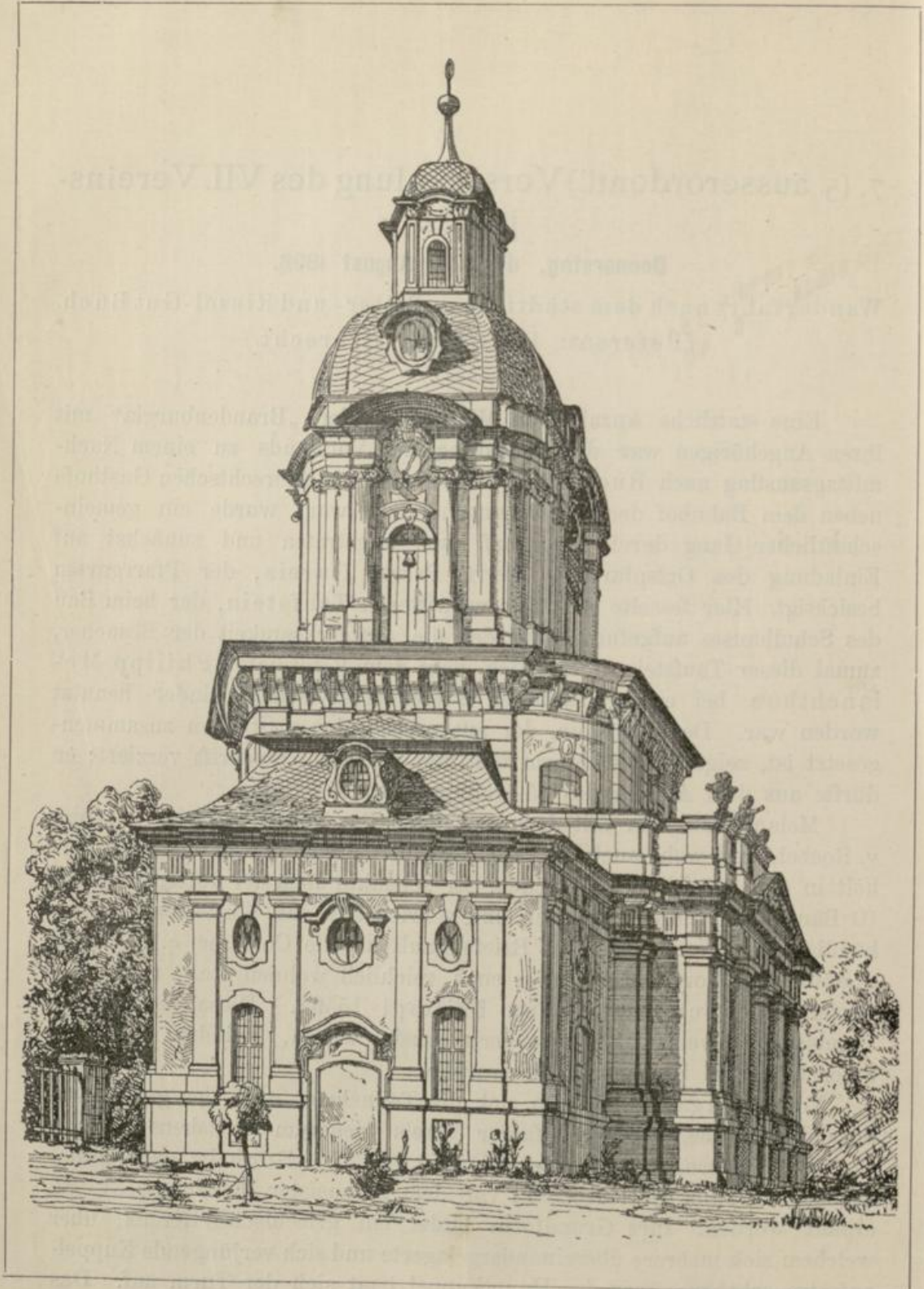
Donnerstag, den 25. August 1898.

Wanderfahrt nach dem städtischen Ritter- und Riesel-Gut Buch.
(Referent: Dr. Gustav Albrecht.)

Eine stattliche Anzahl von Mitgliedern der „Brandenburgia“ mit ihren Angehörigen war der Einladung des Vorstands zu einem Nachmittagsausflug nach Buch gefolgt. Nachdem im Albrechtschen Gasthofe neben dem Bahnhof der Kaffee eingenommen war, wurde ein gemeinschaftlicher Gang durch das Dorf Buch angetreten und zunächst auf Einladung des Ortspfarrers, Herrn Pastor Gareis, der Pfarrgarten besichtigt. Hier fesselte ein alter verwitterter Taufstein, der beim Bau des Schulhauses aufgefunden wurde, die Aufmerksamkeit der Besucher, zumal dieser Taufstein vermutlich von dem Reformator Philipp Melanchthon bei einem Taufakte zweier Roebelschen Kinder benutzt worden war. Der Taufstein, der aus verschiedenen Stücken zusammengesetzt ist, zeigt die Kelchform und war mit einer Inschrift verziert; er dürfte aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts stammen.

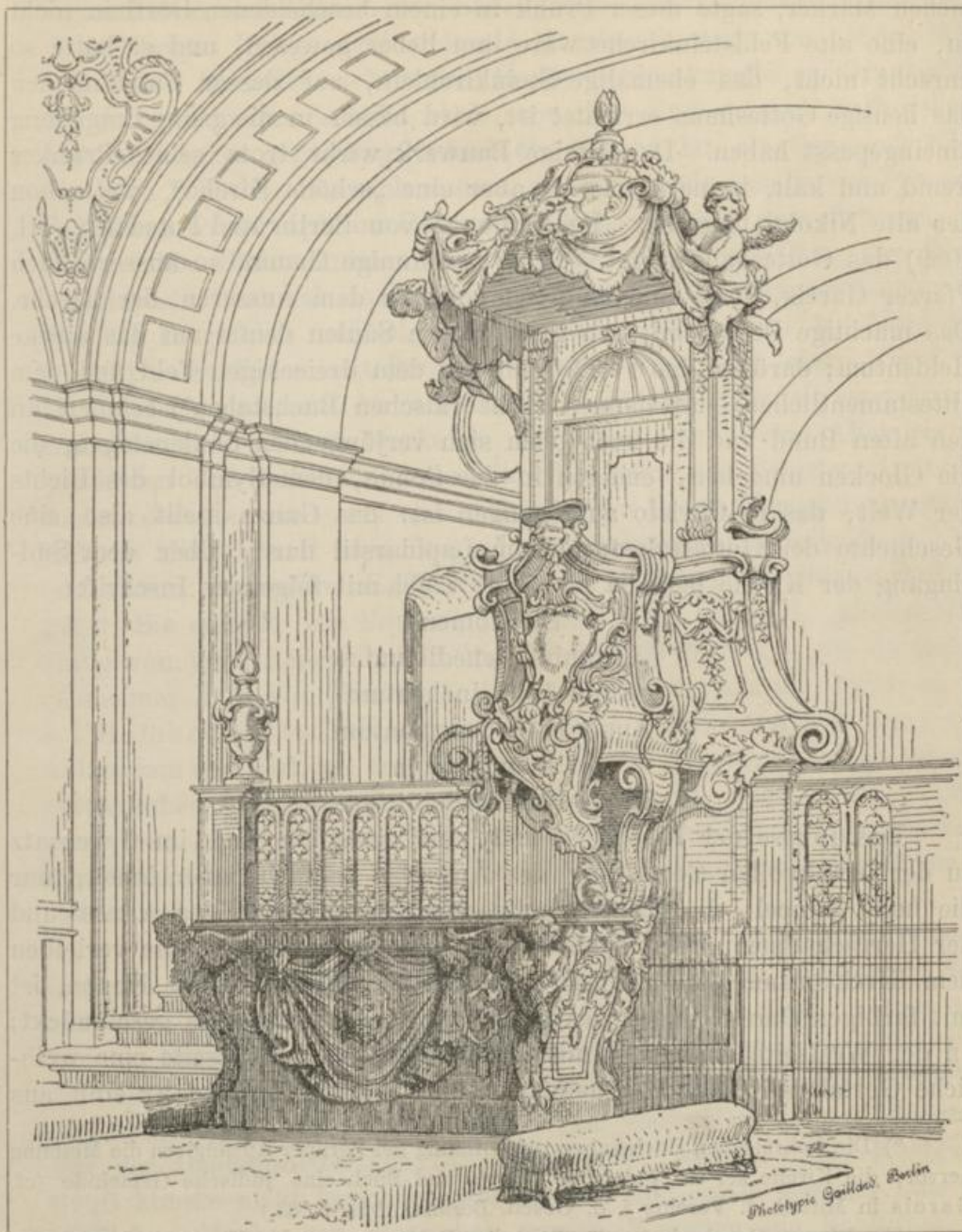
Melanchthon war mit dem damaligen Besitzer von Buch, Joachim v. Roebel, und wohl auch mit dem Pfarrer befreundet und weilte wiederholt in dem märkischen Dörfchen. Er schenkte auch der dortigen Kirche 10 Bände von Luthers Werken und schrieb auf das Vorderblatt eigenhändig einen Vers aus dem Briefe Pauli an die Colosser c. 3 v. 16: „Lasset das Wort Christi unter euch reichlich wohnen etc.“ nebst der Bemerkung „Scriptum manu Philippi 1559“. Diese interessante Handschrift, welche den Besuchern gezeigt wurde, befindet sich jetzt unter Glas und Rahmen im Pfarrarchiv.

Vom Pfarrgarten begaben sich die Teilnehmer nach der gegenüberliegenden Kirche, wo Herr Pfarrer Gareis wiederum in liebenswürdiger Weise die Führung übernahm. Die Kirche von Buch ist nach italienischem Vorbilde in Roccocostil von dem Baumeister Dietrichs 1731—36 erbaut worden. Ihre Grundform bildet ein griechisches Kreuz, über welchem sich mehrere übereinandergelagerte und sich verjüngende Kuppelaufsätze erheben; über der Hauptkuppel baut sich der Turm auf. Das Äussere der Kirche zeigt eine reiche Säulen- und Pilaster-Architektur,



Kirche zu Buch.

teils aus Sandstein, teils aus verputzten Ziegeln, und übt im Verein mit den Kuppelbauten, den Statuen auf den Attiken und den durch rote Holzverschalung ausgefüllten Zwischenflächen des Turmes einen ganz



Altar und Kanzel in der Kirche zu Buch.

stattlichen und prächtigen Eindruck auf den Beschauer aus. Ob man allerdings beim Anblick des Bucher Gotteshauses an die Peterskirche in Rom erinnert wird, wie weitgereiste Leute dem Pfarrer versichert haben, dürfte dahingestellt bleiben, Theod. Fontane war jedenfalls nicht

dieser Ansicht, als er die Kirche in Buch mit drei übereinandergestellten Gartenpavillons und ihren Turm mit einer Butterglocke verglich (Wanderungen durch die Mark. 1892, IV, 170). Ihm, dem schlichten, einfachen Märker, sagte dieser Prunk in einem bescheidenen Dörflein nicht zu, eine alte Feldsteinkirche wäre ihm lieber gewesen, und er hatte so unrecht nicht, das ehemalige Steinkirchlein, auf dessen Fundamenten das heutige Gotteshaus errichtet ist, wird besser in die ganze Umgebung hineingepasst haben. Das jetzige Bauwerk wirkt trotz seines Prunkes fremd und kalt, immerhin ist es aber eine „schöne Kirche“, wie schon der alte Nikolai in seiner „Beschreibung von Berlin und Potsdam“ (III, 1089) das Gotteshaus nennt. „Für das sinnige Gemüt, so äusserte sich Pfarrer Gareis, liegt eine tiefe Symbolik in dem Äusseren der Kirche. Das mächtige Portal mit den griechischen Säulen deutet auf das antike Heidentum; darüber das Vestibulum mit dem dreieckigen Feld und dem alttestamentlichen Gottesnamen in hebräischen Buchstaben*) erinnert an den alten Bund und die nach oben sich verjüngenden Säulenetagen, die die Glocken umgeben, endigen in der Sonne, dem Symbol des Lichts der Welt, das in Christo aufgegangen ist: das Ganze stellt also eine Geschichte der Gotteserkenntnis im Lapidarstil dar.“ Über dem Südeingang der Kirche befindet sich eine Tafel mit folgender Inschrift:

Sit Nomen
 Domini Benedictum.
 Anno 1731 inchoatum
 Anno 1736 consumatum
 et inauguratum
 Anno 1891 restauratum.

Das Innere der Kirche ist hell und geräumig und im Gegensatz zu der prunkvollen Gestaltung des Äusseren einfach zu nehmen, nur die hohe Kuppel, die Eichenschnitzereien der Kanzel, des Altars und der Herrschaftsempore und ein Marmorepitaph an der Ostseite verleihen dem Kirchenraum eine gewisse feierliche Vornehmheit. Die Kuppel ist mit farbigen Darstellungen des alten und neuen Testaments geschmückt: an der Westseite ein Moses mit Gesetztafeln, an der Ostseite eine weibliche Gestalt mit dem Evangelienbuch**). Kanzel und Altar sind aus

*) Die hebräischen Buchstaben rufen häufig bei Berliner Ausflüglern die Meinung hervor, die Kirche sei ein jüdischer Tempel und Buch eine jüdische Gemeinde (cf. Gareis in Mitteil. d. Vereins f. d. Gesch. Berlins, 1894, S. 68.)

***) Pfarrer Gareis hat anlässlich der Restaurierung der Kirche i. J. 1891 Gelegenheit genommen, sowohl die falsche Schreibart des IX. und X. Gebots auf den Gesetzestafeln richtig stellen, als auch das Buch auf dem andern Gemälde mit der Bezeichnung „Evangelium“ versehen zu lassen. Veranlassung zu der letzteren Änderung gab ihm die irrtümliche Auffassung der weiblichen Gestalt, welche vielfach, so auch von Fontane (a. a. O.), als büssende Magdalena angesehen wurde, während sie eine Personification des Evangeliums ist.

Eichenholz gefertigt und weisen reiche Schnitzereien auf; letzterer hat die Gestalt eines antiken Sarkophags mit einer Darstellung des Christuskopfes vom Schweisstuche der heiligen Veronika. An einer Seite des Altars finden sich Spuren von Säbelhieben, ein Andenken, welches im siebenjährigen Kriege durchziehende Kosaken hinterlassen haben. Altar und Kanzel befanden sich vorher in der Schlosskapelle zu Oranienburg und dann in Französisch-Buchholz, von dort sind sie nach Buch gelangt. Die der Kanzel gegenüber befindliche Orgel ist ein Geschenk König Friedrich Wilhelms II., nach andern der Prinzessin Amalie von Preussen. Das Marmorepitaph im Osträume der Kirche ist dem Erbauer derselben, dem Staatsminister von Viereck gewidmet. Das von Glume herrührende Denkmal ist im Geschmack des 18. Jahrhunderts ungemein prächtig ausgeführt und zeigt auf der einen Seite neben der Grabschrift den Gott des Todes mit Stundenglas und Sense und einen Engel mit der Friedenspalme, auf der andern eine weibliche Figur mit einer Leuchte und einer zerbrochenen Maske in der Hand, wohl eine Allegorie der durch den Tod enthüllten Wahrheit. Die Büste des Ministers krönt das Ganze, darunter sind sein und seiner beiden Frauen Wappen angebracht und die Mitte nimmt eine langatmige lateinische Grabschrift in Goldbuchstaben ein, welche die Verdienste des Ministers um Staat und Kirche feiert. Sie enthält, wie Fontane (a. a. O. S. 175) bemerkt, „keinen Nachklang von jener Reprimande König Friedrich Wilhelms I., die da lautete: „Geheimer Rath von Viereck soll sich meritiret machen, nicht zu viel à l'Hombre spielen, diligent und prompt in seiner Arbeit sein, nicht so langsam und faul, wie er bisher gewesen.“ — „Der Unterschied zwischen preussischen Kabinetsordres und Grabschriften“, fügt Fontane hinzu, „war immer gross“. Der Ostraum enthält weiter keine Grabdenkmäler, nur Glaskästen mit den Orden verstorbener Krieger und eine Kopie der Rubens'schen Auferweckung des Lazarus.

Unter dem östlichen Flügel der Kirche liegt das Grabgewölbe der früheren Gutsherrschaft, welches in zwei getrennten Räumen 22 Särge mit mumifizierten Leichen enthält. In der hinteren Grabkammer steht nur ein Sarg mit der Mumie des Generals Bernhard von Pöllnitz, in der vorderen befinden sich links vierzehn Särge der Familie von Viereck, rechts sieben Särge der Familie von Voss. Der zuletzt Beigesetzte war der Staatsminister Otto Karl von Voss, welcher 1823 starb. Die Gruft konnte nicht besichtigt werden, da der letzte Besitzer aus dem gräflichen Hause von Voss bei seinem Wegzuge die Schlüssel mitgenommen hatte; die Teilnehmer der Wanderfahrt konnten daher nur durch die kleinen Luken in das Innere des Gewölbes blicken, wo die in drei Reihen übereinanderstehenden Särge sichtbar sind. (Eine Schilderung der Grabkammer findet sich bei Fontane a. a. O. S. 171 ff.) Die seit Mitte dieses Jahrhunderts verstorbenen Mitglieder der Familie

von Voss sind in einem Erbbegräbnis auf dem kleinen Friedhof bei der Kirche beigesetzt, eine Angehörige der Familie, die bekannte Julie v. Voss Gräfin von Ingenheim, ist vor dem Altar in der Kirche bestattet, wo sich bis 1891 eine kleine Vertiefung im Fussboden befand, seit der Restauration der Kirche ist diese Einsenkung aber verschwunden. (Über Julie v. Voss vgl. den nachfolgenden Vortrag).

Aus dem Nordportal der Kirche gelangten die Teilnehmer in den schönen Gutspark und begaben sich zuerst nach dem Herrenhause, welches seit dem Wegzuge der gräflichen Familie mit seinen leeren

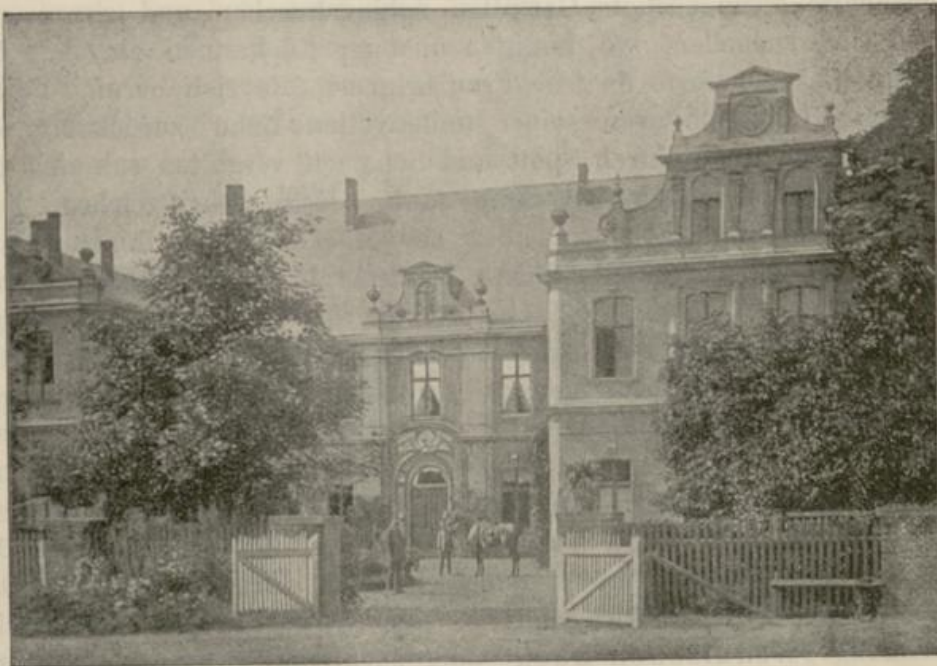


Vorder-Ansicht des Schlosses Buch.

Zimmern still und öde daliegt; das Gebäude wurde deshalb nur von aussen in Augenschein genommen.

„Das Schloss zu Buch, sagt Fontane (a. a. O. S. 170), ist ein Flügelbau von jener einfachen Art, wie das vorige Jahrhundert ihrer so viele auf unsern märkischen Rittergütern entstehen sah. Sie haben einen gemeinsamen Familienzug und wenn sich das vor uns liegende Schloss von ähnlichen Bauten unterscheidet, so ist es durch nichts als durch eine noch grössere Einfachheit. Aller Schmuck scheint geflissentlich vermieden. Keine Säulen, kein Fries, kein Fenstersims; nicht Turm, nicht Erker, ja selbst die Rampe fehlt, die sonst wohl den Eindruck der Stattlichkeit schafft oder steigert. Ein Paar Arabesken schnörkeln sich um die Thür und ein halbes Dutzend Orangenbäume fassen den

Kiesplatz ein. Alles schlicht, und doch hat man das bestimmte Gefühl, dass hier Reichtum und Vornehmheit ihre Stätte haben. Das Haus gleicht einem einfachen Kleid, einfach und altmodisch, aber der Park, der es einfasst, ist wie ein reicher Mantel, der die Frage nach dem Schnitt des Kleides verstummen macht.“ Was Fontane in den sechziger Jahren schrieb, trifft auch heute noch zu, nur ist Reichtum und Vornehmheit aus dem Schlosse verschwunden, still und verlassen liegt es jetzt da, seit die Familie von Voss das Rittergut der Stadt Berlin überlassen hat. Die Zimmerflucht des oberen Stockwerks steht leer, in



Hintere Ansicht des Schlosses Buch.

einigen Zimmern des unteren Stockwerks wohnt der städtische Administrator Herr Müller.

Am Herrenhause vorüber begaben sich die Teilnehmer nach dem Orangeriegebäude, vor welchem Dr. Gustav Albrecht den folgenden Vortrag:

„Zur Geschichte des Rittergutes Buch“

hielt:

Hochverehrte Anwesende!

Der kleine märkische Rittersitz Buch ist dem grossen Publikum meist nur dem Namen nach bekannt. Obwohl dicht vor den Thoren von Berlin gelegen und in unmittelbarer Nähe eines sehr belebten Schienenweges, hat es doch die Beachtung der grossen Menge der Aus-

flügler nur in geringem Masse auf sich gezogen. Still und einsam, unberührt von dem grossen Getriebe der Welt, lag das Dörfchen und hinter hohen Buchen das einfache Schloss mit seinem lauschigen Parke stets da, nur zuweilen von Geschichts- und Kunstfreunden aufgesucht. Ein trüber Schatten, eine tiefe Schwermut schien seit jeher über Schloss und Park zu liegen, und hielt die Besucher zurück, den stillen Frieden zu stören, und wenn man die prächtigen dunklen Buchenalleen hinunter-schreitet an düsterem Tannendickicht und träge dahinfließenden Wasserläufen vorüber, da scheint es wie ein Seufzer der Trauer durch die Wipfel der Bäume zu zittern, dann scheinen im fernen Halbdunkel schemenhafte grangebeugte Gestalten dahinzuhuschen und einem entlegenen Orte zuzueilen, wo inmitten düsterer Edeltannen ein einfaches Denkmal in Würfelform an jene Frau erinnert, die sich berufen fühlte, Preussens Königssohn von seiner unheilvollen Bahn zurückzuführen, aber ihre reine Liebe durch Spott und Schmach vergolten sah und gebrochenen Herzens früh ins Grab sank. Kein Schriftzeichen, kein Denkmal nennt ihren Namen, aber der Märker kennt ihn, und die heilige Scheu vor der unglücklichen Dulderin hält die lärmende Schar der Ausflügler zurück von der Stätte, wo sie, die Gemahlin eines Königs, in tiefem Frieden einem besseren Leben entgegenschlummert. Die Grafen von Voss hätten nicht nötig gehabt, ihr Besitztum so engherzig gegen fremde Besucher abzuschliessen, das Mysterium von Buch, das von Seelenkämpfen, von Gram und Thränen erzählte, zog eine unsichtbare, undurchdringliche Schranke um Baum und Stein, um Park und Schloss.

Die Geschichte von Buch bietet ausser den Namen seiner Besitzer und ihren Thaten im allgemeinen nichts Besonderes dar. Der Ort ist eine slavische Niederlassung, worauf sowohl die bis 1480 übliche Bezeichnung „Wendischen Buck“ oder „Wentschenbuck“ hindeutet, als auch der Name Buch selbst, welcher vom slav. buk = die Buche abzuleiten ist. Die älteste urkundliche Nachricht ist, wie so häufig, im Karolinischen Landbuche von 1375 enthalten, welchem zufolge ungefähr im Jahre 1345 der Ritter Betkin von Wiltberg die gutsherrlichen Rechte von Wentschen-Bug, wenigstens das höhere Gericht, die Bede und den Wagendienst an die von Bredow verkauft hatte. Ausser Fritz und Claus von Bredow bezogen aber noch andere Besitzer Einkünfte aus den Liegenschaften des Dorfes, nämlich Hans und Thomas von Röbel und die Bürger Wichusen und Albert Rathenow, ausserdem war ein Altar der Nikolaikirche in Berlin mit Hebungen ausgestattet. Das Rittergut mit 4 freien Hufen besass Schmetsdorf, der auch zum Lehnsdienst verpflichtet war. Das Areal des Dorfes umfasste dem Landbuch zufolge 40 Hufen, thatsächlich betrug die Hufenzahl aber 45, wie sich aus späteren Schossregistern ergibt, da die Pfarrhufen (4) und ein Ackerland, die „Wendenstücke“, (1)

nicht mitgezählt waren.*) Von den 45 Hufen waren ausser den 4 Pfarrhufen die 4 Ritterhufen abgabefrei, die übrigen 37 Bauerhufen zahlten Pacht, Zins und Bede. Die Zahl der Bauern wird nicht angegeben, dagegen die der Kossäthen auf 21.

Ein Krug und eine Mühle waren im Dorfe vorhanden, ferner bestand daselbst ein Lehnschulzenamt, dessen Besitzer, vermutlich der obenerwähnte Schmetsdorf, die Pacht von 6 Hufen bezog und jährlich den Bredows als Lehnsherren für das Lehnsgut anderthalb und für das Lehnspferd ein halbes Stück Geldes entrichten musste.

Ungefähr ein halbes Jahrhundert später werden die von Röbel als Lehnsherren erwähnt, denn ein Lehnbrief vom August 1412 führt die Brüder Thomas und Zander von Röbel (Tamme vnd Czander Robil) als Inhaber des obersten Gerichts an und veranschlagt ihre Besitzungen zu „windischen Buck“ auf 16 Stücke Geldes (Riedel, Cod. III, 1, S. 50). Das Rittergut in Buch scheinen damals die Herren von Krummensee in Besitz gehabt zu haben, da eine Urkunde vom Januar 1416 ihre Belehnung „czu wendeschen buk“ mit einem „hoff mit III hufen mit allen rechten“ und verschiedene andere Hebungen angiebt (Riedel, Cod. III, 1, S. 66). Ferner besass der Ritter Hans v. Waldow „im dorff czu Buck czu einem rechten angefelle vnd auch czu rechten manlehen czwey stucke geldes“, welche ihm Kurfürst Friedrich laut Urkunde v. 9. Juli 1441 (Riedel I, 12, S. 101) gegen Lösung der verpfändeten Urbede zu Straussberg verschreibt.

Einen Teil der Hebungen in Buch besass zu jener Zeit noch die Berliner Familie Rathenow, denn nach einer Urkunde vom 11. Januar 1431 (Riedel, Cod. I, 11, S. 330) verpfändet der Bürger Siegmund Rathenow zu Cöln mit Genehmigung des Markgrafen Johann verschiedene Renten und Hebungen in „dem dorff wendischen Buck“ an zwei Bürger in Salzwedel und am 11. Februar 1438 belehnte Markgraf Friedrich der Junge die Familie Rathenow ausser andern Besitzungen und Hebungen mit „ein stucke geldes czu wendischen Buck“ (Riedel, Cod. I, 11, S. 343). Ausserdem war der obenerwähnte Altar der Nikolai-kirche noch zu einer Hebung berechtigt, welche Verpflichtung erst 1541 abgelöst wurde. Die Gerechtsame der Familie Rathenow scheinen dagegen schon in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts von den Røbels ausgekauft worden zu sein, da sie seit dieser Zeit nicht mehr erwähnt werden.

In den Schossregistern von 1450 und 1480 werden die von Röbel schliesslich als alleinige Besitzer von „Wendeschenbuk“ (1480 Wendisgenbuck) genannt und der Umfang des Rittergutes auf 12 Hufen angegeben. Dagegen beschränkt ein Lehnbrief vom Jahre 1483 den von Røbelschen

*) Fidicin, Territ. I, 2. S. 51.

Besitz auf sieben Teile am Dorf, auf den See, den Edelhof mit Schäferei, Holz und Wiesen.*) Das Rittergut war nebst den ursprünglichen Hufen durch Auskauf und Einziehung von 10 Bauernhufen und aus der ursprünglich zum Lehnschulzengute gehörigen Schäferei gebildet worden (Fidicin, l. c.). Von den Besitzern aus der Familie von Röbel werden folgende als in Buch wohnhaft urkundlich erwähnt:

Thomas von Röbel als Zeuge in zwei Urkunden des Klosters Lehnin von 1459 (Tamme rabel to buck b. Riedel, Cod. I, 10, S. 301) und von 1475 (Tomas Röbel to Buck b. Riedel, Cod. I, 10, S. 338).

Hans von Röbel in einem Lehnsregister von 1522 (Hansz Robel zu Buck) und in einer Urkunde vom 20. September 1526 (Riedel, Cod. I, 10, S. 372), nach welcher Abt Valentin von Lehnin das Schulzengut zu Wandlitz von dem bisherigen Inhaber Andreas Schilen wegen seines Alters und seiner Gebrechlichkeit zurückkauft und es dem Hans von Röbel (hansen Röbel zu Buch gesessen) verleiht.

Joachim von Röbel in einem Lehnsbrief vom 29. Dezember 1574 als bereits verstorben und seine unmündigen Kinder Moritz, August, Hans, Dietrich, Joachim, Zacharias, Erntrich (Ehrenreich), Valtin (Valentin) und Tamme (Thomas) von Röbel.

Die beiden zuletzt genannten Besitzer, der kurbrandenburgische Rat Hans von Röbel und sein Sohn, der nachmalige Feldherr in kaiserlichen Diensten, Joachim von Röbel, waren eng mit dem Reformator Philipp Melanchthon befreundet, der mehrmals in Buch weilte und zwei Kinder Joachims über die Taufe hielt. Er schenkte auch der Kirche zu Buch zehn Bände der Wittenberger Ausgabe von Luthers Werken, in deren zehnten Band er einen Spruch aus dem Briefe Pauli an die Colosser (3, 16) mit der Jahreszahl 1559 eigenhändig eintrug (s. o.). Neben Hans von Röbel wird Valentin von Röbel als Mitbesitzer in dem Visitationsprotokoll von 1541 angeführt. Joachim von Röbel gelangte in brandenburgischen, sächsischen und kaiserlichen Diensten zu hohen Ehren und hat sich besonders bei Sievershausen ausgezeichnet. Als kaiserlicher Feldmarschall besuchte er 1572 seinen Bruder, den Kommandanten von Spandau, und starb bei diesem Besuche. Er ist nebst seinem Bruder († 1575) in St. Nikolai daselbst bestattet, wo eine langatmige Grabschrift seine Thaten meldet. Joachim von Röbel war mit Hedwig von Krummensee aus dem Hause Landsberg vermählt, aus dieser Ehe stammten die obenerwähnten Kinder.

Hans von Röbel kaufte 1541 den letzten Rest der dem Rittergute fehlenden Hebungen, nämlich eine Abgabe von 1 Wspl. 22 Schfl. Getreide, welche von 5 Höfen jährlich an das Lehn Martini in der Nikolai-

*) Urkunde vom 8. April 1483 b. Riedel, Cod. I, 12, S. 113: „am dorfe Buck seuendeyl vnd die See mit alle. Item einen frien hoff, dar sie up wanen, met der scheperie, holte vnd wesen“.

kirche (s. o.) geleistet werden musste, von den Vorstehern des gemeinen Kastens in Berlin zurück (Fidicin, l. c.), und nun erst befanden sich die von Röbel im ausschliesslichen Besitze aller Gerechtsame und Hebungen im Dorfe, wie dies auch die späteren Lehnbriefe angeben.

Aus derselben Zeit ist in dem erwähnten Visitationsprotokolle von 1541 eine genaue Nachricht über die Kirche und Pfarre von Buch erhalten. Wir erfahren aus derselben, dass sich ein Gotteshaus dort befand, mit welchen Gerätschaften der Altar ausgestattet war, wie hoch sich das Einkommen des Pfarrers und des Küsters belief u. ähnl.)*

Der erwähnte Pfarrer Valentin Denyss oder, wie Berghaus (Landb. II, 464) ihn nennt, Valentin Dionys Jesaias Richter war der erste lutherische Prediger in Buch, er wirkte von 1539—1598 dort und starb an der Pest, welche in jenem Jahre in Buch nicht weniger als 152 Personen hinwegraffte. Die Pest und dann der dreissigjährige Krieg haben dem Dorfe arge Wunden geschlagen. Gegen Ende des 16. Jahrhunderts wohnten im Dorfe laut Nachrichten, die sich im Pfarrarchive befinden, 10 Bauern und 15 Kossäten, nach dem Kriege waren sie auf 3 Bauern und 5 Kossäten zusammenschmolzen, ihre verlassenen Höfe waren teils verwildert, teils von der Gutsherrschaft eingezogen worden. Bei einer Hochzeit im Jahre 1641 musste erst ein Weg vom Brauthause nach der Kirche durch das wild wachsende Gesträuch mit der Sense gehauen werden; so wüste war es im Dorfe. Der Pfarrer Weigel wohnte damals in Berlin und musste zu Fuss nach Buch wandern, um die Predigten und Amtshandlungen vorzunehmen. Die Herren von Röbel sorgten übrigens für die im Dorfe wohnenden armen Leute nach Kräften, wie ein Stiftungsbrief vom 1. Mai 1570 erkennen lässt, worin sich (Riedel, Cod. I, 12, S. 480) folgender Passus befindet:

„Hierüber ordnen wir auch tzu ewigen tzeitten tzehen Thaller, welche den armen leutten in vnserm anererbten Lehendorff tzu Bock

*) Die Stelle im Protokoll (Riedel I, 11, S. 475) lautet: Buck, ist itzo pfarrer ualtin Denyss, Collatores der pfarren hans vnd valentin robel, hat II kelche, II k reutzen silbern, hat silbern Monstrantzen, hat vngeferlich Ic. X Communicanten, tregt der opfer jerlich bis in L gr., hat ein Pfarhuss vnd garten doran, hat III hufen, die der pfarrer aufgethan, gibt jede XI schfl. rocken vnd X schfl. hafern, hat holtz, das vf den hufen stehet, hat eine grossen wisen hinder den hufen sambt andern Wislein, dorauff er biss in XII fuder heues gewinnen kann; hat diss dorf XLI hufen, gibt jede hufe dem Pfarrer I schfl. rocken, macht XLI schfl., I pfd. wachs jerlich. Das gotshaus hat auch den fleischzehendt vff einem houe, dorauff itzo Paul Zerbst whonet. Kuster hat von jeder hufe III virtell, II brot gibt jeder hufener, III brot des Jars jeder Coths, II eier von jeder hufen, II eier jeder Coths, II gr. der pfarrer sambt einer maltzeit, II gr. das gotshaus; hat kein kusterheusslein. Gotshaus hat drei felde mehr dan eine hufe, darauff konnen III schfl. Korn gesehet werden, hat kein zins, dan jeder gibt des Jars III pf., XVIII pf. jeder Coths jerlich dem gotshause, seindt derselben V. Diese Pfarre hat ein filial Karo.

Jerlichs sollen gereicht werden, Nemblich acht Thaller für Tuch tzu Kleidung vnd tzwene Thaller tzu Schuhn, vnser auch im besten darbei tzu gedenken.“ Unterzeichnet ist die Stiftungsurkunde von verschiedenen Mitgliedern der Röbelschen Familie.

Der Rittersitz Buch wurde im Laufe des 16. Jahrhunderts um 2 Freihufen vermehrt, welche zu einem ausgekauften Bauernhofe gehörten, denn das Schossregister von 1624 führt 14 Ritterhufen an, über die Bewirtschaftung des Gutes und seine Besitzverhältnisse sind aber aus jener Zeit keine Nachrichten erhalten. Der letzte Röbel auf Buch, welcher als Gouverneur in Berlin starb, verkaufte 1670*) seine Güter Buch, Karow und Birkholz an den Generalmajor und kurbrandenburgischen Staatsminister Freiherrn Gerhardt Bernhard von Pöllnitz, den Grossvater des durch seine Anekdoten mit Friedrich dem Grossen bekannten Kammerherrn von Pöllnitz, und von dessen Söhnen ging Buch 1724 an den Staatsminister Adam Otto von Viereck über. Die Leiche des Freiherrn von Pöllnitz wurde im Grabgewölbe der alten Kirche beigesetzt und ist, wie auch die andern der später bestatteten Leichen von der beständig durchwehenden trockenen Luft vollständig ausgetrocknet und mumifiziert. Die Mumie des Freiherrn von Pöllnitz liegt mit einem grauen Domino bekleidet in einem schweren Eichensarge und zeigt auf der Stirn die Narbe eines im dreissigjährigen Kriege erhaltenen Säbelhiebs, ausserdem ist das Nasenbein eingebrochen, und zwar infolge einer Leichenschändung, welche die im Jahre 1806 in Buch hausenden Franzosen vornahmen. Sie zerrten die Mumie aus dem Sarge und stellten sie mit einer Muskete im Arm an das Parkthor, hierbei fiel der Körper um und erlitt die angegebene Beschädigung.

Über dem Grabgewölbe und den Grundmauern der alten Kirche liess der Staatsminister von Viereck in den Jahren 1731—36 die jetzige Kirche in italienischem Stil von dem Baumeister Friedr. Wilhelm Dietrichs erbauen. In die Zeit seiner Herrschaft in Buch fällt der siebenjährige Krieg, welcher die Bucher die Bekanntschaft der Russen machen liess. „Schon nach der unglücklichen Schlacht bei Kunersdorf waren die Bewohner des Dörfchens in grosser Angst und Sorge, da am 13. August 1759 die umliegende Gegend von Berlin, also auch Buch, zum Vorspann nach Berlin beordert wurde, weil die Königliche Familie einpacken und abreisen wollte. Doch für diesmal blieb es bei der Angst. Aber als der Oktober 1760 kam, wurde aus der Angst bittere Noth. Vom Bucher Kirchturm aus beobachteten die Leute in der Nacht des 4. Oktober die Beschiessung von Berlin durch den russischen General Tottleben, hörten jeden Kanonenschuss und sahen

*) Das Jahr 1715, welches Fidicin, Territ., l. c., angiebt, ist nicht richtig, da Freiherr von Pöllnitz bereits 1679 in Buch beigesetzt wurde.

die Feuerkugeln fliegen. Berlin kapitulierte. Am 7. morgens kamen sieben Kosaken und ein junger Dragoneroffizier und erpressten von der Gemeinde zweimal 30 Thaler. Abends 5 $\frac{1}{2}$ Uhr kamen andere Kosaken und verlangten 1000 Thaler, sonst würden sie das Dorf abbrennen. Mit brennenden Strohwischen ritten etliche schon auf die Gehöfte. Der Pfarrer wurde auf das Aergste mit dem Kantschu von ihnen misshandelt, das Pfarrhaus gänzlich ausgeplündert. Der Schulze muss ihnen endlich den Weg nach Schönerlinde zeigen, unterwegs hängen sie ihn zweimal auf und schneiden ihn wieder ab. Ganz Schönerlinde flieht. Auch die Bucher Gemeinde packt um Mitternacht Hals über Kopf auf und flieht in die Königliche Heide bis in die Nähe des Liepnitz-Sees; eine Wöchnerin, die vor 9 Tagen eines Kindes genesen, führen sie in Betten auf einem Wagen mit sich, strömender Regen zwingt sie, sich Laubhütten um die zusammengefahrenen Wagen zu bauen, ein Orkan macht den Aufenthalt im Laubwald lebensgefährlich. Endlich, nachdem auch die Kosaken bis in diesen Schlupfwinkel gedrungen, kehren die Bucher halbverzweifelt am 16. Oktober in ihr gänzlich verwüstetes Dorf zurück. Wie die Russen hier gehaust hatten, spottet jeder Beschreibung; auch damals schon, erwähnt die Chronik, sei der Altar durch Säbelhiebe lädiert worden. Ein jämmerliches, trauriges Leben begann nun für einen Jeden buchstäblich auf den Trümmern seiner Habe, bis die Nachricht von dem Siege bei Torgau wieder frohere Gesichter machte. So feierte man am 23. November einen Dank-Gottesdienst; allerdings die meisten in ihren Fluchtgewändern!“ Dieser Passus aus der Pfarrchronik über die Oktobertage 1760 gehört mit zu dem Ergreifendsten, was sie enthält. *)

Nach dem Tode des Ministers von Viereck 1763 übernahm sein Schwiegersohn, der Domprobst Friedrich Christian von Voss, das Gut Buch und die andern Besitzungen, und seitdem hat die Familie von Voss ununterbrochen auf dem kleinen Rittergut gesessen. Die Familie von Voss oder Fuchs, welche aus Mecklenburg stammt, ist sehr alt und verschiedene Mitglieder derselben werden im 14. Jahrhundert als markgräfllich-brandenburgische Dienstmänner erwähnt. Ausser im Barnim waren die von Voss seit 1720 auch in der Priegnitz ansässig. Auf den im Jahre 1784 verstorbenen Domprobst Friedrich Christian von Voss folgte als Patronatsherr der Staatsminister Otto Karl Friedrich von Voss, welcher am 30. Januar 1823 starb. Seine sämtlichen Besitzungen, auch die in der Priegnitz, gingen auf seine Söhne Friedrich Wilhelm Maximilian und Karl Otto Friedrich über, von denen der erstere 1840 von Friedrich Wilhelm IV. unter dem Namen „von Voss-Buch“ nach dem Rechte der Erstgeburt in den Grafenstand erhoben wurde,

*) Mitteilungen des Vereins f. d. Geschichte Berlins. 1894. S. 69 f.

welche Würde, da der Rittmeister am 28. Februar 1847 ohne Nachkommen starb, auf seinen unverheirateten Bruder, den Konsistorialpräsident K. O. F. v. Voss ausgedehnt worden ist, dass sie auf jeden der Voss'schen Familie angehörigen Nachfolger in den Fideikommissgütern Buch und Karow übergehen soll. Der Konsistorialpräsident Graf v. Voss starb am 3. Februar 1864, ihm folgte im Patronat der General der Infanterie Hans August Ferdinand Graf von Voss, welcher am 1. Juli 1871 das Zeitliche segnete, und diesem der Königl. Kammerherr und Oberstlieutenant a. D. Otto Leopold Siegfried Graf von Voss. Letzteren ereilte ein tragisches Geschick. Er begab sich am 19. Dezember 1892 in die Forst, um die Holzschläger zu besichtigen, und wurde hierbei durch eine angeschlagene Kiefer getroffen, welche ihm quer über den Leib fiel. Es wurde von den Aerzten Rippen-, Rückenwirbel- und Oberschenkelbruch konstatiert; am 23. Dezember 1892 erlag der Verunglückte, der sich allgemeiner Hochachtung erfreute, seinen Verletzungen. Da der Graf keine Kinder hinterliess, ging das Majorat auf seinen Bruder, den Grafen Georg von Voss-Buch, über. Mit diesem wurden im Jahre 1896 seitens der Stadt Berlin Verhandlungen wegen Überlassung des Rittergutes zu Rieselzwecken angeknüpft, welche im April 1898 darin ihren Abschluss fanden, dass die Familie von Voss-Buch das ca. 5000 Morgen umfassende Majoratsgut Buch der Stadt Berlin für $3\frac{1}{2}$ Millionen Mark überliess. Berlin braucht die umfangreichen Ländereien für Berieselungszwecke im Anschluss an die bereits bestehenden Rieselfelder bei Blankenburg und Falkenberg.

Umfangreiche Änderungen im Gelände wird dieser Besitzwechsel natürlich zur Folge haben, im Schloss und im Park ist vorläufig alles beim Alten gelassen worden, ebenso auf dem Friedhofe und in der Kirche. Jene düstere Schwermut, von der ich oben sprach, liegt noch heute über die in tiefen Schatten gehüllten Buchengänge gebreitet, stiller Frieden umzieht noch heute Baum und Strauch, Schloss und Kirche und selbst der munter plätschernde Wasserfall der Panke, welche in verschiedenen Wasserfäden den Park durchzieht, vermag die friedliche Stille, die Ruhe der Erinnerung, die uns beim Anblick des Denksteins im Park beseelt, nicht zu unterbrechen. Jenes Denkmal mit der Inschrift:

Soror optima
Amica patriae
Vale

ist von dem Bruder nur als Erinnerungszeichen an die beste Schwester und die Freundin des Vaterlandes, an Julie von Voss errichtet; vor dem Altar der Kirche, in einem schlichten Grabe ohne Denkstein, ohne Inschrift, wurden ihre irdischen Überreste zur letzten Ruhe niedergelegt.

Sie wollte nicht in dem allgemeinen Grabgewölbe beigesetzt sein, ihr graute vor der Gesellschaft der trockenen Mumien, abseits und unbeachtet wollte sie schlummern, vergessen von der undankbaren Welt. Hat die Mitwelt sie auch schnöde behandelt, die Nachwelt hat sie nicht vergessen und ihr ein bleibendes Andenken bewahrt, und wer nach dem stillen Parke von Buch pilgert, den verlangt es, von der unglücklichen Julie von Voss zu hören.

Julie von Voss war die Tochter des Geh. Justizrates und ehemaligen Gesandten am dänischen Hofe, Friedrich Christoph Hieronymus von Voss, und seiner Gemahlin Amalie Ottilie von Viereck; sie wurde nach Angabe des Kirchenbuchs am 4. Juli 1766 zu Buch geboren und am 24. Juli von dem Hofprediger Sack auf die Namen Elisabeth Amalie getauft. Weshalb man sie später Julie genannt hat, unter welchem Namen sie auch in den Aufzeichnungen ihrer Tante, der Oberhofmeisterin von Voss, auftritt, ist unerklärlich; der Name hat sich jedoch so eingebürgert, dass man ihn weiter beibehalten muss. Über Juliens Jugend und Erziehung ist nichts bekannt. Durch ihre Tante wurde sie schon früh mit der Gemahlin Friedrichs des Grossen, der Königin Elisabeth Christine, bekannt und auf deren Wunsch bereits im siebzehnten Jahre 1783 an den Hof in Schloss Schönhausen gebracht. Hier erregte Julie von Voss durch ihre schöne Gestalt, ihre marmorähnlich glänzende weisse Haut und durch die üppige Fülle ihres rot-blonden Haars die allgemeine Aufmerksamkeit, man gab ihr den Namen „Ceres“ und konnte nicht genug ihre Tugend und Sittsamkeit preisen. Kein Wunder war es daher, dass der für weibliche Schönheit leicht empfängliche Prinz von Preussen, der spätere König Friedrich Wilhelm II., bei seinen Besuchen in Nieder-Schönhausen bald in heisser Leidenschaft für die junge Hofdame erglühte und sie bei jeder Gelegenheit auszeichnete. Er kam oft nach Schloss Schönhausen, verfolgte das Fräulein auf Schritt und Tritt und bestürmte sie mit seinen Liebesbeteuerungen. Julie von Voss setzte den Bemühungen des Prinzen anfangs eisige Kälte entgegen, sie kannte seine bewegte Vergangenheit und war zu stolz die Maitresse des Fürsten zu werden.

Prinz Friedrich Wilhelm war zu jener Zeit bereits seine zweite Ehe eingegangen. Zuerst seit 1765 mit Elisabeth von Braunschweig-Lüneburg vermählt, hatte er sich 1769 von ihr scheiden lassen, da sie dieselben Freiheiten für sich in Anspruch nahm, die sie ihren Gemahl geniessen sah. Noch in demselben Jahre vermählte sich der Prinz in zweiter Ehe mit Friederike Luise von Hessen-Darmstadt, aber auch diese Ehe blieb eine unglückliche, da Friedrich Wilhelm nach wie vor seinen Passionen nachging und namentlich aus seiner Liebschaft mit der Frau seines Kammerdieners Rietz absolut kein Hehl machte. Dass ein junges tugendhaftes Mädchen wie Julie von Voss unter solchen Umständen von

Abscheu und Schrecken vor den prinzlichen Liebesbewerbungen erfüllt werden musste, ist selbstverständlich. Der junge Prinz aber liess nicht nach, seine Werbungen wurden stürmischer, sein Drängen heftiger und heisser und allmählich — wer vermag die Regungen eines weiblichen Herzens zu ergründen — zog in Juliens Herz eine sich steigernde Neigung für den Fürsten ein, die Glut seiner Leidenschaft wirkte betäubend, hypnotisierend auf sie ein. Noch einmal versuchte sie sich dem dämonischen Einflusse zu entziehen, da sie ihr Unglück und ihre Schande vor Augen sah, sie machte dem Prinzen unter Thränen Vorwürfe und bat ihn, sie in Frieden zu lassen.

Sie vertraute sich ihrer Tante, der Oberhofmeisterin von Voss, an und veranlasste sie, auf den Prinzen einzuwirken. Vergebens — Friedrich Wilhelm versprach zwar, infolge ihrer Ermahnung, das Fräulein zu meiden, und — war am nächsten Tage wieder in Schönhausen. Julie vermied es nach Möglichkeit, ihm zu begegnen, und zeigte sich spröde und zurückhaltend, da sie aber von keiner Seite Beistand oder Rath fand, überliess sie sich schliesslich dem Sehnen ihres Herzens, das sie zum Prinzen hinzog. Als er eines Tages nach der Tafel heftiger als je auf sie einsprach, verlor sie die Fassung und brach in Thränen aus. Natürlich gab die Liebesgeschichte, obwohl sie längst kein Geheimnis mehr war, der Hofgesellschaft Stoff zu allerhand Klatsch, und Juliens Tante versuchte nun, freilich zu spät, durch Entfernung ihrer Nichte vom Hofe der Geschichte ein Ende zu machen. Ein heimlicher Briefwechsel zwischen den beiden Liebenden schürte indes das Feuer der Liebe mehr und mehr.

Solange Friedrich der Grosse lebte, durfte der Prinz nicht hoffen, seinen Wunsch, Julie von Voss zeitlebens an sich zu ketten, ausführen zu können. Als aber der grosse König am 17. August 1786 seine grossen Augen für immer geschlossen hatte und Friedrich Wilhelm den Thron seiner Väter bestieg, dachte letzterer sogleich daran seinen Lieblingswunsch zu verwirklichen. Dienstefrige Hofschranzen sorgten dafür, dass der König möglichst oft in Schönhausen mit Julie von Voss zusammen war, sie wussten den Ehrgeiz des Fräuleins anzustacheln, dass sie durch eine illegitime Heirat mit dem König, diesen aus den Banden der Rietz befreien und dem Vaterlande einen grossen Dienst erweisen könne, und nachdem auch die Gemahlin Friedrich Wilhelms II. aus diesem Grunde in die Scheinheirat gewilligt, war es leicht, das schöne Hoffräulein zu diesem Schritt zu bewegen. Vergebens versuchten Juliens Verwandte, sie davon zurückzuhalten, vergebens machte die Oberhofmeisterin von Voss den König auf das Verwerfliche solcher Scheinheirat aufmerksam, Friedrich Wilhelm verteidigte sich mit dem Hinweis auf die von Melanchthon erlaubte Doppelheirat des Fürsten Philipp von Hessen und Julie liebte den König nunmehr so innig, dass sie aus Liebe und Pflicht

zu noch grösseren Opfern und Demütigungen bereit gewesen wäre. Nachdem die regierende Königin schriftlich ihre Einwilligung gegeben hatte, wurde am 27. Mai 1787 in der Charlottenburger Schlosskapelle Julie von Voss unter dem Namen einer Gräfin von Ingenheim dem Könige zur linken Hand angetraut. †

Die Heirat wurde lange geheim gehalten, Julie schied aus dem Kreise der Hofdamen der alten Königin und siedelte nach Potsdam über. Nach und nach wurde die Sache jedoch bekannt, und obwohl der ganze Hof, selbst die schliesslich unterrichtete Königin-Witwe die Gräfin von Ingenheim mit Freundlichkeit und Ehrerbietung behandelten, so hatte sie doch unter höhnischen Blicken und spöttischen Bemerkungen, unter bitteren Kränkungen von manchen Seiten, besonders der Freundin des Königs, der Rietz, viel zu leiden und alle Liebe des Königs konnte ihr die sorglose Ruhe ihrer Jugendzeit nicht wiedergeben. Und schliesslich die Enttäuschung — ihr Opfer war umsonst gebracht. Wenige Monate nach der Heirat kehrte der König bereits zu seiner Freundin, der Rietz, zurück. Eine kurze Änderung trat wieder ein, als Julie von Voss ihrem königlichen Freunde am 2. Januar 1789 einen Sohn schenkte. Den ganzen Tag über wich Friedrich Wilhelm nicht von ihrem Bett, überhäufte sie mit Liebkosungen und prächtigen Geschenken und schien von seiner verderblichen Leidenschaft geheilt. Da verletzte sich der König einige Tage nach ihrer Entbindung den Fuss und musste das Bett hüten. Julie besorgt über das Ausbleiben des Königs, schenkte den Angaben ihrer Umgebung über den Unfall desselben keinen Glauben und verliess gegen den Willen der Ärzte das Bett, um den Geliebten aufzusuchen. Sie fürchtete den erneuten Einfluss der zur Gräfin v. Lichtenau erhobenen Rietz und die quälende Eifersucht liess sie alle Bedenken überwinden. Sie zog sich bei dem Besuch des Königs eine schwere Erkältung zu und kränkelte seitdem fortgesetzt. Trotzdem wohnte sie am 5. Februar in leichter Gewandung einer Hofcour bei und eine erneute Erkältung verschlimmerte ihr Übel derart, dass es in Brustschwindsucht ausartete. Bereits am 25. März 1789 machte ein starker Hustenanfall ihrem freud- und leidvollen Dasein ein Ende. Sie wurde von Charlottenburg, wo sie gestorben war, nach Buch gebracht und vor dem Altar der Kirche bestattet. *(S. im Archiv)*

Der König war untröstlich und vergoss bittere Thränen bei ihrem Tode, er hielt sich ein ganzes Jahr lang von allen Festlichkeiten zurück und schien den Verlust nicht ertragen zu können. Aber der Schein täuschte, bereits ein Jahr nach ihrem Tode, am 11. April 1790 liess Friedrich Wilhelm sich das schöne Hoffräulein Gräfin Sophie von Dönhoff zur linken Hand antrauen. So schnell war der Kummer verheilt, so schnell das Bild der schönen Julie von Voss aus seinem Innern entschwunden. — —

Nach dem Vortrage begaben sich die Teilnehmer an den stillen Gewässern der Panke entlang durch den dämmerigen Park zu jener Stelle, wo sich inmitten dunkler Edeltannen das dem Andenken an Julie von Voss gewidmete Kenotaphion⁺ erhebt. Es ist ein schlichter Denkstein mit einem Reliefbild in der Front, welches den Engel des Todes darstellt, wie er eine Sterbende in seinen Mantel hüllt; die weib-



Das Denkmal der Gräfin Julie von Voss im Parke zu Buch.

liche Gestalt lächelt, ein Kranz von Rosen entsinkt ihrer Hand. Auf der einen Seite des Steins liest man:

natus V. July MDCCLXVI
obiit XXV. Merz MDCCLXXXIX

auf der andern:

Soror optima
Amica patriae
Vale.

+ Anmerkungen zum Grab

Ein eigenartiger Hauch umweht dieses im Tannendickicht verborgene Denkmal, leise rauscht das Wasser der Panke vorüber und erzählt den Buchen und Erlen, die sich über ihre trüben Fluten hinneigen, von der schönen Julie, die einst als Genossin eines Königs mit hohen Ehren bedacht wurde und nun hier in Buch vor dem Altar der Kirche einsam und fast vergessen ruht. Hier am Kenotaphion kann man sich so recht in die Betrachtung der Vergangenheit, in die Wandelbarkeit des irdischen Daseins versenken, und so manches poetisch begabte Gemüt hat hier die Saiten seiner Leier zu ergreifenden Tönen gerührt. Auch der Horaz der Brandenburgia, unser Vorstandsmitglied Herr Dr. C. Bolle konnte den Einflüsterungen seiner Muse nicht widerstehen und verfasste unter dem Eindruck des Geschauten das nachfolgende stimmungsreiche Sonett:

Soror optima, amica patriae.

O, dass ein Bild zu zeichnen ich verstünde,
Der Rosenknospe gleich, die sanft erschlossen!
Von schönsten Haares blondem Glanz umflossen,
Erscheint es uns an des Jahrhunderts Wende,

Das vor dem unsren schwand und ging zu Ende.
Man hat genannt sie Julia von Vossen,
Die allzu kühnes Werben erst verdrossen.
Am Saum des Purpurs rührten ihre Hände.

Was blieb von ihr? Ein Stein, umrauscht von Bäumen,
Der, liebevoll, das Schlimmste will verschweigen,
An dem wir stille stehn und von ihr träumen,

Die halb den König sich gewann zum Gatten,
Der seltsam absticht von der Andren Reigen,
Verdunkelt durch des grossen Friedrichs Schatten.

C. B.

Poesie und Sage haben sich vielfach mit Julie von Voss beschäftigt. Gleich nach ihrem Tode verbreitete sich das Gerücht, ihre Nebenbuhlerin, die Gräfin Lichtenau, habe sie durch vergiftete Limonade aus dem Wege geräumt, und der König befahl, um diesen falschen Gerüchten entgegenzutreten zu können, die Obduktion der Leiche, wodurch die oben angegebene Todesursache festgestellt wurde. Das Gerücht von dieser Vergiftung hat sich aber im Volke und besonders im Dorfe Buch erhalten, und man benutzt den Umstand, dass der weiblichen Figur auf dem Kenotaphion ein Finger fehlt, um daran die Sage zu knüpfen, dass hier die Giftphiole ausgemeisselt sei, welche der Erbauer des Denksteins seiner Schwester in die Hand gegeben hatte, um ihren gewaltsamen Tod anzudeuten. Ebenso ist man über die Ruhestätte der schönen Toten

völlig im Unklaren. Nach der allgemeinen Ansicht ist Julie von Voss vor dem Altar der Kirche in Buch bestattet und auch Fontane hat bei seinem Besuch eine Einsenkung im Fussboden gesehen, als ob dort eine Grabtafel hätte eingefügt werden sollen. Diese Einsenkung ist seit der Renovation im Jahre 1891 verschwunden. Nachgrabungen, welche bei dieser Gelegenheit — freilich ohne Wissen des Grafen — stattgefunden haben, sollen nichts Definitives, keine Knochen oder Sargteile zu Tage gefördert haben. Das Bucher Kirchenbuch enthält ausser Angabe des Geburts- und Todestages und der Ankunft der Leiche in Buch nichts weiter über Julie von Voss. Es ist also sehr leicht möglich, dass die Leiche an anderer Stelle beigesetzt ist, vielleicht im Parke unter dem Denkstein, der Abschiedsgruss Vale lässt diese Annahme sehr wohl möglich erscheinen.

Der weitere Spaziergang durch den Park und die sich anschliessende Fasanerie zeigte den Teilnehmern der Wanderfahrt die mannigfachen Schönheiten der Besitzung. Besonders fanden die herrlichen Baumgruppen, die ausgesucht schönen Exemplare einiger Tannen, Eichen, Buchen und Rüstern, vor allem aber eine wildwachsende Eibe gebührende Anerkennung. Diese Eibe, welche im Fasaneriegarten steht, ist anscheinend ein männliches Exemplar, da sie keine Früchte trug, und dürfte auf ein Alter von 500—600 Jahre zurückblicken. Sie kann sich also den im Herrenhausgarten zu Berlin befindlichen Veteranen getrost an die Seite stellen; bei dem abgelegenen, versteckten Standort des Baumes ist erklärlich, dass er bisher noch nicht bekannt gewesen ist.

Nach dem Besuch des Parks schritt man die Dorfstrasse zurück nach dem Bahnhofe zu, von wo aus die Rückfahrt nach Berlin gegen 8 Uhr erfolgte. In Berlin blieben die Teilnehmer im „Kuhstall“ in der Invalidenstrasse noch eine Zeit beisammen.

Herzlicher Dank sei zum Schluss Herrn Pastor Zillessen und Herrn Geheimrat Bluth für die Überlassung der Clichés zu diesem Aufsatz ausgesprochen.

Die wilde Eibe in der Buchschen Fasanerie.

Gar nicht von der Douglastanne Californiens, wohl dem raschwüchsigsten aller unser Klima ertragender Nadelhölzer zu reden, so ist es Thatsache, dass selbst unsere heimische Fichte in weniger als fünf- und zwanzig Jahren eine Höhe erreichen kann, zu der es die Eibe kaum in zwei bis drei Jahrhunderten bringt. So langsame Entwicklung darf allein schon als Kennzeichen einer überaus edlen und eigentümlichen Natur der Baumart gelten, welcher sie angehört, und muss demgemäss, als solche, Interesse erwecken. Eng damit verbunden und folgerichtig daraus abzuleiten erscheint die äusserst schwache Widerstandskraft des Taxus Kultureinflüssen gegenüber. Vor diesen, auch wo sie sich ihm

nur mit leisestem Anfluge nähern, weicht er bis zu gänzlichem Verschwinden in dem, was früher Wildnis war und jetzt Revier wurde, aus. Der Begriff der Anpassung existiert für ihn kaum. Das oft wiederholte Wort: *les Dieux s'en vont* dagegen hat für kein anderes Vegetabil grössere Gültigkeit.

Gerade dies alles ruft für die Eibe jene wehmütige Teilnahme wach, die für jedwede feinere Empfindung dem Hinschwindenden, dem Untergang Entgegengehenden anhaftet. Bei uns muss es mit ihr rasch abwärts gegangen sein. Man sucht nach ihr innerhalb der Grenzen unserer Mark, deren Waldungen sie als an sich schon gigantisches Unterholz in der Vorzeit zahlreich bewohnte. Noch im vorigen Jahrhundert scheinen nicht wenige historisch nachweisbare Lokalitäten vorhanden gewesen zu sein. Ich bin bemüht gewesen, dieselben litterarisch festzustellen.*) Wieviel mehr davon mögen unbekannt geblieben sein. Ungeachtet aller, vermöge des Fortschritts moderner Forstkultur umgestalteter Lebensbedingungen kann ein so rasches Verschwinden einer Baumart nicht anders als seltsam und fast unerklärlich anmuten und zwar unsomehr da, wo Menschenhand pflegend eingreift, von einem Niedergang der Lebenskraft eben dieser Species nicht das Mindeste zu verspüren ist.

Der *Taxus*, welcher in verflossener Woche in geringer Entfernung vom Dorfe Buch von uns aufgefunden worden ist, darf, wenn noch nicht mit Gewissheit, so doch mit einem hohen Grade von Wahrscheinlichkeit als wildwachsend angesehen werden. Er befindet sich in der sogenannten Fasanerie, einem Gehölz, das, in seltener Üppigkeit unregelmäßigen Baumwuchses, den vollen Charakter der Ursprünglichkeit trägt: Laubwald in wahrhaft himmelanstrebenden, von keiner Axt berührten Stämmen. Unmöglich, einen passenderen Standort für ein so verschollenes Geschlecht zu erdenken! Unter dem imponierenden Grün des allerdings für ein dergestalt kritisches Auge wie das unseres Ascherson bedenklich nahen Parks von Buch ist seines Gleichen nicht vorhanden, mithin an eine Aussaat von daher auch nicht zu denken. Somit hat der Fund, den wir in erster Linie dem scharf beobachtenden Auge unserer Vereinsgenossin, der Frau Stricker verdanken, eine dendrologische Bedeutsamkeit, die nicht hoch genug anzuschlagen ist.

Es war ein Augenblick des Glücks für mich, den alten Eibestamm mit geborstener rotbrauner Rinde und wehendem immergrünen Gipfel, diesen fast zum Fremdling gewordenen Autochthonen, aus heimlich moosgrünem Waldboden vor mir aufsteigen zu sehen und ihn

*) Andeutungen über die freiwillige Baum- und Strauchvegetation der Provinz Brandenburg, pag. 111, 112. Angebliches, neuerdings angeregtes Vorkommen der Eibe in der Priegnitz hat sich nicht bestätigt. *Taxus* und *Taxodium* sind nahverwandte Vokabeln, aber sehr von einander verschiedene Bäume.

schmeichelnd mit der Hand berühren zu dürfen. Wiederum ein Beispiel dafür, wie adeliger Besitz so manches schonend zu erhalten geeignet war, was unter rauherem Antasten von bauerlicher Hand wohl längst verschwunden wäre. Bald werden diesem Taxus die Rieselfelder unsrer Stadtgemeinde nahe auf den Leib rücken. Möge ihm, sowie dem herrlichen Park von Buch der gleiche Schutz, wie einst unter den Røbels und Voss, gesichert bleiben.

Der Stammumfang des in Vorstehendem konstatierten Eibenbaums beträgt, nach einer Messung des Herrn Maurer, in Brusthöhe 88 Centimeter. Die Höhe desselben darf vorläufig — denn längeres Verweilen bei der Seltenheit war diesmal nicht vergönnt — auf ca. 25 Fuss abgeschätzt werden. Nichtvorhandensein von Früchten lässt auf männliches Geschlecht schliessen.

Carl Bolle.

8. (6. ausserordentliche) Versammlung des VII. Vereinsjahres.

Sonnabend, den 10. September 1898.

Wanderfahrt nach Steglitz.

Nach einem kurzen Aufenthalt im Garten des Wirtshauses Albrechtshot begab sich die zahlreich besuchte Versammlung nach dem neu erbauten Rathaus, dessen Besichtigung die erste Nummer des Programms bildete. Hier richtete im Empfangszimmer der zweite Vorsitzende, Herr Geh. Rat Friedel, eine kurze Ansprache an die Erschienenen, in der er auf das eigenartige nachbarliche Verhältnis von Steglitz zu Berlin hinwies. Eigenartig, insofern dem Anschein nach der überwiegende Teil der Bevölkerung des Vororts aus Berlinern bestehe, d. h. Männern, die ihre Beschäftigung und ihren Erwerb in Berlin haben, denen jedoch die Natur ihrer Thätigkeit gestatte, abseits von dem Lärm der Grossstadt in dem ruhigen und behaglichen Steglitz zu wohnen. In dieser Beziehung wäre es interessant zu wissen, wie es mit den Bewohnern des Vororts nach ihrer Beschäftigungsweise stehe, wie die Berufsarten in der Einwohnerschaft prozentualiter vertreten seien.

In seiner sich daran anschliessenden Ansprache ging der Orts- und Amtsvorsteher, Herr Bürgermeister Zimmermann, auf diesen Gesichtspunkt sogleich ein, wie seine im folgenden abgedruckten Worte bekunden. Herr Zimmermann sagte:

„Ich danke Ihnen für das durch Ihr freundliches Erscheinen unserem Ort gewidmete Interesse und beehre mich, Ihnen in unserem neuen Rat-

hause, dessen Besichtigung wir demnächst vornehmen wollen, einen herzlichen Willkommensgruss zuzurufen.

Über die Entwicklung unseres Ortes beehre ich mich, Ihnen folgendes mitzuteilen:

Zur Zeit der Besitzergreifung des Teltow durch Albrecht I. war Steglitz im Besitz des altritterlichen märkischen Geschlechts der Stegelitze.

Der Besitz hat vielfach gewechselt. Das Rittergut gelangte im Anfang dieses Jahrhunderts in den Besitz des Grosskanzlers v. Beyme, unter dem es 1806 zur bäuerlichen Gemeinde erhoben wurde. Damals bestand der Ort aus 3 Bauern und 4 Kossäten.

Im Jahre 1843 wurde Steglitz vom Königl. Domänenfiskus erworben und in den Jahren 1848 und 1870 parzelliert.

Seit der letzten Parzellierung datiert erst die merkliche Entwicklung unseres Ortes.

Während derselbe 1855 nur 648 Einwohner zählte, wies er bereits im Jahre 1871 deren 1899 mit 107 Wohnhäusern auf und z. Zt. annähernd 20 000 mit 803 Wohnhäusern. Diese rapide Entwicklung stellte dementsprechende Anforderungen an die Gemeinde.

Ende der 60er Jahre musste das alte baufällige, 1 Klasse und Lehrerwohnung enthaltende Schulhaus abgebrochen und 2 Volksschulclassen gemietet werden. Im Jahre 1871 wurde in deren Stelle ein neues Schulhaus — enthaltend 4 Klassen und 2 Lehrerwohnungen — gebaut, das durch 2 Flügel-Anbauten jetzt auf 18 Klassen vergrössert worden ist und z. Zt. die Knaben- und katholische Schule beherbergt. Die Schülerzahl der Knabenschule beträgt 881 und die der katholischen Schule in Summa 123. Schon in den Jahren 1888/89 trat das Bedürfnis nach Errichtung eines zweiten Schulhauses hervor, das 1890 in der Plantagenstrasse erbaut und successive auf 20 Klassen vergrössert worden ist und z. Zt. die Mädchenvolksschule mit 977 Schülerinnen beherbergt. Augenblicklich ist ein drittes Doppel-Volksschulgebäude zu 32 Klassen im Bau begriffen.

In dem Jahre 1877 wurde die alte noch aus der Zeit vor der Reformation stammende Kirche abgebrochen und eine neue schöne evangelische Kirche unter patronatlicher Subvention gebaut, die eine Zierde des Ortes bildet und eine der schönsten Kirchen der Vororte ist.

Mit der Entwicklung von Steglitz Hand in Hand ging die Entwicklung des höheren Schulwesens. Die Anfang der 70er Jahre entstandene höhere Privat-Knabenschule wurde im Jahre 1886 von der Gemeinde übernommen und zuerst zum Progymnasium und im Jahre 1891 nach staatlicher Anerkennung zum Vollgymnasium ausgebildet.

In den Jahren 1889/90 wurde das neue schöne Gymnasialgebäude erbaut. Das Gymnasium nebst Vorschule wird z. Zt. von 520 Schülern besucht und erfreut sich des besten Rufes. In den Jahren 1895/96 wurde

die hiesige Realschule, die z. Zt. ohne Vorschule 340 Schüler enthält, gleichfalls auf Kosten der Gemeinde gebaut; auch sie erfreut sich der allgemeinen Anerkennung. Ausserdem bestehen hier 2 höhere Töchter-schulen, welche gut geleitet und stark besucht sind und mit den Berliner Schulen gleicher Kategorie auf gleicher Stufe stehen.

Um auch in sanitärer Beziehung die möglichst günstigsten Wohnungsverhältnisse zu schaffen, wurde in den Jahren 1894/96 hierselbst die Schwemmkanalisation mit einem Kostenaufwande von 2 350 000 Mark inkl. Rieselgut eingeführt. Die Verzinsung und Amortisation der Kapitalsanlage erfolgt durch Erhebung von Kanalisations-Gebühren und Beiträgen: $3\frac{1}{2}\%$ des Nutzungswerthes und 16 Pfg. pro cbm umbauten Raumes. Der Segen dieser vielfach bekämpften Anlage wird jetzt allgemein anerkannt.

Den Schlussstein dieser Entwicklungsperiode mit ihren grossen Aufwendungen bildet die Erbauung dieses Rathhauses. Die Grösse des Grundstücks beträgt 1 Morgen 7 □ Ruthen. Der Entwurf zu dem Gebäude rührt von der Firma Reinhardt & Süssenguth in Charlottenburg her und ist aus öffentlichem Preisausschreiben hervorgegangen. Die Ausführung ist erfolgt unter Beirat der preisgekrönten Firma, durch die Lokal-Baukommission in den Jahren 1896/97. Der offizielle Einzug erfolgte am 22. März d. J. Das Haus enthält 33 Bureauräume, 3 Sitzungszimmer und 1 Saal und ist in allen Teilen als „wohlgelungen“ zu bezeichnen. Die Kosten belaufen sich auf 582 000 Mark, darunter 186 000 Mark für die Baustelle.

Die künstlerischen Malerarbeiten sind von den Hofmalermeistern Frohns & Plath hierselbst, die künstlerische Glasmalerei von J. Scherer in Dt.-Wilmsdorf geliefert.

Die Uebernahme und der Ausbau der früheren Provinzial-Chaussee seitens der Gemeinde Steglitz in Asphalt und die bevorstehende Umwandlung der auf derselben betriebenen Dampf-Strassenbahn in elektrischen Betrieb, sowie die Herverlegung des botanischen Gartens stellen eine neue glückliche Entwicklungsperiode in sichere Aussicht.

Die Kommunalsteuer beträgt 100 Prozent der Staatseinkommensteuer und 2,5 per mille Grundwertsteuer.

Die Einwohnerschaft der Gemeinde Steglitz nach Ernährungszweigen beträgt 1898:

1. Handwerk	24 %
2. Dienstpersonal	15 %
3. Tagelohn	$14\frac{1}{2}\%$
4. Von Renten lebend	13 %
5. Handel	12 %
6. Staats- und Kommunalbeamte	9 %

7. Kunst, Wissenschaft, Unterricht	5 %
8. Ackerbau, Gärtnerei	5 %
9. Verkehr, Beherbergung und Erquickung	2 %
10. Militär	$\frac{1}{2}$ %
	Summa: 100 %

Darauf folgte die Besichtigung des Hauses. Die Gesellschaft wurde in die Beratungszimmer, in die für die standesamtlichen Verrichtungen bestimmten, überhaupt in alle der Verwaltung dienenden Räume, selbst in die Kasse geführt. Wie das Gebäude von aussen durch seine hübsche Façade den besten Eindruck macht, so scheint die innere Anlage des Baues äusserst glücklich: alle Zimmer sind geräumig und hell. Architektonisch am meisten bedacht ist der grosse Beratungssaal. Er entbehrt auch nicht des künstlerischen Schmuckes. Zahlreiche, in die wichtigsten Epochen der Steglitzer Geschichte darstellende Fresco-Gemälde und bemalte Glasfenster zieren ihn. Die grossen, den Fries zweier Vollwände einnehmenden Gemälde schildern folgende Vorgänge: 1) Der Teltow zur Wendenzeit. 2) Albrecht der Bär besichtigt die Burg der Herren von Steglitz. 3) Johann von Torgow wird mit Steglitz, Zossen und anderen Ortschaften belehnt 1413. 4) Einführung des lutherischen Geistlichen 1540. 5) Leiden des 30jährigen Krieges. 6) Gründung der Gemeinde Steglitz 1806. 7) Eisenbahnstation Steglitz (etwa 1840). 8) Königliche Blindenanstalt. 9) Bau der Kirche. 10) Kanalisation. In den Zwickeln der Fensterwand erblickt man symbolische Darstellungen der Begriffe „Landrecht“ (dargestellt durch Suarez und Carmer), „Volkserziehung“ (Volksschullehrer), „Wegeverbesserung“ (Feldmesser bei der Arbeit), „Selbstverwaltung“ (Mann mit dem Modell des Steglitzer Rathauses). Die Glasmalereien zeigen sinnbildliche Verkörperungen des Schulwesens, des Standesamts und der Armenpflege.

Vom Rathaus begab sich die Versammlung nach der Königlichen Blindenanstalt. Über die Entstehung, Wesen und Zweck dieses überaus segensreichen Instituts äusserte sich der derzeitige stellvertretende Dirigent, Herr Lehrer Matthies, der die Gesellschaft mit der grössten Liebenswürdigkeit empfing, folgendermassen:

„Die Königliche Blindenanstalt zu Steglitz (Rothenburgstrasse 6) ist keine Heil- oder Pflegeanstalt, sondern eine Erziehungs- und Ausbildungsanstalt für Blinde, und zwar von den 15 derartigen Anstalten im Königreich Preussen die einzige staatliche und die älteste im Deutschen Reiche, gegründet 1806 in Berlin. Am 13. Oktober dieses Jahres eröffnete auf Befehl des edlen Königs Friedrich Wilhelms III., Professor Dr. Zeune, Lehrer am Gymnasium zum Grauen Kloster, in der Gipsstr. mit 4 Zöglingen die Anstalt, die der hochherzige Mann in der schweren Zeit der vaterländischen Not durch Aufopferung seines

eigenen Vermögens über Wasser hielt, bis der Staat dem jungen Institute 1812 in dem Militärlazaret auf dem Georgenkirchhof ein neues Obdach bot. Aber erst, nachdem der Domherr von Rothenburg, der in der Anstalt Bewahrung vor der Cholera gesucht und gefunden, 1833 aus Dankbarkeit ein Kapital von 264 000 Mark gestiftet, wurde ein eigenes Grundstück, das Haus Wilhelmstr. Nr. 139, erworben, wo die Anstalt schneller wuchs, so dass 1856 bereits 48 Zöglinge aufgenommen werden konnten. — Als auch hier der Raum nicht mehr ausreichte, beschloss man die Verlegung nach Steglitz, die 1877 erfolgte und einen Markstein in der Entwicklung der Anstalt bedeutet. Hier erheben sich am Fusse des Fichtenberges in der nach ihrem Hauptwohlthäter benannten Rothenburgstrasse die stattlichen, zweckmässig eingerichteten Anstaltsgebäude, umschlossen von einem 9 Morgen grossen Park mit Spiel- und Turnplätzen zur Kräftigung und Erheiterung der Zöglinge. Hier hat die Anstalt ihrer Aufgabe, den Blinden eine angemessene Schul- und Berufsbildung zu vermitteln, in steigendem Maasse gerecht werden können. Denn gegenwärtig empfangen dort 140 Blinde die ihren Gebrechen entsprechende Ausbildung, deren Geheimnis darin besteht, dass die Hand, das höchste Kleinod der Lichtberaubten, für das Auge eintreten^{zu}lernt. Von den 140 Zöglingen wohnen 110 im Internat, 30, besonders die Späterblindeten, im Externat, d. h. meistens in den benachbarten Vereinsheimstätten. Kinder von 5—9 Jahren gehören der zweiklassigen Vorschule an, ältere der sechsklassigen Hauptanstalt, die ausserdem 4 Werkstätten aufweist (für Stuhl- und Mattenflechten, Korbmacherei, Seilerei und Bürstenbinderei), wo die konfirmierten Zöglinge in einer 4—5jährigen Lehrzeit erwerbsfähig gemacht werden. Während man nämlich früher die Mehrzahl der Blinden zum Zwecke des Erwerbes in der Musik auszubilden suchte und dadurch unabsichtlich das Bettelmusikantentum beförderte, wird jetzt die Musik hauptsächlich im Interesse der Gemütsbildung und als edles Unterhaltungsmittel gepflegt und nur bei einzelnen hervorragend begabten Zöglingen die Vorbereitung für das Organistenamt erstrebt, da es keinem Zweifel unterliegt, dass der erfolgreiche Betrieb eines Handwerks der sicherste Weg ist, die Blinden, von denen 98 % unbemittelten Familien entstammen, vor dem Bettelelend und den Armenhäusern zu bewahren und zur Aussöhnung mit ihrem harten Geschick zu führen. — Darum ist es von der allergrössten und segensreichsten Bedeutung, dass mit der Kgl. Blindenanstalt der vor 10 Jahren gegründete „Verein zur Beförderung der wirtschaftlichen Selbständigkeit der Blinden“ organisch verbunden ist, der den Vertrieb der von den Zöglingen hergestellten Waaren übernimmt, der ferner sich aller erwerbsfähigen Blinden der Provinz Brandenburg annimmt, indem er ihnen teils draussen, wo sie ihr Handwerk treiben, teils in den bei der Kgl. Blindenanstalt errichteten Heimstätten, wo der Verein sie vorübergehend oder dauernd als freie

Mieter aufnimmt, nach Möglichkeit mit Arbeit versorgt. — Möchten doch alle wahren Blindenfreunde dies edle Werk durch Beitrittserklärungen, wie durch Abnahme von Waaren und durch Zuweisung kleinerer und grösserer Arbeitsaufträge nach Kräften fördern helfen! —“

Die Gesellschaft wurde zunächst in die Werkstätten geführt und beobachtete die Unglücklichen bei ihren verschiedenen Beschäftigungen: beim Herstellen von Bürsten, beim Stuhl- und Mattenflechten, bei der Korbmacherei und Seilerei. Mit Staunen nahm man die Geschicklichkeit und Behendigkeit der des Augenlichts Beraubten wahr. In der Bibliothek, wohin die Versammlung darauf geführt wurde, wurden aus den hohen, dichtgefüllten Regalen in der Blindenschrift hergestellte Bücher herausgenommen und den Anwesenden zur Ansicht vorgelegt. Kopfschüttelnd fragte man sich, wie es möglich sei, dass diese Schrift die hergebrachte Druckschrift ersetze, dass diese für das normale Gefühl scheinbar nicht unterscheidbaren Zeichen jemanden befähigen, in unserem Sinne zu lesen. Unendlich schwierig schien die Arbeit derer, die sich die Aufgabe gestellt haben, diese Kunst zu lehren. Wir sollten gleich sehen, mit welchem glänzendem Erfolge in der Kgl. Blindenanstalt im Lesen dieser Schrift unterrichtet wird. Die Bibliothek enthält nicht weniger als 1725 Bände. Neben Büchern erbaulich-religiösen Inhalts ist die Unterhaltungsliteratur stark vertreten. Aber auch unsere Klassiker fehlen nicht. — Darnach wurden wir zu Zeugen einer Art Prüfung der Blindenzöglinge gemacht. Es wurden Lese- und Rechenübungen veranstaltet, die immer wieder das Erstaunen und die Bewunderung der Zuhörer hervorriefen. Ein kleiner, etwa zwölfjähriger, durch Oleum des Augenlichts beraubter und im Gesicht entstellter Junge rechnete lediglich mittels des Gedächtnisses mit mehrstelligen Zahlen, dass es eine durch das Mitleid mit dem unglücklichen Geschick des Knaben freilich getrübe Freude war, ihm zuzuhören. Das Vorlesen ging ebenfalls überraschend sicher und schnell von statten. Während der Prüfung gab Herr Matthies sehr instruktive Erläuterungen über die beim Unterricht gehandhabte Methode und machte die Anwesenden mit den verschiedenen Systemen der Blindenschrift bekannt. Zum Schluss hörten wir im Saal der Anstalt Chorgesänge der Zöglinge. Vierstimmig wurden a capella geistliche und Lieder heiteren Inhalts gesungen. Erstaunlich war die Präcision und Sicherheit der ganz sich selbst überlassenen Sänger. Gelegentliche im Flüsterton gegebene Anweisungen des Dirigenten gaben allein die Richtschnur. Der Wohlklang der Stimmen, die teilweise ernsten Melodien, die treffliche Ausführung, der Anblick der Lichtberaubten, all das weckte das tiefste Mitgefühl der Zuhörer und wahrhaft ergriffen, ja gerührt verliess die Versammlung die so reichen Segen stiftende Anstalt.

Nun teilte sich die Gesellschaft in zwei Parteien. Die eine stieg auf den Fichtenberg, um vom Turm der Charlottenburger Wasserwerke

aus den weiten Blick über das Teltow zu geniessen, die andere begab sich unter der Führung des Herrn Professor Dr. Dönitz in das Bergstrasse 18/19 belegene Kgl. Institut für Serumforschung und Serumprüfung. Dem kleinen, unansehnlichen Häuschen, in dem die Anstalt untergebracht ist, sieht man nicht an, dass es die Arbeitsstätte für einen der wichtigsten Zweige der heutigen Heilkunst bietet. Herr Professor Dr. Dönitz gab folgende Erläuterungen über die in der Anstalt ausgeführten Arbeiten:

„Eine der wichtigsten Aufgaben des Instituts besteht darin, den Wert des Diphtherie-Heilserums zu kontrollieren und dadurch zu erreichen, dass der Wert des von den Fabriken gelieferten Präparates immer auf gleicher Höhe bleibt. Es geschieht dies in der Weise, dass untersucht wird, wie gross die Menge Diphtheriegift ist, welche von einer gewissen Menge Serum neutralisiert wird. Das Gift ist aber gewissermaassen der Maassstab, an welchem das Serum gemessen wird. Nun hat man aber die Erfahrung gemacht, dass das Diphtheriegift bei jeder Zubereitung desselben anders ausfällt und dass es sich ausserdem nicht unverändert aufbewahren lässt, während es andererseits geglückt ist, Diphtherie-Heilserum im trockenen Zustande unverändert aufzubewahren; man muss nur die Vorsicht gebrauchen, es im luftleeren Raum zu halten und es dem Einfluss von Licht und Feuchtigkeit zu entziehen. Der Vortragende zeigte ein solches, Serum enthaltendes kleines Röhrchen vor, an welches ein zweites Röhrchen, das Phosphorsäure-Anhydrid enthält, angeschmolzen ist. Das Ganze ist so stark luftleer gemacht, wie es die elektrischen Glühlampen sind, und danach zugeschmolzen worden. Da die Phosphorsäure dem Serum den letzten Rest Wasser nimmt, so ist das Serum der Einwirkung der Feuchtigkeit und des Sauerstoffs der Luft entzogen. Da der Apparat im Dunklen aufbewahrt wird, so fällt auch die Einwirkung des Lichtes auf das Serum fort. Alle 2 Monate etwa wird ein solches Röhrchen geöffnet und das darin enthaltene Serum in einer bestimmten Menge Glycerinwasser gelöst. Da man nun den Wert des Serums kannte, bevor es eingeschmolzen wurde, so erhält man auf diese Weise eine sogenannte Standardlösung, deren Wert genau bekannt ist und mit deren Hülfe man den Wert von Diphtheriegiften bestimmen kann, und diese Gifte sind es dann, welche zur Prüfung der von den Fabriken eingeschickten Serumproben dienen. Der Weg ist zwar umständlich und erfordert sehr viel Mühe und Sorgfalt, ist aber nicht zu umgehen. — Die Prüfung des Serums geschieht an Meerschweinchen in der Weise, dass ihnen ein Gemisch von Gift und Serum in der dem angeblichen Werte des Serums entsprechenden Menge unter die Haut gespritzt wird. Die Giftmenge ist so gewählt, dass das Tier am Leben bleiben muss; stirbt es innerhalb der ersten 4 Tage, so hat das Serum nicht den angenommenen Wert und wird als minder-

wertig zurückgewiesen. — Der Vortragende zeigte ferner, in welcher Weise das Serum auf Sterilität geprüft wird, welche ein Erfordernis eines guten Präparates ist. — Weiter erwähnte der Vortragende, dass jetzt auch das Tetanus-Heilserum einer staatlichen Kontrolle unterzogen wird, und dass auch andere Bakterienprodukte, wie Tuberkulin, demnächst dem Institute zur staatlichen Prüfung überwiesen werden sollen.

Zum Schluss zeigte Herr Dönitz noch einige der wichtigsten Apparate, wie Sterilisationsschränke und Brutöfen mit den in ihnen gezüchteten Kulturen und bedauerte, dass er die Gäste nicht in schöneren Räumen hätte empfangen können, da das Institut nur provisorisch in Steglitz untergebracht ist und erst nach Fertigstellung des Neubaus in Frankfurt a. M. würdigere Räume erhalten wird.“

Im Schlosspark vereinigten sich wieder die beiden Parteien und in der üblichen zwanglosen Weise blieben die Teilnehmer in guter Stimmung noch einige Stunden beisammen.

9. (7. ausserordentliche) Versammlung des VII. Vereinsjahres

Mittwoch, den 14. September 1898, nachmittags

im Kgl. Institut für Gährungsgewerbe und Stärkefabrikation
in Berlin N, Seestrasse, Ecke Torfstrasse.

An Stelle des behinderten Vorstehers des Instituts, Geheimen Regierungsrats Professor Dr. M. Delbrück empfing Herr Professor Dr. Wittelshöfer die Teilnehmer.

Herr Geheimrat Friedel als II. Vorsitzender leitete die Versammlung ungefähr mit folgenden Worten ein. Obwohl die Beschäftigung mit der Heimatkunde von selbst zu örtlichen Besichtigungen führt, so werden doch nicht allzuviele Mitglieder in dieser bis jetzt noch recht stillen Gegend des weitem Polizei-Bezirks von Berlin gewesen sein und noch weniger dies Institut selbst besichtigt haben, welches eine Abteilung der Kgl. Landwirtschaftlichen Hochschule zu Berlin bildet und dem Rektorat wie Kuratorium untersteht.

Bald nach dem Beginn des 20. Jahrhunderts wird es hier lebhafter werden. Schon sehen Sie rings umher die Vorarbeiten zu den gewaltigen Bauten des IV. Städtischen Krankenhauses (Wedding), welches, wenn es voll belegt ist, mit seinem ärztlichen und sonstigen Beamten- bzw. Wärter-Personal 2000 Seelen zählen wird,

die sich auf dem Gelände mit seinen vielen Einzelbauten wie in einem eigenen Städtchen verteilen werden. Den Anfang zur Aufschliessung dieses Geländes am Ufer des kleinen und grossen Plötzensees sowie der Jungfernhaide hat die Pumpstation für das X. Radialsystem an der Ecke der See- und Sylter Strasse gemacht, von der aus insbesondere der in riesigen Ausmessungen angelegte grosse Sammelkanal betrieben wird, der in der Längsaxe der Seestrasse verläuft.

Der Teil der Seestrasse, auf welchem das heut von uns, Dank dem Entgegenkommen der Direktion, besuchte Institut erbaut ist, gehört nicht zu Berlin, vielmehr noch immer zum Forstschutzbezirk Tegel. Sie sehen den Unterschied zwischen diesem und Berlin sofort an der unvollkommenen Ausbildung der Bürgersteige, dem schlechten Dampfpflaster und der mangelhaften Beleuchtung, Reinigung und Besprengung. Es ist längst ein Wunsch der Verwaltung gewesen, dass diese Enklave in Berlin einbezogen werde; hiergegen haben die Gemeindebehörden auch nichts einzuwenden, allein die Kgl. Regierung in Potsdam wünschte noch die Strafanstalt Plötzensee gleich miteinverleibt und hierauf wollte sich Berlin, da dieses Gebiet so gut wie nichts einbringt, dagegen viel Unbequemlichkeiten und Kosten veranlasst, sich nicht einverstanden erklären. Nachdem man Jahre hin und her verhandelt ohne Erfolg, winkte das sogenannte Gross-Berlin, die sehr erhebliche Vergrösserung Berlins nach allen Seiten hin, wobei die Seestrassen-Enklave und auch Plötzensee gleich in Berlin hinein übernommen worden wäre. Allein aus diesem Gross-Berlin ist, wie männiglich bekannt, nichts geworden, teils weil die Staatsregierung ihre eigenen Vorschläge später sehr verkleinert, teils weil Charlottenburg gegen seine Einverleibung energischen Widerstand erhoben, teils weil der Magistrat und die Stadtverordneten-Versammlung von Berlin sich selbst nicht über das Mehr oder Minder der Einverleibung verständigt hat. Ganz neuerdings ist man bezüglich der Einverleibung der Tegeler Enklave in Berlin auf den Anfang der Verhandlungen zurückgekehrt, man bewegt sich also in einem Zirkel, hoffen wir, dass es kein *circulus vitiosus* und aus der ein halbes Menschenalter dauernden Frage der hiesigen Seestrasse nicht allmählich eine „Seeschlange“ werde. Unhaltbar sind die kommunalen Zustände, wie schon der blosse Augenschein lehrt, allerdings an dieser Stelle und wir wünschen dem weit über Deutschlands Grenzen segensreich wirkenden, der Theorie und Praxis gleichmässig gewidmeten Institut von Herzen, dass es recht bald aus dem weitem in den engern Polizei-Bezirk der Reichshauptstadt gelangen möge.

Seitens der wissenschaftlichen Beamten waren die Herren Professor Dr. Wittelshöfer (wie Eingangs erwähnt), ferner Dr. Remy und Ingenieur Haack, seitens der Betriebsbeamten Braumeister Ahrens erschienen.

Herr Prof. Dr. Wittelshöfer verteilte die vom Direktor zur Weihe des Instituts, vollzogen von Sr. Majestät dem Kaiser am 23. März 1898, abgefasste, 1898 in zweiter Auflage erschienene Denkschrift über das Institut, welche in unserer „Brandenburgia“ VII S. 77 bis 79 ausführlich besprochen worden ist, und hiess die Teilnehmer der Besichtigung herzlich willkommen.

Zunächst wurde das Vorderhaus, das Unterrichts- und Laboratoriumsgebäude in Augenschein genommen. In dem grossen und hellen Vestibul desselben gab Herr Professor Dr. Wittelshöfer einen kurzen Überblick über die Geschichte des Instituts und den Umfang seiner Thätigkeit. Das Institut für Gährungsgewerbe und Stärkefabrikation bildet eine Abteilung der Königl. Landwirtschaftlichen Hochschule in Berlin. Die Aufbringung der Mittel für das Personal und den Betrieb ist aber durch besondere staatliche Verträge mit einer Anzahl von gewerblichen Verbänden garantiert. Es sind hierbei folgende Verbände beteiligt: der Verein der Spiritusfabrikanten, der Verein „Versuchs- und Lehranstalt für Brauerei in Berlin“, der Verein der Stärkeinteressenten, der Verein der Kornbrennereibesitzer und der Presshefefabrikanten und der Verband deutscher Essigfabrikanten. Der Etat des Instituts beträgt jährlich 670 000 Mk. und das gesamte, im Institut thätige Kapital 3 300 000 Mk.

Die Aufgabe des Instituts ist es, die Gewerbe durch wissenschaftliche und praktische Forschungen zu fördern und den Berufsgenossen praktischen und theoretischen Unterricht zu erteilen. Der Anstoss zur Begründung eines derartigen Instituts ist ausgegangen von dem Verein der Spiritusfabrikanten Deutschlands, welcher 1874 eine Versuchsanstalt unter Führung des Professors M. Delbrück gründete, an diese schloss sich 1882 die Versuchs- und Lehranstalt für Brauerei in Berlin und der Verein für Stärkeinteressenten an. Bald erwiesen sich die Räume in der landwirtschaftlichen Hochschule als zu eng, deshalb beschloss der Brauereiverein, selbständig vorzugehen und eröffnete 1891 die Versuchsbrauerei mit der Lehranstalt in der Seestrasse. Die Hefereinzucht wurde hier mit Glück durchgeführt und auch eine Hopfen- und Gerstenkulturstation errichtet. Bald nachher schuf man auch für das Brauereigewerbe eine Hefezuchtanstalt. Im Jahre 1896 wurden die übrigen Räumlichkeiten erbaut, so dass sich jetzt das gesamte Institut für Gährungsgewerbe hier in der Seestrasse befindet. Es sind in demselben 32 wissenschaftliche Beamte thätig, welche folgende Fächer vertreten: Chemie und Physik, Botanik und Bakteriologie. Die wissenschaftlichen Kräfte haben zum grössten Teil die Entwicklung des Instituts mitgemacht und sind aus demselben hervorgegangen. Die Weihe erhielt das Institut durch den Besuch Sr. Majestät des Kaisers am 23. März 1898.

Im Erdgeschoss des Vorderhauses befinden sich zwei Laboratorien, die auf das zweckmässigste und komfortabelste eingerichtet sind und in

denen 40 Schüler Platz haben. Jeder Schüler besitzt während seiner Arbeitszeit ein eigenes Mikroskop und eine Waage. In der ersten Etage liegen zwei Auditorien, die ebenfalls mit allen Vorrichtungen der Neuzeit ausgestattet sind, und dann noch 2 Laboratorien für wissenschaftliche Untersuchungen, ein analytisches und ein botanisch-bakteriologisches. In dem ersten werden Untersuchungen im Auftrage der Mitglieder der Verbände ausgeführt, die sich auf die Roh-, Hilfs-, Zwischen- und Endserzeugnisse der beteiligten Gewerbe beziehen und in dem zweiten werden die Reinkulturen der Hefepilze, jener kleinsten Lebewesen, angestellt, welche durch ihr Dasein jene Gewerbe ermöglichen. Es ist auch eine besondere Abteilung eingerichtet worden, um alle Neuerungen auf dem Gebiete der Verwertung des Spiritus zu prüfen, insbesondere Spiritus-, Leucht- und Heizapparate, sowie Motoren. In einem Zimmer ist eine Sammlung aller bisher konstruierten Spiritus - Glühlampen aufgestellt. Auf der Gallerie endlich ist eine Anzahl von Gläsern und Kästen mit Hopfen- und Gerstensorten untergebracht, welche von der vorjährigen Hopfen- und Gerstenausstellung herrühren. Die Proben bleiben hier stehen, bis sie von der diesjährigen abgelöst werden. Im zweiten Stockwerk endlich befindet sich noch eine Reihe von leeren Zimmern für die Zukunft und die Bibliothek mit einem grossen Tisch für die 157 periodischen Zeitschriften, welche vom Institut gehalten werden. Dasselbe giebt auch mehrere eigene Zeitschriften heraus, nämlich die Wochenschrift für Brauerei, die Deutsche Essigindustrie und die Zeitschrift für Spiritusindustrie. Diese Zeitschriften enthalten die Ergebnisse der wissenschaftlichen Untersuchungen des Instituts und passende Berichte über Einzelbetriebe, daneben vertreten sie aber auch die wirtschaftlichen Interessen der Gewerbe.

Die Erfolge des Institutes beruhen nun darauf, dass die wissenschaftlichen Beobachtungen und Entdeckungen sogleich unter Verhältnissen angestellt werden können, wie sie im Gewerbe selbst vorhanden sind. Es ist dies im Gärungsgewerbe um so notwendiger, weil hier die Masse des Rohstoffes ein sehr einflussreicher Faktor ist. Die Gärungsgewerbe benutzen Mikroorganismen, Hefepilze, als Arbeitsmittel. Durch deren Lebensthätigkeit, vor allem ihre Ernährung, Atmung und Vermehrung wird die Branntweinmaische und die Bierwürze in Alkohol und Kohlensäure zerlegt, und der Essigpilz erzeugt aus Wein und alkoholartigen Flüssigkeiten Essig. Das Geheimnis für die Erzeugung eines guten Stoffes beruht auf der Verwendung von reiner Hefe. Die technisch-wissenschaftliche Abteilung des Instituts hat die Gesetze für die „natürliche Reinzucht“ gefunden, indem sie die Lebensbedürfnisse und Eigentümlichkeiten für die einzelnen Pilzrassen erforschte und nun die Ernährungs- und klimatischen Verhältnisse, sowie die mechanische Gewinnung der Neusaat von einer Gärung zur andern

so regelt, dass im Kampf ums Dasein ein bestimmter, zu dem Gährungs-
zweck geeigneter Pilz die Gegner unterdrückt.

Die Brennerei- und Hefezuchtanstalt enthält die voll-
kommenen Betriebseinrichtungen für Kartoffel- und Kornbrennerei
sowie für Presshefefabrikation nach dem alten und nach dem Lüftungs-
verfahren. Der Betrieb ist ein, nach den Versuchszwecken wechselnder,
nicht kontinuierlicher. Nur die Erzeugung der Saathefe wird nach dem
Lüftungsverfahren fast das ganze Jahr hindurch fortgesetzt. An Einzel-
apparaten sind zu erwähnen zwei Henzedämpfer, zwei Maisch- und
Kühlapparate, zwei Läuterbottiche, 14 Gärbottiche und Hefengefässe
verschiedener Grösse, ein pneumatisches Mälzerei-System Galland-
Freund, ein kontinuierlicher Maisch-Destillierapparat, stündliche Leistung
800 l Maische, zwei Blasenrektifizierapparate. Der Betrieb verläuft
folgendermassen. Man stellt sich aus einem Gemisch von Malz- und
Getreidekörnern (Roggen) die Maische her. Diese wird bis auf 23° ab-
gekühlt und gelangt darauf in die Gärbottiche. Hier setzt man Hefe
zu, wodurch die Maische ins Gähren kommt, d. h. sich in Alkohol und
Kohlensäure spaltet, Sobald die Kohlensäureentwicklung aufhört, sinken
die festen Teile unter. Der weingaren Maische werden nun durch
Destillation die flüchtigen Bestandteile, Alkohol und Wasser, entzogen.
Will man während dieses Prozesses Hefe gewinnen, so muss man aus
der in stärkster Gährung befindlichen Maische der Bottiche mit Hilfe
eines Schaumlöffels den Schaum, wesentlich die frisch gebildete Hefe,
abnehmen, sie durch ein leinenes Tuch schlagen oder durch ein Sieb
laufen lassen und nachher das Filtrat in kaltem Wasser auffangen. Der
Absatz im Wasser wird gepresst bis er einen festen knetbaren Brei
bildet. Man kann aber auch die Hefe aus klaren Würzen durch Ab-
setzen erzielen. Es ist ersichtlich, dass man es in der Hand hat, ob
man mehr Hefe oder mehr Alkohol gewinnen will. Durch Zuführen
von Luft kann man die Hefebildung stark vermehren. Hierbei erhält
man durch Abpressen oder Läutern klare treberfreie Hefe. Will man
aus Kartoffeln Spiritus machen, wie das in Deutschland hauptsächlich
geschieht, so muss man die Kartoffeln dämpfen, das geschieht in den
Henzedämpfern, das sind kegelförmige Bottiche aus Eisen, in die von
unten her Dampf gegeben wird, bis 3 und 3 $\frac{1}{2}$ Atmosphäre erreicht
sind. Die Kartoffeln werden dabei zu einer breiartigen Masse umge-
formt, welche nun in die Maischbottiche gebracht wird, wo sie mit dem
Malz in Berührung kommt, so dass sich hier aus der Stärke Zucker
bildet, der nun durch Hefe zur Gährung gebracht werden kann. Der
Apparat für pneumatische Mälzerei nach dem System Galland-Freund
besteht aus einer Trommel, in welche die Gerste hineingebracht wird.
Durch die Trommel, welche um ihre Achse drehbar ist, streicht Luft,
so dass das Keimgut beständig bewegt wird.

Die Versuchsanstalt für Stärkeindustrie enthält die vollständige Anlage zur Verarbeitung der Kartoffeln und Körnerfrüchte. Die erzeugte Rohstärke wird raffiniert und zu trockener Stärke und Kartoffelmehl verarbeitet. Weiter ist auch die Umarbeitung auf Stärkezucker, Stärkesyrup und Dextrin vorgesehen. An Einzeleinrichtungen sind zu erwähnen: Kartoffelreibe, Mahlgang, die Siebvorrichtungen, Quirl- und Absatzgefässe, Absetzrinnen, Centrifuge, Vakuum zur Verkochung von 5 dz.

In früherer Zeit wurde im Institut auch Glasbläserei betrieben. Jetzt hat man die Meister selbständig gemacht und das Institut beschränkt sich darauf, die fertigestellten Apparate durch einen wissenschaftlichen Beamten prüfen zu lassen. Der Gesamtumsatz betrug im Jahre 1897 78 600 Mk.

In einem dritten Gebäude endlich befindet sich das Maschinenhaus nebst der Brauerei. In dem Maschinenraum sind aufgestellt 2 Dampfkessel, zwei 35pferdige Maschinen, zwei Eismaschinen, zwei Dynamomaschinen, diese liefern Wärme, Kraft, Licht, Kälte, Presswasser, Pressluft für die Gesamtanlage.

Das Ausgangsobjekt für die Brauerei ist das Malz. Das Malzen ist ein abgebrochener Keimungsprozess, bei diesem wird die Stärke der Gerstenkörner in Zucker umgewandelt. Es werden in der Versuchsbrauerei jährlich verarbeitet 4000 Ztr. Gerste und 1800 Ztr. Kaufmalz, woraus 9500 hl Bier erzeugt werden. In den Maischbottichen wird darauf dem Malz der Zucker entzogen und man erhält die Würze. Letztere wird mit Hopfen in der Braupfanne gekocht, wobei sie konzentriert wird und die wichtigen löslichen Bestandteile des Hopfens in sie übergehen. Die Bierwürze muss nun gekühlt und darauf zur Gärung gebracht werden. Das geschieht in dem Gärkeller, wo der Würze Hefe zugesetzt wird, welche sie in Alkohol und Kohlensäure zerlegt. Der Gärungsprozess verrät sich durch den Schaum auf den Gärbottichen. Die Temperatur des Gärkellers wird durch Röhren mit Kühlflüssigkeit auf wenige Grade über 0 gehalten. Sobald das Bier klar ist, wird es gefasst, und in den Fässern des Lagerkellers geht die Gärung weiter. Auch Flaschenbetrieb ist von der Versuchsbrauerei eingerichtet. Es werden hergestellt: das Bundesbräu, ein malzreiches braunes Bier, und das Hochschulbräu, ein hopfenaromatisches leichtes Bier. Zum Vertrieb sind 7 Wagen und 14 Pferde vorhanden.

An die Besichtigung schloss sich ein Abschiedstrunk in dem Brauereiausschank.

Kleine Mitteilungen.

Hölle, Helden, Gehren, Lauseberg, Bahren. In der *Brandenburgia* *) habe ich zweier Höllenberge im Kreise Teltow gedacht und meine Ansicht über die Namen gewisser Höllenberge ausgesprochen, und neuerdings hat Herr Geheimrat Friedel das Wort Hölle bei Ortsbezeichnungen in Betracht gezogen.

In seinem Werke „*Braunschweiger Volkskunde****) führt Richard Andree in dem lehrreichen Verzeichnis dortiger „*Flurnamen und Forstorte*“ (S. 55) an: „*Hellberg, — morgen, — wiese, — winkel*“, und bemerkt: „*Flurnamen Helle und in Zusammensetzungen häufig auch im Hannöverschen und Lüneburgischen. Zeitschr. f. deutsche Mythologie II, S. 291. helle, helde, Abschüssigkeit, declivitas. Zu vergleichen Hölle*“. — S. 56 heisst es: „*Hölle, f, Gliesmarode, Volzum, Remlingen, hier ein tiefer Graben, „in welchem der Teufel einst hauste“. Höllenweg. Wetzleben. Höllenberg Evessen. Höllische Fohrtswiese. Lehre*“.

Der Name Hölle in Zusammensetzungen kommt auch öfter im Schwarzwald vor, so mir erinnerlich das Hüllhaus oder die Hüllhäuser (oder so ähnlich), zwei Gehöfte auf einem vorspringenden Berge bei Lichtenthal bei Baden-Baden, links vom „*Fussweg*“ nach dem Geroldsauer Wasserfall; der Hüllbauer links an der Strasse, die von Triebberg, oberhalb des bekannten Wasserfalles, nach Schönwalde führt. Wenn ich mich recht entsinne, ist das Gehöft des Hüllbauern an einer moorigen Wiesenau gelegen. U. a. m.

Andree führt noch an (S. 56): „*Holm, m. Hulm, m. Holmstein. Hollen, pl. (Bei Wedel in Holstein ein Dorf Holm, früher Holne, Hollen. Mnndd. Glossare haben: holle, parvus mons, collis, colliculus; vergl. auch Bremer, niedersächs. Wb. Hull, Schambach Hulleke . . . hövel = Hügel. — Hollen mehrfach im Hannöverschen, besonders im Bremisch-Verdischen; ein Holz „im Hollen“ im Stadischen. W.)*“.

Zu meiner damaligen Angabe, dass der Saalower Höllenberg***) auch Heldenberg genannt wurde, wie auch Beckmann Höllenberge und Heldenberge erwähnt, füge ich noch hinzu, dass ich neuerdings auch den Gadsdorfer Höllenberg von Kindern, vorläufig vereinzelt, Heldenberg nennen hörte. Ob nur Helden****) statt Hölle vorliegt, wie man hier sagt platt:

*) 1897. S. 125, 144, 145.

**) Braunschweig, 1896.

***) *Brandenburgia* 1897. S. 119.

****) Vergl. ebenda. — Frau Holle und Hulda! Nach einer Sage, von mir am Schwarzwald niedergeschrieben, nach den Angaben eines alten Mannes, hiess die Frau im Gefolge des wilden Jägers: Die Frau Hilda. Statt der Haare hingen ihr Schlangen herunter, ihre glühenden Augen waren wie Pflugräder gross. Sie war die Geliebte des wilden Jägers, soll auch seine Anmutherin gewesen sein. Sie führte immer eine Reitgerte bei sich. Wo sie damit an die Bäume geschlagen hat, sind sie verdorrt, wo sie damit die Menschen berührt, sind sie unfehlbar lahm geworden an Arm und Bein. Deswegen haben sich alle immer an den Boden geworfen, dass sie nicht berührt werden könnten. Vorher kam der Ekkehard als Warner.

Mele, Molle, statt des hochdeutschen Molde, Mulde; Melle statt Melde (das Kraut *Chenopodium*) u. a. m., sei dahingestellt. Andree, wie oben mitgeteilt, führt „helle, helde“ an.

In der Brandenburgia (1896. S. 219) wurde von mir erwähnt bei Besprechung der Dreifelderwirtschaft zu Wietstock*), dass dortige Äcker Jeren (hochdeutsch Geren) heissen, Landstücke, angeblich „etwa 3–4 Ruthen breit und etwa 100 Ruthen lang“, vor der „Separation“ (d. h. der Zusammenlegung bis dahin getrennter Ackerstücke) zur Dreifelderwirtschaft gehörig. Auch bei Gadsdorf heissen Landstücke: die Jeren. Richard Andree vermerkt unter seinen Flurnamen (S. 52) „Gehren, Gehrenacker, — kamp, — morgen, — wanne . . . Lindgeeren, Lesse. Gehrensches Holz, Wendeburg. — Zu gère, f, keilförmiges Stück Land oder Stoff, zwischen anderen auslaufend.“ — Gehren kommt als Flurname auch im Schwarzwald vor, so mir bekannt geworden: Langengehren als jetziger Name für eine Waldabteilung bei der Stadt Baden; Schwarze-Gehren zwischen Sulzbach, Hörden und Loffenau bei Gernsbach an der Murg, u. a. m.

Andree vermerkt ferner (S. 62) Lauseberg**), — der einzige vorkommende Flurname dieser Art im Braunschweigischen, während sonst die Lauseberge am Harz, in Kurhessen, in Westfalen, im Lüneburgischen und Magdeburgischen häufig sind. Bei der niederdeutschen Form Luseberg denkt das Volk jetzt stets an Läuse, weshalb Glöde die Deutung „gemeiner, schlechter, lausiger Berg“ annimmt, während Sprenger sie zu lus, lusch, Schilf stellen will. (Korrespondenzbl. für niederd. Sprachforschung XVI, 88 und XVII, 38). Vergl. Luss. Schiller-Lübben (Mittelniederd. Wörterbuch II, 75) hat lusebusch, Stelle, wo viel lus wächst. lus = Schilf, Segge, Binse, carectum. Neben luseberg kommen häufig lusepöl, luseböm vor. Ableitung vom slavischen luza, Sumpfwiese, die auch versucht wurde, ist zurückzuweisen. Seite 63 heisst es: „Luss, f. Warberg. Lüsse, Wiese bei Immendorf.

Bezüglich der von mir in der Brandenburgia 1897, S. 121 erwähnten Landstücke: Bahren sei noch hingewiesen auf Andree, S. 44: „Barenberg. Bärenwinkel. Zu bär, Bär“.

W. v. Schulenburg.

Das Licht der Glühwürmchen. In meinen Mitteilungen über Irrlichter †) hatte ich erwähnt, dass in einem Fall Fischer bei Nebel ein Glühwürmchen aus der Ferne für ein Irrlicht gehalten hatten. Herr H. Seide hat im Anschluss hieran seine Ansicht dahin ausgesprochen ††), dass man „es bei den Irrlichtern mit stark phosphoreszierenden Würmern oder Käfern zu thun haben“ dürfte. Ich möchte dazu bemerken, dass in den letzten Jahren mehrfach in wissenschaftlichen Aufsätzen das Leuchten des Glühwürmchens mit den Röntgen-Strahlen in Beziehung gebracht worden ist, und gebe hier eine kurze gelegentliche Mitteilung wieder, die sich in Tageszeitungen vorfand, nämlich: „Seit der Entdeckung der Röntgen'schen Strahlen hat das

*) Wietstock gesprochen von den Bewohnern der Gegend; Wittstock auf der Generalstabkarte von 1867, auf anderen Karten Wietstock. **) Vergleiche Brandenburgia 1896, S. 219. †) Brandenburgia. V. 1897, S. 474. ††) Ebenda. VI. 1897, S. 156.

Glühwürmchen, dieser merkwürdige kleine Laternenträger, die Aufmerksamkeit der Naturforscher wieder mehr auf sich gezogen; denn es wurde entdeckt, dass das Licht des Glühwürmchens, ebenso wie die Röntgen'schen Strahlen, durch undurchsichtige Körper auf die photographische Platte zu wirken imstande ist. Einige glauben, wie die „K. Volks-Ztg.“ erzählt, deshalb, dass die Strahlen des Glühwürmchens thatsächlich Röntgen'sche Strahlen sind oder wenigstens solche enthalten, obgleich diese bekanntlich für das menschliche Auge unter gewöhnlichen Umständen unsichtbar sind. Der französische Forscher de Fouvielle ist sogar der Meinung, dass auch das Glühen der Infusorien und Mollusken, denen das Meeresleuchten zuzuschreiben ist, ebenfalls Röntgen'sche Strahlen enthält. Das Glühwürmchen muss schon aus dem Grunde Aufmerksamkeit erregen, weil seine Leuchtkraft ganz bedeutend sein muss, da man bei dem Schein eines einzigen dieser Tierchen selbst kleine Schrift gut lesen kann. Früher glaubte man, dass die Glühwürmchen lediglich phosphorescierende Tiere wären, die nachts den Lichtvorrat, den sie tags über aufgenommen haben, wieder ausstrahlen. Dies ist ein Irrtum, und wurde als solcher von dem Naturforscher Matteucci widerlegt. Man kann sich leicht von dessen Haltlosigkeit überzeugen. Hält man Johanniskwürmchen in äusserster Dunkelheit, so kann man sie sehr lange leuchten sehen; Matteucci sah ihr Leuchten in diesem Zustande 220 Stunden hintereinander. Scheinbar ist das Licht des Tierchens von dessen Willen abhängig. Matteucci hat die leuchtende Flüssigkeit untersucht. Er glaubte, er würde Phosphor in ihr finden; aber in den Stoffen, die die langsame Verbrennung jener Substanz ergab, war nicht die geringste Spur von Phosphor zu entdecken, vielmehr nur eine Mischung von Salpetersäure und Kohlensäure. Danach besteht das Öl der wunderbaren Lampe des Glühwürmchens aus einer Mischung von diesen beiden Säuren in unbekanntem Verhältnisse“. —

Hieran schliesse ich eine andere Zeitungsmitteilung, nämlich: „Über das Licht des Glühwürmchens, das den Naturforschern schon manches Rätsel aufgegeben hat, kommt wieder eine Nachricht, und zwar von Seiten des bekannten amerikanischen Physikers Langley. Dieser hat nämlich festgestellt, dass das Glühen am Unterleibe des Johanniskäfers, das mit einer ausgesonderten Flüssigkeit in Verbindung steht, eine Erscheinung ist, die gar nicht als eine Lebensfunktion zu betrachten ist. Das Licht leuchtet auch noch nach dem Tode des Insekts, eine Thatsache, die merkwürdigerweise allen Beobachtern bisher entgangen zu sein scheint. Lässt man Sauerstoff auf diese Flämmchen einwirken, so wird es stärker, während es in luftleerem Raume und in Kohlensäure erlischt. Danach muss also der Glanz die Folge einer langsamen Verbrennung gewöhnlicher Art sein, die ebenso wie jede andere Flamme des Sauerstoffs der Luft zu ihrer Unterhaltung bedarf, und es scheint dem nichts im Wege zu stehen, dass ein entsprechendes Licht, nur in viel grösserer Leuchtkraft, künstlich erzeugt werde. Das würde insofern von Bedeutung sein, als das Licht des Glühwürmchens ausserordentlich wenig Wärme entwickelt, nur etwa den 400. Teil der Wärme, die eine Gasflamme von gleicher Stärke erzeugen würde. Die Wärme des Lichtes eines Johanniskwürmchens würde nicht im stande sein, den Quecksilberfaden eines Thermometers auch nur um ein Millionstel Grad steigen zu machen“.

Freiherr von Schilling, der Meister in der künstlerischen und wissenschaftlichen Darstellung der Gartenschädlinge und Nützlinge, schreibt *) in Hinsicht auf das Glühen des Johanniswürmchens, des Männchens wie des Weibchens: . . . „Dass die Organe, die ihn (den „Leuchtapparat“) bedienen, unter dem Einfluss des Nervensystems des Tierchens stehen und dieses sich seiner Begabung des Leuchtens bewusst ist, steht fest. Die poetische Annahme:

„Ein Johanniswürmchen sass
Seines Demantscheins
Unbewusst im weichen Gras
Eines Bardenhains“ u. s. w.

gilt also wohl kaum. Über das Weitere des merkwürdigen Apparats sind die Meinungen geteilt. Ich habe nach mikroskopischer Untersuchung, unter Darstellung eines Querschnittes, seiner Zeit meine bescheidene Ansicht an anderem Ort **) darüber ausgesprochen. Wie dem auch sei, beide Geschlechter vermögen ganz willkürlich den Leuchtapparat wirken und erlöschen zu lassen. Besonders das stillsitzende Weibchen versteht es durch längeres oder kürzeres Aufleuchten ihres „Blickfeuers“, gleich einer Hero durch die Finsternis eine weit sichtbare optische Sprache zu reden, die von den fliegenden Leandern sehr wohl verstanden und wohl auch ähnlich erwiedert wird. Merkwürdig ist, was mir meine vieljährigen Beobachtungen zeigten, dass Temperatur und Feuchtigkeit der Luft, auch Luftbewegung, nur bedingten Einfluss auf das Leuchten auszuüben scheinen. An in dieser Hinsicht ganz gleich gestalteten Abenden kann ein aussergewöhnlich energisches Leuchten und ebenso ein völliges Fehlen aller Leuchtlust beobachtet werden. Es ist das schwer zu erklären: sollte da ein notwendiger, gewisser Grad elektrischer Spannung in der Luft mitspielen?“

W. v. Schulenburg.

Schmalz. In seinen reichen Mitteilungen über ursprüngliche Nahrungsmittel hat Herr Geheimrat Friedel auch eine Angabe aus dem Roman Quitt der Baronin Tautphoeus angeführt hinsichtlich des „Schmalzes“ in Oberbaiern. Ich hatte ebenfalls Gelegenheit bei längerem Aufenthalte in Oberbaiern die Zubereitung des Schmalzes dort in Bauernhäusern mitanzusehen und von der Dauerhaftigkeit desselben mich zu überzeugen, wenn auch der Geschmack des Schmalzes, d. h. der im Kessel über Feuer ausgekochten Butter, keineswegs mehr den angenehmen milden Geschmack der rohen Butter hat. Ich habe über Schmalz in der Gegend von Brannenburg am Inn bemerkt †): „Schmalz heisst hier in den Bergen ausgekochte Butter, die, in grossen Gefässen aufbewahrt, Monate lang sich hält und (1888) in allen bäuerlichen Wirthschaften massenhaft zur alleinigen Bereitung aller Speisen dient, da thierische Fette (Nierenfett, Schweineschmalz), soweit ich erfahren, selbst bei den ärmsten Leuten keine Verwendung finden. Schmalz führen die Holzknechte (Holzhauer), die die ganze Woche im Holze (Walde) in

*) Allerlei nützliche Garteninsekten. Frankfurt a. d. O. 1895. S. 9.

**) H. Frhr. v. Schilling, Durch des Gartens Wunderwelt. Trowitzsch & Sohn, Frankfurt a. d. O. 1890.

†) Zeitschrift für Ethnologie. Verhandlungen 1893. S. 280.

ihren Holzsilmen (Rindenhütten) zubringen, in runden Holzschachteln, Schmalzspoddeln, bei sich, ebenso wie Mehl, Brod und Salz. Schmarren bilden dort ihre einzige warme Speise, ebenso Morgens, wie Mittags und Abends, — eine Lebensweise, wie sie einfacher in alter Zeit nicht gedacht werden kann. Schmarren bestehen aus Mehl, Wasser und Salz. Der Teig wird in einer flachen Holzpfanne (Tagkeln oder Taigkeln) angerührt, dann in eine eiserne Pfanne geschüttet, mit Schmalz angebraten und beständig mit dem Muser zerstampft und in Stücke geschnitten. Der Muser ist ein flaches, spatenförmiges, gestieltes, eisernes Kochgeräth. Die erwähnte eiserne Pfanne wird auf den Pfannerhaber (Pfannheber) gesetzt, der am Feuer auf dem Steinheerd der Hütte steht.“ Das Getränk ist Wasser aus einem Bach oder Quell. Sonnabend, gegen Abend, kommt der Holzknecht aus den Bergen nieder in das ihm heimatliche Haus und steigt am Montag, in der Morgenfrühe, Mehl, Brod, Schmalz und Salz in dem gewaltig angefüllten Rucksack, wieder hinauf in die einsamen Höhen der Berge, wo seine Axt durch die Stämme des Waldes halt und krachend die mächtigen Fichten niederstürzen. Ebenso einfach leben auch vielfach die Jäger in den Wäldern.

Ein solcher Muser, ein wichtiges Ausrüstungsstück des Holzknechtes und des Jägers, etwa 55 cm lang, ist von mir gelegentlich der ausführlichen Beschreibung einer oberbairischen Bauernküche abgebildet in den Mitteilungen der Wiener Anthropologischen Gesellschaft.*) Beim Gebrauch des Schmalzes bedient man sich hölzerner Schmolzschaukeln oder Schmolzscheeren.***) Besondere Verwendung findet das Schmalz bei der Herstellung der „Nudeln“. Diese Nudeln sind in der von mir erwähnten Gegend fast handgross und ähneln etwa den Berliner „Pfannkuchen“, nur sind sie eben grösser, innen hohl und ohne Füllung. Sie wurden in vielen Häusern wöchentlich ein- und zweimal gegessen und bilden mit Backobst das Mittagessen. Selbst baumstarke Knechte in einer grossen Bauernwirtschaft assen nur wenige Nudeln zu Mittag. In einem Hause, wo Dienstboten waren, wurden sie regelmässig Mittwochs und Sonnabends gegessen. Die Nudeln bestehen aus Mehl und Wasser oder Milch. Der flache Teig, in kochend Schmalz geworfen, geht pufferartig auf. Auch sonst lebten die Bewohner jener Gegend meist von Mehlspeisen. Fleisch wurde bei den Bauern vielfach nur fünfmal im Jahre gegessen, nämlich zu Weihnachten, Ostern, Pfingsten, zu Fastnacht und Kirchweih.***) Fleisch essen viele Bergbewohner in Oberbaiern überhaupt sehr wenig. In einem wohlhabenden mir bekannten Bauernhause am Hintersee wurde „Vieh alljährlich nur einmal geschlachtet, und zwar zu Weihnachten eine Sau, selten nur ein Kalb oder Schaf“. †) Trotzdem diese Menschen fast ausschliesslich von Mehlspeisen und Milch leben, auch die Leute, die nicht im Walde arbeiten, sondern in der Hauswirtschaft sind, so haben sie doch bedeutende Kraft und grosse Ausdauer. ††)

W. v. Schulenburg.

*) 1896, S. 64, und abgebildet S. 68, unter 38. **) Ebenda, S. 64 und 85, abgebildet unter 37. ***) Verhandlungen, S. 281. †) Wiener Mitteilungen, S. 67. ††) Vergl. ebenda, S. 89 unter Volksspielen: die Büchse anschlagen.

Gänsemästung im Oderbruch. Bei der grossen wirtschaftlichen Bedeutung, welche die Retter des Kapitols im landwirtschaftlichen Betriebe der Mark beanspruchen, werden folgende neueste Ermittlungen über die Mästerei, wie sie durchgängig betrieben wird, von Interesse sein.

Auf einem 18 Ar grossen Hofraum werden etwa 4000 Gänse in abgetheilten Buchten gehalten. Da die Tiere nicht blos des Tages, sondern auch in der Dunkelheit fressen, so sind die Buchten durch grosse Laternen erhellt.

Im Jahre 1897 wurden in der Oderbruchgegend 34 000 Gänse mit einem Futter von 1 020 000 Pfd. Gerste gemästet. Die Gerste wird in grossen Bottichen zu 3200 bis 3400 Pfd. Inhalt eingemalzt, nach 24 Stunden herausgenommen und zu einem ausgebreiteten Haufen ausgeschüttet. Wenn die Körner in diesem Haufen zu keimen beginnen, was etwa nach zwei Tagen geschieht, so werden sie an die Vögel als Grünmalz verfüttert.

Durchschnittlich frisst die Gans während der dreiwöchigen Mastzeit 30 Pfd. Malz. Für das Abrupfen einer Gans wurden 10 Pfg. bezahlt, macht auf 34 000 Gänse 3400 Mk.

Die Verpackung erfolgt in Körben zu 20 Stück, die Versendung nach Berlin als Eilgut. An Federn liefert eine geschlachtete Gans durchschnittlich 0,40 Pfd., 34 000 Gänse mithin 13 600 Pfd. Das Pfund Gänsefleisch ward in Berlin durchschnittlich mit 58 Pfg. bezahlt.

Die Gänse selbst stammen nicht alle aus dem Oderbruch, sondern auch von Hinterpommern, Posen und Russisch-Polen.

In der Grösse und Schwere werden diese Tiere allerdings von den neuvorpommerschen und rügenschischen Gänse übertroffen. In diesem Regierungsbezirk wird die Gänsemästerei auch in den Städten selbst betrieben, z. B. in Stralsund, Greifswald, Gützkow, Wolgast, Grimmen, Jarmen, Loitz u. s. w. Dasselbst buchtet man die Tiere eng in Holzverschlügen ein und nudelt sie mit einer Mehlpaste, die den Tieren in den Hals — ob sie wollen oder nicht wollen — hineingesteckt wird. Dies Verfahren ist auch in manchen uckermärkischen Dörfern üblich.

F.

Wrangen. Wrangen ist ein Schiffer- und Fischer-Ausdruck an der märkischen Oder, aber auch an der märkischen Elbe und Oder, für Rippen. Man spricht von Schiffs-Wrangen, das sind die knieförmig gestalteten Hölzer im Innern des Bootes oder Kahns, welche die Wände mit dem Boden verbinden. Aber auch die Rippe bei Mensch und Tier wird Wränge genannt. In Oderberg sagt man z. B. von jemand, der sich tüchtig vollgetrunken hat, „er hat die Wrangen voll“. Letztern metaphorischen Ausdruck kannten aber die Leute unsers Mitgliebes Dr. Bolle auf der Insel Scharfenberg im Tegeler See nicht, so gut ihnen sonst der Ausdruck Wränge für Rippe bekannt war.

E. Friedel.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

10. (3. ordentliche) Versammlung des VII. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 28. September 1898, abends 7^{1/2} Uhr im grossen Sitzungssaale des Brandenburgischen Ständehauses.

Vorsitzender: Geh. Reg.-Rat Friedel, II. Vorsitzender.

1. Der Vorsitzende begrüsst zum Beginn des Winterhalbjahres die Mitglieder und bittet namens des Vorstandes um rege Beteiligung bei den Sitzungen, indem er zugleich einen Teil des Programms für dieselben mitteilt.

2. Der Vorsitzende gedenkt des Todes Theodor Fontanes etwa mit folgenden Worten:

Wie Ihnen Allen bekannt, hat unsere Brandenburgia durch den am 20. d. M. erfolgten jähen Tod unsers Ehrenmitgliedes Dr. phil. hon. e. Theodor Fontane einen herben, in gewisser Beziehung unersetzlichen Verlust erfahren.

Die volle Bedeutung, welche unser Fontane für das gesammte deutsche Volk gehabt, ist bereits in ungezählten Zeitungen und Zeitschriften, sowie bei seiner Beerdigung am 24. d. M. auf dem Friedhofe der Französisch-reformierten Kirche gewürdigt worden und sie wird in dem Festsaal des Berlinischen Rathauses durch keinen geringeren als Erich Schmidt, den vertrauten Freund des Verewigten, gelegentlich der Trauerfeier des Vereins „Berliner Presse“ am Sonntag, den 2. Oktober d. J. zum Ausdruck gebracht werden.

Wir wollen heut Theodor Fontanes lediglich um derjenigen Verdienste willen erwähnen, die er sich durch die Schilderung unserer Märkischen Heimat und ihrer Bewohner in Gedicht und Prosa erworben. Fontane hat niemals den Anspruch erhoben ein Geschichtsforscher zu sein und es ist leicht, ihm in seinem, uns als Brandenburger am meisten angehenden mehrbändigen Werke „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“ Fehler und Versehen nachzuweisen. Gleichwohl hat er, insbesondere der neueren Geschichte unserer Heimat durch Benutzung nur ihm anvertrauter Urkunden, Briefwechsel und mündlicher Angaben wichtige Dienste geleistet. Fontanes Vorzüge beruhen aber recht eigentlich in seiner höchst anschaulichen Auffassung unserer Märkischen Heimat, die er mit einer Liebe und Kenntniss, mit einer Wärme der

Empfindung, gleichzeitig aber auch mit einer wohlthuenden Abgeklärtheit geschildert hat der Art, dass er hierin unübertroffen dasteht. Auch seine die Mark betreffenden Dichtungen gehören zum Besten, was unsere heimatliche Poesie geleistet hat.

Sonderbar, aber für unsern Fontane recht bezeichnend ist es, wie er sich wiederholt gewundert hat, dass man gerade von seinen Märkischen Wanderungen und Gedichten so viel Aufhebens mache, denn er denke, dass er viel Besseres geleistet habe. So täuscht sich der Künstler und Schriftsteller hinsichtlich seiner eigenen Werke.

Nicht unerwähnt lassen darf ich die Novellen, Erzählungen und Romane, welche unsere Heimat in ihrer städtischen oder landschaftlichen Eigenart und in der Besonderheit ihrer Landbevölkerung, des alten schlossgesessenen Adels, des Bürgers, des Beamten und Militärs in so liebenswürdiger, von einem feinen, niemals und niemand verletzenden Humor gewürzter Weise, in welchem sich der altfranzösische Esprit der Refugies kundgibt, unübertrefflich und ergreifend schildern. Ich denke hierbei an Erzählungen wie „Schach von Wuthenow“, „Unter'm Birnbaum“, „Grete Minde“, „Cécile“ und an Romane wie „Vor dem Sturm. Roman aus dem Winter 1812/13“, an „Frau Jenny Treibel“, an „Effi Briest“, an die „Poggenpuhls“, den nachgelassenen Roman „Stechlin“ und andere Perlen unserer heimatlichen Litteratur.

Ich kann bei heutiger Gelegenheit auch nicht ausführlich auf Fontanes Lebensgang eingehen, den er in zwei Werken („Meine Kinderjahre. Autobiographischer Roman“, Berlin 1894, und in der vor einigen Monaten erschienenen Fortsetzung „Von Zwanzig bis Dreissig“, Berlin 1898), aber dennoch nur als einen Torso hinterlassen hat.

Freuen wir uns, dass wir Th. Fontane, am 30. Dezember 1819 in Neuruppin geboren, als echten Märker für uns beanspruchen dürfen. In Swinemünde verlebte er die jüngste Jugend, kam mit 13 Jahren auf die Berliner Gewerbeschule und 1835 bei einem Apotheker in die Lehre. In Dresden und Leipzig war Fontane in Stellung. Nach einer Reise in England siedelte er sich 1844 in Berlin an, woselbst er in die litterarische Gesellschaft „Tunnel“ eintrat. In das Jahrzehnt von 1860 bis 1870 fallen die Kreuz- und Querfahrten durch die Mark, deren schriftstellerische Ergebnisse in dem Hauptwerk für uns, den schon gedachten „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“, Berlin 1862 bis 1881, niedergelegt sind. Bekannt ist das böse Abenteuer, welches ihn i. J. 1870 auf längere Zeit zum Kriegsgefangenen auf der Insel Oléron machte. (Kriegsgefangen. Erlebtes. 2. Aufl. Berlin 1892.)

Bezeichnend dafür, wie die märkische Heimatkunde so recht unsers Fontane Jugendliebe geblieben, ist der Umstand, dass er wenige Tage vor seinem Hinscheiden in einem Briefe an einen Märkischen Forscher schreibt:

„Nach 20jährigem Abschwenken in Roman und Novelle habe ich vor, noch einmal zu alten und ältestesten Göttern (in der That bis auf Triglaff etc.) zurückzukehren. Ich will ein Buch schreiben, das etwa den Titel führen soll: „Das Ländchen Friesack und die Bredows“.

Cita mors ruit. Es ist ihm nicht mehr vergönnt geblieben, diese heimatkundliche Studienfrucht gereift zu pflücken.

Fontane hat grundsätzlich Gesellschaften und Vereine zu besuchen vermieden, und es ist selbst bei seinem 70. Geburtstage gewissermassen nur durch List gelungen, ihn an die Öffentlichkeit zu ziehen und zu feiern. Hat er auch an unsern Zusammenkünften nicht teilgenommen, so hat er doch, wie wir wissen, unsere Veröffentlichungen mit Interesse gelesen. Im Band VI unseres Monatsblatts vom April 1897 findet sich ein wohl gelungenes Brustbild des Dichters nach dem von Hans Fechner 1896 gemalten Meisterwerk, sowie ein literarischer Beitrag „Über das Berlinertum seit Friedrich Wilhelm III.“, sowie ein Facsimile der Handschrift eines Wahlspruchs Fontanes:

„Gaben, wer hätte sie nicht, Talente Spielzeug für Kinder,
Erst der Ernst macht den Mann, erst der Fleiss das Genie.“

Nach diesem Wahlspruch hat Theodor Fontane unermüdlich beinahe bis zu dem Jahre geschaffen, das Moses im 90. Psalm als hochkommende Lebenswährung bezeichnet. Es wird sich in unserer Brandenburgia noch oftmals Gelegenheit finden, unseres Fontanes zu gedenken, und wir hoffen, dass eins unserer Mitglieder oder ein Freund der Gesellschaft uns in nicht zu langer Zeit einen besonderen Vortrag über Theodor Fontane als Märker, als Forscher und Dichter der Märkischen Heimat halten werde.

Ich danke Ihnen, meine Damen und Herren, dass Sie sich zum Gedächtnis unseres berühmten, in Gott entschlafenen Ehrenmitgliedes von den Sitzen erhoben haben.

3. Herr E. Friedel legt das Prachtwerk vor: „Bericht über die Gemeindeverwaltung der Stadt Berlin in den Jahren 1889 bis 1895. Mit Abbildungen, Karten und Plänen.“ (Carl Heymanns Verlag, Berlin 1898.) Dies von dem Vortragenden im Auftrage des Magistrats redigierte Werk liegt mit seinem ersten Teil vor, welcher die allgemeine Verwaltung, das Weichbild, die Städtischen Werke, den Vieh- und Schlachthof und die öffentlichen Park- und Gartenanlagen auf 300 S. gr. 8. umfasst. Es ist das 7. derartige Berichtswerk. Die früheren 6 umfassen die Zeit von 1829 bis 1888. Die Ausstattung des neuesten Berichts ist glänzender als diejenige der Vorberichte.

4. Derselbe legt ferner vor: Max Kühnlein, Architekt: „Die Evangelischen Kirchen und Kapellen in Berlin und seiner nächsten Umgebung. Nebst einem chronologischen Ver-

zeichnis der Gotteshäuser.“ Berlin 1898. Verlag von Nahmmacher. 48 S. 8. Es werden nicht weniger als 75 Gotteshäuser besprochen; wer mit den kirchlichen Gebäuden amtlich zu thun hat oder sich für sie heimatkundlich interessiert, findet in dem Kühnleinschen Schriftchen einen höchst dankenswerten Leitfaden, der das Geschichtliche, das Bauliche und auch den Kostenpunkt erwähnt. Diesem Kirchen-Führer ist gerade in unserer Zeit, wo so viele neue Kirchen entstanden sind, dass die Orientierung sehr schwer fällt, die weiteste Verbreitung zu wünschen.

5. Derselbe bespricht: Oskar Kilian: Radler-Streifzüge durch die Mark Brandenburg. Illustriert von R. Cossmann, Peter Geh, Hans Mützel, Hugo Wolff, M. Zombony. Wegkarte entworfen und gezeichnet von H. Peters. I. Heft „Zum Kloster Lehnin“ 1898. (Preis 30 Pfg.) Der Verlag von Max Rockenstein beabsichtigt 20 dgl. Ausflüge herauszugeben. Die vorliegende Probe ist nach Form und Inhalt durchaus empfehlenswert, auch für Touristen, die nicht Radler sind. Wir wollen die Gelegenheit benutzen, um die verschiedenen Radler-Vereine im ganzen und die Radler im einzelnen darauf hinzuweisen, wie sie sich im Dienste der Heimatkunde der Wissenschaft äusserst fördernd erweisen können, wofern sie gut vorbereitet auf die Fahrt gehen und sich für dieselbe bestimmte wissenschaftliche Ziele stellen. Die Direktion des Märkischen Provinzial-Museums benutzt diese Gelegenheit, um darauf hinzuweisen, dass ihr von Radlern zur topographischen Aufklärung, zur Vermittelung von Unterhandlungen u. dgl. bereits mehrfach recht schätzenswerte Dienste geleistet worden sind. Auch unsere Gesellschaft würde die Dienste der Radler und Radlerinnen im heimatkundlichen Interesse gern in Anspruch nehmen.

6. Herr E. Friedel bespricht sodann: Dr. Karl Brunner „Die steinzeitliche Keramik in der Mark Brandenburg.“ Mit 75 Text-Abbildungen. 56 S. 4^o. (Sonder-Abdruck aus dem Archiv für Anthropologie. XXV. Bd.) Braunschweig bei Vieweg. 1898. — Die sehr dankenswerte, äusserst fleissige Abhandlung begreift Material und Technik, Gefässformen, Anzahl und Formen der Gefässhenkel, Gruppierung der Gefässformen, Technik der Ornamente (Stichverzierung, Schnurverzierung), Ornamentmuster (Furchenstichmuster, freie Stichmuster, Furchenmuster, Schnurmuster), Entstehung der Gefässformen und Ornamente, endlich die Chronologie.

Herr Brunner, Assistent am Kgl. Völkermuseum, nimmt S. 46 flg. folgende Gruppen an:

I. Die jüngere nordöstliche Gruppe oder die Gruppe der untern Oder.

Am häufigsten ist hier Skelettbestattung in Flachgräbern, aber auch schon Leichenbrand. Die keramischen Grabbeigaben dürftig in

Form und Verzierung. Vorherrschend Schnurornament. Charakteristisch sind die Griffleisten an den meist becherförmigen Gefässen. An Beigaben Feuerstein-, Pfeil- und Lanzenspitzen, selten^m-Beile und Steinhämmer von künstlicher Form, die wenig oder gar nicht mehr benutzt sein mögen.

II. Die ältere nordöstliche Gruppe.

Eine den pommerschen Steinkammergräbern mit Skeletten und Beigabe von Kugelgefässen und Flintgeräten entsprechende ältere östliche Gruppe der Mark. Kugelgefässe mit Stich- und Schnurverzierung, Feuersteinbeigaben. Der im Märkischen Museum befindliche Fund von Klein-Rietz bei Fürstenwalde bildet das jüngste Glied hierin.

III. Die südliche Gruppe.

Zeitlich nicht näher zu bestimmen sind gewisse keramische Funde in den mittleren und namentlich südlichen Teilen der Mark. Grabfunde hierunter bis jetzt unbekannt. Sehr charakteristisch die nasenförmigen Henkelansätze.

IV. Die westliche Gruppe.

Die im Havellande reich vertretene keramische Gruppe mit Furchenstichverzierung zerfällt

- a) in die Verwandten des Bernburger Typus,
- b) in die Gruppe von Rhinow.

Beiden gemeinsam die Skelettbestattung in Flachgräbern und die Furchenstichverzierung. Zeitlich sind sie der Hauptgruppe II gleichzustellen, weil auch hier als charakteristische Beigaben Kugelgefässe und fast ausschliesslich Flintgerät auftreten. An das Ende der Steinperiode kann unsere westliche Gruppe deshalb nicht gestellt werden, weil erstens die Gefässformen und Ornamente in den benachbarten und sicher dem Ausgange der Periode angehörigen Grubenfunden von Tangermünde und Molkenberg den zwar verwandten havelländischen nur in geringem Masse entsprechen und zweitens mehrere Gefässtypen unserer Gruppe an Funde aus Steinkammergräbern in westlichen und nördlichen Gebieten ausserhalb der Mark anklingen, die man allgemein in die Blütezeit der Neolithik setzt. Das vereinzelte Auftreten von Leichenbrand innerhalb unserer Gruppe (bei Ketzin a. H.) ist für die zeitliche Begrenzung insofern ohne Belang, als dieser Fund in verschiedener Hinsicht von dem Gesamtcharakter der Gefässe stark abweicht und, wie Brunner sagt, eine Degenerationserscheinung darstellt. Die charakteristischen Gefässtypen unserer Gruppe sind ausser der Kugelflasche noch die einhenkelige Tasse und der einhenkelige Krug. Der Unterschied beider Untergruppen von einander liegt hauptsächlich in den mancherlei Besonderheiten der Formen und Ornamentation der Gefässe

der Rhinower Gruppe, alsdann auch in der Verwandtschaft derselben mit Funden aus der Provinz Hannover und Schleswig-Holstein, während im Gegensatz dazu die Gruppe a ihre nächsten Verwandten im Bereich des Bernburger Typus hat und hinsichtlich der Kugelgefässe und ihrer Ornamentation zu pommerschen und mecklenburgischen Funden in naher Beziehung steht.

Bemerkenswert für die ganze Periode der steinzeitlichen Töpferware ist ihre klar ausgesprochene künstlerische Formgebung und Ornamentierung, die späterhin, d. h. in der Bronzezeit, zwar viel mannigfaltiger, aber kaum viel wohlgefälliger erscheint und gegen Ende der vorgeschichtlichen nichtslavischen Periode in der Völkerwanderungszeit geradezu abfällt. Dass nichts, was uns von wendischen Gefässen bekannt geworden ist, sich mit der steinzeitlichen Poterie auch nur entfernt vergleichen darf, springt in die Augen. Die slavische Töpferei kennt nicht einmal den Henkel, obgleich er in der neolithischen Periode dreitausend Jahr früher bei Kelten und Germanen bereits üblich ist. —

Auf die — bei dieser Gelegenheit — an mich wiederholt gerichtete Frage, ob nicht aus der palaeolithischen Zeit Thongefässe mindestens in Trümmern auf uns gekommen seien, kann ich nur verneinend antworten. In den diluvialen mitteldeutschen, westdeutschen und süddeutschen Höhlen haben sich zum Teil beinerne Gerätschaften von grosser Zierlichkeit und Kleinheit erhalten, aber nicht Gefässreste. Entweder hat man damals in der Diluvialzeit noch keine thönernen Gefässe anzufertigen verstanden oder sie sind so schwach gebrannt gewesen, dass sie sich im umgebenden Erdreich allmählich aufgelöst haben. In der Provinz Brandenburg, wo pleistocäne Knochenhöhlen fehlen, ist man, wie ich wiederholentlich in den Monatsblättern, zuletzt gelegentlich unserer Zusammenkunft auf dem Körner'schen Gelände an der Bergstrasse am 10. August d. J. ausgesprochen, hinsichtlich der pleistocänen Spuren des Menschen fast ausschliesslich auf die diluvialen, speziell zwischeneiszeitlichen Kiese, Grande und Sande angewiesen. Dass zur Zeit jener Ablagerungen der Mensch bei uns gelebt habe, ist für mich allmählich zur Überzeugung geworden, ebenso dass von ihm bearbeitete Gegenstände, Geräte, Abfälle, Reste der Mahlzeiten in Bein und Knochen vorhanden sind, wie ich dergleichen Reste von der Odergegend in der Uckermark besitze. Dass sich, falls der altsteinzeitliche Mensch bei uns in der Provinz Brandenburg wirklich etwa Thongefässe gefertigt hätte, hiervon Reste erhalten haben sollten, ist noch weniger wahrscheinlich als wie in den erwähnten Höhlen, denn die Wasser- und Eisbewegung unserer diluvialen Sande mit ihren Geröllen und Geschieben ist gewiss eine noch viel zerstörendere gewesen. Auch das will ich noch bemerken, dass ein Zusammenhang zwischen der altsteinzeitlichen interglaziären Menschheit mit der von

ihr durch ungezählte Jahrtausende getrennten neusteinzeitlichen bis an das Altalluvium reichenden Bevölkerung in unserer Gegend in keiner Weise nachgewiesen ist. Wir wissen nicht einmal, zu welchem Völkertamme die letztgenannten Menschen, deren Keramik Brunner beschreibt, gehört haben, mindestens mehren sich die Stimmen, welche da meinen, dass es keineswegs Germanen gewesen seien. Welcher Rasse vollends die palaeolithischen (altsteinzeitlichen) Menschen unserer Gegend zuzurechnen sein dürften, darüber kann man gegenwärtig keine Vermutung zulassen. Zur Zeit heisst es hier noch „ignoramus“, wenn wir auch nicht für alle Zukunft hinzufügen wollen „et ignorabimus“.

7. Die Generalversammlung des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertums-Vereine findet in diesem Jahre zu Münster in Westfalen statt in Verbindung mit der 250jährigen Gedenkfeier des Westfälischen Friedens in der Zeit vom 2.—5. Oktober d. J. Zur Betheiligung wird hierdurch eingeladen und darauf aufmerksam gemacht, dass am 5. ein Ausflug nach Osnabrück stattfindet.

8. Der Verein der Wasserfreunde, Kommandantenstr. 7/9, teilt mit, dass er für sein Badehaus den Mitgliedern der Brandenburgia nebst den Angehörigen Einzelbillets zu dem sehr ermässigten Abonnementspreise gegen Vorzeigung der Mitgliedkarte gewährt.

9. Herr Kustos Buchholz teilt mit:

„Als ich in der Dezember-Sitzung 1896 über den Ursprung des Glockengebrauchs in der christlichen Kirche und über alte Märkische Glocken berichtete, liess sich aus dem zusammengebrachten Material feststellen, dass in unserer Provinz Brandenburg zwar noch eine Anzahl Glocken aus dem 13. Jahrhundert, ja zum Teil sogar noch aus dem 12. Jahrhundert vorhanden sei, dass aber von den mit einer Jahreszahl versehenen, also bestimmt datierten Glocken die zu Gramzow in der Uckermark mit der Jahreszahl „1329“ als die älteste bekannt sei. Das bezügliche Material hat inzwischen durch die Güte des Herrn Amtsrichters Schultz in Wusterhausen a. d. Dosse eine sehr wichtige Ergänzung erfahren. Herr Schultz, der meinen Bericht gelesen hatte, teilte mit, dass die Kirchenglocke seines Heimatdorfes Tornow in der Uckermark vom Jahre 1276 datiert sei. Herr Schultz hat dann auf diesseitige Bitte einen Abklatsch der Inschrift jener Glocke uns übermittelt: † MAGR: ME: FECIT CR: ANNO DNI: MCCLXXVI. NON: IVL: (Meister machte mich im Jahre des Herrn 1276 am 7. Juli.) Hiernach wird also die Glocke zu Tornow in der Uckermark bis auf etwaige weitere Ermittlungen als die älteste datierte Glocke in der Provinz Brandenburg zu gelten haben. Der Name des Glockengiessers ist leider das undeutlichste in der ganzen Legende. Seine Werkstätte dürfte im Bereich des Bistums Cammin anzunehmen sein, von wo aus die Christianisierung der Uckermark erfolgte.“

10. Herr Buchholz legt aus der in den Besitz des Märkischen Provinzial-Museums übergegangenen Sammlung des verstorbenen Stadtverordneten Wunder zwei weniger bekannte interessante Kupferstiche vor.

a) Der eine giebt uns ein Bild der Lappstrasse (jetzigen Petristrasse) zu Berlin vom Jahre 1795 und zugleich einer Revolte der Schneidergesellschaft, von der die Lokalgeschichte sonst wohl kaum Notiz genommen hat, die aber nach diesem Bilde erhebliche Dimensionen gehabt haben muss: „Abscheulige That einer grossen Menge Handwerksbursche, durch Abbrechung eines Hauses in der Lap Strasse zu Berlin und Vernichtung aller darinen befindlicher Sachen den 26. May 1795.“ Man sieht die Handwerksburschen an der Zerstörung des Hauses und der Ausräumung des Mobiliars fortarbeiten, während die auf der Strasse angesammelte Menge durch heranmarschierendes Militär zu Fuss und zu Ross gewaltsam auseinander getrieben wird. Wie die Berliner Zeitungen jener Zeit überhaupt keine Nachrichten über Berliner Vorgänge zu bringen wagten, während sie Berichte aus andern Städten sehr ausführlich enthielten, so sucht man auch vergeblich darin irgend eine Erwähnung dieser Revolte. Nur in einer am 4. Juni 1795 in der Vossischen Zeitung erlassenen gerichtlichen Bekanntmachung wird ihrer beiläufig gedacht: „Da bei der am 26. Mai in der Lappstrasse vorgefallenen öffentlichen Beschädigung des Hauses des Scheeren-schleifers Schäfer teils Geld, teils Effekten entwendet worden sind, so werden alle diejenigen, denen etwas hiervon zu Händen gekommen, oder welche hiervon Wissenschaft haben, aufgefordert, solches sofort, bei Vermeidung der in solchen Fällen geschärfsten nachdrücklichen Ahndung bei dem unterzeichneten Gericht abzugeben und anzuzeigen, damit solches in Stand gesetzt werde, dem Schäfer wieder zu dem Seinigen zu verhelfen. Berlin, den 31. Mai 1795. Director und Richter der Stadtgerichte hies. Res. Bohm, Müller, v. Hoff.“ Von derselben Stelle aus, nämlich der Schneiderherberge, ging 35 Jahre später, im September 1830, die sogenannte „Schneider-Revolution“ aus. In jener, durch die inneren Verhältnisse und durch auswärtige politische Vorgänge erregten Zeit gab die ungerechtfertigte polizeiliche Verhaftung einiger Schneidergesellen den übrigen Gesellen Anlass zum Zusammenlauf auf dem Köln. Fischmarkt, um die Losgabe der Kameraden zu erzwingen. Am 17. September abends kam es zum Handgemenge mit den Wachtmannschaften und mit requiriertem Militär, wobei es viele Verwundungen setzte. Den Grund zu jener Verhaftung hatte ein Schneidergeselle gegeben, der als „Neuerungsprediger“ denunziert worden war und der deshalb unter dem Titel „arbeitsloser Herumtreiber“ ergriffen werden sollte; er befand sich aber gar nicht unter den Festgenommenen.

b) Der zweite Stich zeigt die eiserne Brücke über den Kupfergraben und zwar bald nach ihrer Erbauung im Jahre 1798, mit der

nächsten Umgebung. Zu dieser gehört auch das 1776 vom Baumeister Friedel erbaute älteste Mehlmagazin des Bäckerwerks, von dem kürzlich einige Notizen und eine aus dem zergangenen Grundsteindokument des im vorigen Jahre abgebrochenen späteren Mehlmagazins rekonstruierte Fassaden-Zeichnung im „Bär“ erschienen sind. Der hier vorliegende Stich giebt das Bild des Magazins nach der Ausführung, während das im „Bär“ mehr Entwurf zu sein scheint. Zugleich wird der von einem Kahn befahrene Verbindungskanal sichtbar, der von dem Spreekanal, oberhalb des Mehlmagazins und der eisernen Brücke, nach Nordosten hin sich abzweigte und, in der Gegend der Friedrichsbrücke in die Spree mündend, den Lustgarten abgrenzte. Das Mehlmagazin wurde bekanntlich abgebrochen und der Verbindungskanal zugeschüttet, als in den 1820er Jahren das Museum erbaut werden sollte.

11. Herr Buchholz erläutert eine von der Königlichen Intendantur des Garde-Korps dem Märkischen Museum überwiesene kupferne Inschrift-Tafel, die beim Abbruch des Proviant-Magazins, Neue Friedrichstrasse 2, im Grundstein gefunden wurde. Die Tafel ist 21 cm hoch, 17 cm breit, 1,5 mm dick. Die in lateinischen Majuskeln eingravierte Inschrift, die als Grundstein-Urkunde anzusehen ist, lautet:

Q. D. B. V.

ANNO. AERAE. CHRISTIANAE. M. D. C. C. IX. ANNONA.

IN. IBERIA. ET. FRANCIA. INGRAVESCENTE.

FRIDERICUS. REX. BORUSSIAE.

PATER. PATRIAE.

CUJUS. HODIE. PROVIDENTIA. UNIVERSUM.

REGNUM. FELIX. EST.

PROLATIS. URBIS. SVAE. SEMEL. ITERUMQUE.

POMOERIIS. ET. NUMERO. CIVIUM.

INGENTI. LIBERALITATE.

AMPLIATO.

QUO. MAGIS. COMMODIS. OMNIUM. PROSPICERET.

REM. FRUMENTARIAM. HORREIS.

PUBLICIS. AUXIT.

QUAE. CUM. CRESCENTI. IN. DIES. NUMEROSAE.

MULTITUDINI. URBANAE. PLEBIS. ET.

VICINARUM. CIVITATUM. NON.

VIDERENTUR. SUFFICERE.

VIGILI. ET. PATERNA. CURA. NOVUM. EXSTRU-

ERE. AGGRESSUS. PRIMUM. LAPIDEM. TAM. SA-

LUTARIS. AEDIFICII. MANU. SUPREMI. EXERCI-

TUUM. SVORUM. ET. URBIS. REGIAE. PRAE-

*FECTI. ALEXANDRI. HERMANNI. CO-
MITIS. A. WARTENSLEBEN.
PONI. JUSSIT.
DIE. XXVI. AUGUSTI.*

DOMINE. SALVUM. FAC. REGEM.

Diese Grundstein-Urkunde stimmt inhaltlich mit den bisher bekannten lokalgeschichtlichen Überlieferungen überein. Interessant ist der Hinweis darauf, dass das preussische Volk durch die Fürsorge seines Königs glücklich ist, während in Spanien und Frankreich die Teuerung immer drückender werde.

Der Abbruch des grossen Gebäudes mit 2 Seitenflügeln, das den Ausblick von der Stralauer Strasse aus nach Osten hin begrenzte, erfolgte in diesem Jahre zum Zweck der Durchlegung der Schickler Strasse.

11. Herr Dr. Pniower legt die von dem Prediger E. Wollesen verfasste „Chronik der altmärkischen Stadt Werben“ vor und knüpft folgende Worte daran:

Das kleine, heute nicht mehr als 1755 Einwohner zählende Werben war im Mittelalter und bis in die Neuzeit hinein ein nicht unbedeutender Ort. Seine Lage an der Elbe, da, wo einst die Havel in sie mündete — heute ergiesst sie sich in einiger Entfernung von der Stadt in den Hauptstrom — seine Lage war die Ursache, dass es früh ein Stützpunkt für die gegen die Slaven kämpfenden Deutschen wurde. Schon i. J. 1005 wird die wahrscheinlich von Kaiser Heinrich I. angelegte Burg Werben urkundlich genannt. Die Kaiser Heinrich II. und Konrad II. hielten hier Hof. Wegen des bequemen Elbübergangs wurde Werben wiederholt der Schauplatz blutiger Kämpfe zwischen den Wenden und Germanen. 1056 erlitten diese von jenen hier eine schwere Niederlage. Hundert Jahre später war der deutsche Besitz des Ortes freilich gesichert. 1160 überliess Albrecht der Bär die Kirche in Werben mit allem Zubehör und allen Nutzungen den Johannitern und so entstand in dieser Stadt die erste Niederlassung des Ordens in Deutschland. Hier wurde die erste Johanniter-Komturei in ganz Pommern, Sachsen, der Mark und im Wendland begründet. Dank seiner günstigen Lage wurde Werben auch eine nicht unwichtige Handelsstadt. Lag es doch an der Wasserstrasse zwischen dem betriebsamen Magdeburg und Hamburg und bot es doch für diejenigen, die aus der Priegnitz und den östlich gelegenen Ländern nach der Altmark und dem bedeutenden Handelsplatz Braunschweig reisten, den Übergang.

Zeugin seines materiellen Aufschwunges ist die interessante bis ins 13. Jahrhundert zurückreichende, im 15. restaurierte Johanniskirche mit

den berühmten, von Kurfürst Friedrich II. der Stadt gestifteten Glasfenstern, von denen ein Fachmann (v. Quast) urteilt, dass „sie die schönsten malerischen Kunstwerke der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts in Deutschland darstellen“.

Dass Werben von dieser Höhe zu einem winzigen Örtchen herabsank, ist die Folge des 30jährigen Krieges. Unter den altmärkischen Städten hatte es nächst Osterburg in dieser Zeit am meisten gelitten. Immer wieder wurden Kontributionen über die Stadt verhängt, bald von den Kaiserlichen, bald von den Schweden. Immer wieder wurde es von den Feinden verheert und geplündert. Lange Zeit bildeten die von Gustav Adolf bei Werben angelegten Befestigungen den Zankapfel zwischen den beiden grossen streitenden Parteien. Das „Schwedenlager“ bei Werben erlangte einen gewissen Ruf, und noch die Gemahlin Friedrichs des Grossen besuchte die Stadt, um die Reste dieser Befestigungen zu sehen. Werben geriet durch den Krieg in solche Bedrängnis, dass zuletzt nach wiederholten Versuchen, seine Finanzen zu ordnen, nichts übrig blieb, als einen allgemeinen Konkurs zu erklären, in dem sämtliche Gläubiger leer ausgehen mussten. Nur so war es möglich, der Stadt die zur Verwaltung notwendigsten Einnahmen zu retten.

Diese hier in den grössten Umrissen gegebene Geschichte Werbens erzählt der Verfasser eingehend. Er berücksichtigt dabei, was sehr zu loben ist, besonders die kulturhistorische Seite seiner Aufgabe und bietet ein reichliches Material zur Kenntnis des Lebens und Treibens unserer Ahnen. Wir erfahren allerlei Interessantes, das in uns das (wie mir scheint nicht berechnete) Gefühl aufkommen lassen könnte: „Und wie wirs dann zuletzt so herrlich weit gebracht.“ So erzählt er von einem Hexenprozess, der sich im Jahre 1591 abspielte. Damals hatte ein Werbener Bürger das Unglück, dass ihm „sechs Brauen Bier, auch an Branntwein in die 100 Gulden verdarben, 6 Kühe und 24 Schweine plötzlich starben.“ Die Schuld an diesem Unglück wurde einer Frau zugeschrieben. Sie sollte in einem Streit zur Gattin des Betroffenen gesagt haben, dass der Teufel ihr bald ihr Gut nehmen würde. Sie wurde dafür zur Tortur verurteilt, und zweimal machte der Scharfrichter den grausamen Versuch, unter Anwendung der üblichen Martern sie zum Bekenntnis zu zwingen. Er blieb erfolglos. Der Kurfürst Johann Georg aber, an den sich der Mann der Gefolterten wandte, belegte die Ratmänner der Stadt wegen unbilligen Verfahrens mit empfindlichen Strafen.

Ein helles Licht auf den Unterschied der Zeiten wirft auch eine Verordnung des Werbener Rates vom Jahre 1612. Es ist bekannt, dass im 16. Jahrhundert eine Üppigkeit aufkam, die erst im 17. ein gewaltsames Ende fand. Ein übertriebener Luxus im Essen und Trinken, in der Kleidung, überhaupt in der ganzen äusseren Lebensführung machte sich breit, die weder Verordnungen der Fürsten noch die Satiren der

Schriftsteller wie die des Frankfurter Predigers Andreas Musculus einzuschränken vermochten. Erst die Not des 30jährigen Krieges gebot der Unsitte Halt. Kurfürst Joachim II., der bekanntlich selbst nicht gerade sparsam war, sah sich wiederholt genötigt, um dem Unwesen zu steuern, Verordnungen gegen die Schmausereien bei Hochzeiten, Kindtaufen und Beerdigungen zu erlassen. Sie müssen wenig gefruchtet haben, wenn die Stadt Werben in einem eigenen Gesetz gegen die luxuriösen Ausschreitungen der Zeit Front zu machen versuchte. Einige Sätze aus dieser Verordnung seien hier mitgeteilt. Sie sind bezeichnend für das geringe Mass von Freiheit, dessen sich der damalige Bürger einer deutschen Stadt erfreute.

„Die ganze Bewohnerschaft wurde in drei Stände geteilt. Zum ersten gehörten die Geistlichen, der Rat und diejenigen, die 300 bis 400 Gulden reich waren und die ihren Kindern so viel oder mehr mitgeben konnten. Zum zweiten Stand die Bierbrauer und die, die 200 Gulden Vermögen hatten. Zum dritten die, die 100 oder 50 Gulden reich waren. In Bezug auf die Verlöbnisse und Hochzeiten wurde geboten, dass die Trauung immer am Dienstag, nachmittags 2 Uhr sein sollte. Waren die Hochzeitsleute nicht pünktlich, konnten sie gewärtig sein, dass die Kirche vor ihnen zugeschlossen wurde, bei zwei Thaler Strafe, davon dem Rate einer, der andere der Kirche zur Bücherei zukommen sollte. — Die häusliche Feier bestand in den beiden ersten Ständen aus drei Mahlzeiten, am Abend des Dienstags, am Mittag und Abend des Mittwochs, zu welchen die vom ersten Stande acht Tische laden und nicht über vier Gänge neben Butter und Käse, die vom zweiten Stande sechs Tische laden und nur drei Gänge neben Butter und Käse geben konnten. Die vom dritten Stande mussten sich mit einer Mahlzeit am Dienstag Abend mit drei Tischen und zwei Gängen neben Butter und Käse begnügen. In allen drei Ständen gab es Werbenschies Bier; nur im ersten Stande war es gestattet, etwa anwesenden Fremden etwas an fremdem Bier und Wein zu reichen. Zur Befolgung dieser Ordnung wurden die Hochzeitsleute durch eine vom Rat dazu bestimmte Person angehalten; auch musste der Bräutigam am Freitag nach der Hochzeit auf dem Rathause bei seinen Eidespflichten berichten, dass er dieser Ordnung in allen Punkten gehorsam nachgelebt. Auch in Bezug auf die musikalischen Genüsse wurden beschränkende Vorschriften erlassen. Denen im ersten Stande waren alle Instrumente gestattet, denen im zweiten Stande drei Trompeten, eine Querpfeife und eine Trommel, oder anstatt dessen Geigen; denen im dritten Stande waren die Trompeten ganz verboten. Der erste Stand gab drei Thaler, der zweite drei Gulden und der dritte nur $\frac{1}{2}$ Gulden für die Musik.“

„Für die Feier der Kindtaufe bestimmte die Verordnung, dass niemand zu einem Kinde über drei Gevattern bitten dürfte. Im ersten

Stände konnten acht Paare, im zweiten sechs und im dritten drei Paar Frauen mit dem Kinde zur Taufe in die Kirche gehen. Diesen Frauen durften nach der kirchlichen Feier die im ersten Stand einen guten Trunk Wein und Bier, die in den anderen beiden Ständen aber nur Werbenschas Bier und die in allen drei Ständen nur Butter und Käse nebst einem Gericht Fische oder Fleisch geben. Nur wenn Fremde das Patenamt übernommen, war es erlaubt, sie samt etlichen der nächsten Freunde zum Abendessen zu laden.“

Auch nach Todesfällen und Beerdigungen wurde bekanntlich und wird vielfach noch heute wacker geschmaust. Auch diese Festlichkeiten berücksichtigte die Verordnung. „War jemand gestorben, heisst es da, so pflegten sich bisher Knechte und Mägde benachbarter und anderer Leute nachts zur Totenwache einzufinden und zweimal zu speisen, wobei es dann wohl passierte, dass sie sich „weidlich toll und voll gesoffen.“ Wollte in Zukunft jemand bei der Leiche wachen lassen, so sollte er eine Frau aus dem Hospital oder sonst eine andere dazu zu sich fordern Die Leidtragenden sollten nicht, wie bisher oft geschehen, vom Kirchhof oder aus der Kirche fortgehen, sondern bis zum Ende der Feier bleiben, die Angehörigen des Verstorbenen nach Hause begleiten und sich von denselben durch „Wünschung eines seligen guten Tages oder Abends“ verabschieden. Alle Mahlzeiten am Abend des Begräbnistages waren streng untersagt. Waren dagegen auswärtige Leidtragende erschienen, so konnten die Hinterbliebenen sie nebst drei oder vier guten Freunden wohl bei sich behalten.“

13. Ferner besprach Herr Dr. Pniower die von unserm Mitgliede Herrn Polizeilieutenant Paul Schmidt verfasste Chronik der Berliner Schutzmannschaft, die vor einigen Monaten unter dem Titel: „Die ersten 50 Jahre der Königlichen Schutzmannschaft zu Berlin“ erschienen ist. Die Schutzmänner sind in Berlin populär, aber wie man wohl gestehen muss, unbeliebt. Und doch sind sie mit dem Berliner Leben, mit der Vorstellung, die man sich von ihm macht, so verwachsen, dass sich mancher wundern wird zu hören, das Institut sei nicht älter als 50 Jahre. Unsere Schutzmannschaft ist ein Kind der Revolution von 1848. Damals wurde die Unzulänglichkeit der Polizei der Hauptstadt evident, und da die zur Aufrechterhaltung der Ordnung gebildete Bürgerwehr sich als kein ernsthaftes Institut erwies, so war eine völlige Neuorganisation des Berliner Polizeiwesens geboten. Durch eine Kabinettsordre vom 23. Juni 1848 wurde die Schutzmannschaft in's Leben gerufen. Vier Wochen später war ihre definitive Organisation durchgeführt. Am 24. Juli erschienen die Schutzmänner zum ersten Mal zum Dienst in den Strassen Berlins. Welche Veränderungen und Erweiterungen das Institut bis zur Gegenwart erfuhr, erzählt der um die Berliner Lokalforschung vielfach verdiente Verfasser mit grosser Genauigkeit und wenn man die Sprödig-

keit des Stoffes bedenkt, auch mit vielem Geschick. Auch die Ereignisse, bei denen die Schutzmannschaft hervortrat, berührt er, so dass diese Geschichte wie von selbst zu einem Abriss der äusseren Lokalgeschichte Berlins wird. Manche längst vergessene Ruhestörungen und Krawalle von grösserem Umfange, von denen der Verf. zu erzählen weiss, liefern Beiträge zu einer Psychologie des Berliners. Sie zeigen, dass die Hauptstadt von einer im Grunde gutmütigen, dem Mitgefühl zugänglichen, doch aber unruhigen und reizbaren Bevölkerung bewohnt wird, die in den Schranken der Ordnung zu halten, keine leichte Aufgabe ist.

Der Neidkopf.

Von Robert Mielke.

Zu den Erklärungs-Versuchen über den Neidkopf ist neuerdings eine andere von dem Rechtsanwalt Dr. v. Freydorf in Mannheim hinzugetreten, die — abweichend von den bisherigen Erklärungen — es versucht, den Grund der volkstümlichen Anschauung aufzusuchen, auf dem sich die Sage und das Gebild haben entwickeln können. Wenn auch seine Deutung, dass das Bild als Zeichen eines dem Hause zustehenden Rechts aufzufassen sei, nicht gerade überzeugend ist, sie wenigstens nicht durch den Berliner Kopf unterstützt wird, so bietet doch die Zurückführung auf eine allgemeine volkstümliche Grundlage am ehesten die Möglichkeit einer zufriedenstellenden Erklärung. Ein Aufsuchen lokaler Beziehungen dürfte umsoweniger zu Ergebnissen führen, als der Neidkopf nicht allein ein Wahrzeichen Berlins ist, sondern in der badenschen Stadt Villingen ebenfalls vorkommt. Ein ähnliches Bildwerk haben wir aber auch in dem „steinerner Weibskopf“ oder „die Bläke“*) genannten Kopf in Mühlhausen i. Elsass vor uns. Vielleicht sind dann noch andere mancherorts an den Häusern eingemauerte Frauenköpfe, die eine weniger scharf ausgedrückte Entstellung der Züge aufweisen und daher auch weniger von der Volkspoesie umrankt sind, hierher zu rechnen. Da letztere wie in einem Hause in der St. Georgengasse in Speier, in gar keiner Beziehung zu der Architektur stehen, so sind sie möglicherweise als abgeblasste Erinnerungen an den einstigen Neidkopf zu betrachten.

Durch das wiederholte Vorkommen in Deutschland — ich bin überzeugt, dass sich noch vielmehr vorfinden werden — weist sich der Neidkopf nicht als ein Denkmal irgend einer historischen Episode aus, sondern er muss als Merkmal einer ganz bestimmten Volksanschauung aufgefasst werden, einer Volksanschauung, die nicht mehr unvermittelt

*) Schäfer. Deutsche Städtewahrzeichen I. Leipzig 1858. S. 11.

mit unserem zeitgemässen Denken zusammenhängt. Aber welcher? Einen Wink geben uns die alten Schandsteine, die sogenannten „Klappersteine“, welche zänkische Weiber als Strafe durch die Strassen tragen mussten, und welche mancherorts die Gestalt eines Frauenkopfes mit herausgesteckter Zunge hatten. Sie sind also nicht nur ein Symbol des „losmäuligen“ Neides, wie derselbe einmal genannt wird, sondern eine direkte Strafe desselben, was ja die anekdotenhafte Erzählung des Berliner Kopfes noch deutlich hindurchschimmern lässt. Es ist zunächst der Neid, der schädigende Hass, der in den Neidköpfen in derber Weise blossgestellt ist, der aber unmittelbar auf eine ursprünglichere Empfindung zurückgeht: auf die Abwehr vor einer Schädigung. Der Neidkopf würde also den Merkmalen zuzuzählen sein, die wie die Hand in Nordafrika gegen den bösen Blick, das Pentagramm bei unseren Ställen gegen Viehschäden*) oder der Donnerbesen gegen Blitzschlag das Haus schützen sollen. Diese Eigenschaft der Neidköpfe wird scharf beleuchtet durch gewisse Hausinschriften**), die nicht nur jenen genau entsprechen, sondern auch die Anschauung blosslegen, aus der die Neidmerkmale erwachsen sind.

So heisst es an einem Hause in dem abgelegenen Winkel des altmärkischen Drömling:

Ich bin vergnügt, ob mich hier neidet
Die Welt und mancher Judas Freund,
Mich oft mit seiner Zunge schneidet,
Dass mir das Herz im Leibe weint.
Gott lebt, der solche Feinde biegt
Und mich erhält. Ich bin vergnügt.***)

Besonders zahlreich sind solche Inschriften in West- und Ostfriesland, wo die derart gekennzeichneten Häuser geradezu „Hatershuuser“ d. h. Hass- oder Neidhäuser†) genannt werden, und wo die Architektur oft überreich mit allerlei Fratzen ausgeschmückt ist.

In Oldersum liest man an einem 1567 erbauten Hause:

*Och nider laet din Nidel sin. Wat Godt mi gvent dat is min.
As Godt behaget so is beter benidet as beklaget.*

*) Bezeichnenderweise heisst in Österreich der blaue, wohlriechende Klee (*trifolium melilotus coerulea*) auch Neidklee, weil man damit die Viehställe räuchert, um das Vieh gegen Verwünschungen zu schützen (Grimm, Wörterbuch, Bd. VII, S. 563).

**) Wo keine Litteratur-Nachweise angegeben sind, hat der Verfasser die zitierten Inschriften an Ort und Stelle gesammelt.

***) Ebeling. Blicke in vergessene Winkel, Bd. 2, S. 85.

†) Vergl. Globus, 72. Bd., 1897, S. 375.

und in Groningen lautet eine Inschrift von 1633:

*DIE MY BENIDEN ENDE NIEDT ENGEVEN
SE MOETEN MY LIDEN EN LATEN MY LEVEN.
ALST GODT BEHAGET
BETER BENIT ALS BECLAGET.*

ferner in Emden:

*WANNER . DIT . HVS
BOVWET . GODT . SO
IS . MËSCHEN . NIDT.
MAN . SPOT . ANNO
1558.*

Deutlicher noch die Missgunst und die Abwehr dagegen durch Berufung auf Gott lässt eine Hildesheimer Inschrift erkennen:

„Affgunst der Lude kann nich ganz vill schaden,
Den wat der leiwe Gott wil, dat moth woll geraden.“

heisst es in derselben von 1609 und in einer anderen aus derselben Zeit wird geklagt:

„Ach Got wie . geit . das . immer . zu —
Das . die . mich . haszen . den . ich . nichts . thu. —
Die . mir . nichts . gonnen . und . nichts . geben —
Muszen . dennoch . leiden . das . ich . lebe.“*)

Sie ist ebenfalls aus Hildesheim, findet sich aber mit wenig Abweichungen in Mödlich bei Lenzen**), in Halberstadt***), in dem schlesischen Sagan†) und ist in Friedersdorf a. d. Queis in folgender Weise verändert:

*Was ich besitz vnd innehab 1586
ist Gottes Segn vnd Milde gab
Doch ist des Schnoden Neids so viel
Das Mancher mir nichts gonnen viel †)*

*) Aus allen Weltteilen. 1875. S. 249.

**) Ach Gott, wie geht das immer zu, daß mich einer hasset, dem ich nichts thu, Und so sehr kummert um mich da er doch genug zu thun hat vor sich. Mir nichts gönnet und nichts thut geben. Muß doch leiden, daß ich lebe.

Nach handschriftlicher Mitteilung von Pred. Handtmann in Seedorf bei Lenzen.

***) *Ach Gott, wie geht es immer zu,
Das die mich hassen, den ich nichts duhe
Die mir nichts gennen und nichts geben
Missen doch leiden das ich lebe. 1700.*

Karl Scheffer. Inschriften und Legenden an Halberstädter Bauten. 1864. S. 38.

†) *ACH GOT WIE GEHT ES IMMER ZU DAS MICH DIE NEIDEN DEN
ICH NICHTS THU MIR AUCH NICHTS GONNEN NOCH GEBEN MOSSEN
DOCH LEIDEN, DASS ICH LEBE.*

Lutsch. Die Kunstdenkmale Schlesiens. 1886/1891. Bd. III. S. 166.

††) Lutsch. A. a. O. Bd. III. S. 608.

In Bayern klingt dieselbe Empfindung in dem Worte aus:

„Wenn Neid und Hass doch brennten wie Feuer
Dann wär das Holz nit gar so theuer.“*)

und in dem braunschweigischen Dorfe Brunsrode klagt 1723 eine Inschrift:

Wenn der Neider noch so viel
Es geschieht doch, was Gott haben will.
Wer bauet an der Strassen
Muss die Narren reden lassen.**)

Nicht selten sind die Neidinschriften zu der in den beiden letzten Versen ausgedrückten Sentenz zusammengeschrumpft***), die überall in Deutschland wiederkehrt†), bald die zudringliche Neugierde durch die heiteren Verse:

Was stehst Du hier und gaffst?
Mach lieber, das Du schaffst!
(Köln a. Rh. Modern.)

abweisend, bald in grober Deutlichkeit das Haus ungastlich verschliessend durch die Inschrift: *Blif buten edder ick smit di up de snuten.††)* bald auch durch das trotzige Wort auf Fehmarn: „So will ich es hebben, wat fragst du danach“ †††) das unbefugte Urteil abwehrend.

In diesen letzten Inschriften ist die ursprüngliche Abwehr des Schadens schon zur äusserlichen Kennzeichnung der Missgunst herabgemindert, die sich mancherorts wohl zu direkter schädigender That entwickelt haben mag, denn eine Inschrift aus dem 15. Jahrhundert spricht dies in Perleberg schlicht aus:

*Trve det is en seltzen Gast
Wer den het, de hölt em fast.
Distel vn Dahrn de steken ser,
Valsche tongen noch völ mehr
Ick will mi lever in Distel vn Dahrn baden
As ick will sin mit valsche tongen beladen.*

*) Bavaria II. S. 782.

**) Andree. Braunschweiger Volkskunde. S. 149.

***) Um nicht zu wiederholen sei hier nur die Litteratur genannt, in der die dem Sinne nach gleichen Hausinschriften zu finden sind: Andree, Braunschweiger Volkskunde, S. 148 und 149. Bavaria, Bd. II, S. 782. Erheiterungen 1863, VII. Heft, S. 258. Scheffer, A. a. O., S. 15, 18, 35, 44, 46.

†) Selbst am Rathause zu Strassburg i. Ukerm., wo es heisst:

*Wer kann es machen überall
Dass es Jedermann gefall?*

††) Haupt, Die Bau- u. Kunstdenkm. d. Prov. Schlesw.-Holst., Bd. II, S. 505.

†††) R. Mejborg, Sleswigske Bøndergaarde i det 16, 17. og 18. Aarhundrede. Deutsch von Haupt. Schleswig 1894, S. 14.

Eine Hausinschrift von 1580 in Oldersum drückt dasselbe durch die beweglichen Worte aus:

De Waerheit is to Hemmel Ghetoen
De Trouwe is Over dat Weite Meer Ghesloegen.
De Gerechtigheit ist allenthalven Vertreven
De Ontrouwe is in de Werltd Ghebleven.
O Godt Min Heer Woe de ehr Geit (?) Gelt voer Eer
Ghewalt voer Recht Dat klaege ick arme Knecht.
 Anno 1580.

Auch aus einer Märkischen Inschrift tönt uns die Klage über die Untreue der Welt entgegen:

Allein auf Gott setz dein Vertrauen
 Auf Menschen Hilf sol du nicht bauen,
 Gott ist allein der Glauben hält
 Sonst ist kein Glaub mehr in der Welt. (1797. *)

was in Groningen folgende Poesie wiedergiebt.

WAT WORT ER MEENIG MENSCH
 GESCHONDEN EN (und) BELOGEN
 VAN SO VEEL KARELAARS (Kerls)
 DIE SELVE NIET VEEL DOGEN
 HET WAS TE WENSCHEN (wünschen)
 DAT ALLE MENSCHEN
 HAAR SELVE EERST BEKEREN
 EER DAAT SIE QUAAT (Böses)
 HET SIE VROEG (früh) OF LAAT (spät) VAN
 EEN ANDER QUAM TE SPREKEN.**)

Doch sollen in diesen Sprüchen Neid und Missgunst anderer nicht nur blossgestellt werden, sondern sie wirken gewissermassen als Schutzwehren gegen die aus jenen hervorgegangenen Handlungen. Das bezeugt das häufige Anrufen Gottes als steter Schutz und Schirm in denselben. Sprüche wie der Hildesheimer:

WIL Den abg Vnst V Ie Le sagen, (Will den Missgünstigen sagen)
*Gott fVhrt seLbsten MeInen Wagen.***)*

oder der altenländische

Wat frag' ick na de Lü (Leuten)
 Gott helpet mi.†)

lassen dies deutlich erkennen.

*) Nach einer handschriftlichen Mitteilung von Prediger Handtmann in Seedorf.

**) Globus. 72. Bd. 1897. S. 375.

***) Durch die grossen Buchstaben ist die Jahreszahl 1688 ausgedrückt. Scheffer a. a. O. S. 35.

†) G. Almers Marschenbuch. Bremen 1875. S. 322.

Wie durch einen solchen Spruch das Haus und seine Bewohner sich unter den Schutz Gottes begeben, ist wohl an keiner Stelle klarer ausgesprochen als in einer Inschrift aus der Prignitz (Kietz bei Gross-Wootz a. E.), die zwar das schädigende Begehren nicht direkt bezeichnet, die aber wie eine feierliche Beschwörung anmutet: Sie ist aus der Mitte dieses Jahrhunderts und lautet:

Schütze Vater diese Scheune
 Vor dem Feuer, Wasser, Sturm;
 fülle segnend ihre Räume
 Du, der nicht vergißt den Wurm.
 Lange blühe mein Geschlecht,
 Lebe fromm und wandle recht. (1851.)

Das ist eine Weihe des Hauses, die sich von der in den Neidversen ausgesprochenen erheblich unterscheidet. Während sie nur Heil und Segen für die Bewohner ausspricht, liegt in den anderen und in dem Neidkopf der Begriff der Abwehr, der Gegenwirkung gegen Missgunst und Neid, die, wie wir sehen werden, als schädigende — vielleicht in der Urzeit als dämonenhafte — Kräfte gedacht sind. Begrifflich sind diese Kräfte als Neidempfindung ausgedrückt; sie ist die Unheilsquelle, gegen die sich der Hauserbauer durch die Inschrift schützt, wie das die oben erwähnten, die zum Teil bis in das 15. Jahrhundert zurückgehen, erkennen lassen. Schon in dem Mythos von dem Medusenhaupt, das die älteste griechische Kunst als eine Fratze mit heraushängender Zunge schildert, liegt diese auf der ganzen Erde verbreitete Anschauung vor, für die wir auch altgermanische Zeugnisse haben. Deutet vielleicht schon eine Bemerkung Plutarchs, nach der die Cimbern Helme, die dem Rachen fürchterlicher Tiere glichen und die auch andere seltsame Gestalt hätten, auf die Neigung unserer Vorfahren hin, durch Schreckbilder auf Gegner einzuwirken, so wird uns für das 10. Jahrhundert ein ganz bezeichnender Vorfall überliefert. In der skandinavischen Egilsaga wird nämlich erzählt, dass Egil, der sich von dem König Erich von Norwegen schlecht behandelt glaubt, eine Neidstange gegen Erichs Gebiet errichtet und seine Verwünschung gegen Erich, dessen Gemahlin Gunhild und die Landwättir (das sind die im Lande wohnenden Schutzgeister) ausspricht; infolge dieser Verwünschung musste auch König Erich das Land verlassen. Wir haben hier also nicht allein eine Wirkung auf Menschen, sondern auch auf die diesen zur Seite stehenden Geister, die von der Neidstange ausgeht. Es wird nicht gesagt, wie diese aussieht: dass sie aber mit einem Haupt — vielleicht einem Pferdeschädel, wie es auch Simrock annimmt — verziert war, scheint aus einem altisländischen Gesetz hervorzugehen. In demselben ist es verboten, dass einer ein Schiff mit einem Haupte in der See haben sollte; habe man eins, so solle man dies bei der

Fahrtrichtung auf das Land herabnehmen.*) erinnert man sich dabei, dass auch das Staatsschiff der venezianischen Dogen — der Bucentaur — der schon in seinem Namen etwas Sinnverwandtes birgt, am Bug einen dräuenden Kopf gehabt hat, und dass an den Vorderstegen altnordischer Wikingerschiffe oft eine drachenkopffartige Verzierung angebracht war, wie man sie ja auch heute noch bisweilen an den Schiffen findet, so liegt die Annahme nahe, dass auch hier verwandte Beziehungen vorliegen.

Eine dunkle Erinnerung an die durch das Bild eines Kopfes bewirkte Abwehr feindseliger Gewalten tritt noch an einem in dem 17. Jahrhundert erbauten Hause Groningens hervor, an dem ein bärtiger Männerkopf angebracht ist, unter dem die Worte zu lesen sind: „Ick kiek noch int“, d. h. ich sehe noch dahin, gewissermassen eine doppelte Beteuerung der Wachsamkeit. Die Volksüberlieferung bringt in unbewusster Anlehnung an die Aufgabe des alten Symbols diesen Kopf mit einer ergebnislosen Belagerung der Belagerung der Stadt in Verbindung.

Zieht man also alle hier in Frage stehenden Momente in Betracht, so wird man die Annahme nicht abweisen können, dass die Neidköpfe ursprünglich Schutzwehren gegen von aussen kommende Gefahren sind, Schutzwehren, wie sie ja der Volksglaube in mancherlei Formen kennt. Die alte Bedeutung ist jetzt meist vergessen; nur die Sage umrankt diese Bildwerke mit ihren Blüten, ohne aber den Ursprung ganz verleugnen zu können. Denn noch immer klingt ja — und besonders am Berliner Neidkopf — die Vorstellung von einem feindseligen Willen hindurch, die auch in dem der älteren Rechtsprache entnommenen Worte „Neidbau“*) für eine die Aussicht versperrende Mauer begrifflich umschlossen ist. Darum ist es eine innere Notwendigkeit, dass der Kopf ein möglichst schreckhaftes Aussehen haben muss, was im Zeitalter der Renaissance ganz sinngemäss von der schlangenhaarigen Gorgonenmaske erfüllt wurde, die mit Vorliebe an Fenster- und Thürstürzen angebracht wurde, und die in den Tagen des Barocks und des Rokoko zu rein ornamentalen Gebilden verflacht. Einen solchen Kopf sahen die Mitglieder der Brandenburgia erst vor einiger Zeit an dem Portal des Gutshofes in Klein-Machnow.

Die Vorstellung hatte sich so mit dem schreckhaften Aussehen

*) S. K. Weinhold, Altnordisches Leben, Berlin 1856. S. 298

*) Die Rechtsprache befindet sich in vollständiger Übereinstimmung mit dem Volksempfinden, wenn sie für einen die Aussicht versperrenden und aus böser Gesinnung errichteten Bau das Wort „Neidbau“ sich angeeignet hat. Das spärliche und lokalbegrenzte Vorkommen desselben (Münchener Recht, Augsburger Bau-Ordnung.) erschwert es aber, darin einen nur der Rechtsprache eigenen Ausdruck zu erkennen; vielmehr dürfte in dem Wort „Neid“ nur ein Nachhall des älteren Begriffs „Schaden“ vorliegen. S. auch Grimm, Wörterbuch, unter Neid etc.

vertraut gemacht, dass in dem entgegengesetzten Falle die Sage unsicher umhertastet, als ob sie sich auf einem ihr völlig fremden Boden bewege. In Magdeburg sieht man an einem Hause einen eingemauerten — vermutlich nicht gar zu alten — Kopf mit der Unterschrift: Das freundliche Gesicht.*) Der Volksmund erzählt von ihm, dass die Gattin eines gegenüberwohnenden reichen Kaufmanns das schöne Haus gern besessen hätte, dass aber alles Bieten des Gatten an dem beharrlichen Willen des Besitzers scheiterte, bis dieser eines Tages — es ist nicht ersichtlich warum — selbst das Haus zu einem sehr geringen Preise seinem Gegenüber angeboten, und dass nun der erfreute Kaufmann das Bild habe anbringen lassen zum Zeichen, dass wieder Freude und Sonnenschein aus dem Auge seiner Eheliebsten leuchteten. An dem Sprunghaften und Unwahrscheinlichen dieser Erzählung, in die sicher verschiedene hineingewebt sind, ersieht man doch, dass sie auf dem Vorstellungsboden der Neidempfindung gewachsen ist, dass die Volkspoesie aber unsicher wird angesichts der freundlichen Züge, die so wenig an den Neidkopf erinnern.

So wie in diesem Falle haben auch anderorts die Neidsymbole von ihrer Selbständigkeit verloren und sind in die Architektur hineingewachsen. Schon frühzeitig können wir das verfolgen und beobachten, wie sie mit jedem Schritt ihrer Weiterentwicklung an volkstümlicher Bedeutung verlieren. An alten aus dem XII. und XIII. Jahrhundert stammenden Feldsteinkirchen des nördlichen Schleswig sind bisweilen Köpfe, oft an jeder Ecke einer, angebracht, deren Bedeutung und Herkunft ganz unbekannt ist, die aber vielleicht eine ähnliche Schutzwirkung ausüben sollten wie die Neidsymbole. Sie sind dann als Neidköpfe in Vergessenheit geraten, z. T. wohl dadurch, dass durch die Renaissance andere Symbole nach dem Norden gelangten, die teils ganz neu waren, teils im Rahmen des architektonischen Gerüsts nur eine unbewusste Weiterbildung uralter Überlieferungen sind.

Eine entsprechende Entwicklung können wir auch in Südeuropa verfolgen; hier ist das von Nordafrika herübergedrungene Schutzzeichen der Hand in späterer Zeit künstlerisch für die Thürklopfer und -Griffe verwandt, bei denen die Faust ein beliebtes Motiv ist.

Der Neidkopf, auch der Berliner, ist ein Schutzsymbol wie die Neidinschriften. Der Volksmund, der das ihm unerklärlich Gewordene mit irgend einem Namen, einer Thatsache oder einer dunklen Zuerinnerung an seine Kindheitstage in Verbindung bringt und mit der Poesie seines Glaubens umrankt, hat für den Neidkopf mit dem Namen noch die dunkle Vorstellung von seiner einstigen Bedeutung, mit den Fabeln noch seine glückspendende Kraft bewahrt. Möge es noch weiter

*) Grässe, Sagenbuch des Preussischen Staates. Bd. I, S. 254.

so bleiben; dem Berliner möchte ich dabei das Wort aneignen, das sich als ein Ersatz des Kopfes in Groningen befindet:

*GODT GEVE DAT ICK HIER IN VREDE SCHVILEN (bleiben)
MACH EN ALSO ONTGAEN DES WERELTS DONDESLACH*).*

II. (8. ausserordentliche) Versammlung des VII. Vereinsjahres.

Das Königl. Joachimsthalsche Gymnasium.

Vortrag, gehalten in der Aula des Gymnasiums am
8. Oktober 1898 von Carl Euler.

Hochgeehrte Versammlung!

Es war am 22. Oktober 1880. In der Vorhalle des herrlichen Neubaues des Gymnasiums, in den es aus der Enge des alten Heims in der Burgstrasse übergesiedelt war, harrten die Mitglieder des Lehrer-Kollegiums, der Bau- und der Schulkommission der Ankunft des Kaisers Wilhelm I.

Mit gewohnter Pünktlichkeit fuhr der Kaiser um 12 Uhr vor. Jede Hilfe zurückweisend, stieg der Hochbetagte aus dem Wagen und betrat elastischen Schrittes das neue Heim der Schule. Der Unterrichts-Minister von Puttkamer mit seinen Räten: dem Unterstaatssekretär von Gossler, den Ministerialdirektoren Greiff und de la Croix u. a. empfing den Monarchen; der Minister stellt ihm die Aufgestellten vor. Nachdem der Kaiser auch die eingeladenen und erschienenen Gäste, darunter Graf Moltke und der Gouverneur von Berlin, begrüsst, begab man sich, der Kaiser rüstig voransteigend, hinauf zur Aula. Beim Eintritt des 600 Sitzplätze bietenden, mit den lebensgrossen Bildsäulen der acht Hohenzollernschen Regenten, vom Grossen Kurfürst bis zum Kaiser Wilhelm I. geschmückten gewaltigen Raumes, stimmte der Schülerchor das „Salvum fac regem“ an. Dann hielt zuerst Minister von Puttkamer eine Ansprache und hierauf Direktor der Dr. Schaper die eigentliche Festrede, in der er in kurzen, kräftigen und doch erschöpfenden Zügen die Geschichte der Anstalt vor den Zuhörern vorüberführte. Als hierauf der Chor: „Nun danket alle Gott“ gesungen, erhob sich der Kaiser von dem Sessel; er schritt einige Schritte vor und sprach zu dem Festredner und der ganzen Versammlung und wandte sich dann an die Schüler noch besonders mit den Worten: „Es sei zu Ihnen gesprochen, die Sie

*) Globus. 72. Bd. 1897. S. 376.

hier die erste Erziehung erhalten! Vergessen Sie nicht, was der Staat und die Lehrer für Sie gethan, so werden Sie tüchtige, treue Unterthanen werden; dann wird es in Preussen immer wohl stehen, wie dessen Stifter es bei der Gründung und Erhaltung dieser Anstalt beabsichtigt haben. Das walte Gott!“

Unter dreifachem, vom Direktor Schaper ausgebrachten Hoch, in das alle mit Begeisterung einstimmten, verliess der Kaiser die Aula, um sich die Räume der Anstalt anzusehen. Er besuchte zunächst das Alumnat, trat in einige Stuben ein, liess sich die Schränke öffnen, unterhielt sich mit den Schülern, besichtigte einen Schlafsaal, einen Waschsaal, besuchte auch den gemeinschaftlichen Speisesaal (die Kommunität), die Küche und begab sich dann zur Schwimmanstalt. Bei seinem Eintritt stürzten sich etwa zwanzig Schüler in Schwimmkleidung von allen Seiten, mit schulgerechten Sprüngen, fusswärts und kopfwärts in das Wasser und führten Schwimmübungen aus, zu sichtlichem Ergötzen des Kaisers.

Dann kam der Kaiser in die Turnhalle. Hier standen 96 Primaner und Obersekundaner in zwei langen Reihen. Ich, der ich den Turnunterricht der Schüler seit Jahren leitete, trat an den Kaiser heran und fragte, ob Majestät einige Turnübungen befehle. „Gewiss!“ sagte der Kaiser. Er sah sich zunächst in dem mit Turngeräten sehr reich ausgestatteten Saal um und fragte, ob die Kletter- und Steigegeräte nicht zu nah an einander ständen und die Schüler sich beim Turnen gegenseitig hinderten. Als Antwort liess ich zunächst die vordere Reihe der Schüler straffen Schrittes nach der gegenüber liegenden Seite des Saales marschieren und von 58 Schülern zu gleicher Zeit an sämtlichen Stangen, Tauen, Leitern u. s. w. turnen. Es ging ohne jegliche Beschwerde und gegenseitige Behinderung; der Kaiser nickte beifällig und sagte: „Ja, Sie haben recht!“ Ich liess dann noch eine Anzahl anderer Uebungen stets von einer grösseren Anzahl Schüler ausführen. Der Kaiser sah mit sichtlichem Interesse zu. Er wunderte sich, dass die Schüler keine Turnkleidung, besonders keine Turnschuhe trugen. Ich bemerkte, es sei keine Zeit für die Schüler gewesen, die Kleider zu wechseln, ich hätte deshalb auch die Übungen so gewählt, dass möglichst ein Missgeschick mit den Kleidern vermieden werde.

Die Übungen waren zu Ende. Der Kaiser stand aber immer noch fest. Ich trat zu ihm und bemerkte, das seien die Übungen, die ich mir ausgedacht hätte, bei weiteren könnte ich nicht für Vermeidung eines Kleidermissgeschickes einstehen. Der Kaiser lachte und verliess den Saal. Ich begleitete ihn beim Herausgehen. Von einer Turnriege sagte er: „Die hat's am besten gemacht“, und sie bestand in der That aus den gewandtesten Turnern.

Auch in eine Lehrerwohnung trat der Kaiser ein und unterhielt sich kurze Zeit auf's freundlichste mit den Damen des Hauses.

Unter dem Jubelruf der Schüler entfernte sich der dreiundachtzigjährige hohe Herr in grader Haltung, festen Schrittes ging er einher, in lebhafter Unterhaltung mit dem Direktor Schaper. Man sah ihm keine Ermüdung an. —

Und nun zur Gründung des Joachimthalschen Gymnasiums und einer kurzen Schilderung seiner Geschicke.*)

Durch Urkunde vom 24. August 1607 wurde von Kurfürst Joachim Friedrich zu Joachimsthal die fürstliche Schule gegründet, bestimmt, den befähigten Söhnen seiner Unterthanen den Weg zum erfolgreichen Besuch der Universität zu bahnen.

Der Ort, welchen er für die Schule auswählte, lag in der Mitte ausgedehnter Wälder auf einem Rücken am Grimmitzsee in der Mark. Ein Haus, das der Kurfürst für sich hatte bauen lassen, nebst der daneben liegenden Kirche und mehrerer bis dahin zur Glashütte gebrauchten Gebäude schenkte er der neuen Schule und liess die noch fehlenden Baulichkeiten sofort herstellen. Aus den Zinsen eines von ihm hergegebenen Kapitals von 40000 Thalern sollten die Gehälter der Prediger, Lehrer und Beamten bezahlt werden. Durch Zuwendung jährlicher bedeutender Lieferungen von Feldfrüchten und Schlachtvieh wurde für den Unterhalt der Lehrer und Schüler gesorgt. Auch der letzteren Bekleidung wurde vorgesehen. So hatte das Amt Grampzow ausser 100 Wispeln Roggen, 100 Wispeln Gerste, 25 Wispeln Hopfen, 3 Wispeln Erbsen, 3 Wispeln Buchweizen - Grütze, 1 Wispel Gersten - Graupe, 400 guten alten Hammeln und Schnittschafen, 1 Schock Schweinen auch 36 gute schwarze ruppinische Tücher den Knaben zur Kleidung zu liefern. Die Amtsschreiber in Zehdenick wurden angewiesen, ausser 300 Thaler jährlich „drey Ballen Papier“ aus der von dem Kurfürsten daselbst gegründeten Papiermühle „so unter die armen Knaben auszuteilen“ nach Joachimsthal zu schaffen. Ein Kapital wurde ferner zum Ankauf eines Dorfes, welches die Fuhr- und Handdienste leisten sollte, bestimmt; die Schule erhielt auch freies Bau- und Brennholz und die Fischerei-Gerechtigkeit auf den benachbarten Seen. Der Kurfürst schenkte endlich der Anstalt eine Bibliothek, welche von den Lehrern und Schülern benutzt, sorgfältig verwaltet und beständig vermehrt werden sollte. In dem Schulgebäude, einem zweistöckigen Hause, befand sich zur ebenen Erde das Convictorium und daneben die Wohnung des Schulverwalters, im oberen Stock die drei Klassenzimmer für Prima, Sekunda und Tertia. Unmittelbar am Schulhause stand die Kirche, welche durch eine kleine Mauer mit zwei Häusern verbunden war, in der Alumnen wohnten. Ihre

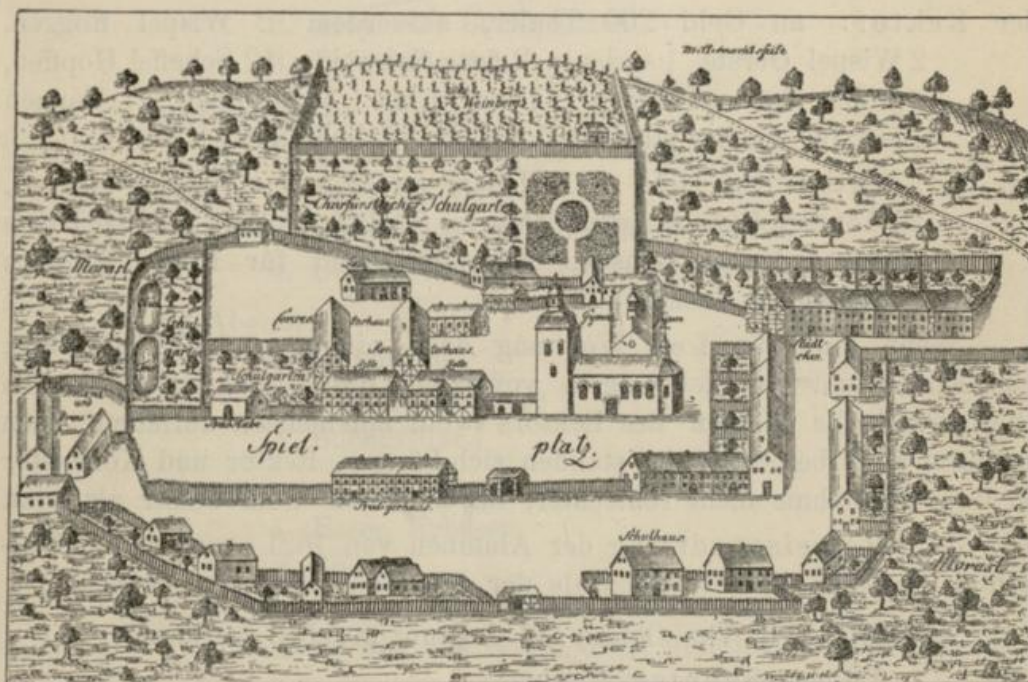
*) Mit Benutzung des Abschieds der Joachimsthaler von dem alten Hause. Von C. Schaper. Aus den *Symbolae Joachimicae*. Festschrift des Kgl. Joachimsth. Gymnasiums. Aus Anlass der Verlegung der Anstalt veröffentlicht von dem Lehrerkollegium. II. Teil. S. 295 ff.

Stuben hiessen Zellen, jede der 24 Zellen war für 7 Knaben bestimmt. Im inneren Schulhof waren die Wohnungen des Rektors und Konrektors.

An den Schulhof schloss sich der Schulgarten an. An ihm lag die Krankenstation, zugleich Badestube.

Im Westen des Schulgartens befanden sich die Meierei und das Brauhaus, in dem Bier für die Alumnen, den Prediger, den Rektor und Konrektor gebraut wurde.

Vor dem inneren Schulhof befand sich im Süden der Spielplatz, an dem die Predigerhäuser lagen. Im Norden war die Vallis Joachimica mit dem kurfürstlichen Garten.



An dem ihn begrenzenden Hügel legte der Kurfürst einen Weinberg an, der aber wieder einging, da er, nach Mitternacht liegend, einen guten Trunk nicht erwarten liess. Jetzt befindet sich dort ein Kirchhof.

Auf diesem Raum und in diesem Gebäude sollten 120 Alumnen und 50 Kostgänger unterrichtet und erzogen werden.

Von den Alumnen sollten „10 von Adell, aus der Neumark die es nothdürftig seien, 80 aus Unseren Alt-, Mittel-, Uckermärkischen, Ruppinischen, Prignitzischen und Neumärkischen Städten, 10 arme Hoffdiener und 20 unvormuegene Pfarrerkinder eingenommen und unterhalten werden“. Auch 50 Kostgänger waren vorgesehen, die jährlich jeder 25 Thaler zahlen sollten. Sie wurden wie die Alumnen gehalten, mit ihnen gespeist.

Der Lehrkörper bestand aus dem ersten Prediger, dem Diakonus, dem Rektor, dem Konrektor, dem Mathematikus, dem Subrektor und dem Kantor. Die Administration führte der Verwalter, der einen Küchenschreiber und ein Schulgesinde von 22 Personen zur Verfügung hatte. An der Kirche waren ein Organist und ein Küster angestellt.

Nach dem Etat der Fürstenschule für das Jahr 1621/22 erhielt:

der 1. Pfarrer: an Geld 250 Thaler, ausserdem 2 Wispel Roggen, 30 Tonnen Bier, 1 Ochsen, 5 Hammel, 2 fette Schweine, 1 halbe Tonne Butter, 1 halbe Tonne Käse, 4 Scheffel Erbsen, 1 Scheffel Buchweizengrütze, 3 Scheffel Salz, sowie für frische Fische jährlich 7 Thaler 12 Groschen.

der Rektor: an Geld 200 Thaler, ausserdem 2 Wispel Roggen, 2 Wispel Gerste, 1 Ochsen, 2 fette Schweine, 12 Scheffel Hopfen, 1 halbe Tonne Butter, 1 Tonne Käse, 3 Hammel, 21 Tonnen Bier, für Fische jährlich 7 Thaler 12 Groschen.

der Konrektor: an Geld 150 Thaler, ausserdem 2 Wispel Roggen, 20 Tonnen Bier, 1 fettes Schwein, 50 Pfd. Butter, 1 halbe Tonne Käse, 1 halben Ochsen, 3 Hammel und für Fische jährlich 7 Thaler 12 Groschen.

Wenn man die freie Wohnung dazu nimmt und die 250, 200, 150 Thaler und die Lieferungen, von denen die 30, 21 und 20 Tonnen Bieres und die Hopfen des Rektors wohl am meisten auffallen, nach jetzigem Wert berechnet, so standen sich Pfarrer, Rektor und Konrektor in ihrer Einnahme nicht schlechter, im Gegenteil wohl besser als jetzt.

In der Speiseordnung der Alumen von 1621 wurden die Mahlzeiten für jedes der vier Quartale der Jahreszeit gemäss geordnet.

So sollte z. B. von Ostern bis Johanni gegeben werden:

Uff den Sonntag Mittage:

1. Grün Kraut
2. Speck
3. Kelberbraten
4. Krebsse.

Ufm Abendt:

1. Rinder-Kaldaune
2. Kalbfleisch mit Speck und etwas gewürtz
3. Gerstengraupen.

Uff den Montag zu Mittage:

1. Eine Rindtfleisch-Suppe
2. Fische mit Speck
3. Brey von Waitzen- oder Rückenmehl
4. Rindtfleisch mit petersillige.

Uff den Abendt:

1. Fische aussem Saltze
2. Kalbergeschlinge
3. Hirsen mit milch.

Dienstag Mittage:

1. Rindtfleisch-Suppe
2. Rindtfleisch
3. Rinder- oder Schweinebrahten.
4. Krebsse.

Uffm Abendt:

1. Ochsgeschlinge oder Fische
2. Brey von Buchgrützen
3. Tröge Fleisch.

Mittwoch zu Mittage:

1. Habergrütz-Suppe
2. Sawr Fische
3. Kalbfleisch mit wachholderbehren
4. Bradtfische oder tröge Fische.

Zu Abendt:

1. Saltzfische
2. Kelbergeschlinge
3. Buchgrütze.

Donnerstag zu Mittage.

1. Essen Erbssen
2. Speck
3. Kelber oder Seuger gbratens
4. Sallaht mit Baum-Oehll unndt Eyer.

Abendts:

1. Essen Rindtfleisch gedempfft.
2. Putter- oder Saltzfische.
3. Hirsen.

Freitags uffm Morgen:

1. Erbss- oder Habergrütz-Suppe
2. Sawr Fische mit Speck
3. Kalbesköpffe
4. Krebsse.

Uff den Abendt:

1. Fische auss der putter
2. Ein gemühse von weizenmehl oder Grütze
3. Braht- oder Saldtzfische, oder putter und Kehsse.

Uff den Sonnabendt zu Mittage:

1. Essen Rindtfleisch auss d peckell
2. Saltzfische
3. Buchgrütze mit Milch
4. Krebsse.

Uff den Abendt:

1. Essen putter Fische
2. Eyr Kuchen
3. Hirssen mit Milch.

Es wird aber ausdrücklich bemerkt, dass Verwalter und Küchen-schreiber „dahin verdacht sein, wie Sie wochentlich die essen ordnen, jedoch nicht verringern, sondern so viell sichs immer Thun lassen will verbessern.“

Jedenfalls lebten also die Schüler nicht schlecht.

In der Anstalt wurde das erste Gewicht auf das Bekenntnis zum lutherischen Glauben, das zweite auf die Erlernung des Lateinischen gelegt.

Unter dem Kurfürsten Johann Sigismund mussten die Alumnen „zu Eides stah“ geloben, zusagen und versprechen „bey Tisch aller Zucht undt der lateinischen und Keiner teutschen Sprache“ sich zu befeissigen.

Das Leben in Haus, Hof und Garten war streng geregelt. Um 4 Uhr des Morgens wurde „vom Wächter mit einem Glöcklein geleutet und ein Zeichen gegeben aufzustehn und zu Studiren, sowohl im Winter als im Sommer, und ward des Winters den Stipendiaten, die unter vier und zwanzig Kammern nur zwei warme Stuben hatten, die Communitet (Speisesaal) geheizet, da ein jeglicher an seinem Tische, da er sonst speisete, sitzen und studiren musste; dazu ward ein Liecht, Leuchter aus Schneutze durch die famulos hergegeben. Wenn ausgeleutet war, gienge der Inspektor (welches Ampt die vier Collegä durch Wöchentliche Abwechselungen hatten) herumb bey allen Tischen in besagter Communitet. Darnach durch alle Cellen und Stuben, da Knaben vorhanden waren, und musste jedermann bei den Büchern gefunden werden. Die in plumis (den Federn also im Bett) begriffen wurden, wurden hernach zum schärfsten examinieret oder, wenn sie mehrmahl auf dem Federmarckt ertappet wurden, mussten sie des Mittags-Brods wol entbehren.“ Um 10 Uhr gab die Glocke das Zeichen zum Mittagessen, um 5 Uhr zum Abendbrot; um 8 Uhr musste alles zu Bett sein (später wurde die Morgenstunde statt auf 4 auf 6 Uhr gerückt). Siebenmal fand Gebet oder Bibellektion statt: einmal in der Kirche, dreimal in der Communität, dreimal in den Zellen. Am Sonntag oder Donnerstag wiederholte der Inspektor, der die Woche hatte, während des Essens die Predigt, welche die Schüler „aus des Predigers Munde fein aufgezeichnet“ haben mussten.

Zu den regelmässigen Übungen gehörten auch die Deklamationen, welche nachmittags am Mittwoch stattfanden und die Imitationen, d. h. die scenischen Darstellungen. Auch deutsche Actus wurden gehalten. Auch in der Musik wurden die Knaben fleissig unterrichtet: „etzliche auch, die Beliebung dazu trugen, in Instrumentali, deswegen viel Violen und Geigen dahin verschaffet wurden. Die Moteten alle gar beweglich gesungen nach Erforderung des Textuum, so von dem Cantore zuvor alle unterstrichen waren, was plana oder submissa voce sollte gesungen werden, alles langsam, frenatis, faucibus, graviter, suaviter, conformiter. Keine Stimme musste die ander überblöken oder überschreyen.“

Anfangs ging alles gut, Nur mit der körperlichen Pflege stand es schon in den ersten Jahren nicht so, wie der Kurfürst gewollt hatte. Es wurde geklagt, dass die „so über Küche und Keller gesetzt waren, ihren eigenen Weitzen dabey gar zu merklich geschnitten.“

Der Kurfürst liess jährlich 20 Tonnen weissen und 20 Tonnen roten Wein für Lehrer und Schüler nach „Joachimsthal schaffen. Letztere erhielten davon aber sehr wenig.

Im übrigen war der Gesundheitszustand in den ersten Jahren nicht ungünstig. Die Knaben wurden am Mittwoch und Sonnabend Nachmittag von 2—5 Uhr auf den Spielplatz, in das Bad, in den Wald, nach Grimnitz entlassen. Wer erkrankte, wurde zum Chirurgus, der zugleich Bader war, geschickt.

Bald traten aber Missbräuche ein. Schon im ersten Jahr mussten 4 Schüler entfernt werden. Leider starb der Kurfürst schon im Jahre 1608.

Von schwer wiegendem Einfluss war der Übertritt von Joachims Nachfolger Johann Sigismund (von 1608—1619) zur reformierten Konfession, 1613. Mit seinem Tod aber hörte anscheinend die persönliche Teilnahme des Landesherrn an der Entwicklung der Schule vorläufig auf.

Schon 1614 wurde geklagt, dass die Lehrer ihr Gehalt nicht erhielten, ihnen das Brennholz nicht geliefert werde, für die Bibliothek nichts geschehe, die stiftsmässigen Zahlungen nicht eingingen. 1621 musste die Zahl der Schüler von 170 auf 74 reduziert werden, und bald wurde auch diese Zahl nicht mehr erreicht. 1633 war sie auf 39 gesunken. Das Protokoll der Visitation vom Jahre 1635 enthält schlimme Beschuldigungen und Anfeindungen. So ist das Ergebnis dieser ersten Epoche der Schule sehr ungünstig. Von 788 Schülern, welche die beiden ersten Rektoren Bumann und Dresenius aufnahmen, verliessen 186 die Schule heimlich. Nur 56 gingen zur Universität über. 1636 wurde in der Nacht vom 5. bis 6. Januar von kursächsischen Soldaten das Gebäude von Grund aus zerstört und somit der Schule ein Ende gemacht. Die Lehrer gingen teils nach Angermünde, teils nach Berlin und kämpften mit Not und Elend.

Vergeblich war das Bemühen der Lehrer und Beamten um Wiederherstellung der Schule. Kurfürst Georg Wilhelm (von 1619 bis 1640) war nicht imstande ihre Wünsche zu erfüllen.

Erst sein Sohn Friedrich Wilhelm, der Grosse Kurfürst, wandte der Schule wieder seine volle Teilnahme zu. 1645 begannen die Verhandlungen über ihre Wiederherstellung. Man dachte an Neustadt-Eberswalde, dann an Brandenburg. Es fehlten aber die Mittel zu selbständigem Bestehen. So wurde die Schule zunächst mit der köllnischen reformierten Schule in Berlin verbunden. Aber bereits 1653 gab der Kurfürst wieder dem Joachimicum einen Rektor Wulstorps (1653 bis 1658). Die Einnahmen der Schule waren noch gering. Der Kurfürst, der 1650 im Schlosse 4 Zimmer, ein Speisegemach und eine Küche für die Anstalt hatte herrichten lassen, kaufte nun für sie ein Haus an der südwestlichen Ecke der Königs- und Poststrasse No. 1, welche damals ebenfalls noch die Bezeichnung Heiligengeiststrasse führte. 1688, im Todesjahr des Grossen Kurfürsten, tauschte die Schule ihre Behausung mit der Post, welche bis dahin in der Heiligengeiststrasse gewesen war. Die Schule hob sich. Bei der ersten Säkularfeier 1707 bestätigte der König Friedrich I. die Bestimmungen der Gründungsurkunden, mit Ausnahme des geänderten konfessionellen Charakters. Um die Wohnungen für 120 Alumnen wieder herzustellen, vergrösserte man durch Ankauf den Besitz des Gymnasiums und errichtete ein dreistöckiges Gebäude mit zwei Höfen, welches von der Heiligengeiststrasse bis zur Burgstrasse reichte. Diesen Bau unternahm und beendete König Friedrich Wilhelm I. in den Jahren 1715 bis 1717.

Das Leben in den neuen Räumen wurde von den Rektoren Volkmann und Elsner unter der Leitung des Joachimsthalschen Schuldirektoriums oder des Kollegiums der zur Joachimsthalschen Schule verordneten Direktoren und Räte geregelt. Der Neuordnung wollte sich der Rektor Stosch nicht fügen. Seinem Abgang folgte ein mehrjähriges Interregnum; die Schule befand sich im Zustand der vollsten Anarchie, der erst der Rektor Meierotto (1775—1800) ein Ende machte.

Wie es damals in der Schule aussah, erzählt der Biograph Meierottos, Brunn. Die neu aufgenommenen Schüler auf das gröbste zu misshandeln, die Inspektoren zu verhöhnen und öffentlich zu beschimpfen, ja selbst manche Lehrer in den Klassen oder im Speisesaal auszuzischen und auszutrommeln, Karzer- und Arreststrafe für eine Ehre zu halten, war so ziemlich



menen Schüler auf das gröbste zu misshandeln, die Inspektoren zu verhöhnen und öffentlich zu beschimpfen, ja selbst manche Lehrer in den Klassen oder im Speisesaal auszuzischen und auszutrommeln, Karzer- und Arreststrafe für eine Ehre zu halten, war so ziemlich

Regel. Die Schüler trugen lange bis weit über das Knie gehende Stulpenstiefeln, gelbe lederne Beinkleider und grosse Hüte. Die Schüler der unteren Klassen mussten sich von den Primanern und Sekundanern alles gefallen lassen. Fremde und Vorübergehende wurden häufig beleidigt. Es war nichts Ungewöhnliches, dass die älteren Alumnen des Abends in grossen Gesellschaften Tabak rauchten, Bier im Übermass tranken, rohe Studentenlieder sangen, oft ganze Nächte zusammenblieben und Karten spielten. Das alles brachte die Schule in üblen Ruf in der ganzen Stadt.

Meierotto stellte zunächst die Disziplin wieder her. Ein Übelstand war, dass die Alumnen keinen Raum hatten, in dem sie sich in der Freizeit ergehen konnten. Als zwei an das Gymnasium stossende Gebäude in der Heiligengeiststrasse feil wurden, hinter welchen sich ein bis an die Burgstrasse erstreckender, geräumiger, freier Platz befand, erreichte es Meierotto, dass König Friedrich Wilhelm II. für 30 000 Thaler (90 000 Mark) die beiden Häuser kaufte und den Platz dem Gymnasium schenkte. Das geschah 1790.

So hatte das Joachimsthalsche Gymnasium einen Spazier- und Spielplatz. Er wurde mit einer Mauer umgeben, geebnet und mit Grassamen besäet. Ringsum an der Mauer entlang wurden Akazien, Platanen, Kastanien und Hollunderbäume gepflanzt und auf dem inneren Raum mehrere Geräte zu gymnastischen Übungen nach Anleitung von GutsMuts Gymnastik angebracht. Nach den bezüglichen Umbauten hatte das Gebäude das nebenstehende Aussehen erhalten.



Meierottos weiteres gesegnetes Wirken hier zu schildern muss ich mir versagen. Er starb 1800. Es folgte als Rektor Snethlage bis 1826, ihm der treffliche August Meineke von 1826 bis 1857. Er war in Schulpforta vorgebildet und behielt diese Schule in treuestem Andenken. Sein Nachfolger war Kiessling bis 1872 und dessen Nachfolger Dr. Schaper, der am 6. Oktober 1888 tief betrauert starb. Während seines Direktorats geschah der Neubau des Gymnasiums und der Umzug in das jetzige herrliche Gebäude. —

Bevor ich das alte Gymnasium verlasse, möge mir verstattet sein, zweier Erlebnisse zu gedenken, die zu demselben in gewissem Sinne in Beziehung stehen und bei denen ich persönlich beteiligt war.

Zunächst will ich bemerken, dass in Abwesenheit eines Lehrers,

der den Feldzug 1870/71 als Offizier mitmachte, ich dessen Unterrichtsstunden: Latein und Griechisch, übernommen hatte und infolgedessen schon fast jeden Morgen in den Frühstunden in das Gymnasium kam. So auch am 3. September 1870. Grosse Aufregung unterwegs. Die Leute liefen zusammen. „Allerneueste Depesche!“ „Was ist denn los?“ „Grosser Sieg, Mac Mahon ist gefangen!“ „Ach was, Mac Mahon! Napoleon ist ja gefangen, den hat man erwischt! Napoleum, hurrah!“ So lärmte und schwirrte es durcheinander.

Rasch zur Schule; im Lehrerzimmer war bereits das Lehrerkollegium mit dem Direktor versammelt. Es wurde die Frage erörtert, ob nicht angesichts des ungeheuren Ereignisses der Unterricht ausfallen solle. Noch war der Direktor schwankend, ob er dies aus eigener Machtvollkommenheit thun dürfe. Endlich gab er den allseitigen Wünschen nach. Den in den Klassen mit grösster Spannung sich aufhaltenden Schülern wurde verkündet, dass für heute der Unterricht geschlossen sei. Da erhob sich ein so gewaltiger, lärmender Jubel, wie ihn die Schule wohl noch nicht erlebt hatte. Im Nu leerten sich die Klassen, aber nicht nach Hause gings. Ueber die „Sechserbrücke“, so nannte man im Volk die schmale Holzbrücke, da, wo jetzt die Kaiser Wilhelmbrücke sich befindet; der Uebergang kostete sechs Pfennige — die Joachimsthalschen Alumnen brauchten nichts zu zahlen — gings im raschen Lauf nach dem Palais des Königs. Dahin kamen auch Andere von allen Seiten angestürmt. Hier wurde gejubelt, Hoch gerufen, gesungen, man machte Freudensprünge, man jauchzte in toller Lust, jung wie alt! Denn auch sie, die Alten, d. h. die Erwachsenen, ehrbaren Familienväter, wie wir Lehrer, waren wie vom Taumel ergriffen. War doch „Er“, der Störenfried, gefangen! Nun musste der Krieg bald zu Ende sein. Noch liess sich die Königin nicht sehen; da fuhr in einer gewöhnlichen Droschke der „alte Wrangel“ vor. „Hurrah, Papa Wrangel! der Napoleon ist gefangen!“ wurde ihm zugejubelt. Er grüsste freundlich, ging in das Palais, kam aber bald wieder heraus und rief von der Rampe herab, die Königin werde sehr bald erscheinen und brachte ein donnerndes Hoch auf den König und die Königin aus.

Bald erschien auch die Königin auf dem Balkon; sie begrüsste durch freundliches Zunicken die immer mehr zunehmende Volksmenge. Unbeschreiblicher Jubel! Ein turngewandter Bursche, wenn ich nicht irre ein Schornsteinfegerlehrling, war unterdessen auf das Denkmal Friedrichs des Grossen hinaufgeklettert und hatte oben eine ihm zugereichte kleine schwarz-weisse Fahne befestigt, auch König und Pferd mit rasch gewundenen Guirlanden geschmückt. Die Königin liess den Burschen, nachdem er wieder herabgeklettert war, zu sich bescheiden; er entschuldigte seine schmutzigen Hände, der alte Fritz habe sich lange nicht gewaschen. Die Königin beschenkte ihn. Dies ermutigte

in der Folge auch andere zu dem Wagestück, bis es verboten wurde, da das Denkmal beschädigt würde.

Die Königin zog sich zurück; da hiess es: „Wir müssen einen Zug bilden! auf nach Bismarcks Wohnung und dem Kriegsministerium!“ Jubelnder Beifall! Rasch ordnete sich die Masse; ein Professor des Gymnasiums und ich an der Spitze, hinter uns Lehrer und Schüler, letztere ihre Schulbücher unter dem Arm oder auf dem Rücken tragend, Bürger und Arbeiter, Meister und Gesellen, Erwachsene und Knaben bildeten Viererreihen und so gings die Linden entlang, singend, lärmend, jubelnd. Und aus den Häusern kamen die Bewohner und sangen und lärmten und jubelten mit. Und als sie hörten, wohin wir wollten, riefen sie: „So ists recht!“ und viele schlossen sich dem Zug an oder sandten Lehrlinge und Gehilfen mit.

Es begegnete uns ein Knabe mit einer schwarz-weißen Fahne. Die fehlte uns, rasch hob ihn einer der jüngeren Lehrer auf die Schulter und ging dem Zug voraus. Lustig schwenkte der Junge die Fahne, und so zogen wir durch die Wilhelmstrasse am Palais Bismarcks vorüber in die Leipzigerstrasse nach dem Kriegsministerium; unendliche Hochs wurden auf „Unseren Fritz“, Bismarck, Roon, Moltke und die anderen tapferen Heerführer ausgebracht.

Aber damit begnügten wir uns nicht. Auch nach den verschiedenen deutschen Gesandtschaftshotels zogen wir. Dort erschallten Hochs auf die verbündeten deutschen Fürsten. Die ausgesteckten Fahnen mit den Landesfarben mussten wir haben und sie wurden uns bereitwillig ausgeliefert, einzelne wurden uns nachgesandt. Diese Fahnen wurden uns vorangetragen: bayerische, hessische, badische, württembergische, auch grössere preussische, die unterwegs gewonnen wurden; es war zuletzt ein wahrer Fahnenwald.

Nach langem Weg kehrten wir zu den Linden zurück. Aus den Fabriken hatten unterdessen auch die Fabrikarbeiter der Königin ihre Huldigung dargebracht. Erst am Rathaus löste sich unser Zug auf. So lange hatten alle, auch die Schüler, „ungegessen und ungetrunken“ ausgehalten!

Das war wohl der fröhlichste und tollste Tag, den Berlin erlebt hat!

Ein anderes Begebnis. Es war am 18. Januar 1871; ich ging nach der Schule um eine Turnstunde zu geben; unterwegs wurde ein Extrablatt ausgerufen. Ich liess mir eins geben, warf einen Blick hinein, eilte zum Gymnasium, rief die bereits wartenden Quintaner in den Saal, kommandierte: „Antreten! Stillgestanden!“ und sagte zu den Schülern: „Ich habe Euch eine wunderbare Mitteilung zu machen! unser König ist in Versailles zum deutschen Kaiser ausgerufen worden! Nun aber wollen wir unseren Kaiser Wilhelm hochleben lassen. Nun ruft

aus vollem Herzen, so laut Ihr könnt: Seine Majestät, Kaiser Wilhelm, er lebe hoch! hoch! hoch!“ Und es klirrten die Fenster von diesem jugendlich kräftigen Hochrufen. Dann sagte ich: „Merkt Euch, Jungens, diesen Tag und diese Stunde, Ihr seid die ersten Schüler in Deutschland, die ein Hoch auf den Kaiser ausgebracht haben.“

Auf der Stelle, auf der sich die Turnhalle befand, erhebt sich jetzt der mit der steinernen Kaiserkrone geschmückte Prachtbau an der linken Ecke der Kaiser Wilhelmstrasse! —

Werfen wir noch einen kurzen Blick auf die Gebäude.

Das Hauptgebäude hat eine Länge von 280 m und zerfällt in drei Teile: den Mittelbau, den nördlichen und südlichen Flügel. Der erstere enthält die grössten Säle der Anstalt: die Bibliothek und darüber die Aula, der nördliche Flügel das Gymnasium, der südliche das Alumnat. Die nördliche Ecke bildet ein das Hauptwasserreservoir enthaltender Turm. Mit dem Alumnat steht in unmittelbarer Verbindung der Speisesaal, die „Kommunität“; unter ihr liegt die Alumnatsküche, daneben der Wirtschaftshof, die Waschanstalt, das Maschinenhaus und die Dampfmaschine, welche das Wasser aus Brunnen in die Wasserreservoirs und das anstossende Schwimmbassin pumpt.

Neben der Badeanstalt befindet sich die Krankenstation. Daran schliesst sich, durch einen Weg getrennt, die Turnhalle. Vor ihr liegt der Turnplatz. Nördlich von ihm ist eine Kegelbahn. Fünf Villen, jede zu zwei Lehrerwohnungen eingerichtet, liegen im Umkreis. Der Kaufpreis des Grundstücks betrug gegen 800 000 Mk. Später wurde noch ein anstossendes Grundstück erworben und als Spielplatz benutzt. Dadurch ist das ganze Grundstück durch die Kaiser-Allee, Schaper- und Meierottostrasse vollständig umgrenzt.

Es sei nun noch etwas eingehender des Turnens und der Turn- und Badeeinrichtungen gedacht.

Die ersten Anfänge der Gymnastik an dem Joachimthalschen Gymnasium gehen, wie bereits bemerkt, auf Meierotto und das Jahr 1790 zurück, nachdem bereits Professor Villaume 1787 auf die Notwendigkeit der Körperbildung hingewiesen hatte. Der Nachfolger Meierottos, Snethlage, war kein besonderer Freund der gymnastischen Kunst, umsomehr Direktor Meineke, der auch bewirkte, dass von 1829 ab 20 Alumnen halbjährlich ausgewählt wurden, um bei Eiselen zu turnen, und dass auch der Spielplatz der Anstalt mit Turngeräten reicher ausgestattet wurde.

Seit 1837 wurde der Turnunterricht in der Anstalt selbst auf dem Spielplatz und in einem aus zwei Klassenzimmern hergestellten Saal erteilt. Turnlehrer wurde Lübeck, unter der Oberaufsicht Eiselens. 1845 wurde der Unterricht auf sämtliche Schüler, auch die Hospiten (Stadtschüler) ausgedehnt. Turnlehrer wurde der Adjunkt, spätere Professor Schmidt, der bei Eiselen 1844/45 einen Turnkursus durchgemacht hatte.

1864 wurden auf Veranlassung des Unterrichtsministeriums die unteren Klassen zum applikatorischen Unterricht der Kursisten der Kgl. Turnlehrerbildungsanstalt herangezogen und der Unterricht mir überwiesen.

Als 1872 Prof. Schmidt aus Gesundheitsgründen vom Turnunterricht zurücktrat, übernahm ich bis 1880 den ganzen Unterricht. Die oberen Klassen behielt ich noch bis 1881 und gab dann auch diesen Unterricht ab.

Das neue Grundstück gab mir Gelegenheit, meine Anschauungen über die Gestaltung der körperlichen Übungen, besonders in geschlossenen Anstalten, in weitgehender Weise zur Geltung zu bringen. Nicht allein eine Turnhalle mit reichster Gerätausstattung nebst Turnplatz wurde nach meinen Angaben hergestellt, sondern auch eine eigene Schwimmanstalt, im Winter und Sommer zu benutzen, meines Wissens ist es die erste Schulanstalt, die damals und wohl auch noch jetzt eine solche besitzt. Die Grössenverhältnisse und innere Einrichtung wurden ebenfalls durch mich bestimmt. Der Turnsaal mit den Nebenräumen kostete 78 000 Mk., die Geräteeinrichtung 3677 Mk. Die ganze Badeanstalt, eingeschlossen die Waschanstalt, das Kesselhaus etc. kostete nach dem Voranschlag 110 000 Mk.

12. (9. ausserordentliche) Versammlung des VII. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 19. Oktober 1898.

Besichtigung des neuen Künstlerhauses Bellevue Strasse.

Über 200 Mitglieder und Freunde der Brandenburgia versammelten sich in der vom hiesigen Verein Berliner Künstler erworbenen und eingerichteten eigenen Heimstätte. Der II. Vorsitzende Herr Friedel betonte in kurzer Ansprache, dass unsere Gesellschaft, wie mehrfache Besichtigungen, Demonstrationen und Vorträge gezeigt, gern sich mit der Geschichte und Entwicklung der plastischen Künste und des Kunstgewerbes beschäftige, und dass sie deshalb auch die segensreiche Entwicklung des Vereins Berliner Künstler, als einer der ältesten und angesehensten Fachvereinigungen, mit Interesse verfolge. Die Brandenburgia beglückwünsche den Verein, dass er mit der am 15. d. M. erfolgten Einweihung des neuen Künstlerheims das seit Jahrzehnten angestrebte Ziel erreicht habe; unsere Gesellschaft danke dafür bestens, dass ihr die Besichtigung verstattet und diese von den Erläuterungen des I. Vorsitzenden des Vereins Herrn Professor Ernst Koerner und

des Architekten des Hauses, des uns Berlinern allen vornehmlich seit der Gewerbe-Ausstellung 1896 so vorteilhaft bekannten Herrn Professor Hoffacker begleitet sein werde.

Herr Ernst Koerner begrüßte die Erschienenen und gab mit Herrn Karl Hoffacker im Laufe der Führung durch die imponierend angelegten, prächtig ausgestatteten Räume die nötigen Erklärungen. Wir können dieselben nicht besser wiedergeben als mit den Worten, welche Ernst Koerner in der Festversammlung am 15. sprach.

Nach jahrelangem Streben, nach unerfüllten Hoffnungen von Generationen hat nunmehr der Verein Berliner Künstler sein eigenes Heim in der Reichshauptstadt Berlin sich gegründet. Möge es sich gestalten als Mittelpunkt unseres Kunstlebens, eine Pflanzstätte deutscher Kunst zum Heile der Künstler und der Kunstentwicklung in Berlin! Der Freude sei der heutige Tag geweiht, aber ebenso der Dankbarkeit gegenüber Denen, die vor uns in Wahrheit den Grundstein zu diesem Werk gelegt und seine Ausführung vorbereitet haben. Die Entwicklungsgeschichte des Künstlerhauses ist auch gleichzeitig die Geschichte des Vereins. Aus ihr treten hervor der Tag der Gründung, der 19. Mai 1841, der Tag der Verleihung der Korporationsrechte, der 19. Februar 1867, ferner der 1. Mai 1891, an welchem Seine Majestät der Kaiser die internationale Jubiläumsausstellung des Vereins Berliner Künstler eröffnete, und der heutige Tag.

Unter dem Einfluss des Regierungsantrittes des kunstliebenden Königs Friedrich Wilhelm IV. erwachte in der Berliner Künstlerschaft das Bestreben, sich zusammenzuschliessen, und so wurde am 19. Mai 1841 der Verein Berliner Künstler unter dem Vorsitz Pudors gegründet. Seinem Wirken war es zunächst zu danken, dass die Museen dem Publikum auch Sonntags geöffnet wurden. Im Jahre 1848 bildete sich das Künstlerkorps zum Schutze des Königs, und ein Jahr später wurde die erste Ausstellung des Vereins eröffnet. Die Einnahmen wurden zu zwei Dritteln zu Unterstützungen verwendet, das letzte Drittel floss in die Vereinskasse, aus der Darlehen gegeben wurden. Schon damals erfreute sich der Verein hoher Gönner. Die Prinzessin von Preussen und ihr Gemahl Prinz Wilhelm waren die ersten Donatoren des Vereins. Eine Sterbekasse richtete der Verein erst 1857 ein. Schon in den ersten Jahren erwachte das Streben nach einem eigenen Heim, ohne aber Erfüllung zu finden. 1850 schlossen sich alle Berliner Künstlervereine zusammen und weihten am 22. Juni ihr gemeinsames Vereinslokal, Unter den Linden 23, ein. Ein erster Aufruf für ein Künstlerhaus wurde im Jahre 1859 erlassen. 1864 konnte der Verein nach dem Verkauf von Kunstwerken dem Kronprinzen 4000 Thaler für die Verwundeten überreichen. Um dieselbe Zeit wurde der Antrag gestellt, der Staat möge aus seinen Mitteln 150 000 Thaler für Kunstzwecke anwenden;

er hatte den Erfolg, dass dazu 25 000 Mark gespendet wurden. Von 1862 bis 1881 war Karl Steffek Vorsitzender des Vereins, der, wie schon hervorgehoben, am 9. Februar 1867 Korporationsrechte erlangte und mit Hilfe seines Säckelmeisters Eschke sich ein Vermögen sammeln konnte. Auch im Jahre 1870 konnte der Verein für die Verwundeten eine Beihilfe von 10 000 Thalern spenden. Die Pläne, ein Künstlerhaus zu gründen, ruhten nicht und wurden wieder besonders lebendig, als der Verein aus seinem späteren Heim in der Kommandantenstrasse auswandern musste. Aber auch die Bestrebungen, die Hälfte der Werderschen Mühlen für das Künstlerhaus zu erwerben, schlugen fehl. Der Vorschlag, durch eine Künstlerhauslotterie die Mittel aufzubringen, brachte in den Jahren 1874—1880 die Summe von 81 000 Mark ein. 1881 machte Burger den Vorschlag, in der Vossstrasse ein Künstlerhaus zu bauen; der Vorschlag wurde abgelehnt. Die Jahre 1882—1886 brachten eine Personalunion mit der Akademie, da der Vorsitzende Karl Becker zugleich den Verein Berliner Künstler leitete. Einen Glanzpunkt in der Geschichte des Vereins bildete das Jahr 1886; es brachte die Jubelfeier des 200 jährigen Bestehens der akademischen Kunstaussstellungen und das Pergamonfest des Vereins unter dem Vorsitz Otto v. Kamekes.

Im nächsten Jahr verlegte der Verein, einer Einladung der Architekten folgend, sein Heim nach der Wilhelmstrasse 92/93. War das Vermögen durch Einrichtung des Vereinslokals auf 131 000 Mark herabgegangen, so gelang es, in fünf Jahren eine Summe von 302 000 Mark zusammenzubringen. Damals entstand der Plan, Krolls Etablissement zum Künstlerhaus umzugestalten; er blieb unausgeführt. Inzwischen war das Jubeljahr 1891 genaht, das der Verein mit der Akademie zusammen durch eine internationale Kunstaussstellung feiern wollte. Die Akademie lehnte indessen ab und verwies den Verein auf die eigene Kraft. Das Wagestück gelang: die internationale Kunstaussstellung unter dem Protektorat der Kaiserin Friedrich wurde vom Kaiser selbst eröffnet und übertraf alle Erwartungen so weit, dass nicht nur der Stadt Berlin der Garantiefonds von 100 000 Mk. zurückgezahlt werden konnte, sondern dass sich noch ausserdem ein Überschuss von 125 000 Mark ergab, davon 56 000 Mark durch Schenkungen an Kunstwerken. Hochherzigerweise überwies die Stadt Berlin diese 100 000 Mark dem Verein zum Bau des Künstlerhauses. Nach dem Gelingen der Ausstellung trat der Verein 1893 in eine neue Phase; es wurden die Satzungen für die Grosse Berliner Kunstaussstellung vom Kaiser gegeben und eine Verständigung mit der Akademie erzielt. Der Vorstand leitete in jenem Jahre die deutsche Abteilung auf den Weltausstellungen in Melbourne und Chicago.

Im Jahre 1895 übernahm Ernst Körner den Vorsitz, und im

nächsten Jahre kaufte der Verein in der Bellevuestrasse 3 1885 Quadrat-
ruthen für 850 000 Mk. zum Bau an. Zugleich schenkte er Kunstwerke
als Bausteine im Werte von 250 000 Mk; davon soll den Donatoren von
Geldbeträgen der Dank bethätigt werden.

Aber wir hätten nicht so schöne Erfolge erzielt, wären wir nicht
stets der Huld des Kaisers in so deutlicher Weise sicher gewesen. Wie
Kaiser Wilhelm der Grosse der erste Förderer des Vereins Berliner
Künstler war, wie Kaiser Friedrich und seine erlauchte Gemahlin die
Künstler heranzogen selbst zu der künstlerischen Feier ihrer silbernen
Hochzeit, so schützte Kaiser Wilhelm II. stets den Verein. Er ehrte ihn
bei der Jubiläumsausstellung 1891; er befestigte ihn durch die Aus-
stellungssatzungen von 1893, er zeichnete ihn aus durch die Teilnahme
an der Feier von Menzels 80. Geburtstag. In gleicher Weise hat er dem
Künstlerhause durch die That seine Fürsorge erwiesen.

Wir gehen nun zur Architektur des Hauses über und folgen
hier im wesentlichen den Ausführungen eines erfahrenen Kritikers Herrn
Fritz Stahl in der Deutschen Lesehalle vom 16. v. M.

Wegen der sehr bedeutenden Kosten des Gründungswerks war es
nicht möglich, den Bau von Grund aus neu aufzuführen, vielmehr über-
nahm Karl Hoffacker die schwierige Aufgabe, unter Beibehaltung eines
Teils der Grundmauern und der Fassade, ein neues befriedigendes Werk
zu schaffen. Mit Selbstverleugnung, Geschick und Geschmack ist dies
in der befriedigendsten Weise gelungen.

Will man die Art des Baues kennzeichnen — so führt Fritz Stahl
aus — so muss man zunächst darauf hinweisen, dass Hoffacker auf die
ganze spielerische Altertümelei verzichtet hat, die einem allgemeinen
Vorurteil nach noch zum Begriff des Künstlerhauses gehört, und der
man gerade in diesem Augenblick bei dem Neubau in München wieder
reichlich Opfer bringt. Wenn man die Anschauung, dass es vor allem
darauf ankommt, vom Bedürfnis auszugehen und den Schmuck organisch
mit dem notwendigen Gerüst zu verbinden, modern nennen darf, trotz-
dem sie sehr ehrwürdigen Alters ist, so ist der Bau modern. Aber er
ist mehr: die Schmuckformen, die an den romanischen Stil sich an-
schliessen, aber doch frei und eigen sind, geben ihm eine ausgesprochen
deutsche Note. Diese Verbindung, modern und deutsch, ist auch das
Charakteristikum des Messelschen Kaufhauses Wertheim. Es zeigt sich
im Vergleich, wie verschiedene Werke künstlerische Persönlichkeiten aus
derselben Grundanschauung heraus schaffen können. Hoffentlich wird
die gesunde Tendenz in Architektur und Kunstgewerbe zur Herrschaft
gelangen. Die Fassade hat ein Rustica-Erdgeschoss; in der Mitte durch-
bricht sie das Portal, zu beiden Seiten steht ein Fenster. Im Ober-
geschoss sind nur die Fenster über den unteren erhalten geblieben, in
der Mitte ist eine grosse Fläche gewonnen, in die der Portalbau mit

einem grossen Aufsatz hineinragt. Dieser Aufsatz besteht aus einem Mosaikbild in einem reichen plastischen Rahmen, der die Pfeiler des Stockes fortsetzt. Der Rahmen, aus der Werkstatt Otto Sehrings, ist im Massstab und in der Formensprache nicht sehr glücklich. Das Mosaikbild mit dem Dürer-Medaillon zwischen den Gestalten der Malerei und Plastik, wirkt in der etwas monotonen Fassade recht belebend; es ist von Koberstein nach einer Skizze des Architekten gezeichnet.

Durch das Portal tritt man in ein flach gewölbtes Vestibül, das direkt in das Treppenhaus führt, und von dem man schon von vorn an in den grossen Ausstellungssaal sieht, der im ersten Stock an der Rückseite des Hauses liegt. Die Langwände des Vestibüls sind durch gekuppelte Pilaster von rotbuntem Marmor gegliedert, zwischen ihren Kapitellen ragen aus ornamentiertem Grunde Drachenköpfe heraus, die Beleuchtungskörper tragen. Ornamentierte Gurte schmücken das Gewölbe. Der ganze Oberbau ist weiss. In dem sehr reizvollen Ornament tritt hier wie sonst als dominierendes Motiv das Laub des Epheus auf.

Der Eingang zu dem Ausstellungssaal ist mit einem prachtvollen Holzportal geschmückt. In den beiden Pfosten ist der Segen der Eintracht symbolisiert, über dem Rundbogen rankt sich blühendes Rosengezweig empor, das dem Künstlerwappen als Rahmen dient. Der Oberlichtsaal hat auf dunkelbraunem Paneel rote Wandflächen, die Vouten sind in Grün und Gold gehalten. Es würde zu weit führen, alle Ausstellungsräume, die zum Teil neben diesem Hauptsaal, zum Teil unten am Vestibül liegen, einzeln zu beschreiben. Es sei nur gesagt, dass sie in der Grösse, in der Beleuchtung und im Farbenton so reich variieren, dass jedes Kunstwerk seinem Charakter, der Nuance seines Charakters gemäss zur Geltung gebracht werden kann, vom Kolossalgemälde bis zur Kleinbronze. Das Berliner Künstlerhaus ist geradezu das Ideal eines Ausstellungshauses; es hat nicht nur alle Vorzüge des alten Hauses der Münchener Sezession, sondern darüber hinaus den einer reicheren Ausstattung. Überall zieht sich an den Friesen und den Gurten der Voute reizvolles Ornament hin. — Das Treppenhaus ist in Weiss und Gold gehalten, mit gemalten Füllungen von Max Koch, die, vorher fertig gemacht, nun sich nicht recht in den Rahmen einfügen wollen. Tritt man aus dem Oberlichtsaal in das Treppenhaus zurück, so sieht man im zweiten Stock den Eingang zum Festsaal, der nach der Strasse zu liegt. Die Wände haben eine Basis und Halbpfeiler in dunkelgrauem Marmor, zwischen diesen umrahmenden Teilen sind die Flächen in rötlichgrauem Marmorputz ausgeführt. An den Halbpfeilern sind die Beleuchtungskörper in schön geschmückten Kästen von mattiertem Messing angebracht. Die Decke ist in einem Kleeblattbogen gewölbt; die Schnitzereien bezeichnen den Höhepunkt des orna-

mental den Schmuckes im Hause. Sehr hübsch ist die Verglasung des Oberlichts. Der Saal hat an einer Schmalwand eine Bühne, an der anderen eine Empore, die auf zwei Säulen ruht. Über der Empore hat Max Koch Baldur gemalt, der, auf Wolken herabschwebend, das Licht zur Erde bringt. Gelungen ist die märkische Landschaft mit ihren Kiefern und Birken, die das erste Sonnenlicht vergoldet.

Ein Speisesaal und ein hübscher Damensalon schliessen sich dem Saal an. Übrigens kann auch das ganze Haus für festliche Veranstaltungen benutzt werden. — Im Souterrain liegt ein behaglicher Kneipraum, dunkel getäfelt und in heiteren Farben ausgemalt. Neben ihm befinden sich die Spielzimmer. Auch die Bibliothek ist hier in einem würdigen Raum untergebracht. Aus dem Kneipraum tritt man in einen kleinen Hof, der ganz romantisch aufgeputzt ist: die Wände sind mit grünen Schlingpflanzen überzogen, ein Brunnen und Statuen stehen auf dem Rasen, von der Wand schaut ein fröhlicher St. Lukas, von Barlösius gemalt, herab.

Die Brandenburgia besichtigte zuerst die Künstlerkneipe, die zwei Kegelbahnen und die Bibliothek und nahm dann die geweihten Räume in Augenschein, in welchen eine Ausstellung von Ölgemälden, Aquarellen und Kupferstichen in die künstlerischen Bestrebungen der Gegenwart hineinführte. Der grosse Festsaal in seiner edlen, vornehmen Einfachheit wurde allseitig bewundert.

In den Nebenräumen desselben und in den eine Stiege höher belegenen Klubräumen versammelten sich hierauf die Teilnehmer, um zu konstatieren, dass die bewährte Hustersche Küche auch unter ihrem neuen Ökonom Herrn Brandt nichts von ihrem alten Ruf und Ruhm eingebüsst hat.

Wir aber schliessen mit den Worten, die der heilige Lukas, der Schutzpatron der Maler, bei der Begrüssung der Gäste gelegentlich des erwähnten Einweihungsfestmahls sprach:

Drum, himmlische Wächter mit feurigem Schwert,
 Von dieses Hauses Pforte wehrt,
 Wer nicht draussen liess Dünkel und Neid,
 Hoffahrt und Missgust, Herrschsucht und Streit!
 Lasst mir herein nur fröhliche Alten,
 Die mit der Jugend zusammenhalten;
 Schüler, die edle Meister ehren;
 Jünger, die lernen, bevor sie uns lehren;
 Vor allem ehrliche Arbeit leisten
 Und höchster Ziele sich erdreisten;
 Die nicht suchen, was der Partei,
 Nein, was dem Ganzen dienlich sei;
 Nicht was uns trenne, nein, was uns eine:
 Treuliche Söhne der Kunstgemeine!

Mit diesem Wunsche werden alle diejenigen Mitglieder unserer Brandenburgia, welche sich nur ungerne in vorgerückter Stunde von dem neuen gastlichen Kunsttempel trennten, für alle Zukunft des letzteren ohne Zweifel gern einverstanden sein.

Der Oleander in Berlin.

Von Carl Bolle.

Auch in diesem Jahre wieder, wenn auch wegen Nässe und Rauigkeit des Sommers um wenigstens vier Wochen verspätet, hat Berlin sich an einem Blumengenuss ergötzt, den es, wie angenommen werden darf, vor anderen Städten voraus hat. Der Oleander ist es, dem unsere Mitbürger dies in gewohnter Weise verdanken. Dies südländische Bäumchen erfreut sich nämlich hier grosser Beliebtheit bei der Bevölkerung. Fassen wir dasselbe etwas näher ins Auge und sehen wir worauf sich sothane Bevorzugung gründet.

Wenn vornehmere Kreise gegenwärtig, wo es sich um Schmuckbäume handelt, fast ausschliesslich dem Lorbeer huldigen, der im Berliner Westen als Garten- und Strassenzierde ausserordentliche Bedeutung gewonnen hat, obwohl er sich nur durch den Blätterglanz seiner kunstvoll gerundeten Krone und durch den Anklang an kriegerischen Ruhm empfiehlt, so ist dagegen der Oleander erklärter Günstling bescheidener, der Zahl nach weit überwiegender Volksklassen geblieben. Sein Reich ist der Norden und Osten; sein Stand vor Budikerkellern und Schusterwerkstätten. Diesen Rang behauptet er seit länger als hundert Jahren und darf für unsere Stadt als Emblem populärer Blumenliebe, nicht minder als Resultat gleichgearteter Blumenzucht, gelten und genannt werden.

Wer kennt nicht seine rosige Blütenfülle; wer atmet nicht mit nervösem Behagen seinen süss betäubenden Geruch ein? So recht in Gunst steht er aber doch nur bei kleinen Leuten. Man sucht ihn vergebens auf Ausstellungen und die Gartenbauvereine haben ihm nie ein Wertzeichen erteilt. Im Handel wenig vertreten, gehen Ableger und Stecklinge von ihm von Hand zu Hand und zur Freude an dem Liebreiz der vegetativen Erscheinung gesellt sich das Lustgefühl, die anmutige Zierpflanze nicht für Geld erworben, sondern eigenhändig erzogen zu haben. Dies hindert jedoch nicht, dass für besonders ausgezeichnet blühende Exemplare von Liebhabern nicht zuweilen hohe Preise geboten würden.

Die Anzucht ermöglicht sich, leichter als durch Senker, vermöge der am Wurzelhals zahlreich erscheinenden Schösslinge, welche, rechtzeitig abgeschnitten, in einem Glase mit Wasser ziemlich rasch Wurzel machen und so eine Vervielfältigung mühelos bewerkstelligen.

Der Oleander ist ein Sonnenkind, das mit dem Fuss im Wasser, mit dem Gipfel in Gluthen tauchen will; Nässe von oben her scheut er. In Erinnerung an seine Heimat unter schönerem Himmel blieb er, um zur Blüte

zu gelangen, stark wärmebedürftig, während er zur Zeit der winterlichen Ruhe höhere Temperaturen ablehnt. Dergestalt eignet sich dieser immergrüne Baum, wie kein anderer, zur Stadtpflanze. Er schwelgt im Anprall der Mittagshitze am Mauerwerk und Gestein der Häuserreihen längs der Sonnenseite. Gerade da entwickelt er vom Juli bis September, mit den Schnitt zwar dulddender, aber zu regelmässigem Aufbau ungeeigneter Krone voll eigenartigen Laubes, jene volle langwährende Blütenpracht, unter deren Last sich die Zweige beugen. Die Gärten und Parks auf dem Lande zeigen ihn seltener in gleich strotzender Vollkommenheit. Fast möchte man sagen, es gelte für ihn, was von dem grossen Papste Sixtus V. berichtet worden ist, er liebt, wie dieser es that, den Anblick der Dächer. Immer aber wird ihm nachzurühmen sein, dass er etwas von dem wonnigen Hauch des Südens unserem Stadtbilde zuführen will.

Ein Nachschmetterling von bewunderungswürdiger Schönheit, der Oleanderschwärmer (*Chaerocampa Nerii*) wird durch diese transalpine Kultur seiner Nährpflanze zum Fluge über die Alpen gelockt und hat sich in den wärmsten Sommern schon nicht allzu selten bis Berlin verflogen.

War es an den genannten Eigenschaften des Oleanders nicht genug, ihm Freunde zu gewinnen? Dazu kommt als maassgebend die grosse Bedürfnislosigkeit der Spezies und ihre ungewöhnliche Lebenskraft. Zwar ist er durch unabänderliche Daseinsbedingungen hier von der Kultur im freien Lande ausgeschlossen, dagegen als Topf- oder Kübelpflanze mit der denkbar grössten Anpassungsfähigkeit begabt. Man weiss, wie schwer es hält, einen Oleander tot zu kultivieren. Wird er vor scharfem Frost und vor Stubenwärme bewahrt, so darf man seines Gedeihens sicher sein, und er bleibt lange Jahre hindurch Haus- und Familiengenosse, in welcher Ausdauer wiederum ein Reiz mehr für den feiner besaiteten Pflanzenliebhaber liegt.

Wie es gekommen sei, dass gerade wir Berliner diesen Baum in so hervorragender Weise adoptiert haben, lässt sich demgemäss zwar leicht begreifen, die geschichtlichen Etappen der Einbürgerung jedoch sind schwerer nachzuweisen. Jedenfalls hat sein Erscheinen zuerst in fürstlichen und herrschaftlichen Gärten, die mit dem Auslande in Verbindung standen, stattgefunden. Zur Zeit des grossen Kurfürsten thut Elssholz seiner nur kurzweg Erwähnung, indem er nebenher bemerkt, diese Baumart erlange in Kreta eine solche Stammesstärke, dass kleinere Balken aus dem Holze geschnitten würden. Unmerklich muss dann ihr Abstieg, wie der mancher Kleidertracht, in weniger aristokratische Kreise erfolgt sein. Bouché giebt 1811 in seinem „Zimmer- und Fenstergarten“ noch ein besonderes Erdgemisch und 2—8 Grad Wärme bei der Überwinterung als für den Oleander erforderlich an. Bald war diesem beliebige Gartenerde und jeder halbwegs frostfreie Raum auf dem Flur oder im Keller als Winterherberge gerade recht; — 5—6 Grad Réaumur schaden ihm bei Annäherung der kalten Jahreszeit nicht. Im Frühjahr, bei aufsteigendem Saft, zeigt er sich empfindlicher, doch, spät austreibend, hierin auch nicht allzusehr.

Nehmen wir an, dass betreffs seiner Verallgemeinerung auch jene Imponderabilien mitgespielt haben, welche wir Zufall nennen. Thatsache ist,

er hat wenigstens dies volle Jahrhundert durch, wenn nicht länger, als Zierpflanze seinen Platz bei uns behauptet.

Den Lorbeer, von jeher ein Schmuck katholischer Kirchen und Klöster, hat erleichterter internationaler Verkehr seit kaum mehr als drei Jahrzehnten von Belgien her bei uns heimischer gemacht. Rasch sich vollziehende Schwenkung der deutschen Volksseele unter dem Einfluss des Planeten Mars dürfte dabei wesentlich mitgewirkt haben. Dem Oleander dagegen blühte kein augustisch Alter. Unmerklich hat er seinen Fortgang unter uns genommen und, deswegen um so sympathischer, sich zum Range eines wahrhaft volkstümlichen Gewächses aufgeschwungen. Von den Palästen, zwar nicht in Italien, wohl aber diesseits der Alpen, als altmodisch ferngehalten, schmückt er jetzt die bescheidene Alltäglichkeit kleinbürgerlichen Lebens. Auch sieht man ihn nicht selten die Einsamkeit abgelegener Bahnstationen verschönern, an denen der Weltverkehr vorübersaust, nur um sie desto stiller erscheinen zu lassen. Wenn da die mächtigen Blütenbüschel, manchmal rosa mit dem Weiss einer selteneren Farbenvarietät abwechseln, ist es eine Lust für das Auge des Vorüberfahrenden, sich daran zu erquicken.

Nun ein paar Worte zur Naturgeschichte des Oleanders, die vielleicht nicht Allen bekannt sein dürfte.

Fragen wir nach dem woher, so verweigert die Pflanzengeographie die Antwort nicht. *Nerium Oleander*, wie unser Sinngrün, die *Vinca*, zur Familie der Apocynen gehörig, ist nicht, wie von Unkundigen öfters angenommen wird, amerikanischen Ursprungs; seine Wiege liegt uns weit näher. Im wilden Zustande umkränzt es die Gestade des Mittelmeers, dergestalt für uns sowohl biblische wie antik-klassische Reminiscenzen einrahmend. Hier folgt es von Syrien bis Spanien und Marocco dem Lauf der Ströme, den von der Sonnenglut ausgedörrten Fiumaren und Barrancos, dem Sand und Kies der Seeufer, die es mit der Tamariske wechselnd bewohnt. Nicht überall vorhanden, bekundet es stets Vorliebe für geselligen Wuchs. Es verschönert die Landschaft durch die Pracht seiner Blüten in idealer Weise. Weit hinein in die Wadis der grossen Wüste reichend, verringern sich die Standorte auf der europäischen Seite des Mediterranbeckens nordwärts mehr und mehr, in einer Zwergform soll diese Pflanze, wenig beobachtet, den Gardasee als Endpunkt erreichen. Bei Bozen friert sie im freien Lande schon gewöhnlich ab und gelangt nur selten noch zur Blüte. Bis zu den atlantischen Inselgruppen dringt *Nerium* nicht vor, wohl aber scheint es weit ostwärts in wenig bekannter Grenzlinie mit dem noch schöneren *Nerium odorum* Indiens zusammenzutreffen.

Entfernteste Dinge berühren sich. Es wäre durchaus nicht ungereimt, wenn man in unserem Moabit vor einem blühenden Rosenlorbeer stehend, an das gleichnamige Gebirge Moab dächte, an dessen Fuss dieselbe Pflanze das tote Meer zu einem lebendigen macht, wie sie denn auch, nach dem Ausspruch der Reisenden, den See Genezareth mit einem fast ununterbrochenen Gürtel von Rosenrot aufs lieblichste umsäumt und wiederum im fernen Westen Nordafrikas den Lauf der Flüsse, die vom Abhang des Atlas dem westlichen Ocean zueilen, bis zum äussersten Horizont hin durch ihren Farbenglanz erraten lässt. Das gelobte Land erscheint so recht als ein

Mittelpunkt der Oleandersphäre. Was dort im Rosenschimmer leuchtet, ist auf der Höhe der Cercis oder Judasbaum (*arbre de Judée*), in der Tiefe und überall am Wasser dagegen der Oleander, den Schriftkundige mit der Rose von Jericho, einem klangvoll auf andere Gewächse übertragenen Namen, identifizieren wollen. Als Charakterbaum fast allgegenwärtig, erwächst er in Judäa bisweilen zur Stärke eines Waldbaums. Bei der verhältnismässigen Seltenheit des *Salix*geschlechts in Palästina ist es erlaubt, wo die Bibel von Weiden spricht, an *Nerium* zu denken und wir erkennen dasselbe in jenen Bachweiden, die einst das Nilpferd des Jordans, den Behemoth, deckten, wie sie heut noch Panther und wilde Eber in undurchdringlichem Dickicht bergen. Wie oft mögen Oleanderzweige zum Laubeshüttenfest gebrochen worden sein.

Immer klingt uns aus der Kindheit das Wort einer Gärtnerin im Ohre: Oleander, dat's ne Weide, der kann nie genug Wasser kriegen. Diese Gute, unsere alte Dörthe, besass Sinn für lebendige Naturanschauung, obwohl sie von jedweder Kenntnis botanischer Systematik himmelweit entfernt war. Zwar vermöge seines klebrigen Saftes nicht allzu empfindlich gegen Trockenheit, ist in der That doch der zahm gezüchtete Oleander, bei uns meist gefüllt blühend, sei es im eleganten Kübel, sei es im ausgedienten Butterfass, eine allzeit durstige, der Giesskanne eng befreundete Wasserpflanze.

Für die Griechen des Altertums war dies auch Hellas reichlich zuteil gewordene Gewächs, ihr Rosenbaum, das eigentliche *Rhododendron*, unter welchem Namen wir jetzt jenen wohlbekanntem *Ericaceen*strauch des immergrünen kolchischen Buschwaldes verstehen, der in Syrien mit dem Rosenlorbeer zusammentrifft und am Orontes, der Höhe nach abgegrenzt, sich mit diesem in den Wasserlauf teilt. Wohl lautend klingt das französische *Laurier-rose*, dem hie und da im Deutschen das gleichwertige Rosenlorbeer oder Lorbeerrose nachgebildet worden ist. Philologen wollen wissen, dass aus dem griechischen *Rhododaphne* von den Arabern die Vokabel *Difla* gemacht worden sei, welche wiederum zu *Adelfa* umgewandelt, jetzt im Spanischen unseren Baum bezeichnet.

So lebt denn unter uns der Oleander als eine Pflanze, die dem nördlichen Klima ursprünglich fremd, doch Bürgerrecht in unserer Mitte gewonnen hat, indem sie, sonst nutzlos und allein zum Schönheitssinn sprechend, unendlich Vielen Freude und Genuss bereitet. Die Granate ist als Zierbaum veraltet, die Orange auf die Gärten der Grossen beschränkt. Das Volk aber wird sich seinen Liebling, von dem wir hier handeln durften, so leicht nicht nehmen lassen, selbst wenn man ihn, wie das der Goldregen über sich ergehen lassen musste, seiner allerdings unabläugbaren Giftigkeit wegen, verdächtigen wollte.

Zum Schluss etwas, was kaum eine Anekdote genannt zu werden verdient. Bereits vor drei Jahrzehnten war die Schutzmannschaft nicht minder eifrig wie jetzt bemüht mit streng ordnender Hand in die Benutzung der Strassenfronten zu Pflanzenschmuck einzugreifen. Nun ereignete es sich, dass vor einem Hause nahe dem Potsdamer Thor, langer Gewohnheit folgend, prachtvolle Oleander ganz ungeniert blühten. Ein Konstabler forderte unerwartet deren Entfernung. Was that der betreffende Hauswirt? Schnell entschlossen, schnitt er von seinen Schmuckbäumen ein grossmächtiges

Bouquet ab und sandte es mit seiner Karte an die Gattin des im Polizeibureau als Chef waltenden Beamten. Daraufhin sind seine Oleander unbehelligt geblieben. Heutzutage erbittet man für Solche die Erlaubnis beim Polizeipräsidium.

Kleine Mitteilungen.

Der „Totschlag“ in der Oranienburger Forst. Ein „Totschlag“ („toter Mann“), der trotz der Nähe Berlins wenig bekannt zu sein scheint, liegt in der Oranienburger Forst — am Wege, der von Birkenwerder nach Wensickendorf führt. Er hat fast dieselbe Entfernung von folgenden drei Ortschaften: Wensickendorf (4,5 km), Birkenwerder (5,4 km) und Summt (4,8 km). Am leichtesten findet man ihn, wenn man von Birkenwerder aus zunächst das liebliche Briesethal aufwärts wandert. Nach einer Stunde erreicht man die sogenannte „Steinerne Brücke“, über welche der Waldweg Summt — Oranienburg führt, während der bisher benutzte Promenadenweg im Briesethal weiter nach Forsthaus Zühldorf (seit 1895) geht. Der Oranienburger Weg ist nun von der Brücke aus etwa 1 km weit (10 Minuten) in nördlicher Richtung zu verfolgen. Man kommt dabei an zwei Rieseneichen vorüber, deren eine einen Umfang von 5 m besitzt. Zunächst erblickt man rechts am Wege einen hölzernen Wegweiser und bald darauf einen kleinen steinernen mit der Inschrift: Zühlsdorf 4,7 km, Borgsdorf 5,9 km, Lehnitz 5,5 km, Summt 4,2 km. 5 Minuten weiter steht am Wege Summt—Oranienburg bzw. Lehnitz ein zweiter steinerner Wegweiser, welcher uns den Weg nach Oranienburg (7,3), Summt (4,8), Birkenwerder (5,1) und Wensickendorf (4,8 km) zeigt. Von hier aus hat man den Weg nach Wensickendorf etwa 3—4 Minuten zu verfolgen; dann erblickt man links hart am Wege vor einer starken Kiefer einen Reisighaufen von 1 m Höhe und 3 Schritt Länge. Die Kiefer selbst ist in 1½ m Höhe durch ein eingeschnittenes Kreuz (17/10 cm) bezeichnet; in gleicher Höhe sind noch 3 kleinere Kreuze von gleicher Form angebracht.

Kreuze und Reisighaufen machen uns die Stelle kenntlich, an welcher vor vielen Jahren ein Viehhändler im Walde ermordet wurde. Es ist auch heute Sitte, dass der Vorübergehende einen Zweig auf den Haufen wirft, wie mir mehrere Personen aus Wensickendorf und Zühlsdorf auf Befragen mitteilten. Niemand vermochte mir aber zu sagen, warum man das thue. Eine Arbeiterfrau aus Zühlsdorf erzählte dagegen, an jener Stelle sei eine Semmelfrau erschlagen und das Gestell, welches dort den Weg schneidet, heisse deswegen das Semmelgestell.

Ein vom Volksmunde als „Semmelstell“ oder „Semmelgestell“ bezeichnetes Gestell kommt freilich in jener Gegend auch vor; es liegt aber weiter östlich; es verdankt indessen seinen volkstümlichen Namen nicht der Erinnerung an eine grausige Mordthat, sondern vielmehr dem Umstande, dass

25
5 1919
sich auf
verfassen

ehedem die von Oranienburg nach Wensickendorf wandernde Semmelfrau dasselbe benutzte. So entstehen Namen. Man denke dabei an die Bezeichnung „Grossmuttergründe“ beim Forsthaus Schmetzdorf (nordwestlich von Bernau), die sich sogar auf der Generalstabskarte findet. Dieser geheimnisvolle Name ist auch nur dadurch entstanden, dass dort vor etwa 50 Jahren an dieser Stelle die im „Altenteil“ lebende Försterswitwe einen kleinen Gemüsegarten besass, der sich aber als so unfruchtbar erwies, dass man den Grund mit Tannen bepflanzte, wobei der noch jetzt im Forsthaus Liepnitz lebende Förster Specht geholfen hat. Die Totschlagsstelle lässt sich auch vom Forsthaus Wensickendorf (am Oberlauf der Briesa) gut finden, wenn man das Gestell, welches dicht beim Förstergehöft (Ostseite) beginnt, in nördlicher Richtung etwa 1 km weit verfolgt. Nachdem zuletzt eine grosse Waldblösse in Rechtecksform passiert ist, stösst man unter rechtem Winkel auf den Weg, der von Wensickendorf nach Birkenwerder führt. In 15 Minuten erreicht man von hier aus nach Westen wandernd den Totschlag.

Die Bezeichnung einer Mordstelle durch ein in einem Baum geschnittenes oder gehauenes Kreuz ist, wie es scheint, vielfach gebräuchlich. Bei dem von mir beschriebenen Totschlag bei Grimnitz (Monatsblatt VI, No. 5 und 10) stand ehemals auch eine Kiefer mit eingehauenen Kreuz.

An einer Stelle im Walde zwischen Zühlsdorf und Basdorf steht noch heut eine Kiefer, in welche ein Kreuz (37/20 cm) eingehauen ist. Dort hat sich vor 12 Jahren ein Soldat, namens Schröder, erhängt. Der Baum ist leicht zu finden; er steht dicht am Wege, der von Zühlsdorf nach Basdorf führt, etwa 1 km von Zühlsdorf, 1000 Schritt von der Stelle, wo der Wald beginnt. Da, wo sich der Weg gabelt, hat man die Strasse rechts einzuschlagen.

Schröder, der Sohn eines Zühlsdorfer Arbeiters, war schon als Kind ein eigensinniges Muttersöhnchen; auch später wollte er niemandem gehorchen. Seinem Meister entlief er aus der Lehre; höchst ungerne wurde er Soldat. Als die Mutter schwer erkrankte, äusserte er, wenn sie stürbe, würde auch er nicht mehr lange leben. Die Mutter starb und der Sohn erschien zum Begräbnis. Beim Abschied begleitete ihn die Braut bis zum Walde. Nachdem er dann seinen Weg ein kurzes Stück allein fortgesetzt hatte, erhängte er sich an einer Kiefer. Mutter und Sohn liegen auf dem alten Kirchhof in Zühlsdorf begraben. Die Braut hat bald einen anderen gefreit; sie war, wie eine alte Zühlsdorferin mir sagte, zu vernünftig, um sich die Sache zu Herzen zu nehmen. Südlich von der Unglücksstelle steht an demselben Wege, doch näher an Basdorf, ein anderer Baum, an dem sich einst ein Handwerksbursche erhängt hat. Aber sei es nun, dass die Bewohner von Basdorf weniger zu pädagogischen und moralphilosophischen Betrachtungen neigen, als die Zühlsdorfer, oder sei es, dass die Motive für die unglückselige That des Handwerksburschen sich ihnen nicht enthüllten oder zu einfache waren, genug, diese Mordstelle wurde nicht gezeichnet.

Berlin, 30. Juli 1898.

Otto Monke.

Seerosen-Wurzeln als Kuhfutter. Bei der Sonntagsexkursion des Märkischen Museums am 7. August 1898 gewahrten wir im Oderberger

See zwischen Liepe und Oderberg Kähne, welche mit den sauber abgeputzten Rhizomen der weissen Seerose oder Mummel (*Nymphaea alba* L.) sowie der gelben Seerose*) (*Nuphar luteum* L.) angefüllt waren. Die derben zum Teil armdicken Wurzeln der Seerosen, welche in den Altwässern der Oder in grossen Mengen wuchern, waren in Fuss lange Stücke geschnitten. Diese Wurzelabschnitte nennt man, nach Mitteilung unseres gerade anwesenden fachkundigen Mitgliedes Lehrer Heinrich Lange in Oderberg, „Grieben“.***) Sie sind ein beliebtes Futter für das Rindvieh, die Kühe sollen danach gut milchen.

Oderberg in der Mark, 7. VIII 1898.

E. Friedel.

Bücherschau.

Herr Dr. Hans Brendicke liess bei Reclam in Leipzig in dessen Universal-Bibliothek (3776 u. 3777) Bilder aus der Geschichte der Leibesübungen erscheinen, die eine anerkennende kurze Besprechung verdienen. Die „Bilder“ sind teils eigenen turnerischen Vorträgen des Herrn Verfassers entnommen, teils sind andere Schriften bzw. Aufsätze auszüglich oder im Wortlaut in geschickter Weise benutzt.

Die Bilder beginnen mit der Gymnastik der Hellenen, schildern die olympischen Spiele, den Fünfkampf der Hellenen, die Volksbelustigungen der Neugriechen, werfen einen vergleichenden Blick auf die griechische Gymnastik und das deutsche Turnen, gedenken sehr kurz der Gymnastik der Römer. Dann kommt das germanische Mittelalter (Erziehung der germanischen Jugend, Bogen- und Armbrustschützen, Ritterdienst und Ritterschlag, die Waffenspiele der Ritter). Aus dem „Zeitalter der Aufklärung“ (John Locke, Voltaire, Friedrich II. von Preussen) wird Rousseau in besonderer Darstellung verdienter Weise herausgehoben. Einleitend wird Luthers berühmter Ausspruch über Musika und Ritterspiel erwähnt. Dieser Ausspruch, den neuere Turnschriftsteller aus der Turngeschichte als unberechtigt wieder entfernen wollen — ich bin damit nicht einverstanden — lautet etwas anders, als Dr. Br. angiebt. Da er oft erwähnt wird, sei er hier in genauem Wortlaut wiedergegeben. „Es ist von den Alten sehr wohl bedacht und geordnet, dass sich die Leute üben und etwas Ehrliches und Nützliches fürhaben, damit sie nicht in Schwelgen, Unzucht, Fressen, Saufen und Spielen geraten. Darum gefallen mir diese zwo Übung und Kurzweil am allerbesten, nämlich die Musika und Ritterspiel, mit Fechten, Ringen u. s. w., unter welchen das erste die Sorgen des Herzens und melancholische Gedanken vertreibt; das andere machet feine geschickte Gliedmass am Leibe und erhält ihn

*) An der unteren Havel „Butterfässchen“ genannt.

***) Unter Grieben versteht man sonst in der Mark Fettstücken, besonders von der Gans und vom Schwein; ausgebratene Gänse- oder Schweine-Grieben (in Pommern „Greiben“), welche mit Apfelschnitten und Zwiebel zubereitet und auf trockenem Brot verzehrt werden, sind ein Leibgericht von Alt und Jung.

bei Gesundheit mit Springen u. s. w. Die endliche Ursache ist auch, dass man nicht auf Zechen, Unzucht, Spielen und Doppeln [Würfelspiel] gerate, wie man itzt, leider, siehet an Höfen und in Städten, da ist nicht mehr, denn: Es gilt dir! Sauf aus! Darnach spielt man um etliche hundert und mehr Gulden —. Also gehets, wenn man solche ehrbare Übung und Ritterspiele verachtet und nachlässt.“

Es folgen die „Erz- und Grossväter“ des deutschen Turnens. J. Ch. Fr. GutsMuths — so schreibt er sich selbst in einem Wort, mit grossem M in der Mitte —, Vieth und der Turnvater Fr. L. Jahn. Sein Leben, seine deutsche Turnkunst werden besonders geschildert; in zwei anderen Bildern: „Aus der Zeit der Breslauer Turnfehde“ und „Burschen und Turner“ (Wartburgfest) steht Jahn mehr im Hintergrund. Dann kommt der Vater des Mädchenturnens und Begründer des Schulturnens, A. Spiess, zur wohlverdienten Geltung. Es reihen sich an „Zur Geschichte der Entwicklung der Turngeräte“, „Die Ziele des deutschen Turnens“, „Spiel und Sport in Deutschland“, „Aus der Wirksamkeit der deutschen Turnerschaft“ mit Aufzählung der allgemeinen deutschen Turntage und der allgemeinen deutschen Turnfeste. Die Bilder bieten viel und doch nicht genug. Weshalb Herr Dr. Brendicke Fr. Friesen, diese Lichtgestalt der deutschen Jugend im Befreiungskrieg, von Jahn, Arndt und v. Schenkendorf so hoch gefeiert, kein Bild gewidmet hat, ist schwer zu verstehen. Aber auch andere Bilder boten sich aus der alten, ja der ältesten Zeit (Ägypter und Perser) bis zur Gegenwart. Es wäre sehr zu wünschen, dass noch ein Bändchen der „Bilder“ erschiene.

C. Euler.

Fragekasten.

N. N. Sind noch alte Windmühlen in Berlin vorhanden? So viel mir bekannt, existiert noch eine Windmühle auf dem Grundstück Prenzlauer Allee 81 unweit der Ringbahn. Dem Windmüller ist hier durch den Städtischen Gasometerbau an der Danziger Strasse der Wind abgefangen worden, so dass der Besitzer die Benutzung der Mühle aufgab. Früher waren in der Nachbarschaft auf dem sog. Windmühlenberg, den noch die Pläne aus den fünfziger Jahren markieren, zwischen der Schönhauser und Prenzlauer Allee 13 Windmühlen aufgestellt. Den Hauptzugang zum ehemaligen Windmühlenberg markiert die Saarbrücker Strasse noch jetzt. Ansichten dieses Hügels, den nunmehr ein Teil der nördlichen Berliner Oberstadt einnimmt, aus der ersten Hälfte des scheidenden Jahrhunderts, sind mehrfach vorhanden. Sollte noch sonst im Weichbilde Berlins eine alte hölzerne Bockwindmühle (die ganz gedreht wird) oder eine alte aus Ziegeln gemauerte holländische Windmühle (bei der nur die Kuppel drehbar ist) vorhanden sein, so wird um Mitteilung an die Brandenburgia ersucht.

E. F.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

13. (4. ordentliche) Versammlung des VII. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 26. Oktober 1898 im
Sitzungssaale des Brandenburgischen Ständehauses.
Vorsitzender: Geh. Reg.-Rat Friedel, II. Vorsitzender.

1) Die Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Altertumskunde in Stettin teilt mit, dass der Provinzial-Konservator und Gymnasial-Direktor Professor H. Lemcke am 25. d. M. sein 25jähriges Jubiläum als Vorsitzender der Gesellschaft feiere und ladet zur Beteiligung an der Festsitzung und dem Festnahl ein. Mit Rücksicht auf die hervorragenden Verdienste des Jubilars um die Heimatkunde hat der Vorstand der Brandenburgia an Herrn Lemcke ein Glückwunschsreiben gerichtet.

2) Das Nordische Museum in Stockholm feiert am 24. Oktober 1898 sein 25jähriges Bestehen. Zur freundlichen Teilnahme an der an diesem Tage in dem Freiluftsmuseum Skansen zu begehenden Gedenkfeier sind alle Freunde und Förderer des Museums, darunter auch die Brandenburgia, durch Artur Hazelius, den um die Heimatkunde ausserordentlich verdienten Begründer und Direktor des Nordischen Museums, bestens eingeladen worden. Auch hier hat die Brandenburgia einen herzlichen Glückwunsch abgesendet.

Das Nordische Museum ist das Ideal eines heimatkundlichen Museums, wie es leider bei uns niemals erreicht werden kann. Das neue Nordische Museum ist an sich ein gewaltiger Bau, der die Volks- und Naturkunde Skandinaviens umfasst, daneben verfügt es aber über ein gewaltiges anstossendes Gelände der am Meer belegenen Halbinsel Skansen; auf diesem durch seine Lage, seine Waldungen und Felsgeklüfte ausgezeichneten Grund und Boden sind die geologischen, botanischen, zoologischen und anthropologischen Merkwürdigkeiten der nordischen Heimat vertreten.

So sind dort Bauerhäuser im nationalen Stil, bewohnt von den lebenden Bewohnern charakteristischer Schwedischer Provinzen, aufgeführt, Lappen- und Finnen-Lager mit Familien dieser primitiven Volksstämme. Ferner ist ein vollständig zoologischer Garten da, in welchem die eigentümlichen Tiere des Landes gehalten werden, also Wölfe, Bären, Vielfrässe, Hirsche, Rentiere, Elche, Robben und nordische Seevögel, Adler u. dgl. Ein solches Freiluft-Museum, wie es Hazelius nennt, wäre, mutatis mutandis, das Ideal auch des Märkischen Museums, welches ja auch die Heimat ebenfalls nach ihren beiden Hauptbeziehungen, nach der naturgeschichtlichen wie kulturgeschichtlichen Seite darzustellen berufen ist. Allein das neugeplante Märkische Museum wird zufrieden sein müssen, wenn es ihm neben seinen eigentlichen Sammlungsbauten gelingt, einen Teil des anstossenden Köllnischen Parks als eine Art Freiluft-Museum heranzuziehen, wozu allerdings schon ein Anfang durch die Aufstellung eines älteren Festungsbauwerks, des sogen. Wusterhausener Bär, gemacht worden ist.

Direktor Hazelius, welcher die Brandenburgia bereits mehrfach mit wertvollen Veröffentlichungen des Nordischen Museums beschenkt hat, begleitet seine Einladung mit einer neuen wertvollen Gabe. Es sind mehre Hefte einer trefflich in Farben illustrierten Schrift: Bilder från Skansen, Skildringar af Svensk Natur och Svensk Folklif. (Bilder aus Skansen, Schilderungen Schwedischer Natur und Schwedischen Volkslebens), wofür wir unseren herzlichsten Dank aussprechen.

3) Eine grosse Photographie des neuen Urban-Hafens und der um ihn herumführenden Strassenzüge in Berlin SO., hergestellt auf Veranlassung des Herrn Stadt-Bauinspektor Pinkenburg, dem das Städtische Brückenbauamt unterstellt wurde, von Hrn. E. Friedel vorgelegt und dabei in Kürze der drei grossen Kanalprojekte, Westkanal, Ostkanal und Mittelland-Kanal gedacht, in deren Verkehr unsere Reichshauptstadt thunlichst mit einbezogen werden soll.

4) Pestdokter und Pestheimsuchung. — Die kürzlich in Wien vorgekommenen überall mit Teilnahme und Besorgnis beobachteten Fälle der orientalischen, speziell ostindischen Beulen-Pest gaben Herrn E. Friedel Veranlassung die nach einem alten Kupferstich angefertigte Zeichnung eines Pestarztes um 1650 vorzulegen. Der Vortragende bemerkt hierzu Folgendes: Der Arzt, dessen Abbildung nebenstehend folgt, ist in ein langes wachstaffetnes Gewand gekleidet. Auf dem Kopf trägt er eine Maske, in deren Augenlöcher Krystallscheiben eingesetzt, und welche fest am Halse angeschlossen erscheint. Die Maske läuft vorn in einen langen Vogelschnabel aus, in dem sich wohlriechende Kräuter befanden, damit der Jünger des Aeskulaps bei der traurigen Ausübung seiner Kunst sich die Sinne erlaben konnte. Sonst ist er mit dicht anschliessenden Handschuhen und einem etwa meterlangen Stabe versehen

mit welchem er Anordnungen durch Zeichensprache ausdrückte, gleichzeitig aber Beteiligte und Unbeteiligte sich vom Halse halten konnte. Der fleissige Märkische Forscher Herr Carl Lücke hat in No. 39 des „Bär“ vom 24. v. M. S. 400 mehrere Angaben zusammengestellt, welche jetzt wieder aktuelles Interesse erhalten.

Beispielsweise hat unser Kammergericht in vergangenen Jahrhunderten wiederholt der Pest wegen nach nicht infizierten Orten verlegt werden müssen, z. B. im Jahre 1611 nach Bernau, wo im Rathause die Sitzungen abgehalten wurden. Aber schon früher hatte man Neu-Ruppin als provisorischen Sitz des höchsten märkischen Gerichtshofes erwählt, und zwar vor 300 Jahren. Eine handschriftliche Notiz besagt darüber Folgendes: „Ao. 1598 hat die Pest an vielen Orten der Mark Brandenburg sehr gewüthet, und da auch die beiden Städte Berlin und Cöln davon angestecket worden, ist auf Seiner Churfürstlichen Durchlaucht Johann Sigismunds befehl das Cammergerichte hierher nach Ruppin verleget worden, und hat der Hr. Vice-Cancellarius D. Christophorus Benken-dorf in Thomas Vilitzens Hause, des seligen Richters, logiret, der Kammergerichtsrat Christof von Bern hat in Jacobi Krielen Hause gewohnt. Es ist zwar umb eben dieselbe Zeit auch hieselbst die Pest eingerissen, dass davon in die 40 häuser angestecket worden und bis im Januario 1599 bei 153 Personen daran gestorben, derselben ohngeachtet aber und weil die contagion sehr bald wieder gelegt, ist dennoch Cammergericht gehalten worden.“ Alte Chronisten nennen dieses Jahr 1598 als „ein von der Peste in der Mark sehr anrühiges Jahr“, und dies nicht ohne Grund, denn in diesem Jahre starben z. B. in der Neustadt Brandenburg 1809 Personen an der Pest, „welche sich auch schon im vorigen Jahre etwas merken lassen, und in diesem zwar zu Anfang sich nicht sonderlich hervorgethan, aber mense Augusto und Septembri so stark um sich gegriffen, dass man täglich 25, 30, auch wohl 40 Todte gezehlet.“ In Treuenbrietzen starben 1598 in ganz kurzer Zeit 40 Menschen an der Pest; in Strausberg ist ao. 1598 an der Pest „nicht allein der Caplan, sondern auch der (märkische Gerichtsschreiber) Angelus ge-



storben, welches er auf der Kanzel vorhergesaget, es schiene die Hoffnung an, die Seuche werde sich legen, er aber werde der Letzte sein, so daran sterben würde, welches auch erfolgt.“ Mittenwalde hatte den Verlust von 673 Personen zu beklagen, „wovon noch“, schreibt der alte Bekmann um 1712, „ein Andenken in der Kirche an dem andern Pfeiler zur linken Hand zu lesen.“ Bernau verlor 1737 Personen an dieser schrecklichen Krankheit; auch in Müncheberg war 1598 „ein grosses Sterben, in dem letzten sind über 1000 Menschen gestorben“; Friedeberg wurde ebenfalls um diese Zeit von den so häufig auftretenden „pestilenzialischen“ Krankheiten wieder einmal heimgesucht, und „den Armen in den Hospitälern wurde die Stadt verboten, ihnen aber dafür für 20 Gr. Brot aus der Hospitalkasse verabreicht“; auch in Reppen wütete die Pest 1598, es ist aber nichts Sonderliches hiervon aufgezeichnet worden. Merkwürdigerweise findet weder in den älteren Schriften über das Kammergericht, noch in den neueren, wie in der Holtz'schen Geschichte des Kammergerichts die zeitweise Verlegung des höchsten Brandenburgischen Gerichtshofes von Berlin nach Ruppin Erwähnung.

Andere Angaben entnehme ich Bekmanns Historischer Beschreibung der Chur- und Mark Brandenburg. Teil I. Berlin 1751, S. 455 ff. 1529 ist eine schreckliche Krankheit, der Englische Schweiss genannt, weil sie sich in England zuerst gezeigt, aufgetreten und hat die Menschen binnen 24 Stunden unter grossen Schmerzen, Herzklopfen und heftigem Schweiss dahingerafft. (Sleidan, VI. B., s. 160.) Es ist zu bemerken:

„Dass in sonderheit in den Jahren 1565, 1589, und 1611, 12, 13, 1630 fast das ganze Land mit der Pestseuche befallen gewesen, und dass hergegen Gott der Herr von A. 1637 her dieses Land mit solchen allgemeinen Landsterben verschonet, ausser dass A. 1656 zu Frankfurt und Küstrin, A. 1680 zu Stendal und an einigen andern Orten in der Altmark A. 1708 zu Hundskopf, Dramburg. Insp. A. 1709 zu Zeinike, wohin sie durch die zurückgekommene Schweden gebracht worden, nachmahls zu Letschow, einem Dorfe 4 Meilen von Frankfurt, sich die Pest etwas doch ohne Folge geäussert; und dass zu Prenzlau, da sie An. 1709 durch wahren hingebraucht worden, bis 1711 gewütet, binnen welcher Zeit über 1000 Menschen jung und alt hingerafft worden; jedoch auch nicht weiter gegangen. A. 1713 im August brachte zwar ein Flötterknecht dieselbe von Hamburg mit nach Quitzöbel, starb auch daran, und nach ihm noch 19 Personen, und das Küstershaus, worin 7 Personen, starb ganz aus: dieses wurde aber sogleich niedergerissen und verbrannt, der Ort auf Königl. Befehl vom Finkensteinschen Regiment um und um besetzt, dass keiner bis auf eine gewisse Weite bei Verlust seines Lebens sich aus dem Dorfe wagen durfte; welcher Gestalt dann das Übel in seinem Anfang ersticket, und ferner umsichzugreifen

verhindert worden. A. 1741 soll sich zu Teuritz, Wusterh. Insp. eine der pest nicht unähnliche krankheit geäussert haben, da die Patienten aller sinne bis aufs gesicht beraubt worden, und wenn sie wieder zu sich gekommen, nicht gewusst, was ihnen begegnet, sondern gemeinet, sie hätten eine nacht geschlafen; nachhero aber am leibe schwarze bläuliche geschwür und grosse löcher bekommen. Auch will man um diese zeit im Lazaret zu Ratenau an einigen kranken, die mit Fleckfieber behaftet gewesen, pestbeulen beobachtet haben, deren öfnung einen grässlichen gestank verursacht, daran auch 2 wundärzte gestorben.“ —

Soweit der alte Bekmann. Es folgt aus alledem, dass der Spruch des weisen Ben Akiba, nichts Neues unter der Sonne, sich auch bei der Pest bewahrheitet. Aus dem Gebahren der Pest-Ärzte, sich durch Masken vor dem Einatmen der Pestkeime zu schützen, folgt, dass man diese Verbreitungsquelle der schrecklichen Krankheit, des Schwarzen Todes, bereits erkannte, welcher die Opfer des Wiener Pestausbruchs Dr. med. Franz Müller und Wärterin Pecha, sowie der Krankenwärter Barisch, kürzlich erlegen sind; denn in dem fachmännischen Bericht von heut in der Wiener „Klinischen Wochenschrift“, dem Organ der Wiener Gesellschaft der Ärzte, heisst es ausdrücklich, wie der Verlauf der Infektion darauf hindeute, dass die Aufnahme der Pestbazillen durch Inhalation erfolgte und dass dadurch die perniziöseste Form der Ansteckung zu Stande kam. In der ergreifendsten Form ist der Verlauf einer Pestseuche und die damit verbundene Lösung aller sittlichen Bande in des grossen Alessandro Manzoni*) unsterblicher Erzählung: *I promessi sposi, storia milanese del secolo XVII.* geschildert. Während dies Werk durchaus sittlich ernst gehalten ist und während die schrecklichen Heimsuchungen durch die Pest an vielen Orten zu öffentlichen Bussübungen Anlass gaben, bei denen besonders die schaurigen Umzüge der Flagellanten oder Geisselbrüder grell in die Erscheinung treten, scherzte man an anderen Orten gelegentlich wohl über den Würgeengel der Pest, wie beispielsweise Giovanni Boccaccio (geb. 1315, † 1375), der zu der Zeit, als das grosse Peststerben in Florenz wütete, seine unter dem Titel „Decamerone“ weltberühmte Sammlung meist scherzhafter und ausgelassener Erzählungen publizierte, mit denen die dem Pesttode Geweihten sich die ihnen noch vergönnte kurze Lebensspanne aufheitern zu sollen vermeinten.

In Bezug auf unsere Abbildung eines Pestdoktors von 1650 sei noch bemerkt, dass die in dieser Tracht erscheinenden Ärzte einerseits

*) Alessandro Manzoni, geb. 7. März 1785 zu Mailand, † 23. Mai 1873. Das erwähnte Werk „Die Verlobten“, die Schilderung der Pest in Mailand 1630 u. A. enthaltend, erschien in Mailand 1827. Später (1842) erschien eine umgearbeitete Ausgabe mit einem Anhang „Storia della Colonna infame“, worin M. in Beziehung auf die Hinrichtungen während der Pest in Mailand die Richter des Justizmordes anklagt.

namentlich bei Kindern und Frauen grossen Schrecken erregten, andererseits aber Spottnamen wie Schnabel-Ärzte, Schnabel-Doktoren u. dgl. erhielten.

Herr E. Friedel macht auf das grosse kulturgeschichtliche und heimatkundliche Interesse aufmerksam, welches in einer quellengerechten Darstellung der Volkskrankheiten vornehmlich des Mittelalters und der darauf zunächst folgenden zwei Jahrhunderte liegt und ersucht insbesondere die medizinischen Mitglieder der Brandenburgia hierüber, sei es mündlich, sei es schriftlich, gelegentlich berichten zu wollen. —

Von unserem Ehrenmitglied, Herrn Professor Dr. Jentsch in Guben, geht zu dieser Sache nachträglich folgende Mitteilung ein:

Eine alte Gubener Pestverordnung. Die Pestgefahr in Wien hat vielfach Veranlassung gegeben, die Vorkehrungen zu beleuchten, die man gegen die Seuche in früheren Jahrhunderten getroffen hat, in denen sie Europa und Deutschland insbesondere häufiger heimsuchte. Im Berliner Verein für innere Medizin wurde unlängst die Pestordnung der Stadt Wien vom Jahre 1709 besprochen, die strenge Massregeln zur Isolierung der Kranken traf; äussere Abzeichen kennzeichneten namentlich die Pestärzte. Höchst einfach war dagegen die Desinfektion, für die meist Schwefeldämpfe verwendet wurden. Auch die Niederlausitz besitzt eine noch um ein Menschenalter weiter, bis in das 17. Jahrhundert zurückreichende Pest-Verordnung, die 1680 in Guben gedruckt worden ist, und an Einfachheit der Desinfektions-Schutzmittel kaum übertroffen werden kann. Ein Exemplar, ein Foliodruck von 4 Blättern, ist in einer hiesigen Bibliothek vorhanden. Für den ersteren Zweck wird geboten, dass „ein jeder Hauswirth sein Haus und Schlafkammer so viel wie möglich rein halte, solche Abends und Morgends mit Wachholder-Reiss, in Ermangelung aber dessen mit Birken-, Eschen- und Linden-Rinde, Eichenlaub, Schafgarbe, Wermuth oder Beifuss räuchern, besonders aber die von Verstorbenen eingebrachten Kleider, Federn, Betten, Pelzwerk, Flachs, Wolle und dergl., ob sie gleichwohl feil geboten würden, äusserst meide und keineswegs zu kaufen gelüste, noch was an Kleidern auf dem Wege liegend oder ausgeworfene Sachen aufhebe.“ „Früh und Abend sind frische Raulen auf Butterbrot, Schafgarbe, Salbei, Cordebenedicten, Stabwurz und voraus das Tausendgüldenkraut klein zerschnitten zu geniessen, oder Enzian, Bibernell, Olssnitz (zu wendisch Wolschownig), Osterlucy, Aland messerspitze häufig zu nehmen. Vor dem sonst so beliebten Aderlass wird gewarnt. Zur Cur selbst wird, sobald Frost oder brennende Hitze, Herzensbangigkeit, äusserste Mattigkeit, unerträgliche Hauptschmerzen, Erbrechen eintreten, ein „Giftessig“ verordnet, zu dessen Herstellung alle oben genannten Kräuter, ausserdem Schellkraut u. a. verwendet werden, den sich die Armen selbst aus diesen durch Aufguss herstellen sollten. Das Haupt-

mittel aber ist täglich dreimaliges, je einstündiges Schwitzen, „wodurch das Gift von dem Herzen getrieben werde“. Wenn aber am 3. oder 4. Tage rote, blaue oder schwarze Feuerblasen erscheinen, so werden dafür keine Medicamente angegeben, „weil diese alsdann einen Medicum oder Chirurgum erfordern“, die meisten Mittel alsdann auch vergebens seien. „Bei welchen sich aber Beulen ereignen, die haben nicht allein zur Genesung schon bessere Hoffnung, sondern können auch solche leichter und mit geringen Mitteln heilen“, zu welchem Zweck verschiedene Arten von Umschlägen (gebratene Zwiebel, Honig mit Seife, namentlich aber eine abgetrocknete, in Essig gebeizte Kröte) empfohlen werden.“ — Von einer Absonderung der Kranken und der Vernichtung der Ansteckungsstoffe, worin jetzt der sicherste Schutz gesehen wird, ist keine Rede. Im Gegenteil gebot die Rücksicht auf Verwandtschaft und Freundschaft und die allgemeine Christenpflicht nach der Auffassung des 17. Jahrhunderts zahlreiche Krankenbesuche — für die Kranken selbst oft die grösste Belästigung, für die Verbreitung der Seuche das wirksamste Mittel — und schliesslich noch eine möglichst umfängliche Beteiligung an der Leichenfeier und dem Begräbnis. Zieht man daneben die gesamten hygienischen Zustände der Städte mit ihren engen, schmutzigen Strassen und den noch schlimmeren Höfen in Betracht, so ist nur zu begreiflich, dass die Pest in der Regel nicht unter einem Drittel der Einwohner, zeitweilig einen erheblich höheren Anteil hinraffte, Dörfer aber bisweilen völlig ausstarben. In Guben erlagen z. B. vom August 1632 an über 2000 Menschen. Mit ziemlicher Sicherheit konnten die Geistlichen darauf rechnen, ein Opfer der Seuche zu werden, wie in dem bezeichneten Jahre geschah, da von ihnen lange Krankenbesuche, namentlich bei den wohlhabenden Familien, erwartet wurden. Aus diesem Grunde war zur Aushilfe entweder (wie in Guben im 16. und 17. Jahrhundert) ein eigener Pastor pestilentiarius eingesetzt, der später von 1710—61 in ruhigen Zeiten bei der Schule als Auditor amtierte, oder der Geistliche eines Patronatsdorfes wurde, wie der Pastor zu Gossmar für Luckau, zugleich im Nebenamt für diese Stelle bestimmt.

5) Diskussion über den Neidkopf zu Berlin.

In der letzten Sitzung wurde anlässlich des Vortrags des Herrn R. Mielke wegen vorgerückter Zeit die Diskussion

über den Neidkopf,

an welcher sich ausser Herrn Robert Mielke die Herren P. Ascher-son, E. Friedel, Ferdinand Meyer und Maass beteiligten, abgebrochen und auf den heutigen Abend verschoben.

Herr E. Friedel macht hierzu folgende Mitteilung:

Ich lege zunächst den Vortrag über den Neidkopf vor, welchen Louis Schneider im Verein für die Geschichte Berlins am

1. März 1865 hielt (Berliner Denkmäler, Tafel 3), der das Wesentlichste zur Sache enthält und über welchen die berlinische Lokalforschung bis heut nicht hinaus gekommen ist. Es wird Ihnen, wie mir bei der Lektüre ergehen, das Endergebnis bleibt ein Fragezeichen. Erst 1831 in Alexander Cosmars „Sagen und Miscellen aus Berlins Vorzeit“ wird dies hässliche Wahrzeichen am Hause Heilige Geiststrasse 38 erwähnt, allerdings ist es seither vielfach sogar zum Wahrzeichen Berlins überhaupt gestempelt worden.

Der Goldschmied Lieberkühn, der das Haus No. 38 i. J. 1719 erkaufte, an welches die angebliche Sage anknüpft, ist durchaus kein armer Mann gewesen und in den gegenüberliegenden Häusern No. 11, 12, 13 lässt sich schlechterdings keine neidische Goldschmied-Familie ermitteln. Damit entfällt der Cosmarschen Sage schon der reale Boden.*)

Das Bildwerk selbst ist mit Sorgfalt aus Sandstein gemeißelt und nach Spuren zu urteilen, vergoldet gewesen.

Die Bezeichnung Neid-Kopf ist ungenau, denn, wie ersichtlich, handelt es sich nicht um einen Kopf, sondern um eine vollständige weibliche Büste, die man beinahe einen Rumpf (Torso) nennen könnte. Auch scheint der Ausdruck Neid-Kopf eine spezifisch berlinische Erfindung zu sein, die vielleicht erst in unserem Jahrhundert, als der Sagensammler Cosmar der Sache seine Aufmerksamkeit schenkte, entstanden ist. In den Handbüchern deutscher und germanischer Mythologie (Grimm, Simrock, Mannhardt, E. Meyer, Wolf, Weinhold, W. Schwartz, Birlinger, Rochholz, F. Liebrecht u. s. f.) fehlt der Ausdruck Neidkopf gänzlich, ebenso, was gewiss beachtenswert ist, in Grimms Wörterbuch.

Dagegen kommen im nordgermanischen Gebiet sogenannte Neidstangen vor. Weinhold (Altnordisches Leben, 298) berichtet darüber: „Auf Island richtete man eine Neidstange auf, als Zeichen des höchsten zauberkräftigen Hasses: auf einer Stange, deren Spitze in einen geschnitzten Menschenkopf auslief, und die mit den gehörigen Neidrunen beritzt war, ward ein Pferdekopf gesteckt, dessen gähnender Rachen nach der Gegend des Verwünschten sich kehrte. Man sprach dabei: „Hier setze ich eine Neidstange und wende diesen Neid gegen den und den.“

Dass der Berliner Neidkopf mit dem Medusenhaupt Ähnlichkeit hat, auch wenn er mehr, wie schon erwähnt, eine die Brust einer alten welken Frau darstellende Büste ist, kann nicht bestritten werden, schon die Nattern, welche das Haar teilweise ersetzen, sprechen dafür. Von dieser Symbolistik abgesehen, ist die Bildhauerarbeit eine streng naturalistische, dem Stil nach etwa entsprechend dem Anfang des 18. Jahrhunderts. So lag mir z. B. vor ein paar Tagen ein schöner Stich vor,

*) Vgl. die Sage auch bei Adalb. Kuhn, Märk. Sagen. 1843. S. 122.

bezeichnet Johann Martin Schuster inv. und „Georg Philipp Rugendas, Bürger und Battaglien-Mahler von Augsburg sculpsit et excudit“. Dieser dem schwedischen Reichstags-Abgesandten Storre in Regensburg gewidmete Stich stellt den siegreichen Karl XII. von allegorischen Figuren umgeben dar. Vor dem Pferde liegt die Gestalt des Neides in der Figur eines hässlichen halb entblössten alten Weibes, der Kopf zum Teil mit Schlangenhaar, und die Büste ähnelt ganz auffallend der künstlerischen Auffassung, aus welcher unser Neidkopf hervorgegangen.

Dergleichen Neid-Köpfe, über deren eigentliche Bedeutung ich meine Äusserung gleich abgeben werde, sind auch in Berlin bereits anderweit bekannt. So lege ich Ihnen den Konsolstein des Märkischen Museums Kat. X, 452 vor, aus rotgebranntem Ziegelthon, einen lebensgrossen weiblichen Kopf mit tierisch spitzen Ohren darstellend, welcher die Zunge hervorbläkt und im Hause Spandauer Strasse 49 beim Abbruch als Klamotte vermauert vorgefunden worden, etwa aus dem 14. Jahrhundert, von Herrn Kustos Rud. Buchholz in seinem „Verzeichnis der im Märkischen Provinzial-Museum befindlichen Berlinischen Altertümer“ S. 49 abgebildet. Dies ist ein blosser Kopf und hier wäre die Bezeichnung Neidkopf wirklich angebracht.

Ausserdem tritt bei uns, namentlich vom Aufschwung der Baukunst und der Steinmetzkunst im 17. Jahrhundert ab, das wirkliche Medusenhaupt über den Haupteingangsthüren, gewöhnlich als Schlussstein des Gewölbebogens (daher mit schmalerer Basis und nach unten abgechrägten Seiten) auf.

So lege ich Ihnen den Schlussstein, Kat. X. 131, des Märkischen Museums vor. Sandstein, die Stirnplatte mit einem drohenden von Haarschlangen umringelten Gesicht, das die Zunge bläkt. Ende 17. oder Anfang 18. Jahrhunderts. Befand sich als Bogenschlussstein über dem Portal des 1876 abgerissenen Hauses Neu Kölln am Wasser No. 14.

Als die Brandenburgia am 19. September 1896 Klein-Machnow besuchte, wurde auch das Schlosshof-Portal besichtigt, welches ebenfalls einen „Neidkopf“ in Form eines Medusenhauptes besitzt; ob derselbe mit dem darüber befindlichen weiblichen Kopf, der mehr lose oben auf das Sims des Portals gestellt ist, der Absicht des Bildhauers nach zusammenhängt, mag dahin gestellt bleiben. Als ich mit Herrn Rektor Otto Monke und Herrn Dr. Kossinna zusammen am 10. d. M. das Portal an Ort und Stelle besichtigte, machte es mehr den Eindruck auf mich, als sei die höchst wahrscheinlich einem der berlinischen Festungsthore aus der Zeit des Grossen Kurfürsten entnommene sandsteinerne Ornamentik derartig angeordnet gewesen, dass das Medusenhaupt nach aussen blickte, nach der Wetterseite, weshalb es stärker verwittert ist, als der behelmte Kopf, welcher dagegen nach der mehr geschützten inneren Seite (Stadtseite) des Portals befestigt gewesen sein mag.

Obwohl über die, durch zwei seitlich angebrachte flammende Geschosse (Granaten) zweifellos bestätigte militärische Bedeutung der Klein-Machnower Portalornamentik kein Zweifel bestehen kann, hat die frei fabulierende Volksphantasie gleichwohl mehre abenteuerliche Erzählungen, die man, streng genommen, nicht als Sagen bezeichnen darf, in Bezug auf dieses Medusenhaupt erfunden: so z. B., dass es einen unbarmherzigen Schlossherrn darstelle, der, ähnlich dem Dänen-König Ragnar Lodbrog*), von Schlangen zerfleischt wird. Für ebenso frei, nur weniger grausam, erfunden halte ich die Cosmar-Bertramschen sogen. „Sagen“ vom Berliner Neidkopf.

Was bedeuten aber die Medusenhaupt-Darstellungen über den Hausthüren und wie sind sie mit der Vorstellung des Neides in Verbindung zu bringen?

Wenn Herr Rechtsanwalt Dr. v. Freydorf in Mannheim (vgl. Brandenburgia VII, S. 87) fragt, ob nicht der Berliner Neidkopf eine baurechtliche Bedeutung habe, indem er verhindern solle, dass, soweit sein Blick reicht, kein Bau aufgeführt werden darf, so ist es richtig, dass Hausköpfe in dieser Rechtssymbolik vorkommen. Es giebt sogar einen eigenen terminus technicus „Neidbau“, den Adelung, Grammatisch-kritisches Wörterbuch, Teil III, Wien 1808, S. 461 also definiert: „Neidbau, der, plur. inus., in den Rechten und im gemeinen Leben, ein Bau, welcher mehr aus Neid gegen den andern, d. i. aus Verlangen, ihm zu schaden, als um des Nutzens willen unternommen wird.“ — Allein Herr Rud. Buchholz, Brandenburgia VII, 88, hat mit Recht schon darauf hingewiesen, wie die Örtlichkeit der Heiligen Geiststrasse ergebe, dass von jener Rechtsdeutung dort keinerlei Anwendung gemacht werden könne.

Also damit ist es nichts, vielmehr müssen wir den archäologisch-volkstümlichen und den sprachlichen Ursprung unseres Neidkopfes zu ergründen versuchen.

Unter den drei Gorgonenschwestern Stheno, Euryale und Medusa ist die letztere die furchtbarste, ihr Kopf versteinerte den, der ihn anschaute. Deshalb konnte Perseus ihr auch nur in der Weise den Kopf vom Rumpf abhauen, dass er sich über dessen Lage im Spiegel seines blank geputzten Schildes orientierte. Pallas-Athene befestigte das auch leblos noch fürchterliche Medusenhaupt an ihrem Aegispanzer.

Somit gilt das Medusenhaupt als eines der furchtbarsten Schreck- und Abwehr-Mittel während des klassischen Altertums. Aber selbst während der Barbarei des Mittelalters ist, wie wir aus dem Kopf des Märkischen Museums ersehen, die Erinnerung nicht ganz erloschen.

*) James Macpherson: The Poems of Ossian. Tauchnitz-Edition. Leipzig 1847. S. 47.

Sie taucht lebhafter seit der Renaissance des Quattro Cento mit den sonstigen klassischen Erinnerungen wieder auf und hat die Kunstwelt, die Malerei und Plastik, bis auf den heutigen Tag nicht verlassen.

Mit dieser Vorstellung der Abwehr und Vernichtung des Feindes und seiner bösen Pläne und Gefühle hängt die ursprüngliche Bedeutung des Wortes Neid zusammen. Im jetzigen Sprachgebrauch drückt es nach Matthias von Lexer in Grimms Wörterbuch „besonders jene gehässige und innerlich quälende gesinnung, das misvergnügen aus, mit dem man die wohlfahrt und die vorzüge anderer wahrnimmt, sie ihnen missgönnt mit dem meist hinzutretenden wunsche, sie vernichten oder selbst besitzen zu können, sinnverwandt mit abgunst, misgunst, schelsucht“.

Dagegen unterscheidet man im Altdeutschen einen üblen und einen guten Neid. Der üble Neid wird durch die eben gehörte, jetzt allein noch im Volksmunde übliche Definition ausgedrückt. Der gute Neid dagegen bedeutet nach Lexer a. a. O. S. 550 die Anstrengung und den Eifer im Kampfe, den Ungestüm gegen den Feind, den Kampfesgrimm. Daher erklärt sich beispielsweise der uralte germanische Vorname Neidhart; es wäre doch undenkbar, dass Eltern ihrem Kinde einen Ekelnamen geben. Aber der Vorname Neidhart bedeutet eben etwas Rühmliches, nämlich, dass der Betreffende im Kampfesgrimm gewaltig ist oder sein soll.*)

Das passt auch auf das vernichtende Medusenhaupt und so deckt sich letzteres mit der Idee des Neidkopfs vollständig, ebenso mit dem der einen Kopf tragenden Neidstange.

Hiernach ist es klar, weshalb die klassischen Völker, die Völker des Mittelalters wie die der Renaissance und Neuzeit über ihren Hausthüren gern Schreckbildnisse, die Meduse und den Neidkopf anbringen, diese Köpfe bedeuten thätliche nach dem Vorermittelten Abwehr gegen Feinde und feindselige Gesinnung, zu welcher allerdings der blasse Neid u. a. auch gehört.**)

*) Vgl. den berühmten Neidhart von Reuenthal, den Minnesänger, welcher am bayerischen und österreichischen Hofe bis um 1240 lebte.

**) Auch andere Köpfe, meist Mannsköpfe befinden sich über den Hausthüren aus Stein gemeißelt (z. B. ein lorbeergekrönter Kopf über der Hausthür Heilige Geist-Str. 36) welche Häupter man mit dem Bauopfer (vgl. Brandenburgia IV. 246—253) in Verbindung bringt. So sagt Felix Liebrecht (Zur Volkskunde, Heilbronn 1879 S. 291) „Hierher gehören wohl auch die meisten Köpfe, die sich nicht selten als Wahrzeichen an Gebäuden fanden und noch finden; sie ersetzen wahrscheinlich die ehedem in die Grundmauern vergrabenen Menschen. — — — Sie hüteten die Bauwerke, an denen sie sich befanden, obschon sie in späterer Zeit häufig blossen Herkommens wegen angebracht worden sein mögen; auch werden sie anfänglich oft einen heitern lachenden Ausdruck gehabt haben, denn auch die ursprünglichen Opfer fielen, bei den Römern und Griechen wenigstens, unter Lärm und Flötenspiel. Vgl. Grimm DM. 40,

Zur Zeit, als die Cosmarsche Sage vom Berliner Neidkopf aufkam, war diese altklassische und altgermanische Bedeutung des Medusen- und Neid-Hauptes im Bürgerstande vergessen. Die spiessbürgerhaften Epigonen sahen im Neidkopf das Konterfei neidischer Goldschmiedstöchter als Konkurrentinnen des fleissigen Gewerksgenossen, und entsprechend dem lehrhaft-erzieherischen Charakter des 18. und der ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts erblickten sie fälschlich in dem Neidkopf lediglich einerseits eine Verhöhnung und Bestrafung des bösen Nachbars, der gegen das Wort des Katechismus „getreue Nachbarn und desgleichen“ sündigte,*) andererseits ein moralisch-erzieherisches Warnungsmal für jedermann, der das hässliche Gebilde erblickte. Auf diese Weise erklärt sich die Entstehung der Cosmarschen Legende.

Es ist mir angenehm, dass ich mit diesem Gedanken der aktiven Abwehr durch den Neidkopf mich mit den Herren R. Buchholz und Robert Mielke durchaus in Uebereinstimmung befinde.



Von den beiden dem Buchholz'schen Werk entnommenen Abbildungen stellt die links den gebrannten Thonkopf aus dem alten Patrizierhaus Spandauer Str. 49, die rechts das sandsteinernerne Medusenhaupt des Hauses Neu Köln a. W. No. 14 dar.

Bei der hierauf entstehenden Besprechung teilte Herr R. Mielke noch einige Bemerkungen mit, welche in einem besonderen Aufsätze gesammelt werden sollen. Herr August Förster berichtete,

der hinzufügt: »ne flebilis hostia imoletur.« — Das gilt natürlich nicht von vielen Steinköpfen aus den letzten Jahrhunderten, z. B. nicht von geschichtlichen Persönlichkeiten, wie von einem Kopf des Grossen Kurfürsten und des Kurprinzen (späteren Kurfürst Friedrich III. bzw. König Friedrich I.) von Portalen der Laubengänge der 1887—89 abgerissenen Mühlendammskolonnade, verwahrt im Märk. Museum, abgebildet bei R. Buchholz a. a. O. S. 39, Kat. B. X 426 und 427.

*) Dr. Martin Luther: Der kleine Katechismus. III. Hauptstück. Das Vater unser. Die Vierte Bitte. Was heisst denn täglich Brot? »gute Freunde, getreue Nachbarn und desgleichen.«

dass sich in Glogau auf der Südseite des Ringes an einem alten Hause folgende Inschrift befinde:

Glück zeuget Neid
Zu jeder Zeit.
Drumb Neid nicht acht'
Weil Gott den macht.

6. Herr Buchholz über

den Bronzedepot-Fund von Biesenbrow.

Von den neueren Erwerbungen des Märkischen Provinzial-Museums lege ich Ihnen hier eine jener bedeutsamen grösseren Funde vor, die in der prähistorischen Forschung als „Depot-Funde“ bezeichnet werden.

Diese Bezeichnung ist aus der Vorstellung entstanden, dass beim Vergraben derartiger, nach den damaligen Verhältnissen einen Schatz darstellender Sachen die Absicht bestand, sie einstweilen sicher zu verwahren und später gelegentlich wieder zu heben.

Wenn nun aus irgend einem Grunde die Gelegenheit zur Hebung nicht mehr eintrat, so blieb der Schatz liegen, bis er bei späterer Umarbeitung der betreffenden Bodenstelle zu Tage kommt.

Der materielle Wert solcher Schätze ist heute natürlich ein relativ geringer geworden; aber die Forscherwelt ist doch jedesmal über das Erscheinen eines solchen Fundes, gleichsam einer Hinterlassenschaft aus mehr als dritthalbtausendjähriger Vergangenheit, sehr erfreut, denn nicht allein die einzelnen Stücke, sondern auch die durch den Zusammenhang erwiesene Gleichaltrigkeit derselben unter sich bieten in der Regel mancherlei neuen Anhalt zu Feststellungen, die zur Klärung der schwebenden Fragen geeignet sind.

Dieser Fund kam in der Feldmark Biesenbrow, Kreis Angermünde, beim Tiefpflügen eines in die Welse-Sernitz Niederung vorspringenden Ackerstückes der Hintermühle zu Tage. Der Pflug fasste die beiden Henkelbügel des Eimers und riss dadurch den letzteren etwas aus der Erde heraus. Als ich dann die Stelle noch näher untersuchte, fand ich einige kleine Urnenscherben und die Skelett-Teile eines Pferdes, deren korrodierte Beschaffenheit auf Gleichaltrigkeit mit dem Bronze-Schatz deutete. Mit einiger Phantasie konnte man daraus die Veranlassung der Vergrabung in der Weise annehmen: Einem reisenden Händler war an dieser Stelle ein Lasttier gefallen; er musste die Last anderweitig verteilen und da er nicht alles fortschaffen konnte, vergrub er diesen Teil, der ihm vorläufig am entbehrlichsten schien. (Die meisten der Stücke sind nämlich ein wenig defekt und deshalb wohl nur als altes Metall zu neuer Verwendung eingehandelt.).

Der Fund besteht aus dem eimerförmigen Gefäss, in welchem wohlverpackt lagen: 1 Hängebecken, 2 Kopfaufsätze, 2 Plattenfibeln, 8 Halsringe, 6 Armringe und 12 Zierböckel. (Der Vortragende demonstriert

die Sachen näher, weist zugleich darauf hin, dass er sie am vorigen Sonnabend in der Anthropologischen Gesellschaft vorgelegt habe, in deren „Verhandlungen“ sie demnächst beschrieben und abgebildet sein werden, weshalb hier die Wiederholung vermieden wird.)

7. Herr Buchholz legt eine kleine Sammlung Dörbeck'scher Bleiskizzen vor, die dem Märkischen Museum von Herrn Schmidt-Neuhaus überwiesen sind. Es sind Originalvorlagen zu einem Teil der vor 5 Jahren vom Vortragenden hier demonstrierten Berliner Volkswitz- und Redensarten-Bilder (cfr. Monatsschrift, Band II. S. 159—165). Die meisten tragen das Monogramm Dörbecks und Angaben für die Farben der Bilder; auf einem, dem „Guckkasten“ ist vermerkt: „Nach Hosemann 1834“, auf einem anderen „nach F. Krüger“.

8. Herr Dr. Georg Siegerist wird seinen Vortrag: „Aus den Tagebüchern des alten Heim“ in erweiterter Form im Archiv veröffentlichen

Das Kaiserliche Gesundheitsamt.

(Vgl. Mtsb. VI. Jahrg. S. 221.) Mit einem Lichtdruck.

Die öffentliche Gesundheitspflege nimmt in der neueren Zeit das hervorragende Interesse aller Kreise in Anspruch, so dass ihre Segnungen nicht nur unserem eigenen Volke, sondern über die Grenzen unseres Vaterlandes hinaus auch anderen Völkern zu Teil werden. Unermüdlich wird gekämpft mit den Waffen der Wissenschaft und Forschung gegen das unheilvolle Gespenst der Seuchen und Epidemien, gegen die geheimen Verfälschungen unserer Nahrungsmittel, gegen die Schäden, die die Gesundheit des Arbeiters in den Fabrikbetrieben bedrohen und anderes mehr. Vieles ist geschehen und vieles bleibt noch in der Zukunft zu thun übrig.

Die Stätte kennen zu lernen, an der in erster und hervorragender Linie die genannte Thätigkeit ausgeübt wird, wird daher einem Jeden, den die Errungenschaften der Gesundheitspflege interessieren, willkommen sein.

Die Errichtung des Kaiserlichen Gesundheitsamtes fällt in das erste Decennium nach der Reichsbegründung, in jene grosse Zeit, da die Einzelinteressen der Bundesstaaten dem Einheitsgedanken des Reiches untergeordnet wurden.

Bisher hatten die Bundesstaaten für sich allein die Sorge um das Wohl ihrer Angehörigen und erliessen die in gesundheitlicher Beziehung nötigen Verordnungen und Massregeln. Eine einheitliche Regelung fand nicht statt.

Zur Wahrnehmung der gemeinsamen Interessen der Bundesstaaten auf dem Gebiet der Gesundheitspflege machte sich bald das Bedürfnis geltend, ein eigenes technisches Organ als Reichsbehörde zu schaffen. Den Anstoss hierzu gaben die Beratungen des Reichsimpfgesetzes im Reichstag, sodass im Jahre 1876 die Errichtung eines Gesundheitsamtes beschlossen wurde. Das Amt sollte dem Reichskanzleramt (Reichsamt des Innern) unmittelbar untergeordnet sein und lediglich einen beratenden Charakter tragen. Seine Aufgaben sollten sein:

- a) Das Reichskanzleramt zu unterstützen in der Ausübung des Aufsichtsrechtes über die Massregeln der Medizinal- und Veterinärpolizei in den einzelnen Bundesstaaten,
- b) Die auf diesem Gebiete zu erlassenden Gesetzvorschriften vorzubereiten, und die Wirkungen dieser Verordnungen zu beobachten,
- c) Den Staats- und Gemeindebehörden Auskunft zu erteilen,
- d) Die Entwicklung der Medizinalgesetzgebung in ausserdeutschen Ländern zu verfolgen,
- e) sowie eine Medizinische Statistik in Deutschland herzustellen.

Der Arbeitskreis des Amtes ist dann sehr bald erweitert worden; es ergab sich die Notwendigkeit, die bereits bekannten wissenschaftlichen Forschungen für die Zwecke des Reiches nachzuprüfen und durch eigene Arbeiten zu ergänzen. Hierzu war aber die Einrichtung eines Laboratoriums erforderlich. Da das Gesetz über die Regelung des Verkehres mit Nahrungs- und Genussmitteln vorzubereiten war, wurde zunächst ein chemisches Laboratorium eröffnet. Dann kamen die Arbeiten auf hygienischem und bakteriologischem Gebiete, auf letzterem besonders die epochemachenden Entdeckungen Kochs. Für beide Gebiete wurden besondere Laboratorien errichtet.

Das Amt ist in der Gegenwart genötigt, sich fortlaufend mit der Medizin, Tierheilkunde, Apothekerwesen, Physik und Chemie, Militär- und Marinegesundheitswesen, Technik, Rechtskunde, Handel und Gewerbe, Landwirtschaft und Viehzucht u. s. w. zu beschäftigen, und zwar nicht nur im Inlande, sondern in allen Kulturstaaten.

Es hat dauernd die Ergebnisse der Wissenschaft und Forschung der öffentlichen Gesundheitspflege nutzbar zu machen.

Von den Schriften, die das Amt herausgibt, ist zu nennen eine Wochenschrift unter dem Titel:

Veröffentlichungen des Kaiserlichen Gesundheitsamtes,
welche regelmässig Nachrichten giebt über:

- a) Gesundheitsstand und Gang der Volkskrankheiten im In- und Auslande, und Massregeln zur Abwehr,
- b) Tierseuchen,

c) Gesetzvorschriften und wichtige Entscheidungen im Gesundheitswesen,

d) Kongresse, wissenschaftliche Vereine u. s. w.

Die Veröffentlichung geeigneter wissenschaftlicher Arbeiten der Mitglieder geschieht in einem Sammelwerk unter dem Titel:

Arbeiten aus dem Kaiserlichen Gesundheitsamt.

Was den Personalbestand des Amtes anbetrifft, so hatte dasselbe bei seiner Begründung:

- 1 Direktor,
- 2 Mitglieder,
- 3 Bureaubeamte,
- 1 Unterbeamten.

Gegenwärtig gehören dem Amte an:

- 1 Direktor,
- 10 ordentliche Mitglieder,
- 36 ausserordentliche Mitglieder,
- 11 Hilfsarbeiter,
- 6 Kommandierte Militärärzte,
- 28 Bureaubeamte,
- 16 Unterbeamte.

Das Amt war bisher in dem reichseigenen Gebäude Luisenstr. 57 untergebracht, bei der Erweiterung seiner Thätigkeit wurde das gegenüber liegende Haus No. 12 hinzugemietet, aber bald erwiesen sich auch diese Räume als zu klein, sodass sich die Notwendigkeit ergab, für das Amt ein neues Dienstgebäude zu errichten.

Zu diesem Zwecke wurde das Grundstück Klopstockstrasse 19/20 vom Reiche erworben.

Das neue Dienstgebäude sollte lt. Bauprogramm enthalten:

A. Ein Verwaltungsgebäude
mit Registratur, Bureau, Kanzlei und Bibliothek.

B. Ein Laboratorium

mit Abteilungen für:

- a) bakteriologische Arbeiten,
- b) hygienische Arbeiten,
- c) chemische Arbeiten,
- d) allgemeine Arbeiten.

C. Ein Tierstall für Versuchstiere.

D. Die erforderlichen Nebenanlagen.

An der Strassenfront ist das Verwaltungsgebäude errichtet; es enthält im Sockelgeschoss drei Wohnungen für Unterbeamte und den

Kesselraum für die Warmwasserheizung; im Erdgeschoss Registratur- und Bureauräume; im ersten Stockwerk die Zimmer der Mitglieder, die Kanzlei, Lesesaal und Bibliothek. Letztere ist in fünf Geschossen nach dem Magazinsystem mit eisernen Büchergestellen ausgeführt.

Im zweiten Stockwerk befindet sich die Dienstwohnung des Direktors, das Konferenzzimmer und der Sitzungssaal.

Ein Verbindungsgang vermittelt den Verkehr mit dem Laboratoriumsgebäude, welches als Quergebäude mit fünf Geschossen errichtet ist.

Im Sockelgeschoss sind Räume zur allgemeinen Benutzung vorgesehen:

Ein Raum mit konstanter Temperatur, der als Brutraum dient und ein solcher zur Aufstellung einzelner Brutschränke. In diesen Räumen werden die Bakterienkolonien künstlich erzeugt.

Eine Kälteanlage mit drei Kühlkammern, die eine ständige Temperatur von minus 10° Celsius besitzen.

Ferner Räume für Untersuchungen mit Elektrizität, feuergefährliche Arbeiten, sowie für Gährversuche.

Im Erdgeschoss befindet sich die bakteriologische Abteilung mit Arbeitszimmer und Laboratorium des Vorstehers, acht Laboratorien für die Hilfsarbeiter, Spülzimmer, Waageraum und Schreibzimmer.

In gleicher Weise ist die im ersten Stockwerk befindliche hygienische Abteilung, sowie die im zweiten Stockwerk gelegene chemische Abteilung eingerichtet.

Das dritte Stockwerk enthält die Abteilung für Pflanzenuntersuchungen sowie Sammlungsräume.

Für photographische Zwecke ist ausserdem ein Atelier eingerichtet.

Auf dem hinteren Teil des Grundstückes befindet sich der Stall für Versuchstiere, er enthält im Untergeschoss einen Stall für grössere Tiere ausser Versuch, sowie einen solchen für Tiere in Versuch (Seuchestall) eine Futterküche und ein Laboratorium für tierphysiologische Arbeiten, im oberen Geschoss Ställe für kleinere Tiere ausser und solche im Versuch, sowie einen Secierraum.

Auf dem Hofe ist für die Zwecke der Desinficierung von Gegenständen ein besonderes Desinfektionshäuschen mit zwei Kammern und Brausebad errichtet; ausserdem für die gegenwärtig stattfindenden Untersuchungen über Maul- und Klauenseuche ein besonderer Viehstall mit anstossender Secierhalle.

Das Amt hat eine eigene elektrische Anlage erhalten. Die elektrische Energie wird durch Dynamos erzeugt, die durch zwei Gasmotoren von je 20 Pferdekraften angetrieben werden; ausserdem ist eine Akkumulatorenbatterie vorgesehen. Die elektrische Energie wird zur Beleuchtung und gleichzeitig zum Antriebe der Motoren für die Aufzüge, Ven-

tilatoren, kleineren Maschinen und für Versuchszwecke im Laboratorium gebraucht.

Die Erwärmung der Räume geschieht durch eine Warmwasserheizung; besonders sorgfältig ist die Lüftung der Laboratorien und Ställe ausgeführt, indem in die einzelnen Räume stets frische Luft mittels Ventilatoren hineingedrückt, die verdorbene Luft aber durch Deflektoren abgesaugt wird.

Das Kesselhaus enthält die Warmwasserkessel für die Heizung, einen Dampfkessel zur Dampferzeugung für Versuchszwecke im Laboratorium sowie für den Desinfektionsapparat; ausserdem ist hier ein Verbrennungsofen aufgestellt, der zur Verbrennung von Tierleichen, Mist u. s. w. dient. Es ist möglich in dem Ofen mit nur ca. 40 Pfund Kohlen ein halbes Schwein in vier Stunden total zu verbrennen.

Die Pläne für den Neubau sind im Jahre 1893 im Reichsamt des Inneren unter der Oberleitung des verstorbenen Geheimen Ober-Regierungsrates Busse aufgestellt worden. Die Bauausführung geschah in den Jahren 1894—1897 unter der Oberleitung des Herrn Regierungsrates J. Hückels; die specielle Bauleitung war dem Verfasser übertragen; die architektonische Ausgestaltung dem Architekten G. Rockstrohen.

Die Baukosten betragen einschliesslich der inneren Einrichtung 167 000 Mark.

E. Körner

Kgl. Regierungsbaumeister.

Salzbrunn.

Märkisch-Pommern

Eine Kolonie Friedrichs des Grossen, auf älterer Kulturstätte neu gegründet, kann nunmehr 150 Jahre auf ihr Gedeihen zurücksehen, Salzbrunn bei Beelitz und das mit ihm vereinigte Birkhorst (Berghorst). Eine Eintragung in das dortige Kirchenbuch „Salzborn, den 21. October 1752“ erwähnt, dass zwölf Pfälzer Familien durch den K. Kommissar zu Frankfurt a. Main, den Kriegsrat Brandt, in die Mark gerufen, „allhier Häuser gebaut und des Endes ein Wald ausgehauen, aus welchem Feld und Acker gemacht worden.“ Die Ankömmlinge, Ackerer, auch ländliche Handwerker, fanden ihre erste und vorläufige Unterkunft in den Nachbardörfern Wittbrietzen und Elsholz, bis unter ihrer Beihilfe das neue Dorf stand und Land für die Bestellung von Bäumen geklärt war. Im Oktober 1748 wird im Kirchenbuche von Elsholz der Tod eines Kindes gemeldet, bald folgen auch Taufen. Dort sind die Namen des Kolonisten Pausamer und des erkorenen Schulzen Peter Scherer geschrieben, wie das märkische Ohr die oberdeutschen Klänge von vornherein erfasste, und noch heute die märkische Zunge sie wieder giebt, Pausemann und Schär. Die sämtlichen Baulichkeiten wurden auf

königliche Kosten durch den Bauinspektor Nettke aufgeführt, der es sich nicht verdrriessen liess, in jeder Kolonistenfamilie eine Patenstelle zu übernehmen. Ausser der Schule war ein Bethaus vorgesehen, aber die Gemeinde erklärte, dass die fehlenden Mittel zum Bau einer Kirche von ihr zugelegt werden würden. Die reformierten Ansiedler hielten sich kirchlich zuerst an Treuenbrietzen, wurden dann von Potsdam aus durch den Inspektor Wentzelmann, und seit 1763 von Lehnin aus durch den Prediger Beauvais geistlich versorgt, bis der Ort als Filial zu Wittbrietzen gelegt wurde. Die Kirche war zwar geplant und abgesteckt, aber der Bau durch die Kriegsläufe so weit hinausgeschoben, dass die Einweihung erst am 22. Juli 1763 erfolgte. Die Erbzinsverschreibung vom 17. März 1754 giebt an, dass auf der Feldmark Salzborn 8 Höfe mit je 51 Morgen Acker, 16 Morgen Wiese und 2 Morgen Hofraum entstanden sind, auf der angrenzenden Feldmark Klein Klausdorf 4 Höfe mit je 2 Morgen Hofstelle, 53 Morgen Acker, 18 Morgen Wiese, die zusammen das neue Dorf Salzbrunn bilden sollen. Jedem Anbauer war die Aussaat an Winter- und Sommergetreide überwiesen, das nötigste Vieh, nämlich drei Ochsen, drei Kühe und zu einem Zuchtschwein drei Thaler, für das tote Inventar zehn Thaler zu Wagen und Pflug nebst freiem Nutzholz. Ihr Unterhalt war durch Verpflegungsgelder ihnen bis zum 1. August 1749 sicher gestellt. Nach Ablauf der beiden Freijahre soll von Trinitatis 1751 an jeder Hof jährlich 27 Thlr. 16 Gr. Erbzins Martini und Ostern entrichten, aber zu keinerlei anderen Abgaben oder Leistungen herangezogen werden. Von gewaltsamer Werbung sollen die Kolonisten und ihre Nachkommen auf ewige Zeiten befreit sein. An den Holztagen hatten sie gegen 1 Thaler Holzgeld und 3 Gr. Stammgeld freies Raff- und Leseholz zum eigenen Bedarf oder, falls dies fehlte, 3 Klafter Brennholz vom Förster. Zwar sollten die Bauern freie Eigentümer der ihnen übergebenen Besitzungen sein, aber erst die Enkel die Höfe verkaufen dürfen, auch die Söhne, welche die väterliche Wirtschaft übernahmen, nicht mehr an die Miterben herauszahlen, als die Väter aus eigenen Mitteln nachweislich hineingesteckt hatten. Die Schule wurde ausgestattet mit dem alten Bornland von ca. 10 Morgen Acker und 4 Morgen Wiese. Der Schulze erhielt seinem Bauernhof Dienstland zugelegt von 3 Morgen Acker und 5 Morgen Wiese, doch dem Könige blieb vorbehalten die freie Verfügung über das Amt und seine Ausstattung.

Diese weitgehende und freigebige Fürsorge des grossen Königs, welche nicht aus einer genialen Eingebung, sondern nach sorgfältiger Erwägung auf Grund missglückter Versuche dieser, wie anderer Anlage gewidmet war, erlaubt einen Schluss auf die Bedingungen, mit denen die Markgrafen der deutschen Einwanderung in blutgetränkte und verödete Grenzländer entgegenkommen mussten. Damals gab es keine Beamte im Lande, die Jahr und Tag für Unterhalt und Unterkunft sorgen, keine Nachbarn, die aus eigener Aufzucht Nutzvieh verkaufen konnten. Deshalb ist die Ansicht schwer anzunehmen, dass die neuen Kolonisten für den ihnen überwiesenen Acker einen Kaufpreis bezahlt haben. Noch weniger kann man die Schulzen nach Art moderner Unternehmer zu Kapitalisten stempeln, welche nicht nur ihr Lehen, sondern die ganze Feldmark kauften, um sie an Hüfner mit

Vorteil wieder abzusetzen. Der Umfang ihres Lehens erklärt sich ohne weiteres aus ihrer verantwortlichen Aufgabe. Mit ihnen war der Vertrag vom Landesherrn geschlossen, durch den sie in seinen Dienst traten und die mühevollen Verpflichtung übernahmen, teilweise aus wilder Wurzel ein Dorf zu gründen. Ihrer Befreiung von Zins und Zehnt oder Pacht stand die Last gegenüber, dem kriegerischen Gefolge sich anzureihen. Das eigentümliche Erbrecht im Schulzenlehen, das nur den Sohn auf den Vater folgen liess, Bruder aber und jeden Seitenverwandten ausschloss, ist wohl erklärlich aus dem Wunsch des Landesherrn, seine Begabung möglichst zu seiner Disposition zu halten, zumal sie nicht der Lohn erprobter Treue und Hingebung war, sondern im voraus zugeteilt werden musste. Solche Kaufbedingungen, die eine Erwerbung unsicher machen, würden allzu seltsam sein. Der Flämänder Heinrich, dem Erzbischof Wichmann die Besiedelung von Wusterwitz übertrug, erhielt zu seinem Schulzenhufen noch ein Pfund bares Geld obenein.

Wann Klausdorf entstanden, wann es wüst geworden ist, hat die Geschichte nicht überliefert. Der im Landbuch vom Jahre 1375 erwähnte Ort dieses Namens (Pg. 118 ed. Fidicin) ist das noch bestehende Dorf bei Treuenbrietzen. Hier aber hat nur die Wassermühle mit dem Namen des Dorfes die Ungunst der Zeiten überdauert. Im Landbuch bei Wendisch-Bork aufgeführt, wohin sie noch heute eingepfarrt ist, war sie 1750 als Borkhorstmühle zu Klausdorf dem Amte Saarmund unterstellt. Schon 1342 wurden als dortige Grenze des Treuenbrietzener Busches angegeben Wall und Mühle Klausdorf, der Acker des Dorfes Schepe und die Kohlenbrennerei Neuendorf. (Riedel, Cod. dipl. Brand., A. IX. 368.) Weit später ist dort abermals ein landwirtschaftlicher Betrieb ins Leben gerufen, dessen Beamter, der kurfürstliche „Meyer auffm Saltzbrunn“, 1643 streifendem Kriegsvolke auf dem Wege nach Saarmund in die Hände fiel und buchstäblich bis aufs Hemd ausgeplündert erst in Beelitz seine Blösse decken musste. (H. Sebald, Brev. hist. S. 399.) Ein Arendator Tönniges auf dem Salzbrunn ist 1704 genannt. Auf diesem bestehenden Gute sind wohl die vier Höfe von Birkhorst errichtet, fanden die übrigen Kolonisten Anhalt und Unterstützung bis zur Rodung und Bestellung der Äcker, bis die erste Ernte sie auf eigene Füße stellte. Fast verschwunden ist der Name Klausdorf, aber im Volksmund wird stets „die Berkhorst“ von dem Hauptteil des Dorfes, von Salzbrunn, unterschieden. Und dies wieder wird ebenso regelmässig „der Thür“ genannt, dass man die Einheimischen vor den Fremden daran erkennen kann. Die ganze Gemarkung führte den Namen seit alters. Ein Kirchenbuch begnügt sich nicht, den Geburtstag eines Kindes nur dem Datum nach als 27. November 1724 anzugeben, sondern macht ihn behaltbarer durch den Zusatz: „eben an dem Tage, da die zweite Wilde Schweinsjagd auffm Thür gehalten wurde.“ Während auf der Birkhorst Flurnamen bestehen, wie sie ein Gut für seine Schläge wählt, der vorderste, mittelste, hinterste Acker, ohne Hinblick auf das Gepräge des Landes, und nur ein einziger, die Dielitzen, älteren Ursprungs ist, erinnert in Salzbrunn vieles an den Zustand vor der Urbarmachung. Da sind die Waldackerstücke, die Bruchstücke, die Saugartenstücke, der Försteracker, der Iskutenbusch Zeugen, dass einst Wald und

Jagd den Boden beherrschten, und die Fülle des erbeuteten Wildes Aufbewahrung in Eiskellern erheischte. Das Bornfeld aber, an die beiden noch vorhandenen Salzbrunnen stossend, erinnert an einen merkwürdigen Abschnitt bergwerklicher Versuche unserer Heimat. Nur diese Salzteiche sind gemeint, wenn von Einheimischen der Umgegend ohne Anlehnung an Fragen Fremder der Name Salzborn oder Salzbrunn gebraucht wird. Bei der alten Benennung „der Thür“ ist wohl an das slavische turu „Auerochs“ zu denken, mit der Vorstellung, dass dieses Tier in grösseren Scharen aus den Sumpfwäldern ringsherum durch die natürliche Salzlecke angezogen sein wird. Doch muss man dann bei der Erklärung des Namens, der im Deutschen den Stammvokal meistens zu ü umgelautet zeigt, nicht von der Form des Substantivs turu ausgehen, sondern von der des von diesem abgeleiteten Adjektivs turji, wozu etwa das Substantiv slav. longu „Hain, Sumpf, Luch“ (cf. Fr. Miklosich, Etymol. Wörterb. der slav. Sprachen, S. 173) zu ergänzen ist (cf. E. Mücke, Die slav. Ortsnamen der Neumark, Schriften des Ver. für Gesch. der Neumark, Heft VII, S. 171. Fr. Miklosich, Die slav. Ortsnamen aus Appellativen. II. S. 110, No. 698). Hiermit stimmt sehr wohl die gesamte Örtlichkeit, da bis zur künstlichen Entwässerung diese ganze Niederung westlich der Nieplitz und teilweise von ihr durchströmt ein Sumpfgebiet gewesen ist, aus dem Horste mit Waldbäumen bedeckt nach den Landhöhen zu hervorragten.

Da wo in der Richtung auf Beelitz der Salzbrunner Acker endet, östlich vom ehemaligen Forsthausa, zieht sich mitten durch die Wiesenfläche eine sumpfige Einsenkung hin, an deren Südrand drei Wasserlöcher nicht eher wahrgenommen werden, als bis man nahe daran steht. Das eine ist eine Viehtränke mit gewöhnlichem Wasser; die beiden andern, dicht neben einander liegend haben in der Mitte noch alte Zimmerung, Überreste einstiger Brunnenschächte, die fast immer durch das Wasser dem Auge entzogen sind; beim grösseren ragen vom Rande nach der Mitte zu noch morsche Balkenden hervor, die auf eine ehemalige Bedeckung schliessen lassen. Die vorhandenen Beschreibungen entstammen einem augenblicklichen Befund und wecken Erstaunen darüber, dass man hier an eine Salzgewinnung denken konnte. Bekmann, histor. Beschr. der Chur und Mark Brand. I. Sp. 613f. urteilt: „Man hat daherum viel Althea wargenommen, aber keine Salzkräuter, weil die schwache quelle zu tief lieget, und des wilden Wassers zu viel ist. Das Wasser hat auch keinen salzigen geschmak, wohl aber schwebet eine rohte und blaulichte materie darauf, wie auf dem Wasser zu Stendal“. Klöden, Beiträge zur mineralog. und geognost. Kenntnis der Mark Brandenb. 3. Stück 1830 Progr. S. 75 erzählt: „Das Wasser ist von gelblich grauer Farbe mit vielen fleckigen Erdteilen gemischt, riecht stark nach Schwefel-leber und hat einen widerlich süsslichen Geschmack.“ Noch jetzt hin und her werden die Pfühle zum Röten des Flachses benutzt, dessen faulige Gäh-rung natürlich dem Wasser üblen Geruch und Geschmack auf Monate, wenn nicht das Jahr hindurch mitteilt. Bei jedem Anschwellen der Nieplitz und nach starken Regengüssen treten die Wiesengewässer durch den Salzsumpf bis an die Brunnen heran, und laugen sie aus. Aber im Hochsommer findet man nach längerer Trockenheit auf dem Wiesenweg, der in geringer Ent-

fernung an diesem Sumpf vorüber zur Nieplitz an die Brücke bei Elsholz führt, Salzkristalle, das Moos und die Pflanzen des Sumpfes sind mit salziger Ablagerung bedeckt. Dann ist auch das Wasser des grösseren Brunnens klar und in beiden von reinem Salzgeschmack.

Unter Joachim II. erboten sich Salzsieder in Trebbin und Saarmund, unbenutzte Soole aufzusuchen und zu bearbeiten gegen 10 völlige Freijahre, freies Bauholz und zunächst freies Brennholz. Danach wollten sie als einzige Abgabe den dreissigsten Pfennig entrichten und stets dem Kurfürsten 4 % vom Gewinn vorbehalten. Dadurch scheint der Kurfürst auf das Salz bei Beelitz aufmerksam geworden zu sein. Obgleich ein Schreiben 1542 wenig Hoffnung blickt lässt, wurde doch 1545 der Brunnenmeister Leonhard Raiman aus Neuburg vorm Walde, Unterthan des Pfalzgrafen bei Rhein, angestellt. 200 Thaler Reisegeld war ihm bewilligt und eine Anleihe von 3000 Gulden, in Beelitz aufzunehmen. Mit zwei Rosswerken suchte er des andringenden Grundwassers Herr zu werden, indem er wohl eine Art Schöpfäder herstellte, die nicht genügende Leistung aufwies. 1549 boten sich, empfohlen durch kaiserliche Beamte, unter denen sie in Bergwerken gearbeitet hatten, die Brüder Niklas und Hermann Hirsch an, um eine Maschine aufzustellen, welche auch aus dem tiefsten Schacht alles Wasser heraufheben sollte. Mit fürstlicher Freigebigkeit wurden ihrem Wort gegenüber die Mittel gereicht an Baumaterial, Arbeitskräften, vollem Unterhalt, und die Befreiung von jedem Einblick in ihr Schaffen ausgesprochen. Als Belohnung verschrieb ihnen Joachim Anteil am Salzwerk und 8000 Thaler, die in drei Jahren ausgezahlt werden sollten. Im Mai begannen sie ihr Werk, das in vier Wochen fertig sein sollte. Da aber der ganze Sommer verstrich, und der Wassermüller Jakob Schulze in Beelitz abfällig über ihre Thätigkeit sich äusserte, entsandte der Kurfürst mit einer Kommission zur Besichtigung des Salzbrunnens seinen Küchenmeister Johann von Blankenfelde und den Bürgermeister Georg Matthias von Berlin im November 1549. Gebrüder Hirsch hatten sich unsichtbar gemacht und ihre Herrichtung mit einem Bretterverschlag verdeckt, der nach einigen Bedenken aufgerissen nur eine schwache Maschine aus Eisen zeigte. Noch in demselben Winter begab sich die Kommission zu abermaligem Einblick nach Beelitz, und der Kurfürst folgte ihr selbst. Wieder hatten sich die Brüder entfernt und am Salzbrunn ein Ding hinterlassen, das einer Wanduhr oder einem Bratenwender ähnlicher sah als einem Wasserhebewerk. Nach diesem Befund verfügte Joachim, dass die Brüder Hirsch Lohn und Auslagen für die Zeit ihres Aufenthaltes am Salzbrunn bereits erhalten hätten, die verschriebenen 8000 Thaler aber mangels jedes Erfolges nicht beanspruchen könnten. Hermann Hirsch begab sich mit der Verschreibung nach seinem Wohnort Rostock in Mecklenburg, während sein Bruder vor einer Kommission in Köln a. d. Spree im Frühjahr 1550 sich stellte. Obgleich er zugestand, dass er seiner Verheissung und den Anforderungen nicht nachgekommen war, forderte er doch auf die Verschreibung sich berufend die 8000 Thaler und erhob, nachdem er das Kurfürstentum ebenfalls verlassen hatte, im Juli 1550 Klage beim Reichskammergericht in Speier, durch das Joachim im März 1554 in die Kosten verurteilt wurde. Auf Joachims Protest erneuerte Hirsch 1559 die Klage beim Reichs-Kammer-

gericht, auch der Herzog von Mecklenburg nahm sich seines Unterthans in Vorstellungen an. Endlich übertrug der Kaiser Ferdinand den Reichsstädten Nordhausen und Mühlhausen i. Thür. das Schiedsgericht in dieser Sache. Im März 1564 hatte sich dies an Ort und Stelle begeben, auch die Zeugen dort vernommen, unter denen der Bürgermeister Matthias erklärte, dass die beiden Hirsch nichts verdient hätten, als an ihrem Werke aufgehängt zu werden, während der Wassermüller zu Beelitz und ein Röhrenbohrer über das unthätige und ausschweifende Leben der beiden Abenteurer Aussagen machten. Festgestellt wurde, dass die beiden Maschinenbauer für ihre Person während ihrer Arbeit 12 Groschen Lohn und 300 Thaler Reichsgeld, Hermann Hirsch auch noch einen Vorschuss erhalten hatte. Der Salzbrunn wird beschrieben als eine grosse Grube, ungefähr 30 Ellen breit voll Wassers, in der ein Gerüst von Pfählen, Balken und Brettern stand, auf denen man wegen ihres morschen Zustandes nicht gefahrlos über dem Wasser herumgehen konnte. Ein Bretterdach, von freistehenden Pfosten getragen, stand über der Grube und an beiden Seiten zwei grosse hölzerne Räder. Zu jedem Rad gehörte ein Brunnenrohr, durch das hindurch eine eiserne Kette mit ledernen Knoten oder Schläuchen beim Umgang des Rades gezogen, und das Wasser in hölzerne Rinnen abgepumpt wurde. Nach dem Tode von Niclas Hirsch lebte der Prozess weiter, bis er durch gütlichen Vergleich 1569 beendet wurde, nach neunzehnjähriger Dauer.

Die Salzgewinnung scheint unterdess ihren Fortgang in der früheren Weise gehabt zu haben. Denn Joachim verordnete 1560: Weil dann das Saltzwerk . . . sonderlich ufm Thure bey unser Stadt Belitz allbereit soweit angerichtet und des salzes so viel gesotten wirdet, dass die ohrte daselbst umbelegen, desselben alda zu irer notturft und zimliche pillige bezalung überflüssig genug überkommen könne, dass die Einfuhr auswärtigen Salzes aufhören sollte. (Klößen S. 53). Adam Randowich in Zauchwitz beschwerte sich, dass ihm $1\frac{1}{2}$ Scheffel Salz, die ihm laut Lehensbriefes aus dem Zolle zu Beelitz zuständen, schon neun Jahre während seiner Unmündigkeit vorenthalten würden. Der Zöllner Plumperdung zu Beelitz gab die Erklärung ab, dass kein Salz mehr in Beelitz verzollt würde, weil die Einfuhr vom Auslande untersagt auch unnötig wäre, da das Saltzwerk auf dem Thur die Gegend versorgte.

Die Nachricht eines Zeitgenossen, des Beelitzer Diakonus Creusing, zum Jahre 1571 leitet eine günstigere Periode ein. „In der Zeit ist auch den Bürgern befohlen worden, Holtz auff den Saltzbrun ein halb Meil wegs von Belitz gelegen aufm Thur walde zu fhüren, dan s. Churf. G. willens, solchen Saltzbrun wieder aufzurichten zu lassen. Diesen Saltzbrun hat Joach. 2 fast für 30 Jahren mit sehr viel unkosten anrichten, und weil das Saltz mehr gekostet, den es Werdt sein kan, wieder vorghen lassen.“ Im Auftrage des Kurfürsten Johann Georg stellte Hans Güldenzopf aus Weimar unter Zuziehung sachverständiger Männer, des Wassermüllers Jakob Schultz zu Beelitz, des Hans Schönfleisch und des Balzer, der auf dem Thur wohnte, eine Untersuchung der Saline an. Sein Gutachten wendete sich gegen die fehlerhafte Einrichtung des Rosswerkes, das wegen harter Liederung der Schläuche viel zu schwer ginge. Die Schächte fand er überschwemmt und deshalb

eine Prüfung der Sole auf ihren Gehalt unmöglich. Vor allem musste man das wilde Wasser bewältigen und dann dem festen Salzgebirge sich nähern, dessen Spuren sich gezeigt hätten. Darum riet er, noch einen vierten Schacht niederzubringen und zwar tiefer als den dritten. Am 31. März 1572 nahm der Kurfürst einen Brunnenmeister Lorenz von Brachum oder Borchum an, der in drei Monaten alles bis zum Sud eingerichtet haben sollte. Nach beendeter Arbeit sollten ihm mindestens 300 Thaler und, falls es ihm geglückt wäre, 500 Thaler ausgezahlt werden. Inzwischen sollte er täglich 18 Gr., für einen Meisterknecht 12 Gr. und für 23 Arbeiter je 6 Gr. und für diese 25 Personen wöchentlich je 18 Gr. Kostgeld erhalten. Ob gar nichts aus der Sache geworden, oder die Arbeit den örtlichen Schwierigkeiten nicht gehörig begegnet ist, entzieht sich der Kenntnis. Jedenfalls schloss der Kurfürst 1577 mit Georg Blöde aus Schneeberg mit der Begründung aufs neue ab, dass der Salzbrunn auf dem Thür nicht recht benutzt werden könnte, weil niemand dort das wilde Wasser von der Sole zu scheiden vermöchte. Zu den Bauten wollte der Kurfürst das Material und 300 Thaler geben. Nur wenn Blöde zweckentsprechend seine Aufgabe vollendet hätte, sollte er in Raten 2000 Thaler erhalten. Drei Jahre hintereinander quittierte er über je 500 Thaler, das letzte Jahr mit dem Vermerk, dass er auf weitere Auszahlung Verzicht leistete, weil sich doch wieder Mängel gezeigt hatten.

Ungefähr gleichzeitig bat der Kurfürst den lothringischen Verwalter der Salzwerke, Dupré, ihm für seine „hoffnungsvolle“ Saline bei Beelitz zu raten, die jetzt unter Wassermangel leide. Vielleicht ist daraufhin jener Chandiot, der im folgenden Jahre bei Beelitz in Thätigkeit sich findet, in kurfürstliche Dienste getreten. Am 14. Dezember 1579 wurde durch eigenes Fuhrwerk eine Ladung reiner Salzsole von Halle nach Berlin geholt zur Probe wegen des Salzwerks von Beelitz. Die Probe muss befriedigend ausgefallen sein. Wenigstens wurden sofort unter Leitung des Grafen Rochus von Lynar, dem das Bauwesen und die Artillerie unterstellt war, umfassende Veränderungen bei Salzbrunn vorgenommen. Der Kurfürst schrieb am 20. Januar 1580 an den Rat zu Brandenburg, dass einige Schock Stämme für den Salzbrunnen hinter Beelitz schon gefällt wären und bat, noch drei Schock Bauhölzer fällen zu lassen und bei der Anfuhr zu helfen. Am 15. Mai 1580 schrieb Graf Rochus von Lynar, dass noch 15 Fuder ungebrannter Gips aus den Brüchen bei Zossen durch Wolf zu Lehnin gesendet werden möchten, nachdem Chandiot vor kurzem die gleiche Menge zur erfolgreichen Verwendung gebracht hätte. Am 23. August 1580 hob Johann Georg gegen den Kurfürsten August von Sachsen den guten Gang des Scheidewerks und die Holzersparnis rühmend hervor und bat zugleich, ihm einen Rührmeister zu überlassen, der einige Röhren tiefer stossen könnte. Montag nach Michaelis meldete dann Thomas Wolf dem Grafen Lynar, dass der Meister Petner in drei Tagen ans Werk gehen wollte, das mit dem Ausschöpfen des Wassers beginnen müsste. Bei dem grossen Brunnen wären 24 Mann in drei Schichten zum Wasserziehen durch 11 Pumpen nötig und käme man in die Tiefe, müssten noch 40 Mann nachhelfen. Ausserdem würden 30 Mann beim Ausziehen der Steine und 4 Mann bei den Röhren, also alles in allem 150 Mann erforderlich sein. An den Kurfürsten schrieb

am 3. Oktober 1580 Andreas Schüler d. J. „vom Salzbrunnen auf dem Thur hinter Belitz“, dass nunmehr der Röhrenleger seine Vorarbeiten beendet hätte, und eine Einlage desselben Wolf forderte zum Ausschöpfen des Brunnens 200 Mann auf acht Tage.

Nach einem Bericht des Grafen Lynar vom 5. Oktober 1580 fehlte es an Geld. Er schlug vor, dass der Kurfürst 400 Thaler geben sollte, dann wolle er selbst 200 Thaler zuschiessen, damit jeder 2000 Thaler voll mache, die dann in das Werk hineingesteckt seien. Schon am nächsten Tage erging an den Grafen die Weisung, selbst sich nach dem Salzbrunn zu begeben und durch Andreas Schüler das Geld erheben zu lassen, nach Brandenburg, Beelitz, an den von Briest in Potsdam, an den Heidereuter Hebicher in Seddin der Befehl, alle verfügbaren Arbeiter nach dem Salzbrunn zu schicken, damit sie dort in kurfürstlichem Lohn etwa vierzehn Tage beschäftigt würden.

Aus dem Dankschreiben an den Kurfürsten von Sachsen vom 20. Oktober 1580 und an den Rat zu Leipzig für Überlassung des verständigen und geschickten Röhreisters Petner ersehen wir die günstige Beendigung der Arbeit. Die Anlage eines Gutes auf den für Bau- und Brennmaterial abgetriebenen Flächen wird gekennzeichnet durch Kündigung der Wiesen am Salzbrunn um die gleiche Zeit. Bisher von Beelitzer Bürgern gepachtet sollen sie jetzt vom Churfürsten zu eigener Nutzung zurückgenommen werden. Gebäude wurden in Eile aufgeführt, und Graf von Lynar beschwerte sich über den Berliner Rentmeister mit dem klassischen Namen Tinterich, dass er durch säumige Löhnung die Maurer lässig und unzufrieden machte. Zugleich überschickte er eine Salzprobe mit der Nachricht, dass sich die Sole um acht Lot gebessert und der letzte Kasten 1 Pfund 12 Lot Salz ergeben habe.

Nach dieser Zeit gab es in den Salzhöfen zu Berlin und Spandau graues Salz für den Verkauf in der Umgegend zu raffinieren, ganz sicher inländischer Herkunft. Denn sonst bezog Graf von Lynar aus Lüneburg Salz, von dem 1590 der Vorrat 1340 Last 10 Tonnen betrug. Die Last hatte an Ort und Stelle 35 Mark Lübisch gekostet, und dem Kurfürsten war als Gewinn, den er mit dem Grafen teilte, 6 Thl. 6 Gr. berechnet. Das Salzwerk bei Beelitz wird eben nicht mehr nur die allernächste Umgebung versorgt, sondern wirklich als gewinnbringende Anlage sich bewährt haben. Wenigstens wurde 1598 der Salzbrunn bei Beelitz der Kurfürstin Katharina zum Leibgedinge überwiesen. Seitdem verstummen die Nachrichten. Leutingers*) kurze Erwähnung, deren Richtigkeit schon Bekmann bezweifelte, mag zum Vergleich noch beigebracht werden, obgleich sie selbst der Erläuterung bedarf. „Erschlossen hatten sich eben neue Salzquellen bei Beelitz. Gelegentlich schien somit ein Italiener zu kommen, der mit grossem Vertrauen auf seine Kunst dem Kurfürsten Hoffnung gemacht hatte, dass er die Weise rechtes Salzsiedens finden würde. Aber er ist von ihm zum Besten gehalten. Wohin er gekommen ist, indem er mehr seinen als den gemeinsamen Vorteil suchte, hat man auch heut nicht erfahren.“ Zur Anlage von Festungswerken

*) *Commentarii de Marchia lib. XIV § 12 S. 486 ed. Küster.*

waren die Italiener in Deutschland gesucht. Auch Joachim II. hatte 200 italienische Werkleute verschrieben, und Johann Georg hatte dem Grafen R. Guerini von Lynar den Pietro Niuron von Lugano und G. B. de Sala beigegeben und im Amte nachfolgen lassen. Klöden (S. 73) meint, dass der dreissigjährige Krieg erst der dortigen Salzbereitung ein Ende gemacht hat. Noch 1794 soll auf dem Küsteracker ein Gebäude über einem verschütteten Schacht gestanden haben etwa 80 Schritte südlich von den beiden jetzt noch vorhandenen Salzbrunnen. Im Dorfe ist jetzt keine Erinnerung mehr daran.

Als durch Aufrichtung des westfälischen Königreichs Preussen seine Salinen jenseits der Elbe eingebüsst hatte, dachte man ernstlich daran, in der Mark wieder Salz aufzusuchen. Eine Probe, die im Mai 1811 dem Quell bei Salzbrunnen entnommen wurde, ergab $1\frac{1}{2}$ Prozent Kochsalz. Im September versuchte man, die beiden Salzteiche, deren grösserer 60 Fuss lang 40 Fuss breit gefunden wurde, während der kleinere 40 Fuss im Durchmesser hatte, mit aller Anstrengung auszuschöpfen. Nachdem 24 Mann 48 Stunden ununterbrochen gearbeitet hatten, hatte sich der Wasserspiegel um etwa 2 Meter gesenkt, aber konnte nicht einmal so tief erhalten werden, da starke Zuflüsse sich merkbar machten. In dem grösseren Teich ragte ein Teil der Brunneneinfassung aus dem Wasser. An ihrer Südseite standen 10 Fuss davon entfernt im gegenseitigen Abstand von zwei Fuss zwei senkrechte Pumpenrohre. Der Schacht war oben $34\frac{1}{2}$ Fuss breit und lang aus ganzem Bauholz und dahinterliegenden besäumten Brettern von $1\frac{1}{2}$ Zoll Stärke abatzweise sich verengend in eine vorgefundene Tiefe von 27 Fuss geführt. An der Südseite des Teiches war ein zweiter Brunnen erkennbar, von zehn Fuss im Geviert. In dem kleineren Tümpel stiess man mit Stangen schon bei sieben Fuss Tiefe auf Reisig am Boden und fand den Brunnenschacht rechteckig, an der längeren Seite etwa sechzehn Fuss messend.

Die späteren Ereignisse zunächst die Rüstungen zum Kriege, dann die Siege, als deren Frucht die abgenommenen Bergwerke wieder dem Staate zufielen, hatten Abstand von allen weiteren Versuchen nehmen lassen. Aber in der Gründerzeit nahm der Kaufmann Ostwald aus Potsdam an verschiedenen Stellen auf und bei der Salzbrunner Feldmark Bohrungen bis zur Tiefe von 33,27 Meter vor. Überall hatte sich weisslich grauer Sand und im tiefsten Bohrloch darunter Thon mit Glimmer gefunden. Die Sole zeigte einen Gehalt von 1,50—1,75 Prozent und wurde vom Oberbergamt in Halle nicht verliehen.

An mehreren Orten der Mittelmark hat einst eine Salzgewinnung stattgefunden. Das Kloster von Lehnin war schon nach 1468 mit Adligen und Bürgern zu einer Pfünnerschaft zusammengetreten, um bei Trebbin und Saarmund die Salzquellen auszubeuten. Doch schon Berghaus konnte an beiden Orten keine Spur und als einzige Andeutung nur auf Saarmunder Feldmark den Flurnamen „die Salzplütten“ auffinden. Bei Selbelang und Brandenburg kennt man die Stelle nicht mehr, an der der Schacht in die Erde getrieben wurde. Nur Salzbrunn weist noch zwei Teiche auf, die nach dem höheren oder niederen Stande des Wiesenwassers schwächere oder stärkere Sole enthalten.

P. Schmidt.

Kleine Mitteilungen.

Zur Weichtierkunde der Provinz Brandenburg.*) Ein handschriftlicher Nachtrag Fr. Steins zu seinem Werkchen „Die lebenden Schnecken und Muscheln der Umgegend Berlins“ (Berlin 1850) findet sich in einem Exemplar dieses Buches, das kürzlich auf antiquarischem Wege in meine Hände gelangt ist. Der Verfasser schreibt dort, leider ohne ein Datum hinzuzufügen: „Nach dem Erscheinen d. B. wurden in der Umgegend von Berlin noch folgende Arten aufgefunden:

1) *Arion* (richtiger *Limax*) *albus* Fér. (Schönhauser Schlossgarten.)
 2) *Glandina* *Acicula* Müll. (Oranienburger Schlossgarten.)
 3) *Pupa intermedia* m.; zwischen *P. Antivertigo* Drp. und *P. pygmaea* Drp. stehend. (Von den Gebr. Bichlié b. Buschkrug, von mir im Brieselang gefunden.)

4) *Unio batavus* Lam. (Von mir im Mühlenfluss bei Tasdorf, von Hrn. Michélet bei Buckow i. d. märk. Schweiz gefunden.)

5) *Pisidium Henslowianum* Jenn. ist die auf Tafel 3 No. 14 abgebildete Art, welche in der Panke gefunden und von mir irrtümlicher Weise für *Pisid. fontinale* Drp. angesehen wurde; das echte *Pisid. fontinale* Drp. kommt in der Umgegend Berlins noch häufiger als jenes vor. F. St.

Für drei der aufgeführten Arten, nämlich *Cionella* (*Glandina*) *acicula* Müll., *Unio batavus* Lam. und *Pisidium Henslowianum* Sheppard (nicht Jenn. = Jenyns?) ist das Vorkommen an den bezeichneten Orten durch neuere Beobachter mehrfach bestätigt worden; in der Panke leben die verwandten Arten *Pisidium Henslowianum* Shepp. und *Pisidium supinum* A. S. neben einander. Einige Schwierigkeiten verursacht es, Steins *Limax albus* Fér. und *Pupa intermedia* m. zu deuten. Die Vermutung dass mit *Limax albus* Fér. *Limax arborum* Bouch. gemeint sein soll, ist die nächstliegende und dürfte wohl auch zutreffen. Was aber soll man sich unter *Pupa intermedia* denken? Die „Diagnose“ „zwischen *P. Antivertigo* Drp. und *P. pygmaea* Drp. stehend“ scheint auf *Pupa substriata* Jeffr. hinzudeuten; und diese Annahme gewinnt an Wahrscheinlichkeit durch die Thatsache, dass letztere Art seitdem vielfach im Brieselang gefunden worden ist. Auffallend bleibt dabei immerhin, dass Stein die bereits 1833 publizierte Spezies nicht gekannt haben sollte. — Auf *Pupa Ronnebyensis* West., die in neuerer Zeit mehrfach in der Mark beobachtet wurde, passen die Worte „zwischen *P. Antivertigo* Drp. und *P. pygmaea* Drp. stehend“ kaum, auch ist die Art gerade im Brieselang meines Wissens niemals gefunden worden. W. Pässler.

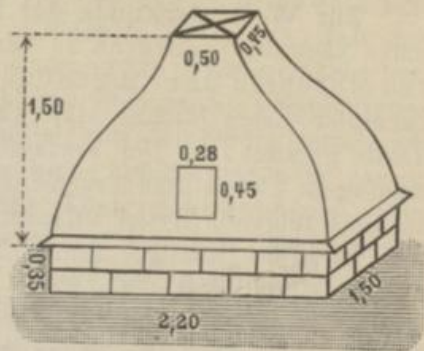
Zigeunergrab. Auf dem Kirchhofe zu Frankendorf bei Luckau befindet sich ein Grab (siehe Zeichnung) von dem die Leute erzählen, dass dort

*) Vgl. über Muscheln und Schnecken in Berlin und der Provinz Brandenburg *Brandenburgia* II. 36—41; 220. III. 136—142. IV. 377—388. VI. 401—422.

eine Königin der Zigeuner begraben läge. Dieselbe habe die Rose vom Winter geheissen. Alle Jahre seien früher die Zigeuner gekommen und hätten durch eine jetzt verlötete Öffnung in der Blechkuppe des Grabhügels Wein, Reis und Honig ebenso auch Blumen geschüttet.

Das Kirchenbuch zu Görlsdorf giebt über die Tote folgende Auskunft:

„Gestorben am 24. April Nachmittag 12 Uhr, begraben 26. April 1841 mit Abdankung auf dem Kirchhofe zu Frankendorf Johanna Luise geb. Winter, kath. Konfession. Ehefrau des Friedrich Rose, Kammerjäger und Marionettenspieler aus Jessen bei Wittenberg, 48 Jahr alt Sie starb unterwegs unweit des Dorfes Garenchen an Auszehrung und hinterlässt den Vater und sechs unmündige Kinder.“



Scharnweber.

Über den Schaltier- (Muschel- und Schnecken-) Verbrauch in Berlin und den Marken. Als Nachtrag zu meiner Angabe *Brandenburgia* VI 418, dass die Miesmuschel (*Mytilus edulis*) schon vor Jahrhunderten nach Berlin eingeführt worden sei, teile ich Folgendes aus einem Aufsatz des berühmten Altertumsforschers Dr. G. C. J. Lisch in Schwerin „Essbare Muscheln im Meerbusen von Wismar“ (Jahrb. des Vereins für Mecklenburg. Geschichte u. Altertumskunde, Bd. XXVII. 1862 S. 219ff.) mit.

„Weit und breit bekannt sind die viel begehrten „Kieler Pfahlmuscheln“ (Miesmuschel, *Mytilus edulis*). In neueren Zeiten ist wiederholt der Vorschlag gemacht, dieselben auch in dem Meerbusen von Wismar, wo sie noch jetzt häufig gefunden und begehrt werden, in grösseren Massen zum Verkauf zu ziehen. Dafür lässt sich nun noch sagen, dass sie in früheren Zeiten dort in grösserer Menge zur Ausfuhr gewonnen sein werden, da um die Mitte und in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts oft auch „Muscheln“ von Wismar an die herzoglichen Höfe geschickt wurden.“

„Um die Mitte des 16. Jahrhunderts lebte in Wismar ein angesehener Kaufmann Heinrich Alkopff, ein Hof-Lieferant, wie wir jetzt sagen würden welcher von Wismar aus den herzoglichen Hof zu Schwerin nicht nur mit allen möglichen Gegenständen versorgte, sondern auch zu den vielen Bauten in den ersten Zeiten der Regierung des Herzogs Johann Albrecht Lieferungen von Baumaterialien aller Art zu besorgen hatte (vgl. Jahrb. V, S. 251)“.

— — — „Die Muschel-Fischerei muss nicht unbedeutend gewesen sein, da auch viele weit verschickt wurden, namentlich an den Brandenburgischen Hof, wie aus einer Fischrechnung Alkopffs von 1561 und 1562 über eine kurze Zeit hervorgeht.

M. g. h. vnd frawen an fischwerck geschickt*) Anno 61.	
M. g. h. $\frac{1}{2}$ T. Muscheln, 6 Dorske, 8 Krebse, den letzten Oktober 61	19 β 6 \mathcal{A}
M. g. h. von 1 T. Muscheln aus befehl Vorrat Priens den 15. Novembr., wollte J. f. g. verschigken.	23 β —
Vor 1 T. Muscheln, vff m. g. h. schreyben Kleinsorgen zugestellt 26 Novembr., solte nach dem Berlin	23 β —
Vor $1\frac{1}{2}$ T. Muscheln vff Peter lackeyen fordern, nham ehr mit na Berlin am Abent Lucie 61	35 β —
Vor $1\frac{1}{2}$ T. Muscheln, als $\frac{1}{2}$ T. m. g. h. na Güstrow vnd die 1 wolt m. g. h. na Cechelin**) schicken, am tage lichtmesse	34 β —
Vor 2 T. ausselessen Muscheln vff m. g. h. schreyben bei peter kleinsorgen, Sontags Esto mi 62 solde zum Berlin, die andere nach Cechelin	44 β —

Der Geheime Archivrat Dr. Lisch schliesst seine Mitteilung mit folgenden Sätzen:

„Noch jetzt kommt hin und wieder ein Gericht guter „Muscheln“ nach Wismar auf den Tisch. — Die bekannten Seemuskel des salzigen Meeres, die Auster (*Ostrea edulis*) und die Herzmuschel (*Cardium edule*) sind längst aus dem Kattegat und den südlichen Buchten und Meerengen durch Verringerung des Salzgehalts verschwunden, obgleich sie dort vor undenklicher Zeit gelebt haben müssen, wie die ungeheuren Massen von Schalen dieser Muschel in den dänischen Kjökkenmöddings und unterseeische tote Austerbänke beweisen. Nur die Miesmuschel hat sich noch selbst im brackischen Wasser gehalten, zugleich ein Beweis, dass das Wasser des wismarschen Meerbusens im Laufe der Zeiten nicht sehr viel süsser geworden sein wird“.

Diese Worte Lischs bedürfen der Berichtigung. Die Herzmuschel, sowohl die typische Form *Cardium edule* L. als auch die schiefe Form *Cardium rusticum* Chemnitz, ist noch immer an den mecklenburgischen wie preussischen Küsten und zwar in ungeheuren Massen lebend, so zwar vorhanden, dass sie die eigentliche Strandmuschel bildet, welche jedermann zuerst ins Auge fällt und deshalb auch den Kindern vorzüglich als Spielwerk dient. Die Herzmuschel geht sogar bis in die entschieden brackischen und versumpften Gewässer hinein, wie ich z. B. auf Hiddensöe bei Kloster, auf dem Dars am Barther Bodden, auf Rügen bei Lauterbach, in der Ryckmündung bei Greifswald u. s. w. beobachtet habe. Die Herzmuscheln sind aber verkümmert und klein geworden, so dass sie keine Beachtung als

*) Dorske=Dorsch (westpreussisch Pomuchel *Gadus callarias* L. — Krebs: gemeint dürfte der breite Taschenkrebs sein (*Cancer pagurus*), der mehre Pfund schwer wird, in der westlichen Ostsee zwar noch vorkommt, aber selten und klein ist. Bekannt ist, dass Friedrich der Grosse diesen Krebs und einen andern, die Meerspinne, *Maja squinado*, trotz des Widerspruchs der Aerzte gern und zu seinem Schaden verspeist.

**) Cechelin=Zechlin, Flecken im Kreise Ost-Priegnitz.

Speisemuschel finden. Dazu kommt die allgemeine Abneigung der Ostseebewohner gegen Muschelkost.

In der katholischen Zeit, wo der Fleischgenuss durch die zahlreichen Fasttage in einer Weise, die wir jetzt kaum verstehen, eingeschränkt war, lag die Sache ganz anders. Da verspeiste man in Mecklenburg und Brandenburg unbedenklich Seemuscheln und sogar Weinbergsschnecken. (Vgl. Brandenburgia VI. 419, 403).

Die guten Wismarer könnten sich übrigens mit Leichtigkeit ihre Pfahlmuscheln nach holsteinscher und schleswiger Art in beliebiger Menge selbst züchten. Ein um die Schifffahrt und den Fischfang sehr verdienter Mann, der alte Kapitän Blanck in Wismar, hat mich in verschiedenen Jahren und wiederholt mit seinem Seegelboot in der Wismarer Bucht herumgefahren und habe ich mich, namentlich in der Nähe der Insel Walfisch überzeugt, dass man dort sehr wohl Pfahlmuscheln züchten und mästen könnte. Aber die halbrepublikanische Stadt Wismar ruht auf ihren Jahrhunderte alten hanseatischen Lorbeeren, sie wird selbst von den nicht gerade sehr rührigen übrigen Mecklenburgern „Die schlafende Stadt“ genannt; Alles geht in den seit Jahrhunderten ausgetretenen Gleisen weiter, „wi hebban tid“ ist die Losung und daran, dass man sich zu einer neuen, wenn auch gewinnbringenden Beschäftigung aufschwingen sollte, ist bei dem konservativen Charakter der Pfahlbürger nicht zu denken. —

Weinbergsschnecke (*Helix pomatia* L.). Aus dem Jahre 1872 fällt mir eine Berliner Theaterzeitung in die Hände, in welcher unter anderen Delikatessen angepriesen werden: „Frische Austern. Strassburger Schnecken. G. Schütts Weinstube, Königstr. 67, n. d. Kurfürstenbr.“ — Dazu wurden die seit der Wiedergewinnung der westlichen Grenzmarken neu eingeführten Elsasser Weine verzapft.

Berlin, 4. September 1898.

E. Friedel.

Denkmäler und Denkmalspflege. Beide Stichwörter fallen in das Bereich der Heimatkunde und haben wir Dem, was sich auf diesem Sondergebiet der letztern ereignet hat, unsere gelegentliche Aufmerksamkeit gern geschenkt. Vergl. u. A. über die Bedingungen, unter welchen bei uns Denkmäler errichtet werden dürfen, in Brandenburgia Jahrgang VI, S. 371.

Neuerdings ist nun folgender Ministerialerlass erschienen, dem jeder, welcher die mancherlei gutgemeinten, aber ganz unwertigen Büsten und Standbilder der letzten Jahrzehnte gesehen hat, nur gern beipflichten wird.

Berlin, den 29. Juni 1898.

Aus Anlass einiger Spezialfälle wird hierdurch die Anordnung des Runderlasses vom 17. Juni 1897 I A 3883/84 in Erinnerung gebracht, dass bei der beabsichtigten Aufstellung von Denkmälern für Mitglieder des Königlichen Hauses die Allerhöchste Genehmigung im Instanzenwege rechtzeitig, jedenfalls vor Eingehung von Verpflichtungen für die Ausführung des Denk-

mals nachzusehen ist und dass auf die Verwendung guten wetterbeständigen Materials geachtet werden muss.

Die Ausführung solcher Denkmäler in Galvano-Bronze kann aus technischen und namentlich aus künstlerischen Gründen von uns nicht befürwortet werden, weil die fabrikmässige Herstellung einer Mehrzahl von Monumenten nach demselben Modell der Bedeutung eines solchen Werks nicht entspricht.

Wenn nur beschränkte Mittel vorhanden sind, lässt das patriotische Unternehmen sich durch Aufstellung eines einfachen, aber in künstlerischer Form gehaltenen Denkmals, etwa unter Verwendung eines für diesen Zweck in edlem Material besonders hergestellten Bildnisses in Relief- oder Büsten-Form, in würdiger Weise durchführen.

Der Minister der geistl. Unterrichts-
u. Medizinal-Angelegenheiten.
In Vertretung:
v. Weyhrauch.

Der Minister des Innern.
In Vertretung:
Braunbehrens.

Es wäre nur zu wünschen, dass diese Normen nicht bloss bezüglich der Denkmäler für Mitglieder des Königlichen Hauses, sondern hinsichtlich aller öffentlichen Denkmäler, auch der rein dekorativen, allegorischen u. s. w., welche polizeilicher Genehmigung unterliegen, angewendet würden. Denkmäler sollen doch ein Schmuck, keine Verunzierung der Heimat sein.

F.

Polten auf der Oder. Polten nennt man auf der Oder in der Ucker- und Neumark flache Kähne mit Steuer und einem Mast und ohne Klüver, welche 180 bis 200 Centner Gewicht tragen, auch zur Personenbeförderung als geeignet und sicher gelten. Der Ausdruck Polte ist auf der Elbe und Havel unbekannt. Hier sagt man für ein derartiges Fahrzeug Schute, entsprechend dem niederländischen Schuit. Dieser Ausdruck von der Nordsee stammend ist in dem nach der Ostsee gravitierenden Odergebiet unbekannt. Besonders viel Schuten sieht man bei Werder an der Havel.

E. Friedel.

Die weiblichen Blütenstände von *Typha latifolia* L. und der kleineren und selteneren *T. angustifolia* L. sind bekanntlich überall ein beliebtes Spielwerk der Jugend, sie gehören auch in die nach dem Maler Makart benannten „Trocken-Bouquets“. Beachtenswert ist es, dass der Volksname Smackedutzke (mit langem u), Schmackedutschke durch unser ganzes Elb- und Odergebiet geht. In den Havelgegenden sagt man auch dafür Bumskeulen oder Bumsklepper, weil die Kinder sich gern damit schlagen („bumsen“). Die langen Stiele werden auch zum Binden von Heu und Korngarben benutzt.

E. Friedel.

Fragekasten.

F. W. — Was bedeutet der Ausdruck „Berliner Felleisen“? Dem Unterzeichneten ist nur bekannt, dass „Berliner Felleisen“, plattdeutsch „Berliner Fellisen“, ein bereits im 18. Jahrhundert in Schwedisch-Pommern, Rügen und Mecklenburg, vermutlich auch in den angrenzenden Teilen der Mark Brandenburg vorkommender Ausdruck für eine aus Leder in Form eines Cylinders bestehende Art von Mantelsack ist, in welchen u. A. auch die Dienstboten ihr Zeug, ihre Wäsche und ihr bischen sonstige Habseligkeiten steckten und den sie in der Umzugszeit (Treckeltid, Bisseltid) unter dem Arm zu tragen pflegten. Wahrscheinlich sind diese Felleisen, die man jetzt noch hierorts bei Schiffern und Holzflössern sieht*), z. B. wenn sie vom Lehrter Hauptbahnhof auf die Stadtbahn — oder umgekehrt — übergehen, in Berlin zuerst gefertigt oder doch von hier aus vertrieben worden. — Diese Berliner Felleisen haben noch zwei andere auf den ersten Blick seltsam klingende Namen: Dinsbündsel (Dinsbünzel) und Dinsfärken. Zuzufolge J. C. Dähnert: Plattdeutsches Wörterbuch nach der Pommerschen und Rügischen Mundart (Stralsund, 1781, 4. vgl. auch Dr. Karl Schiller: Zum Tier- und Kräuterbuche des mecklenburgischen Volkes. 2. Heft. Schwerin 1861 S. 7) bedeutet in jenen beiden Wörtern „Dins“ eine Abkürzung für „Dionysius“, einen der vierzehn Nothelfer; der Tag, welcher im Kalender diesen Namen hat, galt als die Zeit des Umziehens des Gesindes und Dienstvolkes auf dem Lande. Alsdann traten jene Felleisen besonders in Kraft. Bündsel bedeutet etwas zusammen Gebundenes; „Färken“ bedeutet „Ferkel“; warum man die Berliner Felleisen auch „Dionysius-Ferkel“ (Dins-Färken) nannte, vermag ich nicht zu sagen: ob wegen der Form des Bündels oder weil die Hülle vielleicht mitunter aus Schweinsleder war oder weil der Inhalt des Felleisens nicht immer sehr sauber sein mochte? Jede weitere Aufklärung wird mit Dank angenommen werden.

E. Fr.

*) Diese Leute pflegen dgl. Felleisen, deren Inhalt oft sehr schwer ist, in Riemen, so wie man Botanisir-Trommeln trägt, über der einen Schulter zu tragen. Auch die Form erinnert an Botanisir-Trommeln allerdings in sehr vergrößertem Massstab (bis 1 m lang), die Felleisen zeigen sich entweder aus geschabtem Leder oder aus Kalbsleder, an welchem die Haare erhalten sind, sehr dauerhaft und wetterfest gefertigt. Mitunter scheinen sie uralte zu sein.

14. (5. ordentliche) Versammlung des VII. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 23. November 1898, abends 7^{1/2} Uhr im
Sitzungssaale des Brandenburgischen Ständehauses.
Vorsitzender: Herr Oberbürgermeister Robert Zelle.

Der II. Vorsitzende Herr Geheimrat E. Friedel macht Folgendes bekannt:

1. Die Gesellschaft hat leider zwei verdiente Mitglieder durch den Tod verloren, Herrn Buchhändler Carl Künne — Charlottenburg und Herrn Oberstlieutenant a. D. Alfred Zoellner — Havelberg. — Herr Künne erfreute sich als wissenschaftlicher Reisender, als Anthropologe und Ethnologe, als Volks- und Heimatskundiger eines begründeten Rufs. Seine Kränklichkeit hat ihm nur selten die Teilnahme an unseren Sitzungen gestattet. Er hat aber anderweitig stets der Brandenburgia, zu deren Mitbegründern er gehört, sein Interesse zugewendet; das Märkische Provinzial-Museum verliert in ihm einen langjährigen Förderer. — Die Liebenswürdigkeit des Herrn Zoellner ist uns noch allen gelegentlich der festlichen Aufnahme unserer Brandenburgia in Havelberg am 27. Juni 1897 in der Erinnerung. Als Chronist der Stadt Havelberg, deren Bürgermeister Herr Zoellner viele Jahre hindurch war, hat er sich auch litterarisch und heimatkundlich bekannt gemacht. Vgl. Brandenburgia VI. 99 und III. 237 sowie V. 484.

2. Herr Gymnasialdirektor Prof. Dr. Hugo Lemecke, Konservator der Denkmäler für die Provinz Pommern in Stettin, hat das diesseitige Glückwunschsreiben zu seinem 25 jährigen Jubiläum als Vorsitzender der Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Altertumskunde mit einem herzlichen Dankschreiben erwidert. Die bei dieser Gelegenheit erschienenen wertvollen Festschriften lege ich vor. A. Beiträge zur Geschichte und Altertumskunde Pommerns herausgegeben von der genannten Gesellschaft, Aufsätze, welche teilweise auch für unsere Heimatkunde Bedeutung haben, von der Steinzeit ab bis zur Gegenwart.

B. Festschrift herausgegeben von O. Knoop und Dr. A. Haas (Labes 1898) Sagen, Erzählungen, Volksbräuche und Verwandtes enthaltend. Gewissermassen als Gegengabe bietet Herr Lemcke als von ihm herausgegeben: Die Bau- und Kunstdenkmäler des Regierungsbezirks Stettin Heft I. Der Kreis Demmin (Stettin 1898), eine mustergültige Arbeit, welche sich dem Besten anschliesst, das auf diesem Gebiete in letzter Zeit innerhalb Deutschlands erschienen ist. Vieles darin muthet uns märkisch an und zeigt die ähnliche Kultur-entwicklung zwischen Pommern und der Mark. Die Anordnung des Stoffes erfolgt nach Kreisen, was offenbar vorteilhafter erscheint, als die lediglich nach dem Alphabet der Ortschaften gemachte Einteilung des Bergauschen Werks über die Bau- und Kunstdenkmäler Brandenburgs.

3. Die Korporation Berliner Buchhändler feierte am 1. November 1898 ihr 50jähriges Jubelfest. Die bei dieser Gelegenheit erschienenen, vom heimatkundlichen Standpunkt aus uns angehenden zwei Festschriften lege ich zur Kenntnis vor. A. Ernst Vollert: die Korporation der Berliner Buchhändler (Schilderung der Entwicklung des Berliner Buchhandels, der Korporation und ihrer Einrichtungen); B. Beiträge zur Kulturgeschichte von Berlin (16 Einzelbeiträge, worunter mehrere von Mitgliedern unserer Brandenburgia). Meinen Beitrag: Ernst Friedel, Berliner Volksbibliotheken und Volksleshallen, welcher als Separatausgabe erschienen ist, erlaube ich mir für die Brandenburgia zu überreichen.

4. Dr. Gustav Albrecht: Die Denkmäler der Siegesallee 1. Heft (30 Pf.). Unter diesem Titel hat unser Mitglied eine Beschreibung der bis jetzt aufgestellten geschichtlichen Denkmäler, welche wir der Hochherzigkeit unsers Herrschers, in der Siegesallee, verdanken, erscheinen lassen. Der Text ist zuverlässig und giebt alle wünschenswerten Einzelheiten. Da die ausgewählten Fürsten und ihre Begleiter zum grossen Teil weniger bekannt sind, als sie verdienen, so können wir von unserm Standpunkt als Brandenburgia die Arbeit nur bestens empfehlen. Dieselbe wird fortgesetzt und allmählich auf die sämtlichen noch zu erwartenden Denkmäler ausgedehnt werden.

5. Ferdinand Kretschmer: Betrachtungen über fischereiliche Zustände und fischereigesetzliche Bestimmungen.

Unser Mitglied schildert in drastischer Weise die einschläglichen Verhältnisse des Berliner Fischverkehrs, wozu er durch seine amtliche Thätigkeit besonders berufen ist. Hierbei sei vorgemerkt, dass Fräulein Elisabeth Lemke, welche der geschichtlichen Entwicklung und der volkstümlichen Seite unserer Fischerei seit Jahren ihre Aufmerksamkeit zugewendet hat, darüber uns am 1. März 1899 im Rathaus einen Vortrag halten wird, an welchen sich im Ratskeller, entsprechend mehrfach geäusserten Wünschen, wieder ein altberlinisches Fischessen, ge-

wissermassen als praktische Probe auf das theoretische Exempel, anschliessen soll.

6. E. Handtmann: Fliegende Blumen der Mark Brandenburg. Unter diesem Titel veröffentlicht und überreicht der Brandenburgia unser Mitglied Pfarrer Handtmann in Lenzen a. E. Deutungen über folgende dem Volk wohlbekannte heimische Schmetterlinge: 1. Admiral (*Vanessa atalanta*); 2. Goldene Acht (*Colias hyale*); 3. C-Vogel (*Vanessa C album*); 4. Trauermantel (*Vanessa antiopa*); 5. Citronfalter (*Colias rhamni*); 6. Pfauenauge (*Vanessa io*); 7. Blaues Ordensband (*Catocala fraxini*); 8. Rotes Ordensband (*Catocala onupta*); 9. Gelbes Ordensband (*Catocala paranympa*); 10. Totenkopf (*Acherontia atropos*). Die ersten 3 Flatterer bilden noch besonders für sich das Preussische A-B-C. Ähnlich sind die Deutungen der Zeichnungen der übrigen Falter. S. 24 sagt der Verf.: „in das, was man eigentlich Sagenbildung des Volksgefühls nennt, passen diese Betrachtungen und Erzählungen nicht hinein. — Denn 1. es mangelt denselben der urwüchsig mythologische geheime Gedankenfaden, der in heidnischer Weltweise Himmel und Erde zu verknüpfen und zu vermischen sucht. 2. Der Charakter des 18. Jahrhunderts mit den unvereinten Doppeltzügen des Spener-Franckeschen mystischen Pietismus und der friedericianisch rationalen Nüchternheit springt dem Sachverständigen unverkennbar entgegen.“ — Ref. fügt hinzu, dass manches auch nach dem pastoral-schulmeisterlichen Ton der Volkslesebücher seit 1864 schmeckt. Verwunderlich bleibt es übrigens, dass nicht noch andere recht auffällige Schmetterlinge, wie der Schwalbenschwanz, Fuchs, Distelfalter, Perlmutterfalter, Damenbrett, Aurora, Bär, Taubenschwanz, Abendpfauenauge (vgl. S. 26) in ähnlicher Weise gedeutet und angesungen worden sind; vielleicht kommt dies noch.

7. In Sachen des Brunold-Denkmal ist Erfreuliches mitzuteilen. Die Brandenburgischen Stände haben laut gütiger Mitteilung des Herrn Landesdirektor Freiherrn von Manteuffel 300 M., die Stände des Kreises Angermünde 100 M. bewilligt, ferner hat das auch seitens der Brandenburgia geförderte Konzert des Märkischen Central-Sängerbundes in der Neuen Philharmonie einenerfreulichen Ueberschuss gewährt, ebenso die Stadtgemeinde Joachimsthal einen Zuschuss von 300 M. geleistet. Unter diesen Umständen kann die Aufstellung der Bronze-Büste unsers verdienten vaterländischen Dichters an seinem Wohn- und Sterbeort Joachimsthal für das kommende Frühjahr nunmehr wohl als gesichert gelten.

4. Der Tezelkasten von Jüterbog. In der Alten Sakristei der Nicolaikirche zu Jüterbog wird eine schwere eichene, stark mit Eisen beschlagene Schatzlade bewahrt und den Besuchern als „Tezelkasten“ gewöhnlich unter Verweisung auf die bekannte Devise:

„Wenn das Geld im Kasten klingt,
Die Seele aus dem Fegefeuer springt.“

vorgezeigt.

Der Dominikaner Tezel*) kam im Oktober 1517 aus Berlin nach Jüterbog und besonders war es sein dortiges schamloses Auftreten, welches Dr. Martin Luther dazu veranlasste, an den Thüren der Schlosskirche zu Wittenberg jene berühmten 95 Thesen anzuschlagen, welche die Gesamtheit der abendländischen Christenheit auf das Tiefste erschüttern sollten. Unweit Jüterbog auf Stülpe sass, so erzählt die Sage, ein dreister Kumpan, der Ritter von Hake, welcher sich unter dem Namen Kaatsch von Tezel einen Ablasszettel für eine noch zu begehende Sünde erkaufte und auf Grund desselben alsdann den Ablasskrämer selbst zwischen Stülpe und Holbeck ausplünderte. Diese mit Hohn überall begrüßte freche That erlangte eine unglaubliche Volkstümlichkeit. Der Vorgang ist seither ungezählte Male besungen und beschrieben worden. Am bekanntesten ist Willibald Alexis' Darstellung im „Wärwolf“ woselbst es Bd. I. S. 95 heisst: „Nachmalen, als der Schnee geschmolzen, ward der Kasten, den Tezel mit sich führte, an den Magistrat zu Jüterbog von etlichen Leuten des Ritters Hake von Stülpe abgeliefert; die hatten ihn in einer Schlucht des Flemmings bei den Mondbergen gefunden, was sie allsehr verwundert, wie er dahingekommen. Geld aber war nicht mehr darin. Tezel hatte ihn nicht zurückgefordert, und er steht noch heutigen Tages hinterm Altar in der Sanct Nicolai-Kirche zu Jüterbog.“

Hierin mischt sich aber das sogenannte Gesetz der Duplicität der Fälle, denn ein angeblicher Tezel-Kasten befindet sich auch im Märk. Prov.-Museum, Kat. VI. 7095. Diese Schatzlade ist 1,37 m lang, 0,75 breit und 0,73 hoch und besteht aus Eisenplatten, die durch aufgenietete breite Bänder verstärkt sind. In der v. Hakeschen Familie hatte sich die Ueberlieferung erhalten, dass dieser, in Stülpe, dem Stammsitz des oben genannten Ritters v. Hake, aufbewahrte Kasten der einst dem Tezel abgenommene sei. Als der letzte weibliche Sprosse der Stülper Familie sich mit Herrn v. Arnstaedt auf Gross-Kreuz verheiratete, war der Kasten mit nach Gross-Kreuz gekommen, von wo aus er im Jahre 1881 dem Prinzen Friedrich Carl von Preussen

*) Johann Tezel (eigentlich Diez oder Diezel, daher die Schreibweise Tezel weniger gerechtfertigt) geb. um 1455 zu Leipzig, 1489 Dominikaner, seit 1502 Ablassprediger, nach einem ebenso abenteuerlichen wie wüstem Leben, † 1519 an der Pest zu Leipzig (in der Universitätskirche begraben). Schon i. J. 1509 verhandelte T. Ablassbriefe unter dem Motto:

„Sobald das Geld im Kasten klingt,
Die Seele in den Himmel springt“

zu Görlitz. Vgl. Kawerau: Ein offener Brief an Herrn Domkapitular Röhm. Barmen, 1890.

zur Verfügung gestellt wurde. Der Prinz überwies ihn als ein geschichtliches Erinnerungsstück dem Märkischen Prov.-Museum, nachdem sich der Schulvorsteher a. D. Budczies, ein verdienter Märkischer Forscher, in einem Vortrage betitelt „Der Tezelkasten im Märkischen Museum und seine früheren Besitzer“ am 17. Dezember 1881 (Vortragsnummer 512) im Verein für die Geschichte Berlins allerdings — aus genealogischen Gründen — abweisend zur Sache geäußert. An und für sich wäre hier eine Duplicität keine Unmöglichkeit. Der Tezelkasten des Provinzial-Museums ist transportabler als der Jüterboger, er ist auch gegen Feuers- und Diebesgefahr mehr gesichert. Antiquarisch betrachtet dürfte der Jüterboger Kasten, der noch gotisch stilisiert ist, älter sein. Einen Ausschlag giebt weder dieser noch jener Umstand für das Pro et Contra der Autenticität. Das Geschichtliche der Sache und damit auch der Tezel-Kasten wird stark angefochten.

Zunächst scheinen ähnliche Vorgänge bereits im Mittelalter zu dem Anekdotenschatz der abendländischen Christenheit zu gehören, worin dem Unwillen des Volks über den Sittenverfall der Geistlichkeit Ausdruck gegeben wird. So berichtet der Mailänder Bernardinus de Busti in seiner „Rosarium“ betitelten Predigtsammlung von 1498, wie unter dem 1466 verstorbenen Herzog Franz Sforza ein Mönch lebte, der Ablass aller Sünden, vergangener wie zukünftiger erteilte; derselbe sei von einem Mailänder, welchem er für einen Dukaten Ablass für eine zukünftige Sünde verkauft, seines Geldes beraubt und, als er es dem Herzog klagte, von diesem mit der Klage wegen Sachverhalts abgewiesen worden. In Deutschland wurde diese Erzählung bekannt durch den Barfüßermönch Johannes Paul, der sie 1522 in seinem Schwankbuch „Schimpf und Ernst“ dem Bernardinus nacherzählte.

Dr. Johannes Boltz Ausführungen in den Mitteilungen des Vereins für die Geschichte Berlins 1888 S. 62 flg., denen wir diese Mitteilung verdanken, entnehmen wir noch folgendes: „Während die brandenburgischen Chronisten Andreas Angelus und Nicolaus Leutinger den Schauplatz der That in den Wald zwischen Trebbin und Jüterbog verlegen und in der Nicolaikirche zu Jüterbog noch heute der Ablasskasten gezeigt wird, welcher Tezel damals abgenommen worden sein soll, behauptet der Leipziger Valentin Schumann 1559 in seinem Nachtbüchlein 2, 33b, Tezel sei auf dem Wege von Berlin nach Pommern von jenem Adligen überfallen worden. Der 1588 verstorbene Georg Arnold erzählt, ein sächsischer Edelmann habe Tezel in der Nähe von Leipzig ausgeplündert, der Mönch habe sich hierauf an Herzog Georg den Bärtigen gewandt, der jedoch dem Ritter Recht gegeben habe. Auch Petrus Albinus setzt in seiner 1589 erschienenen Meissnischen Land- und Bergchronica S. 342 den Vorfall „ins Churfürsten zu Sachsen Land“,

andere in braunschweigisches Gebiet*), und noch andere verschweigen den Namen des Ortes und des Edelmannes ganz. Eine noch später auftretende, an die Version von Angelus und Leutinger anknüpfende Angabe, jener listige Ablasskäufer sei der Ritter von Hake auf Stülpe gewesen, wird durch die einfache Thatsache widerlegt, dass erst 1537, siebzehn Jahr nach Tezels Tode das Gut Stülpe bei Jüterbog in den Besitz derer von Hake überging.“

Freilich liesse sich trotzdem manches Belastende wider Tezel vorbringen. Dass er, der mit knapper Not der Todesstrafe des Säckens und Ersäufens in Innsbruck entging, ein überbelemdeter Bursche war, zu dem man sich der That versehen konnte, möchte wohl niemand in Abrede stellen. Ebenso fällt es auf, dass schon so bald nach dem angeblichen Vorfall sich der Ruf davon verbreitete; dass mehrere Tezelkasten behauptet werden und mehrere Städte sich um dieselben sozusagen reissen, ist nicht verwunderlich, einer kann immerhin der echte sein. Dieselbe Reliquie welche gläubig verehrt wird, kommt an manchen Orten vor; immer behauptet der Parochus Löci, sein Stück sei das echte. Warum soll auch nicht Tezel mehrere Geldkästen besessen haben? Anekdotenhafte Ausschmückungen endlich kommen bei Dingen und Ereignissen oft vor, die wir selbst noch erlebt haben, ein Körnchen Wahrheit ist gewöhnlich dabei und es ist nicht abzusehen, warum dem unzüchtigen, habgierigen Tezel nicht etwas ähnliches irgend wo und irgend wann passiert sein soll. Im Volk von alters her umlaufende Witze und Spässe können gerade zu der That angereizt haben. Selbst in den heutigen ultramontanen Kreisen stellt man die Verlüdertheit und Verwilderung im Klerus des 15. und 16. Jahrhunderts nicht in Abrede.

Wie unser Volk, insbesondere die Berliner, über die Geistlichkeit schon früher, im 14. Jahrhundert, dachten, davon giebt das alte Berlinische Stadtbuch aus dem Ende des XIV. Jahrhunderts (Ausgabe von P. Clauswitz, Berlin 1883, S. 191) Auskunft. „Priester und leigen werden leider seldom gute frunt. Dat komt von der papen gyricheit und unkuschheit. Wen dy unkuschheit sy let, so hebben sy yn sik alle girichkeit. Den gyrigen hatet man sere.“

Schliesslich sei noch darauf verwiesen, dass die Sage, wie sie der Volksmund giebt, sich bei W. Schwartz „Sagen und alte Geschichten der Mark Brandenburg“ in der I. Auflage Berlin 1871. S. 96 und 97, in etwas veränderter Zusammenstellung in der III. Auflage (1895) S. 88 und 89, beide Male unter der Überschrift findet „Ein märkischer Junkerstreich oder der betrogene Tetzal“.

Wie man über den Tezelkasten denken möge, jedenfalls ist die Nachbildung der Jüterboger Schatzlade recht wohl gelungen. Ein intelli-

*) Auch zu Helmstedt im Braunschweigischen wird ein Tezel-Kasten gezeigt. E. Fr.

genter Schreinermeister, Herr Worthmann, Jüterbog, Am Markt wohnhaft, hat dieselben in verschiedener Grösse hergestellt, welche je nach Art der letztern einige Mark kosten. Das heut vorgelegte Exemplar hat unser Mitglied Fräulein Henriette Clara Förster, Verfasserin der in Jüterbog spielenden interessanten Novelle „St. Nicolai. Eine Erzählung aus alter Zeit“ (Jüterbog, 1895) aus Jüterbog kommen lassen. Diese Nachbildungen eignen sich zur Aufbewahrung von Handschuhen und Ähnlichem und werden als Weihnachtsgaben gern genommen.

9. An Photographien bin ich in der Lage verschiedene ansprechende und lehrreiche Aufnahmen aus den letzten Monaten heut vorzuzeigen.

a. Der Körnersche Garten zu Rixdorf am 10. August 1893, an welchem Tage wir dort gastliche Aufnahme fanden. Vgl. Brandenburg VII. 201. Aufgenommen von unserm Mitglied Herrn Telge. Interessieren wird es unsere Mitglieder, dass Herr Körner in diesem Monat für die hier gewonnenen schönen Äpfel und Birnen auf der letzten pomologischen Ausstellung mit einer Anerkennungs-Medaille prämiirt worden ist.

b bis d. Die Wasserspeier der Stadt Oderberg i. M. Man vermutet künstlerisch verzierte Wasserspeier aus alter Zeit, welche das Dachrinnen-Wasser nach der Strasse abführen, mehr in Mittel- und Süd-Deutschland. Bekannt sind mir aus unserer Gegend nur solche zu Oderberg an zwei Häusern der Berliner Strasse, welche am linken Ufer oberhalb desselben mit der alten Oder gleichsinnig verläuft. Beide Häuser, ihrer Bauart nach etwa dem 17. Jahrhundert angehörig, liegen einander gegenüber. Das Haus von der Stadt aus links hat zwei Wasserspeier in Form von gekrönten Drachen, deren Leib in einen posthornartig gekrümmten in die Höhe gerichteten Schwanz ausläuft. Die Wasserspeier des Hauses links sind etwas kleiner und nachträglich etwas ausgeflickt, geflügelte und gekrönte, mit Kamm versehene Drachenköpfe darstellend. Versuche des Märkischen Museums diese interessanten Stücke zu erwerben, sind bislang allemal an zu hohen Anforderungen gescheitert. Die Phot. sind im M. M. verzeichnet unter XI. 8831—8833, aufgenommen von Herrn Pfleger H. Maurer in meiner Gegenwart am 7. August 1898.

e. Die stattliche neue gotische Kirche von Hohensaathen bei Oderberg nahe der Einmündung der alten in die neue Oder. Das sehr ansehnliche Gotteshaus nebst seinem in eine schlanke Spitze ausgezogenen Turm ist durchweg aus rechteckig behauenen Findlingsblöcken, meist von Massengesteinen und krystallinischen Schiefen unter Ausschluss sedimentärer Gesteine, erbaut und dient dem ansehnlichen Dorf, das dank seinem Ackerbau auf schwerem Boden, seiner ausgiebigen Fischerei und seinem immermehr zunehmenden Kiesgruben-

betrieb wohlhabend zu nennen ist, zur weithin sichtbaren Zier. Phot. wie zu b bis d. M. M. 8834.

f. In diesen im untern Diluvium stattfindenden Kiesgrubenbetrieb führt uns die hiermit ebenfalls am 7. August 1898 bei Hohensaathen durch Mitglied H. Maurer aufgenommene Photographie XI. 8835. In den groben fast schotterartig aussehenden Absätzen der mittleren Schichten des dargestellten Grubenprofils kommen häufig Reste der Säugetiere des Quartär, als Elefant, Nashorn, Ur, Wisent, Pferd, Riesenhirsch, Elentier, Rentier und sonstige zum Teil höchstbemerkenswerte Funde, Tertiär-, Kreide-, Silur- und andere Versteinerungen der mesozoischen und palaeozoischen Epoche teils lose teils im Muttergestein vor. Das Märkische Museum besitzt eine Menge schöner Erwerbungen von hier, allemal vermittelt durch unser im Dienst der Wissenschaft unermüdlich und uneigennützig thätiges Mitglied Herrn Lehrer Heinrich Lange. Die Färbung der hier organische Einschlüsse führenden Schichten ist häufig durch Eisenhydrate eine rostbraune. Schnecken und Muscheln der Diluvialzeit haben wir hier bislang nicht bemerkt, namentlich vermisst man die für das Elbgebiet als Leitfossil so charakteristische Schnecke *Paludina diluviana* Kunth. Im Odergebiet scheint sie überhaupt zu fehlen. Da *Paludina diluviana* bereits in der ältesten Zwischenzeit bei uns vorkommt, so muss man aus biologischen Gründen folgern, dass damals bereits das Elb- vom Oder-Wassersystem getrennt war, es ist sonst kein Grund ersichtlich, weshalb *Paludina diluviana* nicht von den Elbgewässern in die Odergewässer eingedrungen sein sollte. Denn die Lebensbedingungen für Schnecken und Muscheln lagen doch wohl in diesen beiden Stromgebieten wie heute gleich.

g. Rüdersdorfer Kalkberge, Alvenslebenbruch, östlicher Teil, Blick auf die durch Abtragen der Grundmoräne freigelegten Kalkschichten, welche Gletscherschrammen und abgehobelte Schichtenköpfe deutlich zeigen, aufgenommen durch unser Mitglied Herrn W. Pütz. Das der Trias angehörige Rüdersdorfer Muschelkalkflötz wird in der Geschichte unserer Heimatskunde für alle Zeiten dadurch berühmt bleiben, dass hier die Theorie der Vergletscherung unserer Heimat in der Diluvialzeit sinnfällig erwiesen wurde. Die Auffindung der Gletscherschliffe auf dem Rüdersdorfer Kalkflötz führte dazu, nach weitem Beweisen für die ehemalige Inlandeisbedeckung Norddeutschlands zu suchen, wozu noch die durch die erodirende Thätigkeit des Eisschmelzwassers geschaffenen Riesentöpfe und Strudellöcher als nicht minder kräftige Argumente hinzutraten (Prof. Orth in Verh. der Berl. Anthrop.-Ges. XI. 247 flg.). Dem Direktor der schwedischen geologischen Landesanstalt Otto Torell gebührt das Verdienst die norddeutschen Geologen an der Hand der Rüdersdorfer Erscheinungen von dem Banne der Lyellschen Drifttheorie (Meeresbedeckung mit schwimmenden Eis-

bergen in unserer Heimat) befreit zu haben. Zwar hatte schon Bernhardt i. J. 1832 die Anhäufungen nordischer Geschiebe bei uns als Moränen einer vom Nordpol ausgegangenen Vergletscherung erklärt, doch waren seine Anführungen vergessen worden, auch Torell kannte sie nicht, als er am 3. November 1875 in der Sitzung der Deutschen Geologischen Gesellschaft zu Berlin zum ersten Male die Inlandeistheorie für Norddeutschland aussprach und wissenschaftlich begründete. Unter Vorlage mehrerer von ihm an demselben Tage in Rüdersdorf aufgefundenen, geschrammten Muschelkalkplatten führte er aus, dass hier echte Gletscherschrammen vorliegen und dass der auf den Schichtenköpfen lagernde und im ganzen norddeutschen Flachlande ebenso wie in Dänemark und Südschweden verbreitete Geschiebemergel nur als die Grundmoräne eines von Skandinavien ausgegangenen Inlandeises zu erklären ist, welches das Ostseebecken erfüllte und sich bis an den Rand unserer Mittelgebirge vorschob. Prof. Wahnshaffe erzählt in einem lichtvollen Vortrag (Naturwiss. Wochenschrift 1898 Nr. 48 und Zeitschrift für praktische Geologie, Dezember-Heft 1898), er werde niemals den Eindruck vergessen, den die völlig neue Lehre auf alle Anwesenden machte. Die meisten älteren Geologen hielten die Annahme einer so ausgedehnten, mächtigen Inlandeisdecke für ganz ungeheuerlich. Trotz des lebhaften Widerspruchs, der Torell anfänglich widerfuhr, hat seine Lehre sich überall Bahn gebrochen, so dass sie für Nordeuropa als allgemein angenommen gelten kann, wobei sie durch James Geikies Aufsehen erregende Schriften über das grosse Eisalter (The Great Ice Age) und das vorgeschichtliche Europa (Prehistoric Europe. A geological sketch) wirksamst unterstützt worden ist.

h. Culm-Sandsteinplatte aus dem Steinbruch bei Hundisleben unweit Magdeburg, mit durchgehenden, einsetzenden und auskeilenden Gletscherschrammen. Von Herrn Pütz 1898 photographiert. Ungemein anschauliche Aufnahme von Glazialsuren auf härterem Material als unser Muschelkalk, zur Vergleichung und Demonstration vorzüglich geeignet.

i und k. Die fossilen Sumpfcypressen-Wälder in den tertiären Braunkohlenschichten bei Gross Räschen, Kreis Calau, sind mehrfach Gegenstand der Besprechung bei uns, unter Vorlegung von Ausgrabungsstücken und Photographien gewesen.*) Herr Pütz überweist die drei heut vorgelegten von ihm in diesem Jahre neu aufgenommenen Photographien als Geschenke. Ein Bild aus der durch die aus ihr gewonnenen Briketts berühmten Grube Ilse zeigt uns einen in der Braunkohlenschicht aufrecht stehenden Stamm der Sumpfcypresse (*Taxodium distichum* var. *miocenica*), dessen riesige Verhältnisse man

*) *Brandenburgia*, III. 212 fig. 270 fig. IV. 147 u. 285 fig.

aus der Vergleichung mit dem danebenstehenden Bergmann (Häuer) schätzen kann. Die zweite Photographie zeigt uns die Baumstümpfe des Cypressenwaldes im Liegenden der Braunkohlengrube Marie II bei Gross-Räschen und das dritte Bild einen gewaltigen wagerecht liegenden Taxodiumstamm inmitten derselben Grube.

l und m. Das Dorf Tremmen im osthavelländischen Kreise, ab Station Etzin der Kleinbahn Nauen—Ketzin von mir und der Pflugschaft des Märkischen Museums am 13. November 1898 besucht, zeichnet sich durch eine ungewöhnlich stattliche mittelalterliche rotbacksteinerne gotische Kirche aus. Zwei damals von Herrn H. Maurer aufgenommene Photographien bestätigen dies. Die eine zeigt eine Vollansicht der Kirche, welche zwei stattliche Türme aufweist; beide haben Zwiebelkuppeln, so dass man sich nach Oberbayern oder Tirol versetzt glaubt. Die zweite Photographie stellt die berühmte sogenannte Wendenkanzel dar, einen balkonartigen Ausbau am Giebel der Aussenwand der Kirche zwischen den Türmen. Die Sage erzählt, dass die verachteten Wenden nicht in die Kirche zu den Deutschen hineingedurft hätten, deshalb wäre ihnen von der offenen Kanzel aus nach dem Kirchhof, auf welchem sie sich versammelt, gepredigt worden. Es ist dies auch wieder die phantastische volkstümliche Deutung einer ungewöhnlichen Sache, nämlich einer Kanzel aussen an der Kirche, unbedeckt, unter freiem Himmel. Man nimmt aber richtiger an, dass diese Kanzel bei der Firmelung seitens des Weihbischofs von Brandenburg benutzt worden sei und dass sich unterhalb der Kanzel die Firmlinge mit ihren Angehörigen versammelt haben, weil die Volksmenge in der Kirche keinen ausreichenden Platz fand. An der Kirche, aber nur an der rechten Seite des Hauptportals unter der Wendenkanzel, befinden sich aus katholischer Zeit eine Menge der bekannten künstlich eingeriebenen halbkugeligen Näpfchen und einige Schleif-Längsrillen, teils in Kerbenform von geradschneidigen Beilen herrührend, teils in der Form, dass eine beiderseits zugespitzte Cigarre hineinpassen würde.

Durch Zufall bemerkte ich gegenüber der Apsis der Kirche an der nach Bahnhof Etzin führenden Dorfstrasse einen etwa $\frac{1}{2}$ m hohen weissen Sandsteinwürfel, der einstmals sorgfältig behauen, jetzt ziemlich abgewittert ist und auf der Oberfläche eine Menge der zuletzt geschilderten cigarrenartig vertieften Schleifrillen aufweist. Dieselben müssen aus alter Zeit stammen, denn sie sind teils mit Erde ausgefüllt, teils mit grünlichem Moos überwachsen. Ein Dutzend etwa ist gut erhalten. Auf schriftliche Anfrage erhielt ich von Herrn Pfarrer Dr. W. Lindemann in Tremmen hierüber folgende Auskunft. „Ueber den betreffenden Stein kann ich leider trotz aller Nachforschungen eine befriedigende Auskunft nicht geben. Alte Urkunden sind hier nicht vorhanden; wenn sie vorhanden waren, sind sie wahrscheinlich im Jahre 1797, wo das Pfarrhaus ein

Raub der Flammen wurde, mit den Kirchenbüchern etc. mit verbrannt. Nach der Meinung der ältesten Einwohner hiesigen Orts hat der Stein früher als Meilenstein gedient, wie sich denn auch ein zweiter ähnlicher Stein $\frac{1}{4}$ Meile von hier an dem Wege nach Roskow befindet. Durch Tremmen ging früher die alte Heerstrasse, welche Magdeburg mit Berlin verband. Ob der Stein ursprünglich von der Kirche her stammt, hat sich nicht ermitteln lassen.“ — Ich nehme hiernach an, dass es sich um einen profanen Stein handelt und dass auf ihm Äxte, ohne religiöse Weihe, geschliffen worden sind. Damit würde es stimmen, dass die halbkugeligen Näpfchen fehlen, denn diese sind gewiss niemals aus einem praktischen Gebrauch, sondern lediglich durch den Aberglauben hergestellt worden.

n und o. Das Belvedere auf dem Hobensberg bei Knoblauch, eine Stunde Gehens nördlich Schloss Paretz, von der Königin Luise, auf Anregung des Pfarrers Lehnerdt in Falkenrehde i. J. 1803 erbaut, wurde an demselben Tage, wie die Tremmener Kirche, in zwei Bildern durch Mitglied Maurer mittels des dem Märkischen Provinzial-Museum gehörigen Apparats fixiert. Dieselben stellen die West- bzw. Süd- und Westseite des stattlichen drei Stockwerke hohen, in verputztem Ziegelwerk aufgeführten Bauwerks dar, von welchem man eine prächtige und weite Aussicht über grosse Entfernungen, Städte, Dörfer, Feld, Wald und Wasser genießt. Dem sentimentalen Zuge der Zeit entsprechend ist der Turm (ähnlich dem Schlösschen auf der Pfaueninsel) als eine Ruine in missverständener Gotik aufgeführt. Man hat sich um das Gebäude, welches dem Prinzen Heinrich von Preussen, Bruder unseres Kaisers, gehört, nicht viel gekümmert und so ist es bei seiner isolierten Lage von Unbefugten im Laufe der letzten 50 Jahre arg verwüstet worden. Das mittlere Stockwerk wies eine Menge alter Theater- und Konzert-Programme aus der Zeit Friedrich Wilhelms III. auf, von denen nur noch Fetzen vorhanden sind, während man die Stellen an der Wand, wo die Zettel befestigt waren, noch deutlich gewahrt. Ich habe mich über die Entstehung und den Zustand, sowie über Vorschläge für die Zukunft des Belvedere erst kürzlich in einem Aufsatz ausführlich ausgelassen, welcher in unserer trefflichen, volkstümlichen, vaterländischen, von Mitglied Pastor Zillessen herausgegebenen Zeitschrift Bär, deren Förderung ich Ihnen auch bei dieser Gelegenheit wieder dringend ans Herz lege (Band XXIV, No. 43 bis 47; auch als Sonderausgabe erschienen), enthalten ist. Ich verweise deshalb hierauf und füge noch hinzu, dass unser Mitglied, Herr Geheime Baurat Bluth, in seiner Stellung als Provinzial-Konservator alles, was in seiner Macht steht, veranlassen wird, um das Belvedere wieder im Innern in Stand zu setzen und zu erhalten.

p bis u. Die sogen. Schwedenschanze bei dem genannten Dorf Knoblauch wurde am selben Tage durch Herrn Maurer sechs-

mal von verschiedenen Seiten photographiert. Der stattliche Wall ist aus dem diluvialen Sand des Höhenzuges, auf dem er liegt, aufgeworfen und bildet einen flachen, im Innern etwas erhöhten Kessel, dessen ungefähre Mitte durch eine hoch aufstrebende Ulme oder Feld-Rüster (*Ulmus campestris* L.) markiert wird. Nachgrabungen von uns haben nur gewachsenen Boden gezeigt, auch ist bei der hohen Lage der Schanze, die gänzlich wasserarm ist, wenn man nicht etwa Regenwasser in Cisternen auffing, kaum anzunehmen, dass sie dauernd bewohnt war. Dagegen haben sich geschlagene, zum Teil im Feuer zersprungene Feuersteine, geplatze grössere Feldsteine und grobe vorgeschichtliche Gefässreste aus Thon am Fuss der Schanze bei allen früheren und der diesmaligen Nachforschung gezeigt. Dieselben sind ohne Drehscheibe hergestellt und als vorwendisch anzusprechen.

Wir haben hier offenbar eine der in Norddeutschland seltenen germanischen Hochburgen vor uns, die als Warten, als Sicherheitspunkte und als Kultusstätten gedient haben mögen. In letzterer Beziehung ist zu bemerken, dass man die Knoblaucher Hochburg mindestens auf eine Meile weit bei ihrer isolierten und mindestens hohen Lage erblicken konnte.

Diese merkwürdige Wallanlage, von der die Sage geht, dass Riesen dieselbe hergestellt hätten, ist von mir in dem beim Belvedere erwähnten Aufsatz im „Bär“ genau, unter Angabe der Litteratur besprochen und werden die sechs Aufnahmen hiermit vorgelegt. Bei Bergau, Inventar der Bau- und Kunst-Denkmäler in der Provinz Brandenburg, 1885, ist weder Knoblauch, noch Etzin, noch das Belvedere, noch die so merkwürdige Schwedenschanze erwähnt.

v. Das Innere des Schlosshofes bei Storkow (XI. 9201), aufgenommen von H. Maurer bei der Pflugschafts-Exkursion des Märkischen Museums am 28. August 1898.

Unser Mitglied Dr. Gustav Albrecht, welcher an dem Ausfluge teil nahm, berichtet über Schloss und Stadt Storkow in der Frankfurter Oder-Zeitung vom 20. September 1898 folgendes: „Das Schloss Storkow steht auf einem künstlich angeschütteten Hügel und bildet im Verein mit den Wirtschaftsgebäuden ein Viereck. Der Eingang ist auf der Nordseite, wo sich ehemals ein massives Thor befunden hat. Im Westen der Anlage steht das lange einstöckige Hauptgebäude, dessen Mauern $1\frac{1}{2}$ bis 2 m Stärke aufweisen, daran schliesst sich das sogenannte Brauhaus und von diesem aus zieht sich eine Backsteinmauer mit Geschützlöchern im Süden entlang; die Ostseite nehmen Wirtschaftsgebäude und Ställe ein. Sämtliche Bauten sind aus Backsteinen von sehr grossen Dimensionen errichtet, die Fundamente sind aus Feldsteinen hergestellt. An der Ost-ecke der Umfassungsmauer stand einst ein starker Turm, der indess im vorigen Jahre, vorgeblich wegen Baufälligkeit, abgerissen wurde. An

das Hauptgebäude lehnte sich früher auf der Nordseite ein Seitenflügel an, derselbe wurde jedoch 1775 durch einen Brand vernichtet. Das Hauptgebäude selbst war einst zweistöckig, das obere Stockwerk wurde vermutlich wegen Baufälligkeit vor längerer Zeit abgetragen. Im Innern des Gebäudes sind grosse Säle und Zimmer erhalten, die mit ihren mächtigen Fensterbogen und ihren tiefen Wandnischen einen gediegenen Eindruck machen. Im oberen Stockwerk, wo sich bis vor kurzem das Amtsgericht befand, sind allerdings verschiedene Zwischenwände gezogen, welche den Gesamteindruck zerstören, im Erdgeschoss aber, wo sich die Wohnung des Domänenrats befand, kann man die Zimmer, besonders den ehemaligen Speisesaal, in ihrer gewaltigen Grösse bewundern. Unter dem Hauptgebäude ziehen sich grosse Keller mit Tonnengewölben entlang, ähnliche Räume sind unter dem Brauhaus angelegt; in den oberen Räumen desselben sollen sich noch Spuren ehemaliger Freskomalereien finden. Die ganze Schlossanlage macht mit ihren alttümlichen einfachen Gebäuden im Schmucke hoher Lindenbäume einen stattlichen und zugleich friedlichen Eindruck, und an schönen Sommerabenden muss der stille Schlosshof mit seiner prächtigen Aussicht auf die Stadt und den Storkower See einen gemüthlichen Aufenthaltsort gewähren.

Im 13. Jahrhundert befand sich die Herrschaft Storkow im Besitz der Familie von Strele und ging dann auf die mit ihr verschwägte Familie von Biberstein über, in deren Händen sich das Schloss im Anfang des 16. Jahrhunderts befand. Im Jahre 1518 trat Herr Ulrich von Biberstein seine beiden Herrschaften Beeskow und Storkow an den Bischof Dietrich von Lebus für 45000 Rhein. Gulden ab und an Stelle der ehrenfesten Ritter und Mannen zogen die geistlichen Herren im Schloss Storkow ein. Die beiden Herrschaften blieben bis zum Jahre 1555 im Besitz des Bistums. Der letzte Bischof von Lebus, Joachim Friedrich, Markgraf von Brandenburg, war ein zehnjähriger Knabe, für welchen sein Vater, der Kurprinz Johann Georg, die Verwaltung des Stifts übernahm. Dieser veräusserte am 8. Dezember 1555 Beeskow-Storkow an seinen Oheim, den Markgrafen Johann von Cüstrin, der sich 1556 im Schlosse zu Storkow huldigen liess, und nach dessen Tode gingen die Herrschaften und somit auch Schloss Storkow in den Besitz des Kurfürsten Johann Georg über. Das Schloss wurde nun der Sitz eines kurfürstlichen, später königlichen Rentamts und hat im Laufe der Zeit nebenher die verschiedensten Institute in seinen Mauern beherbergt, so 1775 eine von Friedrich dem Grossen eingerichtete Spinnerei und in den letzten Jahrzehnten das königl. Amtsgericht. Jetzt wohnt nur noch der Domänenrat Böhmer im Schlossgebäude. Er steht mit dem Domänenfiskus in Unterhandlung, um das Schloss käuflich zu erwerben, und will es dann dem Vaterländischen Frauenverein zur Einrichtung eines Krankenhauses schenken. Zur Bedingung wird aber die Erhaltung der altehr-

würdigen Gebäude gemacht werden.“ Im Übrigen mag auf Bergau, Inventar der Bau- und Kunst-Denkmäler, S. 709 und 710, verwiesen werden. Unsere Photographie stellt einen Teil der inneren backsteinernen Umfassungsmauer dar, welche aus mittelalterlichen Ziegelsteinen grossen Formats schön gefügt und später zu Geschützständen mehrfach durchbrochen worden ist. Das freundliche, malerisch zwischen mehreren sehr grossen Seen belegene Städtchen wird urkundlich bereits 1209, also vor Berlin erwähnt.

w bis y. Drei Photographien von den beiden Inseln im grossen Scharmützelsee gegenüber dem Dorf Saarow, 7 Kilom. südlich Fürstenwalde an der Spree von Herrn H. Maurer am 28. August 1898 gelegentlich einer von mir für die Zwecke des Märkischen Museums unternommenen Exkursion, bei welcher sich ausserdem die Mitglieder Dr. Gustav Albrecht, Dr. Eduard Zache (Geologe), Oberlehrer Hartwig (Zoologe), E. Schenk (Chemiker), Robert Mielke, G. Lackowitz und der Inspektor des Ritterguts Saarow Herr Metternich sowie zwei Fischer beteiligten. Hauptsächlich galt es die vor langen Zeiten wirtschaftlich benutzten Kalktufflager auf und bei den vorgedachten zwei Inseln wieder aufzufinden und zu untersuchen.

Die Kalktufflager auf dem Grossen und Kleinen Werl und im Scharmützelsee bei Fürstenwalde an der Spree.

Die beiden nahe dem Dorf Saarow belegenen Inseln der Grosse und der Kleine Werl erheben sich kaum 1 bis $1\frac{1}{2}$ m über dem See und lagern auf diluvialen Hügelkuppen, die sich aus dem tiefen Wasser des gewaltigen fast 12 Kilom. langen bis $3\frac{1}{2}$ Kilom. breiten Scharmützelsee erheben, welcher, wie Dr. Eduard Zache aus der Schichtenverwerfung am Seeufer nahe Silberberg einleuchtend nachgewiesen, kein Auswaschungs- sondern ein Einsturz- oder Einbruch-See ist.*)

Der Grosse Werl dient als Kuhanger, seine natürliche Bepflanzung ist daher sehr abgeweidet und der Boden von den schweren Tieren stellenweise förmlich durchgeknetet. Eine Buschkante von Erlen und anderen Gewächsen umgibt ihn; nach der Nordseite wächst Land mit Rohr und Schilf an; die nach der Hauptseerichtung zu belegene Uferkante leidet vom Wellenschlag, sie wird dadurch mehr und mehr aus- und abgenagt. Die grosse Weinbergsschnecke (*Helix pomatia*) kommt hier und auf dem Kleinen Werl auffallender Weise vor und ist vielleicht schon in katholischen Zeiten als Fastenkost eingeführt worden. Auf beiden Inseln finden sich uralte Brandstellen, geplatzte Steine und an-

*) Vgl. den allgemeinen, vorbereitenden Aufsatz von Dr. Ed. Zache: Tektonische Thäler und Erosionsthäler in der Mark, Naturwiss. Wochenschrift v. 3. Juli 1898. Bd. XIII. Nr. 27.

scheinend wendische Thongefässreste, sowie im Feuer gewesene Wildtierknochen als Kulturreste der Bevölkerung in vorchristlicher Zeit.

Das Interessanteste aber sind die verborgenen mineralischen Schätze beider Inseln. Dem Altmeister Märkischer Heimatkunde, dem unvergesslichen Friedrich von Klöden, sind dieselben selbstverständlich nicht entgangen. Da seine „Beiträge zur mineralogischen und geognostischen Kenntniss der Mark Brandenburg“ recht selten geworden sind, so schreibe ich die Stelle (X. 1836, S. 26 flg.) wörtlich aus.

„Am nordwestlichen Ufer des Sees tritt eine Landzunge in den See hinaus, auf welcher das Dorf und Rittergut Saarow liegt. Die Landzunge endigt mit einer Wiesenfläche. Vor ihr liegen zwei kleine Inseln, der grosse und der kleine Werder*), jener östlich, dieser südlich vom Dorfe.

Wenn man vom Dorfe aus vor dem sogenannten Weinberge vorübergeht, erreicht man diejenige Stelle des Ufers, welche dem kleinen Werder am nächsten steht. Mit Verwunderung erblickt man das Ufer bedeckt mit einer grossen Menge kleiner Kalkstücke von ganz besonderem Äusseren, wie sich sonst nur Schlacken darstellen. Der Boden darunter zeigt sich als ein sandiger Kalkmergel von grau-weisser Farbe, der beim Umrühren das Wasser sehr trübe und undurchsichtig macht, aber einem Stock nicht tiefer, als 6 Zoll einzudringen verstattet. Mit Säure brauset er sehr lebhaft und verrät einen bedeutenden Kalkgehalt.

Es war im Frühjahr des Jahres 1828, wo ich zuerst diese, bis dahin der Aufmerksamkeit entgangene Erscheinung in Begleitung werter Freunde sah, und später bin ich mit ihnen, und namentlich mit meinem damaligen Kollegen, dem Professor der Chemie Herrn Dr. Wöhler, noch einmal dageswesen. Ich gebe in dem Folgenden unsere gemeinschaftlichen Beobachtungen.

Jene erwähnten Kalkstücke liessen uns natürlich nach deren Ursprung fragen, den wir um so weniger im Wasser vermuteten, als der Kalk sehr fest und schwer zerspringbar war. Wir erhielten die Nachricht, dass am kleinen Werder dergleichen in noch weit grösserer Menge zu finden seien, und liessen uns mit einem Kahn dahin fahren. Dieser kleine Werder ist etwa 100 Schritte lang und besteht am Ufer aus sehr reinem Moder, in der Mitte aus Lehm mit rotem Sandmergel, unter welchem im Niveau des Sees der erwähnte Kalk, aber in grossen Stücken, überall erscheint. Leichter aber lässt er sich an der Südwestseite des Werders im Wasser beobachten. Hier liegt er, so lang die Insel ist, in Bänken, welche aus grösseren und kleineren Stücken bestehen und weit in den See zu reichen scheinen. Von dem Mergelboden ist nichts zu sehen, denn der Kalk bedeckt alles. Es sind unregelmässige Platten, deren einzelne Massen mehrere Fuss Durchmesser haben, und vielleicht besteht die Unterlage ganz aus aneinander hängenden Platten und Massen. Die Oberfläche des Lagers unter dem Wasser zeigt eine Menge loser grösserer und kleinerer Stücke, deren Oberfläche sehr unregelmässig

*) Die Eingeborenen sagen, wie schon angegeben, Werl (nicht Werder). Ein Werl-See befindet sich 3 km östlich von der Station Erkner, mit einer Lindwall genannten Insel.
E. Fr.

gestaltet ist. Meistens ist sie, besonders an den kleineren Stücken, sehr zackig, und in der Art, wie manche Steine zeigen, die lange dem Regen ausgesetzt waren. Die grösseren Stücke gleichen am meisten Schlacken oder in der Form dem Sumpferze. Im Wasser erscheint diese Oberfläche glatt, herausgenommen und getrocknet wird sie erdig und rauh.

Auffallend ist es, dass die nach oben gekehrte Seite des Kalks in natürlicher Lage mannigfache Farben zeigt. Gräulich und gelblich-weiss wechseln mit ockergelb, ziegelrot, smalteblau und grasgrün, auch rotbraun fleck- und streifenweise, so lange die Steine nass sind. Nach unten sind sie entweder rein weiss, grau oder ockergelb. Oben fehlt die weisse Farbe ganz. Ebenso verschieden ist das Ansehen der Ober- und Unterfläche. Nach oben glatt und zackig, nach unten höckerig, als ob gelöschter Kalk mit der Kelle unregelmässig angeworfen wäre. Dabei ist er nach oben jederzeit hart, oft recht zähe, nach unten weich; ja Prof. Wöhler zerschlug sogar ein grosses Stück, in welchem die nach unten gelegene Hälfte von rein weisser Farbe kaum eine grössere Konsistenz, als die des nassen Thones hatte, so dass sie sich mit dem Hammer förmlich fortstreichen liess. Die Masse der Unterseite liess sich nicht blos bei diesem, sondern bei vielen Stücken mit den Fingern zu einem weichem Kalkbrei zerreiben; anfangs scheinen zwar einige Körner darin zu widerstehen; sie geben aber bald dem Drucke der Finger nach, was mit den Stücken der Oberfläche nie der Fall ist.

Der Kalk hat meistens eine sehr bedeutende Härte, welche die des Rüdersdorfer Kalks übertrifft und nur die tuffartigen Stücke machen davon eine Ausnahme. Im Wasser ist diese Härte aber, wie gedacht, von oben nach unten zu abnehmend. Die Härte nimmt aber in dem Masse zu, als die Steine austrocknen und schon nach einigen Stunden ist der Unterschied zu bemerken. Wenn die Steine trocken werden, bedecken sie sich mit einer rauhen erdigen Oberfläche, welche ihre Farben versteckt, die nun an Lebhaftigkeit ohnehin abnehmen. Im Bruche treten sie jedoch hervor, indessen ist hier die lichtgraue Farbe vorherrschend, häufig sind Adern von smalteblauer und aschgrauer Farbe; die feinen Poren sind oft mit gelbem Eisenoxydhydrat belegt. Der Bruch ist uneben und in das Ebene übergehend, bald völlig dicht, bald, und zwar meistens, fein durchlöchert. Diese Löcher sind dann gewöhnlich hohle Kanäle und rühren von Wurzelfasern her. Mitunter ist er ganz porös und zerreiblich. Höhlungen, wie Drusenlöcher, sind häufig.

Der Kalk ist ungemein zähe, so dass der Hammer einen Eindruck macht, und Erhöhungen glatt geschlagen werden, ohne dass er zerspringt. Völlig trockene Stücke werden klingend.

In der Regel ist der Bruch matt. Wo er in das Ebene übergeht, zeigt er einen schwachen Wachsglanz.

Der Kalk umschliesst feine Wurzelfasern in Menge, Conchylien, Steine und Sand, mit welchem er hier und da ein förmliches Conglomerat bildet. Meistenteils ist er jedoch völlig gleichartig, und nur die Wurzelfasern scheinen selten zu fehlen. Zuweilen treten sie in der Form schwarzer Büschel auf. Conchylien und andere Körper sind nicht häufig darin. Ob-

gleich ich nach den ersteren fleissig gesucht habe, so habe ich doch nur *Paludina impura* und *P. vivipara*, sowie seltsamer Weise zwei Schnecken gefunden, die mit *Helix glabella* und *Helix unidentata* am meisten übereinzustimmen scheinen. Ihre Bestimmung ist indessen unsicher. Ausserdem zeigen sich öfter Schalenrümpfer.*)

Wie sehr neu die Bildung dieses Kalks ist, und wie schnell sie von statten gehen muss, ergiebt sich daraus, dass ich in einem 3 Zoll langen, 2 Zoll breiten Stücke Kalk beim Zerschlagen *Paludina vivipara* eingeschlossen fand, in welcher die Substanz des Tieres das mitten durch, der Länge nach, zersprungene Gehäuse als eine graue zähe Gallerte anfüllte. Lange konnte diese Schnecke daher wohl nicht im Kalke eingeschlossen gewesen sein.

Es kommen auch Stücke vor, in welchen das Eisen in ansehnlicher Menge sich mit dem Kalke verbunden, denselben braungefärbt, und eine sehr bedeutende Härte erteilt hat.

Die einzelnen Stücke, welche hier in Bänken liegen, haben oft das Gewicht vieler Centner, gehen aber hinunter bis zur Grösse eines Zolles im Durchmesser.

Die Masse ist, abgesehen von den Einschlüssen, reiner kohlenaurer Kalk, der sich ohne Rückstand in Säuren auflöst.

Wie weit sich dieser Kalk in das Wasser zieht, hat nicht ausgemittelt werden können, weil in der Entfernung von etwa 30 Fuss vom Ufer die Tiefe schon so bedeutend wird, dass mit einer gewöhnlichen Stange der Boden nicht zu erreichen ist. So weit dies aber möglich ist, findet man nach Aussage der Fischer, rund um die Insel, und auch da, wo er sich nicht zu Tage zeigt, unter der Mergeldecke, in $\frac{1}{2}$ bis 1 Fuss Tiefe diesen Kalk, woran wir auch zu zweifeln keine Ursache finden, da auf der Nordwestseite des Werders, wo man keinen Kalk sieht, ein Stock kaum 8 Zoll tief in den Grund unter dem Wasser eindrang, und Widerstand fand. Nach Angabe der Fischer hat der See im Sommer weniger Wasser, und dann liegt ein Teil des Kalkes trocken. Vielleicht erklärt sich aus der Einwirkung des Lichts und der Luft der seltsame Unterschied der Ober- und Unterfläche der Kalkstücke, wenigstens zum Teil. Auch bei dem entfernteren grösseren Werder soll sich dieser Kalk finden, und ausserdem an einer Stelle am westlichen Ufer, die eine gute halbe Meile von hier entfernt ist. Am letzteren Orte habe ich die Stücke gesehen, und unmittelbar neben der in meinen Beiträgen St. IV. S. 30 beschriebenen Eisenquelle aufgefunden. Sie haben ganz dieselbe Beschaffenheit, wie die am Kleinen Werder, und finden sich auch am Ufer unter der Dammerde. Der Punkt liegt südlich vom vorigen. Es soll übrigens viele Stellen im See geben, wo so viele Steine auf dem Grunde liegen, dass man das Netz nicht hinunter lassen kann, weil es daran

*) *Paludina impura* Lam. ist *Bythinia tentaculata* Lin., unter *Helix glabella* Drap. (Hist. der Moll. p. 102. Pl. VII. F. 6; Carl Pfeiffer, Naturgeschichte deutscher Land- und Süsswasser-Mollusken. I. S. 34. Taf. II. Fig. 16) ist vielleicht *Helix sericea* Drap., unter *Helix unidentata* autor. vielleicht *H. hispida* Linn. (Stein, Die leb. Schnecken und Muscheln der Umgegend Berlins S. 43) zu verstehen.

hängen bleibt. An einer anderen Stelle des Sees, die bei niedrigem Wasser 6 bis 8 Fuss tief ist, sollen sich Stubben abgehauener Eichen befinden. Man hat diese Stelle, der Fischerei wegen, mit Stangen bezeichnet, weil das Netz an den Stubben hängen bleibt.*)

Die oben mitgetheilten Beobachtungen lassen nicht daran zweifeln, dass dieser Kalk sich noch fortwährend bildet. Das beweisen die frisch eingeschlossenen Conchylien, das beweisen die Wurzelfasern, welche sich nicht erst nach der Entstehung des Kalkes hineingezogen haben, denn sie finden sich ebenso gut in den dicksten Blöcken, als an der Oberfläche und in kleinen Stücken. Ausserdem schickte eine Pflanze ihre Wurzeln nie nach Stellen, wo sie keine Nahrung finden kann. Dazu kommt, dass der Kalk sich schon vorher porös bilden müsste, ehe er Wurzeln empfing, und doch zeigt sich deutlich, dass eben die Wurzeln die Ursache dieser Poren und Kanäle sind, da sie, wenn auch nur als schwache Reste, in allen Höhlungen zu entdecken sind. So gewiss es daher auch ist, dass der Kalk sich fortwährend bildet, so gewiss ist es daher auch, dass er kein blosses Sediment ist. Dem widerspricht seine Form, seine Lagerung und seine Consistenz. Ein Sediment würde gleichförmig gelagerte ebene Bänke geliefert haben, keinesweges knollige und zackige Stücke mit abgerundeten Ecken und Kanten, deren keines mit dem anderen zusammenhängt. So befremdend es klingen mag, bin ich doch nach meinen Beobachtungen genötigt, anzunehmen, dass alle diese Kalkstücke nicht von oben, sondern von unten neuen Kalk ansetzen, so dass jedes einzeln und lose liegende für sich wächst, und seine Bildung nicht als abgemacht betrachtet werden kann. Daher denn die merkwürdige Erscheinung, dass die Kalkstücke oben hart und unten weich sind, so lange sie im Wasser liegen. Man muss annehmen, dass alle sich ablagernden Kalkteile durch irgend eine Kraft im Wasser genötigt werden, nach oben zu gehen und dort eine Verbindung zu suchen, das Unten aber zu meiden, ja dass sie hier, von der harten Oberfläche des darunter liegenden Steins, sogar abgestossen werden. Wem fällt hier nicht die Lagerung der Stoffe an den Polen einer galvanischen Säule ein. Jedes Kalkstück müsste in seiner natürlichen Lage als eine solche Säule betrachtet werden, deren positiver Pol nach oben, deren negativer aber nach unten gerichtet wäre, und nur an deren negativem Pol lagert sich der Kalk ab.

Diese Beobachtung scheint mir nicht unwichtig, und ich bedauere dabei nichts mehr, als dass es mir nicht möglich ist, diese Kalkbildung eine Zeitlang unausgesetzt zu beobachten. Vielleicht wäre es möglich, hier der Natur eines ihrer bedeutendsten und wichtigsten Geheimnisse abzulauschen, das für die Erklärung vieler Erscheinungen in andern Lagern nicht ohne Erheblichkeit wäre. Namentlich glaube ich, dass das Sumpferz sich auf eine ganz ähnliche Weise bildet oder vergrössert.

Aber wo kommt dieser Kalk her? Das Wasser des Sees verrät, wenigstens durch den Geschmack, keinen Kalkgehalt, und doch müsste sich Kalk in reichlicher Menge darin aufgelöst finden, wenn er sich aus demselben

*) Vielleicht Reste von Pfahlbauten wie im Werbellin-See bei Joachimsthal.

niederschlagen sollte. Warme Quellen, die ihn etwa aus dem Innern der Erde herausfördern und absetzen sollten, sind nicht zu vermuten, und man müsste deren an allen Stellen annehmen, wo sich dieser Kalk befindet. Es zeigt sich davon gar nichts, und man wird diesen Gedanken von vornherein von der Hand weisen müssen. Zwar ist der Boden des Sees, wie wir gesehen haben, kalkig, und zwar durch einen Mergel, der wahrscheinlich den tertiären Formationen angehört. Das Material für den Kalk wäre sonach vorhanden und man brauchte nur anzunehmen, das Wasser löse diesen Kalk auf, und setze ihn dann in fester Gestalt wieder ab. Wodurch löset aber das Wasser diesen Kalk in so reichlicher Menge auf, und lässt ihn doch nachher wieder fallen? Ausserdem ist in der That kein mechanisches Niederfallen da, wie wir gezeigt haben. Nehmen wir das Vorhandensein eines elektrischen polaren Gegensatzes im Kalke an, so würde sich die Ausscheidung aus dem Wasser erklären, seine vorhergegangene Auflösung aber bleibt noch unerklärt. Auch hier tappen wir noch im Finstern, und nur eine sorgfältige und sinnige Beobachtung der Natur kann uns den Schlüssel zu diesem Geheimnisse und Licht verschaffen. Wer aber hat Zeit und Gelegenheit auf die Beobachtung eines solchen Lagers hinreichenden Fleiss und Mühe zu verwenden? Für jetzt muss das Faktum genügen, denn selbst dies war gänzlich unbekannt.

Übrigens ist nur der Grund des Sees, südlich von Saarow, auf eine nicht grosse Entfernung mergelig. Die nördliche Bucht der Landzunge besteht aus Humus, der übrige Teil des Seegrundes aus grobem Mauersand, soweit ich ihn untersucht habe. Möglich ist es jedoch, dass er noch mehrere mergelige Stellen hat, und dass selbst die Kalksteine noch an anderen Stellen vorkommen, die übrigens in ihrem ganzen Ansehen sehr an Travertin erinnern.**)

Es ist diesen genauen, für ihre Zeit vortrefflichen Schilderungen unseres hochverdienten und noch lange nicht genug gewürdigten Altmeisters brandenburgischer Forschung, Friedrich von Klödens, meinerseits nur wenig hinzuzufügen.

Zunächst wurde der Befund des Grossen Werl durch Aufgrabungen an verschiedenen Stellen festgestellt. Die anwesenden Fischer sowie die sonstigen Dorfbewohner, welche wir befragten, wussten von dem Vorhandensein eines Kalklagers nichts. Nur eine alte Frau entsann sich, dass man vom Grossen Werl früher Kalksteine geholt habe. Für das geübte Auge ist es ersichtlich, dass die oberen Schichten des grossen Werl, welche die eigentlichen festen Kalklager enthielten, abgegraben und ausgebeutet worden sind. Wir bemerkten deshalb nur geringe harte

*) Der „Travertino“ von Tivoli bei Rom bedarf Moose und Algen zu seiner Bildung. Ferd. Cohn: Ueber die Entstehung des Travertin in den Wasserfällen von Tivoli (Neues Jahrb. f. Miner. 1864 S. 580 flg.). Die Bezeichnung Tr. ist dann für andere, meist ähnlich entstandene schalig faserige und dichte, poröse, oftmals als Bausteine verwendete Kalkabsätze gebraucht. Die erste gute Beschreibung des Tr. giebt L. v. Buch in seinen Geognost. Beobachtungen auf seiner i. J. 1799 nach Italien unternommenen Reise, Rom 1899, Bd. II. S. 21 flg.

Kalkkonkretionen, welche zum Teil in ihren seltsamen Formen an Mergelknauern, Lösspüppchen, Lösskindel, mittelalterlichen Mörtel und ähnliche mineralische Bildungen, die sich in trockenen Schichten, freilich immer unter Einfluss von Sickerwässern im Alt-Alluvium und Diluvium ausbilden, nicht minder an phantastische Schlackengebilde, allerdings nur äusserlich, erinnern. Darunter fand sich eine teils zähflüssige, teils breiige Kalkpaste, grau-weiss, gelblich-weiss und hie und da unter Einfluss von Eisenhydraten rostbraun gefärbt. Es bestätigt dies die Angabe Klödens, dass die Werl-Kalksteine von unten her anwachsen und dass sie je weiter oben der Luft, dem Wellenschlag und der Sonne ausgesetzt, um so härter werden. Dieses Wiesenmergellager, welches nach der Beschaffenheit der darin enthaltenen Konchylien, wie das von Wildau am Werbellin-See und von Hermsdorf an der Nordbahn*) aus einem kalkhaltigen Wasser, vielleicht unter Einfluss zahlreicher Characeen (Armleuchter, *Chara vulgaris* u. a. spec.) in der Vorzeit, aber doch erst in alluvialer Zeit, ausgeschieden worden ist, erscheint oben fester und nach innen zu weicher. Der Luft ausgesetzt zerfällt dieser Kalkbrei in krümeliger Weise. In der Erde aber unter einem gewissen Druck und unter den vorerwähnten Agentien bilden sich eigentliche und grössere Zusammenballungen (Konkretionen) aus, die wir auf dem nunmehr von uns aufgesuchten Kleinen Werl bei sofortigem Nachgraben von etwa 50 cm Tiefe ab fanden. Grubenartige, längst überwachsene Vertiefungen deuten an, dass man auch hier nach Kalksteinen gegraben, aber das Lager nicht erschöpft hat. Auch hier sind die Stücke oben härter wie unten und auf das Wunderlichste wie Hochofenschlacken aus-

*) In Wildau an dem Westzipfel des romantischen Werbellin-Sees befand sich anfangs eine Porzellanmanufaktur, später bis vor etwa 10 Jahren die Cementfabrik des Herrn Bernouilly, welcher alluvialen Wiesenalk aus diesem allmählich in Wiesengelände verwandelten Teile des Sees zusammen mit Septarienthon von Joachimsthal vermischte und verarbeitete. Aehnlich wurde zu Hermsdorf bei Berlin ein alluvialer Wiesenalk mit dem Hermsdorfer Septarienthon verarbeitet. In diesen Wiesenalklagern kamen Schalen der Schildkröte (*Emys lutaria*), Geweihe vom Rothirsch und Elch, Waffen aus der Stein- und Bronzezeit vor. Wildau ist von der Königlichen Hofkammer erworben und dem Jagdrevier der Schorfhaide zugelegt. Die Cementfabrik in Hermsdorf hat, weil unrentabel, ebenfalls vor einigen Jahren aufgehört. Dagegen machen zwei andere Portlandfabriks-Unternehmungen aus der Umgebung Berlins von sich reden, welche einen Ersatz bieten, der jedoch aus anderem geognostischen Material gewonnen wird. Die Mörtelfabrik von Guttmann in den Rüdersdorfer Kalkbergen, welche angeblich Rüdersdorfer Muschelkalk mit diluvialen Thon verarbeitet, und ein Unternehmen, welches Herr Wegener Besitzer einer bekannten Ziegelei zu Hennigsdorf am benachbarten Stienitz-See, ebenfalls auf einer Vermischung von Muschelkalkstein und Diluvialthon aus seiner Grube begründet. Letzteres Unternehmen wird im Jahre 1899 in grösserem Umfange arbeiten. Da die Frachten von Rüdersdorf nach Berlin bequemer und billiger sind, als die von Hermsdorf und Wildau, so haben die beiden Unternehmungen offenbar von vornherein günstigere Vorbedingungen.

gezackt. Daneben kommen schwere Platten vor. Diese Konkretionen und Platten von weisslichem hartem Kalk liessen sich bis in die Tiefen des Sees, die Herr Oberlehrer Hartwig soweit seine Leine reichte, bis etwa 12 m ausloten konnte, verfolgen.

Unser Mitglied Herr Apotheker E. Schenk, Chemiker an der Pintsch'schen Fabrik zu Fürstenwalde, teilt mir folgende technische Analysen von Werl Kalk-Proben mit:

a.	b.
Einwaage 1,0000	Kieselsäure = 18,95 %
Kieselsäure: 0,1895 Si O ₂ =	Thonerde + } = 1,11 %
18,95 % Kieselsäure	Eisenoxyd }
als Sand vorhanden	Kohlensaurer Kalk 77,01 %
Thonerde u. Eisenoxyd = 0,0115 gr. =	Magnesia, } = 0,001 %
1,11 % Fe ₂ O ₃ + Al ₂ O ₃	Kohlens. }
Kohlensaurer Kalk: 0,4313 Ca O	
= 0,7701 Ca CO ₃	

Es handelt sich wesentlich also um einen derben kohlensauren Kalkstein, in welchen Sandkörnchen (Kieselsäure) mechanisch eingemengt sind. Dies ist so zu denken, dass bei dem Niederschlag des Kalks durch Wellenbewegung gelegentlich Seesand hineingeworfen wurde. Dieser ist bei dem Konkretionierungsprozess direkt angezogen und in die wunderlichen Gebilde mit einbezogen worden, gerade wie man dies zuweilen, aber nicht immer, bei den in unseren Dünen häufig vorkommenden Beinbrechen (Beinbruchsteinen, Osteocolla*) gewahrt, die ebenfalls aus kohlensaurem Kalk bestehend und um verrottende Kiefernwurzeln gelagert, gelegentlich einen förmlichen Panzer von Sandkörnchen bekommen, die so fest mit der Rinde der Osteocolla verwachsen sind, dass man diese mitunter für Blitzröhren gehalten hat;***) während aber bei den letzteren die Sandkörnchen glasig geschmolzen erscheinen, sind sie bei jener besondern Art Osteocolla unversehrt.

Überhaupt erinnert der Vorgang bei der Bildung der Osteocolla in einiger Hinsicht an den Vorgang bei der Bildung des Saarower Seetuffs. Auch im Scharmützelsee sind es zunächst Pflanzen des Seegrundes, welche den nicht in regelmässigen Lagen, amorph, sich niederschlagenden Kalkgehalt des Wassers mobilisirt und gezwungen haben, jene wunderlich verzerrten Gestaltungen anzunehmen, gerade wie die weitverzweigten Wurzeln der Bäume, wenn sie im Alluvialsand verrotten, den Kalkgehalt des darunter liegenden Diluviums anziehen und nun

*) Vgl. *Brandenburgia* V, 109; VI, 497; II, 219.

***) In einer schweizerischen öffentlichen Sammlung fand ich dergleichen Osteocolla als Blitzröhren bezeichnet.

ebenfalls in den bizarrsten Formen um sich herum absetzen*). Mitunter bilden Anhäufungen von Osteocolla nicht blos jene den Geologen und Archäologen, ja dem nach Volksarznei suchenden Landmann wohl bekannten wurzelartig verzweigten Konkretionen, sondern auch ganze oft mehre Pfund schwere bröckliche, vollkommen amorphe Nester von weisslichem Kalk, welche man, um im Bilde zu bleiben und Kleines mit Grosseem zu vergleichen, mit den schweren grossen, gar nicht oder wenig gegliederten Kalkplatten des Scharmützel-sees vergleichen kann**), welche letzteren früher sogar als Bausteine, wie Feldsteine oder Ziegel, vermauert worden sind. Die Bildung von Kalksteinen in Platten geht aber auch sonst auf dem Lande, auf dem Trocknen (wenn auch selbstverständlich niemals ohne Rieselwasser) vor sich. So ist mir aus einer diluvialen Kiesgrube bei dem neuvorpommerschen Städtchen Richtenberg mit Franzburg zusammen um einen gemeinschaftlichen Landsee gelagert, ein lehrreiches Beispiel bekannt. Irre ich nicht, so heisst der betreffende Hügel, welcher zwecks Gewinnung von Sand, Kies und Grand abgegraben wird, der Puppenberg. Durch das grandige Diluvium ziehen Bänke von verhärteten Kalkplatten, die sich nach Art der Mergelknaurn ausgeschieden und konkretionirt haben. Platten, mitunter mehrere Zoll hoch und sehr schwer, die gewissen Rüdgersdorfer Kalk-Bruchsteinen ähneln, bemerkte ich an Ort und Stelle und man sagte mir, dass sie gelegentlich zum Bauen von Mauern, Fundamenten u. dgl. mit Vorteil verwendet würden.

Aber dies sind alles, wie schon angedeutet, Kalk-Bildungen im Innern von Sandgruben, also auf dem Lande. Man muss zur Vergleichung mit den Saarower Werl-Kalksteinen offenbar noch die eigentlichen wässerigen Kalktuffbildungen heranziehen***). Man kann u. A. an die bekannten schaligen Inkrustationen des Karlsbader Sprudels denken, der binnen kurzem allerhand hineingelegte Gegenstände mit einer mehr oder minder festen Kalkdecke überzieht, an die Gradirwerke z. B. von Reichenhall, Kösen, Halle, Kissingen u. s. w., wo herabtröpfelnde Soole das Dornwerk mit Salzsichten inkrustirt, an die kalk- oder okerhaltigen Quellen, wie sie z. B. bei Freienwalde a. O. vorkommen***)

*) Gelegentlich einer Exkursion des Märkischen Museums am 14. August 1898 nach dem Werbellinsee fand ich nahe der Forstblage beim Dorf Altenhof einen fast senkrechten Abstich eines Hügels in der wundersamsten Weise durch zahllose bis 5 m lange Osteocolla durchsetzt, die sich an den Wurzeln von Bäumen gebildet hatten, die Wurzeln zum Teil noch holzig. Das Ganze einem weitverzweigten Netz von Adern vergleichbar. Osteocolla von einer Massenhaftigkeit und so typischen Ausprägung, wie ich sie nirgend zuvor gesehen.

**) Dergl. Osteocolla-Nester stecken z. B. in dem Haselwall beim Remonte-Depot Brieselang, in den Jahnbergen bei Paulinenu sowie in den Dünenzügen nördlich vom Niederneuendorfer Kanal, nordöstlich vom Wald Brieselang.

***) Mehre der hier in Frage kommenden mineralogischen und chemischen Definitionen von Kalktuff lauten wie folgt:

welche Quellmoos, oft sogar noch lebendes mit allem darin hausenden Getier, als Schnecken u. dgl., mit Kalksinter u. dgl. überziehen. Wenn das Produkt den Werl-Kalktuffen auch äusserlich sehr ähnelt, so ist der letzteren Entstehung doch eine andere.

Das Kalkmaterial ist zunächst am Scharmützelsee in der Hauptsache wohl als diluvialen Ursprungs anzusehen, denn die zum Tertiär gehörigen glimmerhaltigen Braunkohlensande, welche zum Teil am, zum Teil im Wasser anstehen, sind kalkfrei. Der Kalk ist durch Auslaugung des Moränenschuttens, wie auch Dr. Zache annimmt, in den See gelangt. Es hat sich in den flacheren und ruhigeren Teilen des Sees bei den zwei Werl-Eilanden vorzugsweise niedergeschlagen und dort eine kalkholde Flora gebildet, wozu unter den kryptogamischen Gewächsen vor allem die er-

Kalktuff (Travertino, tofus Plin. hist. nat. 36. 48) ein grauer, poröser, erdiger diluvialer Kalk, secund. Prod. der Kalkgebirge in deren Thalsohlen und Quellenabhängen er sich absetzt. In der schwäbischen Alp ist er öfter nichts als lebendig begrabenes Moos, daher das Zackige und unregelmässig Löchrige. Feucht lässt er sich sägen (*dentata serra secatur*) und liefert unter Dach (*sub tecto dumtaxat*) ein leichtes festes und trocknes Baumaterial. Der römische, der zum Bau der Peterskirche diente, wird durch Verwitterung rötlich, was den Denkmälern des „Altertums den Charakter der Majestät mitteilt“. Auch Osteocolla (Beinbruch) meist Pflanzenwurzeln, die im tiefen Mergel oder Sandgrunde verfault erdigen Kalk aufgesogen haben, möge man hier vergleichen. Spielte früher in den Offizinen eine Rolle.

Handbuch d. Mineralogie von Fr. Aug. Quenstedt. Tübingen 1877.

Poröser Kalkstein, Kalktuff, Travertin, Duckstein, Beinbrech, Alben, Limnocalcit, Süsswasserkalk, rein erdig bis fast dicht oder porös; blasig, schwammig, röhrenförmig, schalig, gelblich grau oder bräunlich, fest oder zerreiblich; bildet Ablagerungen aus Wasser, welches viel doppelt kohlens. Kalk enthält, auch in der Steinkohlenformation. Kieselkalk, von Kieselsäure durchdrungene Kalkerde, weiss oder weissgrau, weich oder fest, funkengebend, oft mit Quarz-, Chalcedon-, Hornsteinausscheidungen, im Eocän, Muschelkalk, Jura und Kreide.

Chem. Handwörterbuch v. Dr. O. Dammer. Berlin 1876.

Kalktuff, Ablagerungen von Kalk, der ziemlich frei von fremden Beimengungen ist, bildet sich noch jetzt. Meist ungeschichtet, teils locker, porös erdig; teils dicht, in dichten Kalkstein übergehend. Der Duckstein und Travertin gehören hierher. Kalksinter heisst der Kalkstein von ganz ähnlichem Ursprung, wenn die Ablagerungen krystallinische Teilchen (Kalkspath oder Arragonit) gebildet haben, die sich rindenartig übereinander gelagert haben, oft Säulen bilden (Tropfstein).

Lehrb. d. Chem. Technologie von Dr. F. Knapp. Braunschweig 1847.

Hippolyt J. Haas, Dr. phil. u. Prof. a. d. Universität Kiel, Quellenkunde, Lpz. 1895 giebt in der Beilage No. 2 „Absätze von Kalksintern, Kalktuffen und Kiesel-sintern u. s. f. durch Quellen“ eine lehrreiche Darstellung des Entstehens und der Ausgestaltung derartiger Niederschläge, wobei namentlich die Mitwirkung pflanzlicher Organismen hervorgehoben wird.

wähnten Armlencher*), ferner Rohr und Schilf, Tausendblatt und Hornkraut, Wasserranunkeln, Laichkraut, sowie verschiedene Algen gehören, denen das Festhalten und das Konkretionieren des Kalkschlammes in erster Linie zu verdanken ist. „Wer es versucht (schreibt Kerner a. a. O. S. 252), die abgelegenen, einsamen Wasserwildnisse in den Flachseen der Niederungen zu durchforschen, wird die Ueberzeugung gewinnen, dass eine derartige Anhäufung von Kalk sehr ausgiebig sein muss. Wenn man dort mit dem Boot über Stellen hingleitet, wo die mit Kalk inkrustierten Chara rudis und ceratophylla dicht gedrängt in grosser Menge beisammen stehen, so knirscht und rauscht es im Wasser, als ob feines, dürres Reisig zerbersten würde. Unzählige von Armlencherstämmchen splintern unter dem Anstosse des Bootes, und wenn man die Bruchstücke aus dem Wasser heraushebt, so glaubt man ein Haufwerk brüchiger Krystalle einer Mineraldruse in den Händen zu haben. Welche Menge kohlen-sauren Kalkes muss da alljährlich im Grunde der Seen, Teiche und Tümpel abgelagert werden! Von den Laichkräutern sind insbesondere Potamogeton lucens und natans hervorzuheben, deren grosse glänzende Blätter eine Kalkkruste erhalten, die beim Trocknen der Pflanzen sich ablöst und in Schuppen abfällt. Eine sorgfältige Wägung ergab, dass ein einzelnes Blatt von Potamogeton lucens im Gewichte von 0,492 g mit einer Kalkkruste im Gewichte von 1,040 g überzogen war. Wenn nun ein Spross dieses Laichkrautes, welcher fünf Blätter entwickelt hat und einen Raum von 1 qdm überdeckt, im Herbst verwest und der Kalk auf den Grund des Teiches hinabsinkt, so kommt auf je ein Quadratdecimeter des Seegrundes alljährlich eine Ablagerung aus kohlen-saurem Kalk im beiläufigen Gewicht von 5 g, und wenn sich dieser Vorgang alljährlich wiederholt, so ist der Grund des Teiches schon nach zehn Jahren mit einer aus kohlen-saurem Kalk und Spuren von Eisen, Mangan und Kieselerde bestehenden Schicht im Gewicht von 50 g überlagert. Eine andere Berechnung ist folgende: Die sich von Potamogeton lucens ablösenden und in den Grund des Wassers versinkenden Kalkschuppen zeigen 0,2 mm Durchmesser. Wenn sich solche Kalkschuppen hundert Jahre hindurch übereinanderschichten, so erreicht

*) Kerner v. Marilaun, Pflanzenleben 2. Aufl. No. I. 1896 S. 61 giebt folgende Analyse von Wasserscheere (Sichelkraut, Stratiotes aloides), Seerose (Nymphaea alba), Armlencher (Chara foetida) und Wasserrohr (Phragmites):

In Prozenten von:	Sichelkraut	Seerose	Armlencher	Wasserrohr
Kali	30,82	14,4	0,2	8,6
Natron	2,7	29,66	0,1	0,4
Kalk	10,7	18,9	54,8	5,9
Kieselsäure	1,8	0,5	0,3	71,5

die Ablagerung die Dicke von 2 cm, und in 5000 Jahren hat sie die Mächtigkeit eines Meters erreicht. In Wirklichkeit ist übrigens die jährlich abgesetzte Kalkmasse gewiss noch grösser, weil sich den Kalkschuppen auch noch die Schalen von Wasserschnecken, Muschelkrebse etc. beimengen. In der That wurde dadurch, dass die in einem Jahre von zwanzig Stöcken des genannten Potamogetons abgelösten Kalkschuppen, inbegriffen verschiedener Beimengungen, einem Drucke von 3000 Atmosphären ausgesetzt waren, ein Stück Kalkstein von 4 Quadratcentimeter Umfang und 8 Millimeter Dicke gewonnen.“

In grossen Mengen habe ich die Anhäufungen von Armleuchtermassen am Ufer des Paarsteiner Sees bei Pelitzwerder, im Mellensee bei Zossen und den Seen bei Sperenberg bemerkt.

Die Wasserpflanzen des Scharmützel haben den Kalk theils innerlich (vital) aufgenommen, theils äusserlich in Inkrustationsform. Je mehr die Pflanzen hierdurch erstickten und abstarben, bildeten sich um sie z. T. die von ihnen gebildeten Hohlräume anfüllend*) die weichen Kalkmassen zu jenen Gebilden aus, die einerseits an die terrestrischen Osteocolla, andererseits an die fluviatilen Sinterbildungen erinnern. Wo diese Bildungen sehr gedrängt standen, schlug sich und schlägt sich — denn der Prozess ist noch nicht abgestorben**) — Kalkbrei so massig nieder, dass grössere, durch Druck plattenartig ausgebildete Steine entstehen. Manche Sumpf- und Wiesenerze bilden sich noch jetzt in ähnlicher Weise bei uns (z. B. in einem Graben beim Brieselang nahe Haltepunkt Finkenkrug, nicht selten in eisenhaltigen Mooren der Niederlausitz).

Allein neben der Pflanzenwelt kommt bei der Bildung des Saarower Kalksteins auch die Tierwelt in Frage. Eine Andeutung findet sich schon in dem Citat aus Kerner. Der See enthält ungeheure Mengen von Schnecken und Muscheln, deren Gehäuse nach dem Tode des Weichtiers ein Spielball der Wellen und der auflösenden Wirkung der Kohlensäure werden. Dazu gehören namentlich Muscheln der Gattungen *Sphaerium* (besonders *Sph. corneum*), *Pisidium*, *Unio*, *Anodonta* und *Dreissensia*, sowie Schnecken der Gattungen *Limnaea*, *Planorbis*, *Paludina*, *Bithynia*, *Valvata* und *Neritina*. Zerrieben bilden dieselben einen Brei, ein im Wasser treibendes Plankton, ein bald salbenartiges bald teigiges Magma, welches in die stilleren Teile des Sees getrieben und durch die kalkholden Pflanzen zunächst nur mechanisch

*) Gerade wie bei den altalluvialen und diluvialen Höhlen-Kalktuffen von Thüringen, welche in Berlin zu Aquarien, Springbrunnen, Beeteinfassungen u. dgl. dienen.

**) Namentlich beim Quell-Tuff. Eine dgl. Tuffsteinquelle in Freienwalde a. O. von mir erwähnt *Brandenburgia* II. 219, eine andere beim Elysium in der Märkischen Schweiz nahe Buckow.

festgehalten, allmählich aber teils von ihnen chemisch assimiliert wird, teils als Kalkmagma zu dem sonstigen Kalkniederschlag des Sees fließt. In unseren Seen sieht man diesen Schalthiergehäusebrei, den man Seekreide nennt, selten rein, weil der Boden unter den Wasserflächen, wo Seekreide anschwemmt, meist moorig und bewachsen ist, in Gebirgsseen mit ihrem krystallklaren Wasser kann man dagegen das Magma der Seekreide abgelagert und flottierend vortrefflich beobachten. In dieser Weise habe ich die wesentlich aus verriebenen Muschel- und Schneckenschalen bestehende Seekreide beispielsweise zu wiederholten Malen in verschiedenen Jahren beobachtet in dem malerischen Schwanssee nahe Hohenschwangau unweit Füssen und in dem hochbelegenen Lanzersee nahe den über Innsbruck sich erhebenden Lanzer Köpfen.

Das sind die Agentien, mittels deren die Kalksteine des Scharmützel-sees auf und bei den zwei Werlen unweit Saarow sich gebildet haben.

Immerhin sind dergleichen ins Gebiet ebenso der Mineralogie wie Chemie, der Geologie wie Biologie hineingreifenden, auch dem Archäologen bedeutsamen Vorgänge so selten in unserer gebirgsarmen Provinz Brandenburg, dass ich mich berechtigt gefühlt habe, diese Beiträge zur Heimatkunde hier einmal im Zusammenhange vorzuführen.

10. Der rote Sandstein von Trebus bei Fürstenwalde a. Spr.

Den Bewohnern von Fürstenwalde an der Spree und Umgegend ist seit vielen Jahrhunderten das massenhafte Vorkommen eigentümlicher, meist intensiv rot gefärbter Sandsteine bekannt, welche nach der Volksmeinung ihr Verbreitungscentrum in dem eine knappe Meile nördlich von dieser Stadt hochbelegenen Dorf Trebus haben und als Baumaterial äusserst geschätzt sind.

Herr Geheimrat E. Friedel, welcher seit Jahren eine Menge Proben dieses Gesteins von den verschiedensten Fundorten gesammelt, legt eine Auswahl der Belagsstücke vor und bemerkt zur Erläuterung folgendes:

I. Geschichtliches und Verbreitung des Trebuser Sandsteins.

Als ich vor etwa zwanzig Jahren im Interesse des Märkischen Provinzialmuseums ein der jüngeren Steinzeit angehöriges Steinkistengrab*) unweit der Stadt Beeskow untersuchte, dessen Gestaltung auf dem Titelblatt meiner Schrift „Die Stein-, Bronze- und Eisen-Zeit in der Mark Brandenburg“ (Berlin 1878) abgebildet ist, während

*) Dasselbe lag bei Klein-Rietz auf dem Wege von Fürstenwalde nach Beeskow, etwa 3 km von letzterem Städtchen entfernt.

die darin befindlichen Todtenurnen erst kürzlich in der Seite 276ff. dieses Jahrgangs besprochenen Schrift von Dr. Karl Brunner (Die steinzeitliche Keramik in der Mark Brandenburg S. 7 Fig. 7—11) abgezeichnet und besprochen worden sind, bemerkte ich, dass dasselbe von grossen schieferig gespaltenen Platten eines rotbraunen Sandsteins sorgfältig gebaut war. Hierdurch aufmerksam gemacht fanden wir auf dem Wege zwischen Klein bzw. Gross-Rietz und Fürstenwalde in zusammengelesenen Steinhaufen, an Feldrainen, ferner im Walde ähnliche dergleichen harte rote Sandsteine vielfach liegend.

Nun zeigte es sich im Laufe der Jahre ferner, dass viele alte Gebäude in Fürstenwalde, darunter das Rathaus, teilweise, ja oft fast ganz, aus dem fraglichen roten Sandstein bestehen, ebenso die aus dem 14. Jahrhundert etwa stammende, auf langen Strecken wohl noch erhaltene Stadtmauer.

Exkursionen in den letzten fünf Jahren ausgeführt bis vor wenigen Tagen brachten allerhand bestätigende, z. T. überraschende Thatsachen ans Licht. Als eigentliches Hauptlager des Gesteins gilt bei den Bewohnern an Fürstenwalde und Umgegend das Dorf Trebus, dessen Lager von rotem Sandstein, obwohl seit über einem halben Jahrtausend fortgesetzt ausgebeutet, noch jetzt nicht entfernt erschöpft sind. Allgemein bezieht man noch jetzt den Trebuser Stein, wie er kurzweg genannt wird, aus jenem Dorf für Bauzwecke. Als sich der Kustos des Märkischen Museums Herr Buchholz vor längeren Jahren zwei Häuser in Fürstenwalde unweit des Bahnhofs erbaute, liess er sich für die Fundamente 40 Schachtruten roten Sandsteins einfach aus Trebus kommen. Ähnliches geschieht bei Haus- und Mauerbauten noch jetzt vielfach.

Von Trebus führt ein Fahrweg durch die städtische Fürstenwalder Forst nach der Ablage am Weissen Berg zur Spree. Dieser Spreeweg ist eigens für die Beförderung des roten Trebuser Sandsteins bestimmt und führt seit unvordenklicher Zeit den Namen „der Steener-Weg“ (der Stein-Weg). Ueberall sieht man auf diesem Weg Brocken und Abfälle des Trebuser Gesteins liegen, zum Teil mit Flechten und Moosen dicht bewachsen, ein Beweis, dass viele dieser Abgänge bereits aus alter Zeit stammen. Am rechten Spreeufer beim Weissen Berg ist das Ufer und der Waldweg so mit Abfällen des Steins bedeckt, dass er fast wie gepflastert aussieht. Diese Abfälle entstehen dadurch, dass man die Steine, um die Wasserfracht zu vermindern, teilweise hier be- und verarbeitet zu Chausseesteinen, Pflastersteinen, Werkstücken, Bordsteinen) Platten u. dgl. Noch jetzt werden die Trebuser Steine zu Wasser weit entführt; am 2. Juli d. J. bemerkte ich, dass die Chaussee, welche von Werneuchen über Börnicke nach Bernau führt, auf der Strecke zwischen den letztgenannten zwei Ortschaften im beträchtlichem Umfange mit Trebuser Rotsandstein neu beschüttet wurde und dass die Haufen

grösserer Steine auf den Chaussee-Bankets vorwiegend das gleiche Gestein enthielten. Die Gemarkung Trebus ist schier unerschöpflich an dem nach dem Ort benannten Felsmaterial, obwohl ich zugeben muss, dass namentlich in den letzten drei Jahren eine grosse Menge gerade der bedeutendsten Rotsandsteinblöcke gesprengt und fortgeführt worden ist. Als man 1897 die Landstrasse, welche den Trebuser See westlich lassend, von Fürstenwalde nach Trebus führt, in eine Chaussee verwandelte, fanden starke Bodenabtragungen dicht vor dem Dorfe, wo das Gelände sich zu dem offenen bezw. zu dem versumpften See senkt, statt; hierbei kamen grosse Mengen von grossen Sandsteinblöcken zu Tage, die ich i. J. 1898 zum fertigen Chausseebau aufgearbeitet fand, Bordsteine zur Abgrenzung des Bankets und Abwehrsteine der Chausseebäume waren in grossen Mengen durch Spalten gewaltiger Blöcke gewonnen worden. Das ansehnliche Dorf Trebus, die ursprünglichen Reste der alte Kirche*), die Kirchhofsmauer, die herrschaftlichen Stallungen, alles ist im wesentlichen aus ein und demselben Sandstein gebaut. Um den Gutsgarten und Park herum zieht sich eine trockene Mauer aus gleichem petrographischem Material. In dem Walde, welchen der tiefe Grabeneinbruch des Trebuser Sees begrenzt, liegen noch immer zahlreiche rote Sandsteinblöcke; vielfach aber zeigen Spuren, dass hier noch weit mehr dergl. gelegen haben und sei es zersprengt sei es unzersprengt fortgeschafft worden ist. Die anstossende Feldmark bis zur Königlichen Hangelsdorfer Forst westlich, Jänikendorf nordwestlich und Beerfelde nördlich steckt voller roter Sandsteine, namentlich galt das Gelände am Jänikendorfer Wege als die eigentliche Vorratskammer, hier lagerten die Sandsteinblöcke etwa 1 m unter der Oberfläche überall. Die obersten Lagen sind natürlich zuerst, und zwar um den Ackerbau zu erleichtern, fortgeschafft worden. Das östlich von Trebus belegene geschieberriche Dorf Steinhöfel scheint den Namen hauptsächlich von den Sandsteinlagern erhalten zu haben.

Nach dem Trebuser See, der gleich dem Scharmützelsee, mehr den Eindruck eines Einsturz- als Auswaschungs-Sees macht, ziehen sich die roten Sandsteine von beiden Ufern hinab bis in den See hinein, so weit sich das Wasser mit dem Auge durchdringen lässt. Es sind dies alles Diluvial-Abhänge, dagegen liegen an dem im sandigen Alluvium liegenden versumpften Südzipfel des Sees keine Steinblöcke. Die roten Sandsteine kommen auch sonst in der Gegend im Diluvium vor. Herr Chemiker E. Schenk-Fürstenwalde schrieb mir am 1. November 1897: „Ich sah, dass man dabei ist, auf dem Acker der vom Dachs- und Waizenberg begrenzt wird, diese Gesteine herauszugraben. Man hat an dem

*) Der jetzige Oberbau der Kirche ist, weil man die Kosten des Behauens der Werkstücke aus Rotsandstein zu hoch fand, aus Backstein aufgeführt.

Wege, der beregtes Terrain nach Nordwest begrenzt, die ausgegrabenen Steine aufgestapelt und zerschlägt dort die gefundenen Geschiebe und diese Sandsteinblöcke, die fester sind und nicht in Blätter zerfallen, zu viereckigen Pflastersteinen. Der Acker, der aus lehmigem Sande besteht, muss noch viele derartige Steine enthalten; es sind grosse Löcher 20 Schritt im Umkreis gegraben, um die Steine, die ca. 2 m tief liegen, herauszuholen. Das rote Gestein ist von verschiedener Festigkeit, ich sah auf dem Acker frisch herausgenommenes, das gleich in tafelförmige Stücke beim Herausholen zerfallen war, andererseits feste Gesteine, die sich zu Pflastersteinen zerschlagen lassen und den verschiedenen Granitarten an Härte nicht nachstehen. Der rote Sandstein findet sich unter anderen in kleineren Stücken von 6—10—20 cm Länge und 2—6 cm Dicke längs der Waldlisière, von den Schiessständen am Rande der die Weinberge fortsetzenden Höhenzüge bis nach dem südlichen Ufer des Trebuser Sees, ebenda auch am Rande der einzelnen Felder aufgestapelt; unbedingt wird er sich also auch auf dem südlichen Ufer finden, wenn danach gegraben wird. Auf einem Wege der Palmnickener Feldmark liegen an einer Stelle auch einige grössere Blöcke des roten Sandsteins, der aber der harten Modifikation angehört“. —

Dass ein so merkwürdiges, Rätsel aufgebendes geognostisches Vorkommen dem Altmeister Klöden nicht entgehen konnte, versteht sich von selbst. Er teilt Mineral.-Beiträge II. 1829 S. 38f. nachstehendes mit.

„Von Buckow an über die hohe Fläche von Müncheberg, Wüst Gölsdorf, dessen Höhe ich barometrisch zu 241, 956 Par. F. gefunden habe, Trebus und Fürstenwalde bis zu den Rauenschen Bergen hin, zeigt sich nicht selten ein roter Sandstein unter den Geschieben des Landes, welcher ganz die Farbe des sogenannten roten Liegenden, aber in der Regel nur sehr feine Körner und ein sehr hartes Bindemittel und damit eine grössere Härte zeigt, und ohne Schwierigkeit schiefzig spaltet. Am häufigsten zeigt sich dieser Sandstein in der Gegend von Fürstenwalde, wo nicht nur die meisten Gartenmauern, sondern auch ein grosser Teil der Gebäude daraus erbaut ist. Nicht minder sieht man in Trebus, wie in Rauen viele daraus aufgeführte Mauern. Man sucht ihn in der Gegend begierig auf, da er sich als ein sehr vorzüglicher Baustein bewährt hat, und durch seine leichte Spaltbarkeit die Arbeiten sehr erleichtert. Von der Oberfläche ist er daher schon sehr weggelesen. Aber auffallend treten überall in den Gebäuden seine Massen dem Geognosten entgegen; denn kaum würde man ihn häufiger sehen, wenn er selbst in der Nähe gebrochen würde.

„In dem Jahre 1782 wurde der Bergamtsrat Flottmann auf diesen Sandstein aufmerksam. Er will gefunden haben, dass auf dem Fürstenwalder Felde die dort damals wahrscheinlich noch zu Tage liegenden grossen Stücke desselben zwar nicht zusammenhängend, wohl aber sämtlich in dem nämlichen Streichen und Fallen liegen, als der Rüdersdorfer Kalkstein. Er liess bohren, und fand Stellen unter 2 Fuss Dammerde, welche eben diesen roten

Sandstein zeigten, aber nur 2—3 Zoll mächtig in schiefrigen Lagen fortstrichen. Unter denselben zeigte sich nichts als Lehm, bis auf 40 Fuss Tiefe.

„Eine alte Sage geht in der Gegend von Fürstenwalde, dass sich nach der Grenze des Gutes Trebus hin Sandsteinlager vorfinden sollen, und man soll in alten Zeiten hier wirklich Sandsteine gefunden haben, — ob gebrochen? steht dahin. Denn obgleich man in der Nähe von Trebus an der bezeichneten Stelle, welche zu den Hufenbergen gehört, Bohrversuche angestellt hat, so hat sich doch bis auf 50 Fuss Tiefe nichts als Sand und Lehm gefunden. Nach allem, was mir möglich gewesen ist, über diesen Sandstein zu erfahren, findet er sich nur nesterweise, stets in der oberen Decke des Landes, und nicht leicht tiefer als 2 Fuss, und in dieser Weise in der ganzen angegebenen Gegend, besonders in den Hufenbergen, welche sich $\frac{1}{4}$ Meile nördlich von Fürstenwalde erheben, und bis Trebus ziehen, (nach einer Barometermessung fand ich den Punkt der Hufenberge, über welchen die Strasse von Fürstenwalde nach Müncheberg zieht, 198,474 Par. F. über dem Meer), dann auf dem Plateau vor den Rauenschen Bergen, auf welchem das Dorf Rauen liegt, und häufig in den Duberow-Bergen, in welchen letzteren sehr grosse Stücke vorkommen sollen. Nirgend aber ist er bis jetzt anstehend gefunden worden. Ist nun dieser Sandstein ebenfalls ein Braunkohlen-Sandstein, der in den Lagern dieser Formation etwa bloß als Konkretion erscheint? — Ich glaube es nicht; denn in diesem Falle würde er in der Tiefe, in den eigentlichen Lagern der Braunkohlen-Formation erscheinen, in welchen man ihn, so viel bekannt ist, niemals gefunden hat, obwohl diese Formation in der Gegend, in welcher er erscheint, sehr verbreitet ist. Immer liegt er nur in der bedeckenden Diluvial-Formation, mit anderen Geschieben zusammen, und darum kann ich denselben, solange nicht neue bisher unbekannte Thatsachen über sein Vorkommen eines andern belehren, nur für ein Geschiebe halten. Er liefert so aber einen sehr beachtenswerten Belag dafür, dass die Geschiebe einer gewissen Art keineswegs regellos über die ganze Fläche verstreut sind, sondern ebenfalls ein gewisses Streichen beobachten.“

Ferner V. 69 fig. (1832):

„Da das Rotliegende in der Mark durchgängig zu Mühlsteinen benutzt wird, die man von Rothenburg an der Saale bezieht, da es ausserdem, ebenfalls fremdartigen Ursprungs, in Berlin früher hier und da zu Quadersteinen angewendet ist, so könnte man wohl geneigt sein, alle auf den Feldern zerstreuten Bruchstücke von da abzuleiten. — Hierher dürfte dann auch wohl am natürlichsten jener schon früher erwähnte rote Sandstein gerechnet werden, der besonders in der Gegend von Trebus und Fürstenwalde so häufig als Geschiebe erscheint, so lange wenigstens sein Ursprung nicht näher nachgewiesen ist. Er hat völlig die Farbe der Totliegenden, und besteht aus höchst feinen Quarzkörnern, die durch ein rotes Bindemittel dicht vereinigt sind, das aber nur durch die Farbe zu vermuten ist, denn das Gestein ist fast so dicht, wie körniger Quarz. Inwendig zeigen sich sehr feine erdige Punkte. Er ist so fest, dass er am Stahle ohne bedeutende Abnutzung seiner Kanten sehr gut Feuer schlägt.“

„Obgleich er keine schiefrige Textur im Inneren zeigt, so spaltet er doch ziemlich leicht in Tafeln mit parallelen Seitenflächen. Auch beim Verwittern schiefert er sich in dünne Platten. Die Gleichförmigkeit dieses Gesteins aber in der ganzen Ausdehnung von den Duberow-Bergen bis nach Buckow hin ist ebenso auffallend, als sein häufiges Vorkommen in diessm Striche. In anderen Gegenden der Mark ist er seltener.

„Uebrigens wäre es auch wohl möglich, dass dieser feinkörnige Sandstein dem bunten Sandsteine angehört. Die grosse Gleichheit des Kornes, das wie es aus der Härte sich schliessen lässt, kieselige Bindemittel, sowie einige andere Umstände geben dieser Vermutung sogar viel Wahrscheinlichkeit.“

Hierzu bemerke ich, dass die bequeme Schiffsgelegenheit der Spree gewiss schon seit Jahrhunderten Anlass geboten hat, den Trebuser Sandstein, soweit er sich zu Werkstücken eignet, nach ausserhalb zu schaffen, zumal er ungleich wetterbeständiger als der Rüdersdorfer Kalk ist. So scheint die in den letzten Jahren des Grossen Kurfürsten gebaute Jungfernbrücke in Berlin aus Trebuser Sandstein zu bestehen. Auch beim Abbruch der alten Mühlendammbrücke hieselbst kamen allerhand ähnliche Sandsteinblöcke zum Vorschein, welche mutmasslich aus der Fürstenwalder Gegend stammen. Ferner bei den in derselben Zeit entstandenen Festungswerken Berlins, insbesondere bei der ornamentalen Ausstattung der Thore wird er hie und da Verwendung gefunden haben. Auch Mühlsteine mögen aus den feinkörnigen dichten und festen mittleren Lagen des Gesteins angefertigt worden sein.

II. Äussere und innere Beschaffenheit des Trebuser Sandsteins.

Blöcke von einer Länge bis zu 2 m, 1 m Dicke und 1 m Breite habe ich öfters gesehen und sind früher ganz gewöhnlich gewesen. Mitunter hat man grosse Blöcke so nahe aneinander gefunden, als wenn sie zusammen gehört hätten. Manche der Blöcke runden und treppen sich wie Schichtenköpfe ab. Auf der Höhe am Wege nach Jaenickendorf westlich vom Trebuser See lagen und liegen noch jetzt Blöcke die entgegen ihre Struktur abgehobelt und die Abschleifungsflächen mit deutlichen glacialen Striemen, Riefen und Schrammen versehen sind. Es sind aber auch Blöcke als „wind worn rocks“, Windschliffelsen anzusprechen, deren eine Seite glatt und leicht hohl geschliffen ist, wie wir dies an den Markgrafensteinen gesehen (vgl. die Abb. Brandenburgia II. 122) und insbesondere von dem Kleinen Markgrafenstein (a. a. O. 153) nachgewiesen haben, an dem an der Windseite seichte Auskühlungen beginnend $\frac{1}{2}$ m über dem Boden in einem etwa 1 m breiten Gürtel deutlich bemerkbar sind. Während aber der Sandflug hier wegen der Grösse und Härte des Blocks nur eine rundliche gleich-

mässige Auskehlung herauszuschleuern vermochte, hat er die Trebuser Rotsandsteinblöcke auch von anderen Seiten zu fassen vermocht und einzelne kantig und facettenartig zugeschliffen.

Die innere Beschaffenheit, insbesondere die Struktur des hier abgelagerten und aufgeschlossenen Gesteins ist viel mannigfaltiger, als Klöden bei seinem meines Wissens nur zweimaligen gelegentlichem Aufenthalt in der Gegend festzustellen in der Lage war. Es ist als wenn ein vollständiges gebirgsähnliches Sandsteinflötz alle bei ihm vorkommenden Spielarten ein und desselben Gesteins nach verschiedenen Lagen und Horizonten zur Schau stellen möchte.

Die durchgängige Farbe ist ein mittleres gesättigtes Rot, aber diese Regel erleidet im einzelnen die mannigfaltigsten Abweichungen. In Folge von Auslaugungen finden sich Blöcke, welche bis in die Mitte hinein heller bis gelblich und weisslich gefärbt, im übrigen aber normal dunkel sind. Andere Stücke sind blutrot wie manches Rotliegende Thüringens oder dunkelrotbraun wie die Granitkonglomerate bei der Wartburg gefärbt. Dies sind aber nur Ausnahmen. Auch Stücke mit bläulich violetter Farbe kommen in sehr harten Blöcken vor. Ebenso gefleckte Stücke. Die meisten der herausgebrachten Blöcke lassen sich am besten mit „Schollen“ vergleichen, dieser Ausdruck ist umschreibender als die Bezeichnung Blöcke. In dem Besichtigungsprotokoll vom 16. November 1898 vermerkte ich:

a) dass das Rotsandsteinmaterial mitunter an ein und demselben Block im Gefüge und in der Farbe sehr verschieden ist, von feinen gleichmässig verteilten Sandkörnern bis zu erbsen- ja bohngrossen ungleichartigen Stücken, sehr hart, dass der Stahlhammer Funken gab, bis mürmelig weich, namentlich wo der Frost eingewirkt hat. Dunkelrot bis hellrot mit bläulichem Schimmer, mit und ohne Glimmer-Flimmerchen. Gefleckt, gross und unregelmässig; ganze Partien von Handgrösse gelblich weiss. Dann auch wieder Stücke mit regelmässig verteilten Punkten und Dupfen, welche bei einem Exemplar gelblich, bei einem andern grünlich gelb ausfallen. Im Querschnitt teils mit wagerechten Parallelbändern, teils mit welligen Parallelbändern, ja mit solchen die ausgesprochene Schlangenlinien beschreiben, und die regulär geschichtete Bänderung solchergestalt unregelmässig unterbrechen.

b) dass die Struktur teils flachplattig, teils wellig ist, wie die verschiedenen Rüdersdorfer Muschelkalke, teils auch in grossen sehr harten Blöcken ohne plattigen und schieferigen Bruch auftritt, welche zu Quadern und ornamentalen Werkstücken sich eignen, wegen grosser Härte aber schwer zu bearbeiten erscheinen.

c) dass die isoliert und unbeschädigt ausgegrabenen Blöcke zwar auch berieben sind, aber lange nicht in dem Masse wie z. B. in demselben Boden ausgegrabene Geschiebeblöcke von Porphyr, Granit,

Gneiss etc., obwohl diese, wie der Hammerschlag zeigte, viel härter sind. Es markieren sich in Folge dessen am Sandstein die Absatzschichten plastischer. Ein Block zeigte Eis-Kritzen und -Schrammen, die parallel über die Fläche des Sandsteinsblocks verliefen. Ein harter Block der geschilderten Art zeigte die eine Fläche von Sandflug berieben und mit täschchenförmigen Ausbeutelungen, wie sie von grossen Quarzitgeschieben bekannt sind. Manche Stücke haben eine grobe schalenförmige Struktur und zerspringen auch namentlich unter Einfluss des Frostes schalenartig. Diese Stücke waren dunkelrot.

III. Alter und Herkunft des Trebuser Gesteines.

Wenn die geologische Landesaufnahme bereits den hier in Frage kommenden Gebietsteil umfasste, könnte ich die nachfolgende Darstellung unterlassen. Allein die landesgeologischen Untersuchungen schliessen sich an die Messtischblätter des Grossen Generalstabs an und werden für ungefähr $\frac{3}{8}$ der Provinz Brandenburg noch lange auf sich warten lassen. Als im Reichstag vor mehreren Jahren geäussert wurde, wenn es so langsam weiter gehe, werde die kartographische Reichaufnahme 200 Jahre dauern, wurde seitens des Regierungskommissars erklärt, das ganze Werk werde höchstens ein Jahrhundert dauern! Jedenfalls soll jetzt und noch für lange die Hauptarbeit auf die Grenzlande verwendet werden, Brandenburg als centrale Provinz wird am längsten warten müssen. Der grössere Teil unserer Niederlausitz und auch die Sektionen um Fürstenwalde stehen noch aus. Hiernach muss sich auch die geologische Landesaufnahme gedulden und darf man in der Zwischenzeit sich zu behelfen suchen.

Wenn das Trebuser Gestein mit seinem Hangenden und Liegenden irgendwo festansteht gefunden wäre oder wenn das Trebuser Gestein in seinen Schollen und Blöcken versteinerte organische Einschlüsse enthielte, so würde sich eine sichere Altersbestimmung ermöglichen lassen; leider aber fehlen diese beiden Hilfsmittel ganz, da, wie man gestehen muss, der rote Sandstein der Gegend trotz seiner erstaunlichen Massenhaftigkeit immer nur lose in der Erde, in Geschiebeform vorkommt und zwar ohne Versteinerungen von Tieren und Pflanzen.

An Möglichkeiten und Hypothesen über sein Alter und seine Herkunft kann man allerdings denken. Schon Klöden hat anfänglich an Rotliegendes, später an Buntsandstein gedacht. Damit hat es folgende Bewandnis, wobei ich an die Seite 210 gelegentlich der Betrachtung der Rixdorfer und Neubritzer Kiesgruben aufgestellte Uebersicht der Altersfolge der vorzüglichsten versteinierungsführenden geschichteten Formationen erinnere. Zur Dyasformation oder zum Perm gehört das Rotliegende (im System über der Steinkohlengruppe und unter der Zechsteingruppe). Es kommt im Erzgebirge mit roten Letten,

Konglomeraten und Sandsteinen, Schieferthonen, Kohlenflötzen etc. vor, aus Thüringen ist es sehr bekannt durch das Kyffhäusergebirge, dessen nördliche Hälfte mitsamt dem Kaiser-Denkmal aus rotem Rotliegenden besteht. An fossilen Einschlüssen ist das Rotliegende nicht qualitativ, sondern nur quantitativ reich; besonders sind verkieselte Hölzer häufig, welche auf der Grenze zwischen den groben und feineren Konglomeraten liegen. Ich habe mir dies Rotliegende in diesem Sommer in Thüringen angesehen, Handstücke gesammelt und mit dem Trebuser Sandstein verglichen, finde aber ersteren Sandstein viel derber und anders geschichtet, so dass mir makroskopisch betrachtet eine Identität nicht einleuchten will.

Auf die Dyas folgt die Triasformation mit drei Gliedern zu-unterst Buntsandstein, in der Mitte Muschelkalk, zuoberst Keuper. Der Buntsandstein, der von dunkelrot bis weiss (durch Auslaugung) spielen kann, hat mit dem Meer- und dem Süß-Wasser nach der jetzt verbreiteten Ansicht nichts zu thun. Er besitzt vielmehr mit dem Löss dadurch eine gewisse Ähnlichkeit, dass er ein Produkt des Windes ist, der diluviale Löss allerdings aus staubfeinem Material bestehend, während beim Buntsandstein gewaltige Stürme älteres Gestein zermalmt und das Gemengsel zusammengeweht haben, so zwar, dass der Buntsandstein im Süden am grobkörnigsten, im Norden am feinkörnigsten ist und dass die Aufschüttung des Materials hauptsächlich von S nach N erfolgte. Dass dieser Buntsandstein oftmals den Salzlagern der obern Zechsteingruppe auflagert, beweist ebenfalls, wie er eine Trockenbildung ist, denn wäre er eine Wasserbildung so könnte er keine schützende Decke des Steinsalzes sein, müsste dies vielmehr aufgelöst haben. Die Schichten des Buntsandsteins sind immer parallel, dies ist, so weit erkennbar, bei dem Trebuser Gestein der Fall. Der untere Buntsandstein ist feinkörnig und kalkhaltig; das ist der Trebuser Stein nicht, wenigstens reagirt er nicht auf Salzsäure. Der untere Sandstein ist oft reich an Gyps (bei Trebus nicht beachtet) und an Glimmer (nur selten daselbst). Der mittlere Buntsandstein ist in der Regel kalkarm und im Korn verschieden und zu Steinmetzarbeiten in gewissen Lagen brauchbar, was beides beim Trebuser Sandstein zutrifft. Der obere Buntsandstein, im eigentlichen Sinne R^öth (R^öt), setzt sich aus bunten Schieferplatten, Thonen, Mergeln und Gypslagern zusammen, wie sie in Rüdersdorf unter dem untern Muschelkalk (Wellenkalk) nahe dem Kessel von Altegrund abgebaut werden. Noch sei vom Buntsandstein erwähnt, dass er an einigen Orten palaeontologisch sehr geschätzte Tierfährten zeigt. Zeitweilig mag der Stein seicht unter Wasser gewesen sein, daher an einzelnen Stellen feinkörnige Schichten mit Wellenfurchen (vgl. einzelne Blöcke in Trebus) vorkommen. Austrocknungsrisse lassen sich hieraus erklären, ebenso die diskordante Parallelstruktur. Wellenfurchen können

übrigens ohne Zuhülfenahme von Wasser auch durch heftigen, in einer bestimmten Richtung längere Zeit wehenden Wind auf kahlen Stellen, welche das Volk als Hexentanzplätze bezeichnet, im Sande erzeugt werden. Über Muschelkalk liegt der Keuper zerfallend in 3 Abteilungen: a. unterer Keuper mit grauen und roten Sandsteinen, b. mittlerer Keuper (bunte Mergel und Gyps) und c. oberer Keuper (oder Rhät im engeren Sinne) mit Bänken gelblichen Sandsteins.

Unter allen diesen Formationen vom Rotliegenden bis zum Rhät kommt in der Nachbarschaft nur bei Rüdersdorf der Muschelkalk und darunter ein Teil des Buntsandsteins vor; will man also wegen des überreichlichen Vorkommens roter Sandsteine von ausgeprägtem Charakter in unserer Gegend einen Zusammenhang mit anstehendem Gebirge suchen, so drängt sich die Buntsandstein-Formation, speciell in ihrer mittleren Ausbildung von selbst auf.

Kann diese zertrümmerte rote Sandsteinanhäufung, welche man mit einem in seiner Schichtung aufgelösten und versetzten Miniatur-Gebirge vergleichen möchte, in Geschiebeform durch die Gletscher aus Skandinavien oder den weiten Gebieten des Russischen Reichs hierher versetzt worden sein? — Im höchsten Grade unwahrscheinlich! Oder von den mitteldeutschen Gletschern nach Norden geschoben sein? — Unmöglich!

Dazu kommt, dass die bei Trebus mit den Rotsandsteinblöcken zusammen vorkommenden eigentlichen nordischen Diluvialgeschiebe, auch wo sie aus viel härterem Material bestehen, wie schon angedeutet, ungleich mehr abgeschliffen und sphäroidaler ausgestaltet sind, als die ungleich weicheren Trebuser Steine.

Man wird also geneigt sein können, als Hypothese hinzustellen, dass das Trebuser Gestein einen nicht so weiten Weg wie jene nordischen Irrgäste zurückgelegt hat, dass es vielmehr — relativ gesprochen — aus der Nähe herkommen mag und zwar nicht von einer riesigen Diluvial-Scholle — dazu ist das Material im Zusammenhange betrachtet zu umfangreich und zu schwer gewesen — vielmehr von anstehendem Gebirge herrührend. Wo letzteres gewurzelt haben kann, überhaupt alle näheren Umstände zu ergründen, mag der methodischen Forschung der Landesgeologie vorbehalten bleiben.

11. Herr cand. jur. Friedrich Backschat: „**Kloster Zinna bei Jüterbog**“. Wir werden den Vortrag im nächsten Hefte bringen.

12. Herr Direktor Wagner:

„**Zur Geschichte und Technik des Mosaiks**“.

(Mit Vorlagen musivischer Kunstarbeiten).

Der Name „Mosaik“ ist aus dem „Opus musivum“, mit welchem die Römer das Glasmosaik bezeichneten, entstanden.

Ursprünglich nur eine Specialbenennung für diesen Kunstzweig, versteht man heute alle diejenigen Flächendekorationen darunter, welche aus einzelnen Stoffteilen mineralischer, pflanzlicher oder tierischer Natur zusammengefügt sind.

Mosaik ist demzufolge jeder Flächenschmuck, welcher aus zusammengesetzten und mit einem Bindemittel auf eine Unterlage befestigten einzelnen Körpern besteht. Je nach der Verschiedenheit dieser Körper unterscheidet man Stein- oder Plattenmosaik, Thon- und Ziegelmosaik, Holz-, Leder-, Perlmutter- und schliesslich Glasmosaik.

Unsere Betrachtung soll heute vorzugsweise dem Glas- und Stein- bzw. Marmormosaik gelten, also dem eigentlichen Mosaik der Monumentalkunst; sämtliche sonst genannten Techniken sind nur Abarten und kommen weniger, oder nur in untergeordneter Rolle in Betracht.

Die Technik des Mosaiks ist uralt; Ägypter, Griechen, Römer, Mauren, Inder, übten sie. Schon in der Bibel im Hohenlied Salomonis 3, 10 wird von dem „lieblich gepflasterten Boden der Sänfte Salomos“ gesprochen und Plinius erzählt ebenfalls von dem „Opus musivum“, der musivischen Kunst.

Ursprünglich wurde das Mosaik nur für die Ausschmückung der Fussböden benutzt und zwar waren es ausschliesslich natürliche Steine, in der Hauptsache Marmor, welche das Material dazu hergaben.

Dasselbe wurde dazu verwendet um zunächst einfache symmetrische Teppichmuster damit auszuführen; doch ging man bald dazu über, reichere ornamentale und auch figürliche Einlagen anzubringen.

Der 1829 entdeckte Fussboden der Vorhalle des Zeustempels zu Olympia, dessen Entstehung dem 5. Jahrhundert v. Chr. angehört, ist bereits in der angedeuteten Weise entwickelt. Als Material hierzu sind rohe, rundlich geschliffene Kiesel des benachbarten Flusses verwendet und zwar ist die Farbengebung eine sehr einfache; in der Hauptsache schwarz, weiss, gelb und grüngrau.

Neben dem Motiv des gestickten Teppichs wird aber auch das Mattengeflecht als Vorbild angewandt, in welches häufig Ranken, Blumen, Rosetten und dergleichen zur Belebung eingestreut sind.

Der zur Blütezeit der römischen Weltmacht sich entwickelnde Luxus übte aber auch auf die Mosaikkunst einen wesentlichen Einfluss aus und vielfach wurde die Grenze des stilistisch Erlaubten überschritten, indem man Objekte für die Bilder des Fussbodens wählte, deren durch Farbenmodellierung, Schlagschatten und perspektivische Zeichnung hervorgebrachte lebenswahre Plastik für Wandgemälde geeignet erscheint.

Aus dieser Periode stammt der, in dem sogenannten ungefegten Hause zu Pegamos, von dem Mosaikkünstler Sosus ausgeführte Fuss-

boden, welcher zur Zeit im Museum des Lateran aufbewahrt wird. Das mit diesem Mosaik geschmückte Zimmer oder Haus erhielt seinen Namen „das ungefegte“ weil der Künstler die Reste und Abfälle der Mahlzeit und was man sonst auszukehren pflegt, (als sei es zurückgelassen worden) aus kleinen, zum Teil künstlich gefärbten Steinchen nachgebildet hatte. Man sieht hier Gemüse, Früchte, Krebschalen, Fischgräten, eine an einer Nuss nagende Maus und dergleichen.

Im Museum des Kapitols wird sodann ein Bild aufbewahrt, das Kapitolinische Taubenmosaik, welches eine mit Wasser gefüllte Schale darstellt, auf deren Rande vier Tauben sitzen, von denen eine trinkend das Wasser mit dem Schatten ihres Kopfes verdunkelt. Eine Arbeit von wunderbarer Naturwahrheit und Schönheit, welche der Villa des Hadrian entstammt.

Als drittes, bekanntestes Prachtstück der Antike ist die Alexander-schlacht zu nennen, welche sich augenblicklich im Museum zu Neapel befindet und welches 1831 als Fussbodenmosaik in der Casa di Fauno, zu Pompeji, aufgefunden wurde. Es wird angenommen, dass das Bild den Sieg Alexanders des Grossen über Darius bei Isos darstellt.

Ebenso besitzt unser Berliner Museum aus dieser Periode ein gleichfalls in der Villa des Hadrian aufgefundenes kostbares Bild, den Kampf von Centauren mit Tigern darstellend.

Auch nur annähernd die in den verschiedenen Museen aufbewahrten Mosaikbilder aufzuzählen, würde zu weit führen; jedoch sind es meist Fussbodenmosaiken, welche uns überliefert worden sind, während solche, die zum Schmucke der Wände dienten, sehr wenig vorkommen. Nur in Pompeji sind einige Wandmosaiken aufgefunden, die meist im Stile der bekannten pompejanischen Wandmalereien ausgeführt sind.

Das bisher für Mosaikarbeiten zur Verwendung gelangende Material besteht fast ausschliesslich aus Marmor und sonstigen in der Natur vorkommenden Steinen, zum nicht geringen Teile, wie ich auch schon besonders anführte, aus Kieselsteinen.

Erst unter dem Kaiser Augustus kamen nachweislich allgemein Glasflüsse zur Anwendung und jetzt erst beginnt man in grösserem Umfange die Wände mit Mosaiken zu schmücken.

Besonders war die frühchristliche Periode der Ausbreitung des Mosaiks günstig und in der christlichen Basilika feierte dasselbe seine höchsten Triumphe. Die Mosaiken bedecken in den kirchlichen Gebäuden namentlich die Kuppeln, die Nischen der Apsiden und bilden grosse, friesartige Streifen an den Wänden und zwischen den Fenstern, während man sich bei Fussböden meist auf die Wiedergabe geometrischer Muster beschränkt.

Namentlich ist es das Gold- und Silbermosaik und gelegentlich auch das Perlmutter, welches das Innere der Kirchen mit wunderbarem,

überirdischem Glanze erfüllt und welches auf die Gläubigen einen weihevollen, aus der Misère des täglichen Lebens erhebenden Einfluss ausübt.

Die heilige Schrift giebt die Motive für die zur Darstellung gelangenden Sujets und so entstehen an den Wänden die Bilder der biblischen Geschichte und die Symbole für die heiligen Handlungen und Sakramente. Das Innere der Kirche wird so selbst zum Verkündiger des Evangeliums und ersetzt den des Lesens unkundigen Gläubigen nicht nur die Bibel, sondern gräbt die Heilslehren viel tiefer in ihr Gemüt, in ihre Herzen ein, als es die Worte des Predigers, oder gar tote Schriftzeichen je vermocht hätten.

Das naiv empfindende Volk verstand damals noch die Sprache des Künstlers, selbst da, wo er Symbole und heilige Zeichen als verzieren- des Ornament anwandte, während heute, wo eine Vorliebe für den byzantinischen und romanischen Stil die alten Formen wieder aufleben lässt, der ausführende Künstler häufig nicht einmal die Bedeutung derselben kennt, geschweige denn, dass das Volk noch ein Verständnis dafür besitzt, und so entsteht eine kalte, leere Formensprache, die niemand versteht und die daher auch nicht im entferntesten einen solchen Eindruck hervorrufft wie es bei den zur Blütezeit der altchristlichen Kunst entstandenen Werken der Fall war.

Hervorragende Arbeiten aus jener Periode, die uns bis heute, in zum Teil vollendeter Weise, erhalten geblieben, finden sich in reicher Anzahl in Rom, s. u. a. im Baptisterium des Lateran, in S. Pudentiana, in S. S. Cosma e Damiano in S. Agnese, sowie in S. Maria in Domnica; aber auch das übrige Italien, besonders Mailand und Neapel weisen Beispiele davon auf.

Vor allen Dingen aber ist es Ravenna, das unter Honorius die Hauptstadt des westlichen Reiches wurde, welches uns eine Reihe der kostbarsten musivischen Arbeiten erhalten hat.

Sie finden hier im Saale eine komplette Kollektion photographischer Aufnahmen fast sämtlicher alten ravennatischen Mosaiken und ich glaube, es wird Sie interessieren dieselben einer eingehenden Durchsicht zu unterziehen.

Ich erwähne nur kurz, als besonders beachtenswert, die Kuppel der im Jahre 430 erbauten Taufkapelle S. Giovanni in Fonte, ein Bogenfeld, den guten Hirten darstellend, aus der Grabkapelle der Galla Placidia, sowie die an Ort und Stelle durch einen unserer Künstler aufgenommene farbige Copie des Paulus aus demselben Bauwerke; ferner den Zug der Jungfrauen und Jünglinge in der S. Apollinare nuovo, ebenso die kleineren Bilder aus Christi Leben und Leiden aus derselben Kirche und zum Schlusse den Kaiser Justinian und die Kaiserin Theodora in S. Vitale.

Bei den meisten dieser Arbeiten sind noch die Einflüsse der klassischen Kunst erkennbar und gerade dieses unterscheidet sie vorteilhaft von den meisten Mosaiken späterer Jahrhunderte, bei denen die byzantinischen, steifen und eckigen Formen den künstlerischen Genuss wesentlich einschränken, wenn auch ihre oft sehr prachtvolle und harmonische Farbenwirkung diesen Eindruck etwas mildert.

Vor allen übrigen italienischen Mosaiken werden die ravennatischen erst in neuester Zeit wieder besonders gewürdigt und bereits verschiedene unserer hervorragenden Berliner Künstler haben Studienreisen nach dort unternommen um die unvergänglichen und bis heute auch noch unübertroffenen Schönheiten derselben an Ort und Stelle zu studieren. Ich verweise nur auf die hier ausgestellten Arbeiten zu dem Ciborienaltar für Maria-Laach, sowie auf die Kanzeleinlagen für die hiesige Jerusalemerkirche, welche wir nach Entwürfen von Maler Oetken ausführen, und welche an alte, ravennatische Motive angelehnt und in der Farbe ziemlich genau denselben nachgebildet sind.

Die Mosaiken im Dom zu Monreale — deren Hauptteile entstanden, während die Hohenstaufen ihre Herrschaft über die beiden Sicilien ausübten, z. Z. also des fünften Kreuzzuges — und in der Capella Palatina zu Palermo, aus welcher letzterer der dort aufgestellte Kopf, ein Facsimile des Originals, herrührt, ebenso die reichen Mosaiken, von S. Marco zu Venedig und in den Domen zu Murano und Torcello sind grossenteils von byzantinischen Künstlern ausgeführt und stehen schon nicht mehr ganz auf der Höhe der ravennatischen.

Nicht uninteressant dürfte es Ihnen sein zu hören, dass das Mosaik in der Friedenskirche zu Potsdam aus dem Dome zu Murano herrührt. Es ist dort von den Wänden der Kuppel abgelöst, nachdem man die vordere Seite mit einer dicken Gypsschicht überzogen hatte, dann in Stücke zerlegt und so hierher transportiert, worauf es in der umgekehrten Reihenfolge wieder angesetzt wurde.

Zu erwähnen sind noch aus der frühesten Periode die Mosaiken der von Justinian um die Mitte des sechsten Jahrhunderts erbauten Hagia Sophia zu Constantinopel, welche jetzt zu einer Moschee (Sophien-Moschee) umgewandelt und in welcher, da der Islam keine bildlichen Darstellungen zulässt, leider das Meiste zerstört ist und nur noch Reste erhalten geblieben sind, die aber solchen Reichtum in der Darstellung und einen so guten Geschmack in den Farben aufweisen, dass sie uns die einstige Pracht und Wirkung immerhin noch ahnen lassen.

Aus einer Kirche in Dafni bei Athen stammen die dort aufgestellten farbigen Kopien, die vor fünf oder sechs Jahren von Seiten des künstlerischen Leiters unseres Mosaikateliers, Herrn Ambrosi, aufgenommen sind, gelegentlich einer Renovation der alten Mosaiken, welche derselbe im Auftrage der griechischen Regierung auszuführen hatte.

x In den daneben aufgestellten Mosaiken sehen Sie einen Versuch unsererseits, die alten Vorbilder in Technik, Material, Form und Farbe genau wieder zu geben und ich glaube versichern zu können, dass dieser Versuch sehr gut gelungen ist.

Hierbei möchte ich noch erwähnen, dass die meisten der alten Mosaiken keineswegs nur aus Glasflüssen ausgeführt sind, sondern dass neben Glas, hauptsächlich für die Fleischteile, Marmor zur Anwendung kam.

— An den beiden Nachbildungen können Sie die Verwendung dieser zwei verschiedenen Materialarten deutlich verfolgen. Sämtliche dunklen und ausgesprocheneren Farben sind Glasflüsse, während die zarteren und helleren Töne aus Marmor bestehen.

Vom 13. Jahrhundert an beginnt in Italien sich jener Umschwung fühlbar zu machen, welcher die Renaissance zeitigte, und die Arbeiten in der Tribuna der alten Peterskirche, in der Kirche S. Maria Maggiore, sowie in S. Maria di Trastevere zu Rom, diejenigen im Baptisterium zu Florenz, ferner in den Domen zu Spoleto und Siena lassen den Einfluss dieser neueren Bestrebungen deutlich erkennen.

Aus dieser Zeit ist auch die Familie der Cosmaten in Italien zu erwähnen, deren Hauptthätigkeit darin bestand, kleinere Architekturen, Kanzeln, Altäre, Säulen, Bischofssitze etc. mit einem zierlichen geometrischen Mosaikornament zu überziehen, eine Technik, welche unter dem Namen „Cosmatenmosaik“ bekannt ist.

In Deutschland wurden schon zur Zeit Karls des Grossen Mosaiken durch italienische Künstler ausgeführt und zwar hauptsächlich am Aachener Dom, dessen Octogon, unter Anlehnung an die alten Formen jetzt wieder erneuert werden soll, und zwar nach den Entwürfen von Prof. Schaper in Hannover.

Im St. Veitsdome zu Prag ist im 14. Jahrhundert das jüngste Gericht hergestellt und auch an der Marienburg in Westpreussen wurde zu derselben Zeit das noch jetzt gut erhaltene Bild der Madonna (eine Figur von ca. 9 m Höhe) und am Dome zu Marienwerder ein Mosaik, die Leiden des hl. Johannes darstellend, ausgeführt.

Gerade diese letztere Arbeit hat für uns ein besonderes Interesse, als wir augenblicklich mit der dortigen Kgl. Baubehörde wegen der Restaurierung derselben in Verbindung stehen.

Die Zeiten der Hochrenaissance im 16. Jahrhundert hatten noch ein kurzes Aufflackern der bereits im Niedergange befindlichen Mosaikunst in Italien zu Folge. Nach Entwürfen von Tizian und Tintoretto wurden am S. Marco zu Venedig prächtige Arbeiten ausgeführt; sie konnten aber ihren Verfall nicht mehr hindern.

x Das Mittelalter wandte sich mehr der Frescomalerei zu; wo es

farbiges Glas zu monumentalem Schmuck verarbeitete, geschah es in Form von Glasgemälden, die in ihren ersten Anfängen auch nur als eine Art von Mosaiken zu betrachten sind, mit dem Unterschiede allerdings, dass die zur Herstellung der linearen oder figürlichen Darstellungen gebrauchten Glasstücke durchscheinend sind und statt des Mörtels durch Bleistreifen zusammengehalten werden. Auch die Glasmalerei, die Jahrhunderte lang ihre besten Erzeugnisse deutschen Künstlern verdankt, entschwand mit der Zeit so vollständig aus der Kenntnis ausübender Meister, dass sie vor einigen Jahrzehnten in Deutschland wiederum erfunden werden musste. Mit dem Wiedererwachen einer wahren künstlerischen Begeisterung, zu der nach den Befreiungskriegen der kunstsinnige Kronprinz und spätere König Friedrich Wilhelm IV. und der vom reinsten Idealismus beseelte König Ludwig I. von Bayern Anstoss und reiche Förderung gaben, gelangte die monumentale deutsche Kunst wieder zu hohen und gebührenden Ehren. Die Bauhütte am Kölner Dom wurde der Ausgangspunkt für einen neuen Aufschwung künstlerischen Schaffens auf deutschem Boden, und durch die „schönsten Thore der Welt“, wie Friedrich Wilhelm IV. im Jahre 1848 bei der Grundsteinlegung zum Weiterbau des Domes die Portale desselben bezeichnete, hielten bald die sämtlichen grossen und kleinen Schwesterkünste an der Hand der Architektur ihren Einzug. Glasgemälde, edles Schmiedewerk, Fresken und plastische Bildwerke, längst gekannt und längst vergessen, fanden wieder Verständnis und Geltung und fanden Künstler, die das Alte im Geiste der neuen Zeit belebten und von neuem hervorbrachten. Besonders die Frescomalerei entfaltete sich unter Cornelius, Overbeck, Deger, Schwind, Veit, Schadow, Steinle und anderen zu einer bis dahin nicht geahnten Blüte, und mit ihr und neben ihr trat auch die Notwendigkeit wiederum in Vordergrund, das farbige Material zum Schmuck der Wandflächen und die Mittel zur Befestigung desselben von Wind, Wetter, Staub und sonstigen widrigen Einflüssen unabhängig zu gestalten. Das Mosaik entsprang als logische Folge den künstlerischen Bedürfnissen der Gegenwart; es folgte der Glasmalerei und dem Fresco, wie die wohlentwickelte reife Frucht der frühlingssprächtigen Blüte.

Es war Anfang der 60er Jahre, als Dr. Salviati in Venedig, in Gemeinschaft mit dem Glasmacher Radi in Murano, den Versuch unternahm, die Glasmosaikunst wieder zu neuem Leben zu erwecken. Dem letztgenannten, Lorenzo Radi, war es durch langjährige, mühsame Versuche, die sich für ihn um so schwieriger gestalteten, als er nicht nur ohne hinreichende Mittel operierte, sondern nur seine Mussestunden und die Nächte diesen Arbeiten widmen konnte, (tagsüber musste er sich sein Brot als Maurer verdienen) gelungen, die Kunst der Zubereitung der Glasflüsse wieder aufzufinden.

Salviati, welcher hiervon Kenntniss erhielt, und welcher den grossen Wert, welchen die Mosaiktechnik für die neue Kunstströmung unbedingt erringen musste, voll erkannte, associierte sich mit Radi, dem die Geschichte eigentlich den Hauptanteil an der Wiederbelebung des Mosaiks zubilligen müsste.

Das Verdienst Salviatis soll deshalb nicht geschmälert werden. Diesem gewandten und kunstbegeisterten Manne gelang es, in weniger als einem Jahrzehnt, das allgemeine Interesse der ganzen gebildeten Welt diesem monumentalsten aller Kunstzweige wieder zuzuwenden.

Die Aufträge, die ihm aus allen Teilen Europas und selbst aus aussereuropäischen Ländern zuzingen, sind ein Beweis hierfür. In Berlin nenne ich nur die Rundgemälde an der Siegessäule, sowie die Mosaiken am Palais Pringsheim, Wilhelmstr., und an dem Geschäftshause der Versicherungsgesellschaft New-York, Ecke Leipziger- und Wilhelmstr., die sämtlich aus den Werkstätten Salviatis hervorgegangen sind.

Es zeigte sich eben, wie von jeher beobachtet wurde, auch in der Jetztzeit, die glücklicherweise eine gesteigerte Farbenfreudigkeit verrät, immer mehr, dass keine andere Methode, Fassaden oder Innenräume, die starken Temperatur- oder Feuchtigkeits-Einflüssen ausgesetzt sind, unter Zuhülfenahme der Farbe dekorativ auszuschnücken, den Vergleich mit gutem Mosaik aushält. Selbst die durch ihre Kostbarkeit von vornherein nur auf Ausnahmefälle angewiesene Malerei auf Kacheln, deren vielbewunderte und unübertreffliche Proben die Königliche Porzellan-Manufactur der Welt vorgeführt hat, leidet an einem grossen Fehler, der zwar ihre Dauer keineswegs in Frage stellt, den Genuss an der Darstellung aber sehr erheblich beeinträchtigt: an den starken und mitunter absolut störenden Reflexlichtern. Ausserdem ist ihre Anpassungsfähigkeit an einigermaßen belebte architektonische Formen eine sehr beschränkte und ihr monumentaler Charakter keineswegs fraglos. Farbige Majolikareliefs und bunte Ziersteine, die hin und wieder mit sehr glücklicher Wirkung angewandt werden, verhalten sich dem Architekten gegenüber ebenfalls äusserst spröde. Sie prätendieren gleichsam, dass ihre Verwendung von vornherein ins Auge gefasst werde, sodass die sonstigen dekorativen Formen den Rahmen hergeben, dem sie sich einfügen. Sie ordnen sich nicht so sehr dem allgemeinen Plane ein und unter, sondern verlangen vielmehr als wesentlicher Bestandteil der gesammten dekorativen Anordnung in erster Linie die zarteste Rücksichtnahme. Dabei unterliegt ihre künstlerische Bedeutung selbst bei der vorzüglichsten Ausführung stets einer sehr getheilten Auffassung. Die grossen Vorzüge der Fresco-Malerei bedürfen weder vom künstlerischen, noch vom architektonisch-dekorativen, noch vom monumentalen Standpunkte aus einer besonderen Befürwortung. Gelänge es, sie haltbar zu machen, so wäre über ihre weitgehendste Anwendung kein

weiteres Wort zu verlieren. Aber gerade in ihrer äusserst prekären Beständigkeit liegt ihre grösste Schwäche. Sie bedarf vollkommen geschützter Räume, und selbst dieser Schutz ist ein recht zweifelhafter, weil die Art ihrer Herstellung die minimalsten Anlässe als ausreichend erscheinen lässt, um die chemische Veränderung ihrer Bestandteile und damit, wenn auch nicht sofort ihre Existenz, so doch ihre volle Wirkung auf das Erheblichste zu beeinträchtigen. Man braucht nur an den Verfall des berühmten „Abendmahl“ von Leonardo da Vinci im Kloster der Madonna delle Grazie zu Mailand zu erinnern, nur auf die Münchener Pinakothek und auf den gefährdeten Zustand der in ihrer Conception unsterblichen Wandgemälde Kaulbachs im Treppenhaus des Berliner Museums hinzuweisen, um die technischen Mängel und Fährnisse der Fresco-Malerei ausreichend darzuthun. Der Umstand, dass ein Teil der pompejanischen Fresken uns erhalten geblieben, ist für die vorliegende Frage durchaus irrelevant. Sie haben in der absoluten Finsternis und der Trockenheit der sie bedeckenden Lava die lange Reihe der Jahrhunderte überdauern können, bis Hacke und Spaten sie dem staunenden Blicke der Gegenwart wieder zugänglich machten. Aber es ist bekannt, dass man bereits zu den Zeiten Raffaels den Resten antiker Wandmalerei mit grossem Eifer nachspürte und damals manches kostbare Stück zu Tage förderte. Doch das meiste davon ist, sobald es mit Luft und Licht in Berührung kam, wieder zu Grunde gegangen, so dass wir zur Beurteilung der damals entdeckten Schätze meist auf Skizzen und Nachbildungen angewiesen sind, deren mangelhafte und schematische Wiedergabe der Originale das Bedauern über den Verlust der letzteren nur steigern kann.

Die wegen ihrer Farbenfrische mit vollstem Rechte angestaunten altägyptischen Wandmalereien verdanken ebenfalls dem Umstande, dass sie durchweg in Grabkammern und anderen unterirdischen Gelassen angebracht sind, ihre nahezu unversehrte Erhaltung. Das höchste Streben der Erbauer des Aufenthaltes der Toten war in letzter Reihe darauf gerichtet, den Zugang zu demselben mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln zu erschweren, weil die religiöse Auffassung des Volkes das Weiterleben der Seele im Jenseits von dem Fortbestande der leiblichen Hülle oder wenigstens eines im Grabe aufbewahrten körperlichen Abbildes derselben abhängig machte. Der sonstige Schmuck der Totenwohnung diente nur dazu, dem Verstorbenen das Verweilen in seinem letzten Heim möglichst angenehm zu gestalten, indem man durch Darstellungen aus glücklichen Momenten des irdischen Daseins und durch Beigabe wertvoller Gegenstände, die dem Verblichenen einst teuer gewesen, die Erinnerungen der Seele wach zu erhalten sich bemühte. Dieser Auffassung verdankt die Gegenwart ihre Kenntnis von der umfassenden und vielgestaltigen uralten Kunst des Pharaonenlandes, und

auch die fast unübersehbare Reihe vor Jahrtausenden entstandener Wandmalereien sind Funde, welche erst die seit Champollion systematisch betriebene Aegyptologie seit mehreren Jahrzehnten wieder ans Licht brachte und fast täglich neu aufdeckt. Da, wo die alten Aegypter der freien Luft ausgesetzte Darstellungen an Tempelwänden und sonstigen Monumentalbauten für angemessen erachteten, griffen sie zu Meissel und Spitzhammer und gruben ihre Bildwerke und Schriftzeichen in die härtesten Steinarten ein, die ihre Ausdauer gegen alle atmosphärischen Einflüsse bis zur Stunde auf das Evidenteste dargethan haben.

Überhaupt begegnet man von jeher überall da, wo die Malerei auftritt, dem Bestreben, derselben Schutz gegen Wind und Wetter zu gewähren. Ein sehr bekanntes Beispiel dieser Art sind die Malereien in der Ποικίλη der „bunten Halle“ zu Athen und in derselben besonders die von Cornelius Nepos dem Herodot nacherzählte Ehrung des Miltiades durch ein die Schlacht bei Marathon verewigendes Gemälde. Dass es sich dabei um wirkliche Malerei und nicht etwa eine Darstellung in Reliefs gehandelt hat, ergibt sich aus dem von dem römischen Schriftsteller gewählten Ausdruck: „cum pugna depingeretur Marathoniam“, und dass es farbige und nicht etwa blos Konturenbilder waren, deutet der Name der Halle, die ausdrücklich die „bunte“ hiess, überzeugend an. Aber eine Halle ist es, welche das Gemälde umschliesst, und ohne den durch eine solche gewährten Schutz glaubten die alten Künstler auch in dem milden Klima von Hellas ihre Fresken nicht lassen zu dürfen. Hätte man damals das Glas-Mosaik gekannt, man würde das Denkmal der Helden von Marathon zweifellos mittels dieser einzig dauerhaften monumentalen Malerei geschmückt haben.

Die Mosaiktechnik war nun zwar wieder vorhanden, aber dass wir nach Italien gehen mussten um die Entwürfe unserer Künstler in diese einzig haltbare Technik umzusetzen, war zweifellos ein grosser Übelstand und dem Bestreben diesem abzuhelpen, verdankt die Deutsche Mosaik-Anstalt ihre Entstehung.

Ich komme so von selbst zur Beantwortung der Frage, die schon häufig, auch in diesem Kreise, an uns gestellt ist, wie wir eigentlich auf den Gedanken „Mosaik anzufertigen“, gekommen sind und wie die ganze Entwicklung unserer Anstalt sich zugetragen.

Ich glaube daher mehrfachen Wünschen entgegenzukommen, wenn ich auch hierüber einen kurzen Ueberblick gebe.

Als Inhaber eines Ateliers für dekorative Malerei hatten wir Gelegenheit zu beobachten, dass fast alle zur Anwendung gelangenden Maltechniken wie Öl, — Kasein, — Mineralmalerei etc., sobald dieselben den Einflüssen der Witterung, oder auch nur dem Wechsel der Temperatur ausgesetzt waren, nicht Stand halten und im gemeinschaftlichen Suchen nach einer Methode, welche geeignet war die Malereien haltbarer zu

machen, kamen wir immer und immer wieder auf die Mosaiktechnik, als die bewährteste von allen seit altersher, zurück.

Was lag näher als der Gedanke, diese Technik, die schon im grauen Altertume bekannt und in hoher Blüte gestanden, die sodann Jahrhunderte lang fast vergessen, in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts von Dr. Salviati in Venedig aufs neue ins Leben gerufen und zu hohem Ansehen und weiter Verbreitung gebracht worden war, auch hier in Deutschland einzuführen; wo zwar eine Reihe von hervorragenden Mosaikarbeiten von eben dem Dr. Salviati in Venedig ausgeführt, das Interesse für diesen herrlichen Kunstzweig wachgerufen hatte, wo aber einer verbreiteteren Anwendung der Übelstand entgegenwirkte, dass wir nach dem Auslande gehen mussten, wenn wir unsern Monumentalbauten einen Mosaikschmuck angedeihen lassen wollten.

Ein sicher sehr umständlicher und zu gleicher Zeit kostspieliger Weg! Der Gedanke war da; allein die Ausführung!

Sicher waren wir nicht die ersten, welche eine Einführung des Mosaiks in Deutschland ins Auge fassten, aber vor den Schwierigkeiten, welche der Ausführung dieses Gedankens entgegenstanden, waren die meisten zurückgewichen.

Nicht so wir; gerade der Umstand, dass wir so zu sagen „keine Ahnung von Mosaik hatten“ und nicht im geringsten die Schwierigkeiten kannten, welche mit der Beherrschung dieser Technik verbunden waren, gab uns, in Gemeinschaft mit dem inzwischen ausgeschiedenen Herrn Wiegmann, den Mut, an die grosse Sache heranzugehen.

Die erste Hauptbedingung, die sich uns zur Zeit schon mit Naturnotwendigkeit aufdrängte, war die Beschaffung des Materials und nachdem wir uns überzeugt hatten, dass wir dasselbe hier in Deutschland nirgends bekommen würden, beschlossen wir dasselbe selbst zu verfertigen. Ein kühnes Beginnen, wo keiner von uns fachmännische Kenntnisse in der Glasfabrikation besass! —

Nach einigen primitiven Versuchen, die zu naiv waren, als dass ich dieselben hier näher erläutern möchte, gelang es uns durch das Studium von Specialwerken über die Glasindustrie, einen klareren Überblick über den zu beschreitenden Weg zu erhalten.

Nach unseren eigenen Entwürfen (Herr Puhl ist Ingenieur) erbauten wir uns in einer Feuerwerkstätte in der Ackerstrasse zu Berlin einen kleinen Schmelzofen und hier war es, wo wir durch gemeinschaftliches, ununterbrochenes Arbeiten vom Frühjahr 1839 bis zum Sommer 1890 uns die elementaren Vorbedingungen aneigneten, welche zum Schmelzen von Mosaikgläsern erforderlich sind.

Hand in Hand mit den täglichen praktischen Versuchen gingen eingehende Studien über alle einschlägigen Specialwissenschaften besonders der Chemie und vor allen waren es die Königl. Bibliothek und

diejenige des Kunstgewerbemuseums, deren Werke unseren Wissensdurst stillen mussten. Beim Suchen nach technischen Schriften fielen uns im Kunstgewerbe-Museum auch die in den Jahrbüchern des Vereins zur Beförderung des Gewerbefleißes veröffentlichten Untersuchungen des Prof. Schwarz i. Graz über Analysen und Synthesen venetianischer Gläser in die Hände, und diese sind es besonders, welche uns auf dem beschrittenen mühevollen Wege ein ganz Stück vorwärts brachten.

Wie viel körperliche und geistige Arbeit, wie viele Strapazen, Mühen und Sorgen dazu gehörten, um die ersten greifbaren Resultate zu erlangen, das zu erzählen, würde zu weit zu führen; nur das Eine möchte ich bemerken, dass wir beide, Herr Puhl und ich, ohne irgend welche Unterstützung durch Hilfskräfte arbeiteten, also unsere eigenen Maurer, Chemiker, Heizer, Schmelzer und Glasmacher in einer Person darstellten und dass uns zu gleicher Zeit nur sehr spärliche Mittel zur Bestreitung unserer Versuche und unseres Lebensunterhaltes zu Gebote standen, welche zum grossen Teile aus dem, zwischen Wiegmann und mir fortgeführten Dekorationsgeschäfte bestritten wurden.

Aus den zum Teil noch mangelhaften Glasflüssen, welche uns im Frühjahr 1890 zu Gebote standen, fertigten Puhl und ich, nach einer Zeichnung Wiegmanns, einen Kopf an und erst nach Vollendung dieser zwar primitiven, aber selbst nach unseren jetzigen Anschauungen immerhin beachtenswerten Leistung traten wir an die Öffentlichkeit, während wir bis dahin die ganze Sache in das tiefste Geheimnis, selbst unsern Freunden gegenüber, gehüllt hatten, was nicht wenig zu ganz eigenartigen Mythenbildungen beitrug.

Der Verein zur Beförderung des Gewerbefleißes war die erste Instanz, welcher wir, aus einem gewissen Dankbarkeitsgeföhle heraus, unsere Absicht, Mosaik zu machen, vortrugen; aber leider fanden unsere diesbezüglichen Bemühungen kein Gehör und das Kgl. Kunstgewerbe-Museum bezw. die Direktion desselben, Herren Prof. Ewald und Geh. Reg.-Rat Prof. Lessing waren die ersten, welche uns ermutigten auf dem beschrittenen Wege weiter zu gehen. Auf Anraten dieser Herren machten wir uns dabei, ein im Museum befindliches Mosaik, einen thronenden Christus in antiker Auffassung darstellend, zu kopieren, nachdem wir zuvor auf dem jetzigen Grundstücke in Rixdorf, auf welches wir durch ein Inserat aufmerksam geworden waren, durch den Feuerungstechniker Herrn Ingenieur Dralle, demselben welcher zur Zeit die Glashütte in Stralau erbaute, unsern noch heute stehenden Glasofen hatten errichten lassen.

Unendliche Schwierigkeiten stellten sich uns auch hier noch in den Weg, und besonders war es die ungeheure Hitze, welche der Ofen ausstrahlte und von welcher Sie gelegentlich Ihres Besuches im Sommer einen kleinen Eindruck empfangen haben, die uns die Versuche an

diesem Ofen erschwerte und welche uns schliesslich auch zwang, einen gelernten Glasmacher zu engagieren, einen Herrn Heinz von der Zechliner Glashütte. Das eigentliche Mischen der Glasflüsse blieb trotzdem unsere Arbeit, da der Glasmacher nur den mechanischen Teil, das Verarbeiten der geschmolzenen Glasmasse vorzunehmen hatte, womit wir nicht fertig werden konnten, und wozu eine Gewöhnung von Jugend auf gehört.

Die Fertigstellung dieses Christusbildes, welches Sie sich vielleicht erinnern in unseren Ausstellungsräumen gesehen zu haben, und welches wir ohne jede fremde Hilfe, ausschliesslich aus selbst geschmolzenem Farbenmaterial ausführten, gelang uns am Weihnachtsheiligenabend 1890; und die lebhafteste Anerkennung, welche uns von seiten der Herren Direktoren des Kgl. Kunstgewerbe-Museums zu Teil wurde, liess uns schon hoffen, dass nun das Schlimmste überstanden sei und dass uns auch bald Aufträge zu Teil werden würden.

Allein! ich kann wohl sagen, dass jetzt erst das eigentliche Kämpfen begann und dass wir sehr oft mit dem Gedanken umgingen „die ganze Glasmosaik über Bord zu werfen und uns einem praktischeren Berufe zuzuwenden.“

Ohne Mittel (was wir besaßen und sogar mehr als das, hatten die kostspieligen Versuche verschlungen) ohne Aufträge, bewundern wir heute noch, dass wir die Sache nicht fallen gelassen haben.

Im Laufe des Jahres betrauten uns zwar einige Geschäftsfreunde mit der Herstellung mehrerer kleinen Mosaiksteinlagen an Fassaden, so Baumeister Gause für das Bristolhotel, Architekt George für ein Haus in Charlottenburg und Zimmermeister Wilschke für ein solches in der Markgrafenstrasse, allein diese kleinen Arbeiten kosteten uns, wie wohl zu verstehen, selbst mehr, als wir dafür erhielten.

Erst im Frühjahr 1892 gelang es uns, durch die Übertragung einer grösseren Arbeit seitens der Firma Loeser & Wolff (Inschriften auf Goldgrund an deren Stammgeschäft Alexanderplatz) unsern Betrieb etwas lucrativer zu gestalten und durch das Engagement mehrerer venetianischer Mosaikisten Gelegenheit zu schaffen auch einen kleinen Stamm deutscher Kräfte in die Geheimnisse der Mosaikkunst einzuweihen und uns selbst entsprechend zu vervollkommen.

Bis dahin hatten wir, ohne irgend welche Verbindung mit Italien, und ohne je einen Einblick in eine dortige Werkstatt gethan zu haben, unsere Kunst vollkommen selbständig aufgebaut.

Dass wir nicht in jeder Beziehung auf der Höhe standen, und dass wir nachträglich manches von Italien gelernt, brauche ich daher wohl kaum zu erwähnen; aber dennoch können wir die Behauptung aufstellen, dass wir die Mosaikkunst für Deutschland gewissermassen neu erfunden haben.

Wenn ich meinen bisherigen Ausführungen noch hinzufüge, dass von jetzt an die Entwicklung ein etwas schnelleres Tempo einschlug, und dass durch Vorträge des Herrn Geh. Reg.-Rat Prof. Lessing, in den Architekten- und Kunstgewerbe-Vereinen sowie durch das thatkräftige Eintreten des Herrn Freiherrn von Heereman und des Direktors Goldschmidt im preussischen Abgeordnetenhaus das Interesse der Regierung erweckt wurde, was wiederum das Erteilen von grösseren Aufträgen für die im Bau befindlichen Kirchen zur Folge hatte, so können Sie sich das gegebene Bild über unser Unternehmen sicher sehr gut bis zu dem heutigen Stande desselben rekonstruieren.

Die hier ausgestellten Arbeiten aus unserer Anstalt, besonders aber die rings an den Wänden angebrachten Photographien ausgeführter Mosaiken dürften die Fortschritte, welche die Deutsche Glasmosaikunst während des kurzen Zeitraumes, der seit ihrer Einführung vergangen und die Erfolge welche sie errungen besser veranschaulichen, als ich dies durch Aufzählen einiger Thatsachen vermöchte. Auch die auf diesem Tische ausliegenden Verzeichnisse ausgeführter Arbeiten empfehle ich den geehrten Interessenten zur geneigten Durchsicht. Dass auch staatlicherseits unsere bisherigen Bestrebungen voll und ganz anerkannt werden, geht wohl daraus zur Genüge hervor, dass unsere Anstalt erst kürzlich mit der preussischen goldenen Staatsmedaille ausgezeichnet wurde.

Es bleibt mir nun nur übrig noch einige Worte über die Technik selbst zu sagen und da die meisten der Herrschaften durch die Besichtigung unserer Anstalt, sowie durch den im Monatsblatte der *Brandenburgia* veröffentlichten Bericht über diesen Teil bereits im grossen Ganzen orientiert sein dürften, kann ich mich betreffs dieses Punktes wohl etwas kürzer fassen, um Ihre geschätzte Aufmerksamkeit nicht allzu lange in Anspruch zu nehmen.

Die Grundbestandteile der Glasflüsse, bezw. Glaspasten sind — wie in jedem Glase — Kieselsäure, Kalk und Alkali.

Als färbende Substanzen dienen Metalloxyde, bezw. Lösungen, insonderheit solche von Gold, Silber, Eisen, Kupfer, Cobalt, Nickel etc. und Beimischungen von im Glase nicht löslichen, sich aber fein darin verteilenden Substanzen geben demselben die erforderliche Undurchsichtigkeit, die notwendig ist um die daraus herzustellenden Mosaiken im auffallenden Lichte zur Wirkung gelangen zu lassen; entgegengesetzt als bei Glasfenstern, wo die Farben nur im durchfallenden Lichte zur Geltung kommen.

Die hauptsächlichste Kunst besteht nun darin, den gewünschten und notwendigen Farbenton zu treffen; es erweist sich dabei nicht selten alle Theorie als grau, während rot oder grün aus dem Tiegel hervorgehen soll. Der Hitzegrad beim Schmelzen, die mehr oder minder

schnelle Abkühlung und ausserdem eine ganze Reihe von Zufälligkeiten erschweren diesen Teil der Arbeit stets und machen ihn mitunter vollends vergeblich.

Ist der Schmelzprocess soweit gediehen, wie dies der Meister wünscht, dann wird die flüssige Masse auf einer Hebeldruckpresse in runde Kuchen oder Fladen von 5–10 mm Stärke gepresst und letztere einem mehrtägigen Kühlverfahren ausgesetzt.

Sind sie nun zum Gebrauch fertig, so zerteilt man die Platten auf einer Stahlschneide mit einem ebenfalls geschärften schweren Hammer in Streifen und Würfel, wobei die geübte Hand des Arbeiters die Hauptsache thut. Man benutzt zum Teilen der Fladen auch ein kleines Stahlrad, welches ähnlich gehandhabt wird, wie bei gewöhnlichem Glase ein Diamant.

Eine ganz besonders subtile Behandlung erheischen die hellglänzenden Gold- und Silberwürfel, deren Verwendung für das Mosaik von jeher von grosser Bedeutung war.

Man verwendet hierzu starkes Blattmetall, welches zwischen zwei Glasschichten, ein hauchdünnes Deckglas und ein stärkeres Unterglas eingeschmolzen wird.

Durch Färben des dünnen Deckglases kann das Gold bezw. Silber beliebig nüanciert werden, wodurch man jene so reizvollen Effekte erzielt, welche mit keiner Vergoldung irgend einer Art sonst je zu erreichen sind.

Die Glaswürfel sind das Material, dessen sich der Bildsetzer bedient. Früher arbeitete er nach Vorlage und Aufriss an der zu dekorierenden Fläche, indem er die farbigen Stückchen direkt an Ort und Stelle in den nassen Putz eindrückte. Dr. Salviati hat die Arbeit auf das Reissbrett verlegt. Ein Bogen mässig starken und festen Papiers trägt je nachdem die schwarz oder in Farben angelegte Zeichnung, und auf diese befestigt der Künstler mittelst einer Mischung von Kleister und Leim die Pasten. Das dadurch entstehende Bild ist ein Spiegelbild der Darstellung, welche das Mosaik am Orte seiner endgültigen Verwendung zeigen soll. Denn die dem Papier aufliegende Bildfläche ist später dem Beschauer zugekehrt. Nach Vollendung des ganzen Werkstückes wird dasselbe nämlich an der papierfreien Seite mit einer nassen Cementlage überzogen und mit dieser an die mit einem gleichen Überzuge versehene Fläche, an welcher das Mosaik haften soll, angedrückt und mit derselben fest verbunden. Wird dann das Papier durch Waschen entfernt, so bietet das Mosaik das ursprünglich beabsichtigte Bild dar. Die Vorteile dieser Herstellung, welche die manuelle Arbeit ungemein erleichtert und die Versendung der fertigen Bilder und Dekorationsstücke ermöglicht, bedürfen keiner näheren Erläuterung.

Zu bemerken ist noch, dass die Oberfläche des Mosaikbildes nicht die gepresste Seite der Glaswürfel, sondern die muscheligen Bruchflächen

derselben zeigt. Gerade in dem Spiel des Lichtes auf diesen Flächen liegt der grosse Reiz der musivischen Darstellung. Die Gold- und Silberstückchen müssen selbstverständlich die glatte Fläche des Ueberfangglases dem Beschauer zuwenden. Bei feineren Arbeiten kommen sowohl verschieden starke und verschieden geformte Glasstäbe, deren Bruchfläche ein bestimmtes Muster aufweist, zur Verwendung, wie auch Mosaikstückchen, die man für die Stelle, an der sie eingefügt werden sollen, vorher ganz genau zurecht schleift. Ein nach dieser letzteren Methode angefertigtes Bild zeigt kaum bemerkbare Fugen und wirkt schon aus einiger Entfernung wie ein unter dem Pinsel entstandenes Gemälde.

Dass es sich bei dekorativen Arbeiten von selbst verbietet eine derartig feine Technik anzuwenden, brauche ich wohl kaum zu erwähnen. Einmal würden die Herstellungskosten viel zu hohe werden und sodann — und dies ist eigentlich die Hauptsache — würde der Charakter des Mosaiks bereits in einiger Entfernung verloren gehen. Man würde das Mosaik für eine Malerei halten und sobald dies der Fall, liegt zweifellos ein Verstoß gegen den Stil vor.

Die von uns hier ausgestellten feineren Arbeiten, wie das Kaiserbild, sowie der Christuskopf nach Guido Reni, fallen, von diesem Gesichtspunkte betrachtet, bereits aus dem Rahmen des eigentlichen Mosaiks heraus; allein es sind dies auch bei uns nur Ausnahmen, Mosaikbilder, welche schon durch das Motiv selbst nur für Nahwirkung bestimmt sind und die als Beweis dafür dienen können, dass der Technik als solcher die Wiedergabe, auch der schwierigsten Aufgaben möglich ist, sowohl was die Farbe, als was die Form anbetrifft. In allen sonstigen Fällen ist es erforderlich, dass der den Carton ausführende Künstler bereits im Entwurf auf den, dem Mosaik eigenen Stil Bedacht nimmt und wo dies der Fall, wo Maler und Mosaikist beide Hand in Hand arbeiten ist auch die deutsche Mosaikkunst in der Lage Arbeiten zu schaffen, die den antiken Meisterwerken ebenbürtig an die Seite gestellt werden können.

Ich möchte mir noch gestatten darauf hinzuweisen, dass hier auch einige Marmormosaikproben von der mit uns liierten Firma Pellarin & Co. ausgestellt sind.

Die hierbei angewandte Technik ist dieselbe, welche bereits von den Römern geübt wurde; die achteckige Platte ist sogar eine getreue Nachbildung eines Teils des in Trier aufgefundenen römischen Mosaikfussbodens, wie sie aus dem beiliegenden Werke, in welchem dieser Fussboden reproduciert ist, ersehen können. „Römische Mosaiken aus Trier und Umgegend von Domkapitular J. N. von Wilmowsky.“

Ich schliesse meinen Vortrag mit den Worten, welche der Vicepräsident des preussischen Landtages, Freiherr von Heereman in der

Sitzung des Abgeordnetenhauses vom 24. Febr. 1893 der deutschen Mosaik widmete.

Der hochgeschätzte Kunstkenner sagte u. A.:

„Es ist seit ein paar Jahren eine solche Anstalt in Rixdorf gegründet. Ich möchte nun die Regierung anregen, ihre Aufmerksamkeit diesem Institute zuzuwenden, keineswegs durch direkten Einfluss, sondern dadurch, dass bei den Staatsbauten, wo ein Schmuck notwendig ist, auch seitens der Regierung auf die Anwendung von Mosaik Bedacht genommen werde. Wenn ich der Regierung dieses empfehle, so möchte ich auch der ganzen Öffentlichkeit diese Anstalt empfehlen und ihr Augenmerk und Wohlwollen auf den Schmuck von Mosaik richten. Man hat bisher geglaubt, man müsse sich nach Venedig wenden, um solche Arbeiten zu bekommen. Jetzt ist hier Gelegenheit dazu geboten, und ich meine, es wäre sehr erfreulich, wenn in unserer Zeit auch diese Arbeiten als Schmuck von Kirchen und öffentlichen Gebäuden sich zeigten und dadurch dieser Zweig des Kunstgewerbes im Inlande seine Befestigung und Förderung erhielte.“

Die zweite Gemahlin Markgraf Johanns I.

Im 4. Hefte der „Brandenburgia“ (S. 159 — 162) behandelt Georg Siegerist die zweite Gemahlin des Markgrafen Johann I., welche nach einer Annahme F. Voigts eine Tochter Herzog Barnims I. von Stettin mit Namen Hedwig gewesen sein soll. Als Beweis für die Existenz einer pommerschen Herzogstochter dieses Namens wird von Voigt und Siegerist eine Notiz des Chronisten Kantzow angeführt. Sehen wir die Sache aber genauer an, so verliert diese Nachricht jede Beweiskraft. Thomas Kantzow hat seine pommersche Chronik dreimal bearbeitet, zuerst in niederdeutscher, dann zweimal in hochdeutscher Mundart. Die erste Bearbeitung ist von W. Böhmer (Stettin 1835) herausgegeben, die beiden hochdeutschen liegen jetzt in einer trefflichen von G. Gäbel besorgten Ausgabe vor (2 Bände Stettin 1897, 98). Die bisher gewöhnlich benutzte und citierte „Pomerania“ des Kantzow, welche Kosegarten 1816 veröffentlicht hat, enthält, wie schon längst bekannt ist, garnicht ein echtes Werk des Chronisten, sondern ist eine durch fremde Zuthaten erweiterte Umarbeitung der Chronik. Als echte Arbeiten Kantzows können nur die von Böhmer und Gäbel herausgegebenen gelten.

In denselben findet sich nun eine Tochter Barnims I. mit Namen Hedwig mit keinem Worte erwähnt. Sowohl in der ersten wie in der zweiten hochdeutschen Chronik wird von einem Kampfe zwischen Brandenburg und Pommern im Jahre 1255 kurz erzählt. Der Chronist setzt in der älteren Bearbeitung hinzu: „unbewust aus was Ursachen“ (Gäbel II S. 106), in der zweiten: „Was aber die Ursach diesser Zwist ist gewest, khan man

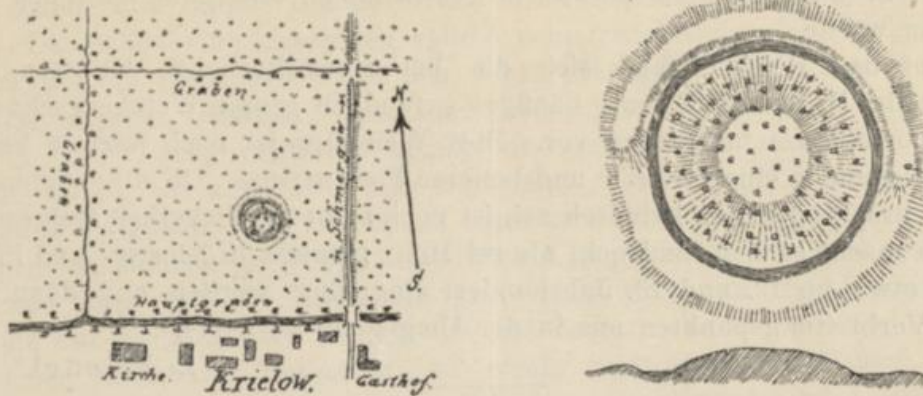
umb Verseumblichkeit willen der Schreiber nicht wissen* (Gäbel I S. 155). In der Kosegartenschen Bearbeitung (I S. 248) wird hierbei erzählt, dass Herzog Barnim seine Tochter Hedwig Markgraf Hans zur Ehe gegeben und als Brautschatz Stücke der Neumark und das Ukerland abgetreten habe. Es steht nun urkundlich fest, dass Barnim I 1250 zu Hohen-Landin zum Ersatze für Wolgast, auf das die Askanier Ansprüche hatten, die Ukermark an Johann I. und Otto III. abtrat und die Lehnshoheit derselben anerkannte (Cod. dipl. Pom. I N. 452. Pom. Urk.-B. I N. 512 vgl. Zickermann, Forsch. z. Brand. u. Preuss. Gesch. IV S. 44f.). Diese Unterwerfung des Herzogs war wohl unzweifelhaft eine Folge eines von ihm unglücklich geführten Krieges. Kantzow weiss entweder von dieser Thatsache nichts oder, was wahrscheinlicher ist, verschweigt sie, weil er in seine Chronik Ereignisse, die für das pommersche Herzogshaus unrühmlich sind, nicht aufzunehmen pflegt. Deshalb entschuldigt er sich mit der „Verseumblichkeit der Schreiber“. Die spätere pommersche Geschichtsschreibung, die an Kantzow anknüpfend um die Beziehungen zwischen Brandenburg und Pommern einen noch reicheren Kranz von Erfindungen und Erdichtungen zu Gunsten des Greifenhauses windet, hat dann auch für die Abtretung der Ukermark eine recht ansprechende Veranlassung entdeckt und dazu eine pommersche Fürstentochter ersonnen. Der bedeutende Geschichtsforscher Rob. Klempin hat anfänglich der Nachricht Kantzows auch Glauben geschenkt (Pom. Urk.-B. I S. 279), dann aber in seiner unübertrefflichen Forschungsweise dieselbe nicht als einen genügenden Beweis angesehen, um in seinen Stammtafeln des Pommersch-Rügischen Fürstenhauses (Stettin 1876) dem Herzog Barnim eine Tochter Hedwig zuzuschreiben. Eine solche ist nicht nachzuweisen, desshalb kann auch die Deutung des Wortes „Hesera“ auf eine pommersche Hedwig durchaus nicht angenommen werden. Ob diese Deutung überhaupt richtig ist, bleibt mehr als zweifelhaft; irgend ein Beweis ist nicht gebracht, und sie fällt in sich zusammen, wenn eben die Nachricht von der pommerschen Hedwig als unglaubwürdig bewiesen ist.

M. Wehrmann.

Kleine Mitteilungen.

Der Burgwall von Krielow bei Gross-Kreuz. Der dem Besitzer Wendt gehörige Burgwall liegt nordwärts von dem Dorfe Krielow in dem unmittelbar die Dorfstelle berührenden Luche. *Neben dem Gasthof von Polz führt ein Landweg quer nordwärts nach Schmergow, an den sich, durch drei mit hohen Erlen bestandene Gräben umschlossen, ein fast quadratisches sumpfiges Gelände anlehnt. Inmitten desselben, etwa 150 Schritt vom Wege entfernt, erhebt sich der Wall als eine in ihrem Scheitel 4 m. über dem Wiesenniveau steigende runde Erhöhung, die nach allen Seiten gleichmässig abfällt. Ein 4 m. breiter Graben umgiebt ihn, der wiederum von einem niedrigen, etwa 80 cm hohen und 2 m breiten Wall umgürtet ist. Nur im Süden nach dem Dorfe zu ist der letztere fast verschwunden. Durch Ab-

schreiten auf der Krone liess sich die Länge dieses letzteren, äusseren Walles auf 200 Schritt bestimmen, während die innere bergartige Aufschüttung 44 Schritt im Durchmesser zählt. Eine Mulde innerhalb der letzteren war



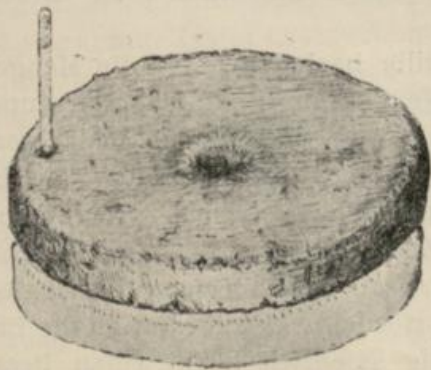
nicht zu entdecken, ist wahrscheinlich auch nie vorhanden gewesen, da mehrfache Grabungen — bis zu 1 m Tiefe — eine Kulturschicht nicht blosslegten. Es fanden sich bei diesen Grabungen, die durch das fast undurchdringliche Wurzelgeflecht der den Wall beschattenden riesigen Eschen und Rüstern sehr erschwert wurden, nur in etwa 80 cm Tiefe Spuren eines ausgedehnten Wiesenalk-Lagers.

Nach Aussagen im Dorfe Krielow soll vor mehreren Jahren auf dem Wall von einem unbekanntem Besucher ein Steinbeil gefunden worden sein.

R. M.

Ausflug nach Miersdorf Kr. Teltow. (Bericht vom 25. Juni 1893 im Sammelkasten des Märk. Museums.)

In Miersdorf, westlich der Haltestelle Hankels Ablage an der Görlitzer Bahn, ist die aus Feldsteinen erbaute mittelalterliche Kirche wegen ihres Alters beachtenswert. Neben dem Turmeingang, rechts unten, ist eine rotgranitene Steinscheibe mit centraler Durchlochung, gewissermassen als ein Wahrzeichen, eingemauert (ein Näpfchenstein in grossem Masstabe?), die offenbar der Oberstein (Läufer) einer wendischen Mahlmühle gewesen war. Die Steinscheibe (vgl. Figur)



hat einen Durchmesser von ungefähr 35 cm. In der vorgeschichtlichen Abteilung des Märkischen Museums befinden sich schon viele ähnliche Steine, auch einige aus Ober- und Unterstein bestehende vollständige wendische Mühlen. Während das Loch des Obersteins ganz durchgeht, ist das des Untersteins gerade nur so tief, um einer durch den Oberstein hineingesteckten Spindel beim Drehen des Steins den nötigen Halt zu geben. Das Drehen selbst, beziehungsweise das Anfassen, ist mitunter durch ein seitliches Loch erleichtert, in das

man einen Griff stecken kann, wie in der Figur angedeutet. Das Getreide wurde in das Mittelloch neben die Spindel geschüttet, geriet beim Hinundherdrehen des Obersteins allmählich zwischen die Steinscheiben und fiel dann als Mehl in der Peripherie heraus, wo es in einem untergelegten Tuch aufgefangen wurde.

Auf dem Kirchhof fand sich die bei mittelalterlichen Klöstern und Kirchen der Mark Brandenburg häufiger gefundene grosse Weinbergschnecke (*Helix pomatia* L.) in Mengen vor. Dies Weichtier ist noch jetzt in katholischen Gegenden eine erlaubte und beliebte Fastenspeise. Ob diese Schnecke bei uns ursprünglich einheimisch sei, ist noch nicht mit Sicherheit festgestellt. Vielfach macht es den Eindruck, als sei *Helix pomatia* in Kloster- und Pfarrgärten etwa im 12. und 13. Jahrhundert eingeführt worden und dann von diesen Verbreitungspunkten aus in der Umgegend verwildert.

E. Friedel.

Doktor Eisenbart. Im Sommer 1703 schritt Doktor Johann Andreas Eisenbart in Berlin über die lange Brücke nach einem in der Nähe errichteten Gerüst. Er trug einen grünen Rock, gelbe Weste, schwarze Hosen und rote Schuhe; eine aus Zinn geformte Schlange hielt die Federn an seinem spitzen Hute fest. Die mächtige Lockenperücke hing ihm tief in den Rücken, und an dem spanischen Rohre, das er unter dem Arme trug, befand sich statt des Knopfes ein aus Knochen geschnitzter Totenkopf. Auf dem noch verhüllten Gerüst standen Flaschen, Kruken, Büchsen und Schachteln in den verschiedensten Grössen. An den Ecken desselben waren ausgestopfte Eulen, Raben und Fledermäuse angebracht und hinten hing ein auf Holz gemaltes Bild, das Eisenbart zwischen Kranken darstellte, die er geheilt entliess. Bevor er das Gerüst bestieg, entfernte sein Diener, der medizinische Pickelhering, die verhüllenden Tücher. Schon hatten Ausrufer unter Trompetenschall in den Strassen verkündet, dass der „weltberühmte Doktor, Operator und Medicinæ practicus“ aus dem Magdeburgischen in Berlin angekommen, im „Weissen Ross“ an der Fischerbrücke abgestiegen und an der langen Brücke zu sprechen sei. Dort hielt er allerlei Tropfen, Salben, Pflaster, Liebestränke und „sonderlich Heilmittel gegen das Fieber“ bereit. Er erbot sich zu den schwierigsten Kuren und Operationen; zu Reichen und Armen wollte er auch in die Wohnung kommen, zu jenen „gegen Erkenntlichkeit“, zu diesen „ohne Entgelten.“

Durch seine viereckig gefasste Hornbrille beobachtete er die Menge, die das Gerüst umdrängte: Kranke und Neugierige, Soldaten, Näh- und Klöppelmägde, Fuhrleute und Sänfenträger. Auch Bäcker und Schlächter, die auf dem neuen Markt, dem Hundemarkt und vor dem Rathause Fleisch, Schwarzbrot und weisse Semmeln verkauften, kamen herbei. Für jedes Leiden hatte Eisenbart das richtige Mittel. Zwei Groschen für eine Flasche oder Kruke war der gewöhnliche Preis. Er sah sich übrigens die Käufer dabei an, denn als eine Hofdame in einer Portehaise kam, nahm er ihr für eine Salbe einen Thaler ab. Dass der König Friedrich I. ihn rufen liess, wie er später erzählte, war sicher von ihm erfunden; über seine Anwesenheit im Schlosse ist nichts bekannt. In adelige Häuser dagegen ward er

häufig gerufen und ausser den Heilmitteln, die er verabreichte, bot seine Frau Schönheitspflasterchen und in Pfefferblätter gewickelte Betelnüsse an, die Früchte der im Himalaya wachsenden Betelpalme. Von dort wollte Eisenbart die Nüsse bezogen haben; beim Kauen derselben färbten sich Mund, Zähne und Lippen rot, der Mund ward erfrischt und der Atem angenehm. Die Schönheitspflasterchen sollten echt französische Ware sein, doch wurden sie von Eisenbarts Frau aus winzig runden Taffetstüchen in Form von Halbmonden, Sternen, Insekten, Vögeln und allerlei wildem oder zahmem Getier ausgeschnitten, bemalt und mit Wachs bestrichen. Jeder Mouche wusste sie ihre besondere Benennung, Bedeutung, Anordnung und Auslegung zu geben. Um den Glanz eines schönen Auges zu erhöhen, ward die verliebte Mouche im linken Augenwinkel angebracht. Die kecke herausfordernde kam auf die Nase, die eroberungslustige an die Lippen, die gefällige auf die Mitte der Wange, die leidenschaftliche an den Mund.

Über Eisenbarts Heilmittel ist wenig und über die Dauer seines Berliner Aufenthalts genaueres nicht bekannt. Glaubwürdig wird berichtet, dass sich die Berliner Ärzte in ihrem Erwerbe durch ihn benachteiligt fühlten. Doch blieb ihre, dem König vorgetragene Bitte, ihn aus der Stadt zu entfernen, zunächst ohne Erfolg. Erst als der in grossem Ansehen stehende Arzt Löbel die reiche Frau Liebmann, die Witwe des Hofjuden und Hofjuweliers, um ihre Verwendung ersuchte, fand sich Friedrich I. zur Erfüllung der Bitte geneigt. Liebmanns stets offene Kasse hatte ihm aus mancher Verlegenheit geholfen, wofür er ihm die Erlaubnis zum Bau einer Synagoge in der Heidereutergasse erteilte, und nach seinem Tode ging die königliche Gunst auf seine Wittve über, die dem Monarchen gleichfalls Darlehne machte oder verschaffte. Gleich ihrem Manne hatte sie stets freien Zutritt im Schlosse. Ihr gelang es, den König umzustimmen, und Eisenbart musste Berlin verlassen. Er ging nach Sachsen, wo er 1661 geboren war, legte sich aber den Titel eines „königlich preussischen Hofokulisten“ eigenmächtig bei. Seine Vaterstadt ist nicht bekannt; in Jena hat er studiert und im Weigelschen Hause, einem der sieben Wunderwerke Jenas, gewohnt. Dann kam er als „fliegender Arzt“ in die Gegend von Anhalt und Köthen. Einige glückliche Kuren verschafften ihm grossen Zulauf; dem in deutscher Uebersetzung erschienenen, in lateinischer Sprache verfassten Werke eines Schweizer „Vogel-, Tier- und Fischbuch“ soll er die meisten der von ihm angewandten Heilmittel entnommen haben. Den Tieren wurden damals heilwirkende Kräfte nachgerühmt. Sogar das geraspelte Horn des fabelhaften Einhorns — „dies schrecklich wilde Tier ist noch von keinem gesehen“ — ward gegen giftige Speisen und Schlangenbiss empfohlen. Von Köthen zog Eisenbart nach Magdeburg. Dort nahm er die Ausrufer in Dienst und der schon bis Leipzig gedrungene Ruf seiner erfolgreichen Kuren führte ihm den Spassmacher, den medizinischen Pickelhering zu, der das Publikum durch Possen und Zoten anlockte. Der Leipziger Rat hatte ihn „mit verschärfter Warnung“ aus der Stadt gejagt, „da solche Possenreisser, welche für Ärzte, Bruch- und Steinschneider agiren, grobe Zoten und denen für Christenmenschen nicht geziemende Narrtheidungen von sich hören liessen, darob grosser Auflauf und Tumulte geschehen.“ Dieser Bursche kam zu Eisenbart,

mit dem er die Messen und Märkte bezog. Besonders günstige Erfolge in Braunschweig, wo der „gelahrte Doktor die Heirat mit einer Person von dunkler Herkunft schloss“, brachten ihm den Titel eines „privilegirten Landarztes“ ein, und der Herzog von Lauenburg, der sich mit der Kunst Gold zu machen beschäftigte, stellte ihn als Goldmacher an. Jedenfalls hatte Eisenbart sich alchymistischer Kenntnisse gerühmt und seine Habsucht liess ihn hoffen, den Fürsten bethören zu können. Er hatte sich aber verrechnet, denn nach kurzem vergeblichen Warten auf Goldgewinn liess der grollende Fürst seine Schmelzofen, Schmelztiegel und Kolbengläser zertrümmern. Dem Schlimmsten zu entgehen, ergriff Eisenbart die Flucht und kam nach Dresden, wo ihm nach seiner und Pickelherings Behauptung „die grösste Kur des ganzen Jahrhunderts“ gelang. Eine von einem Poltergeist besessene Magd ward unaufhörlich von ihm verfolgt. Er sprach mit ihr, neckte sie und steckte am Küchenherd den Kopf durch ihre Arme. Vielfach angewandte Mittel zur Vertreibung des Geistes blieben erfolglos, bis Eisenbarts Mixturen das Wunder der Austreibung bewirkten. Wenigstens erklärte die Magd, die entweder einen Scherz getrieben hatte oder nicht zurechnungsfähig war, von ihrem Peiniger befreit zu sein. Eisenbart beauftragte einen Maler zur Herstellung eines Bildes, das ihn und die Magd auf die Nachwelt brachte. Damals hatte er schon zweitausend Thaler, eine für jene Zeit bedeutende Summe, „im Sacke“, und als sich sein Vermögen in Berlin, sowie in anderen Städten bedeutend vermehrt hatte, ward er Hausbesitzer in Magdeburg, gab aber die Praxis nicht auf. Frühzeitig von einer Krankheit befallen, gegen die seine eigenen Mittel nicht helfen wollten, stellte er seine Thätigkeit unter freiem Himmel allmählich ein. Der „weltberühmte Doktor“ liess sich auf seinen Reisen nur noch im Gasthofsprecher und zu Münden an der Werra ereilte ihn der Tod 1727 mitten im Geschäft. Er starb plötzlich im Gasthof „Zum wilden Mann“; an der Aussenseite der Garnisonkirche ist sein Grabstein zu finden. Seine Frau setzte den Handel mit Liebestränken und Schönheitspflasterchen fort, doch Pickelherings Bemühen, das Geschäft des Meisters weiterzuführen, war vergeblich. Der Nimbus, der Eisenbarts Quacksalberei und Marktschreierei umgeben, schwand mit seinem Tode, und dass sein Name und seine Thaten trotzdem unvergessen geblieben sind, ist einzig dem allbekannten Volks- und Studentenliede zu danken: „Ich bin der Doktor Eisenbart, kurir' die Leut nach meiner Art“.

K. N.-Str.

Nat.-Z. 24. Juli 1898.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

Kloster Zinna bei Jüterbog.

Gedenkblatt zur Wiedereinweihung der ehemaligen
Klosterkirche am 2. April 1898.

Von Friedrich Backschat.

Kerzen fangen an zu glüh'n
Auf dem Altar vor Marien
Und ein süßer Weihrauchduft
Schwebt berauschend durch die Luft.
Langsam öffnet sich die Thür,
Hundert Mönche geh'n herfür,
Mönche mit gesenktem Blick,
Auf den Stirnen Himmelsglück.
Singend wallt die fromme Schaar
Bis zum leuchtenden Altar,
Wo die sieben Englein sind
Um Marien und ihr Kind.
Und es steigt wie Orgelklang
Auf zu Gott ihr Lobgesang:
„Gloria in excelsis!“

(Ludwig Jakobowski.)

Mit grosser Freude wird jeder Geschichtsfreund unserer Mark die endlich erfolgte Wiederherstellung der Klosterkirche von Zinna, der ältesten Cistercienser-Abtei unserer Provinz Brandenburg, begrüsst haben. Trug man sich doch schon länger als ein halbes Jahrhundert mit diesem pietätvollen Gedanken, der erst in diesem Jahre verwirklicht worden ist.

Schon Otte sagt am Schlusse seines Aufsatzes über diese Kirche in den Veröffentlichungen des Thüringisch-Sächsischen Vereins, 1843,¹⁾ er schliesse sich der herrschenden Absicht, die Klosterkirche wieder in einen würdigen Zustand zu setzen, freudig an. Und in der That, schon vor 50 Jahren wurden Kostenanschläge zu der geplanten Renovation angefertigt.

¹⁾ Neue Mitteilungen aus dem Gebiete historisch-antiquarischer Forschungen. Im Namen des mit der Kgl. Universität Halle-Wittenberg verbundenen Thüringisch-Sächsischen Vereins für Erforschung des vaterländischen Altertums und Erhaltung seiner Denkmale, herausgegeben von dem Sekretair desselben K. Ed. Förstemann. Bd. VII. 1843. Halle und Nordhausen.

Aber sei es nun, dass die Träger dieser Idee darüber ins Grab gesunken sind, ohne grösseren Anhang gefunden zu haben, sei es, dass damals keine Mittel zu einer durchgreifenden Renovation vorhanden waren, kurz und gut, das Unternehmen ist im Sande verlaufen.

Zinna musste mit ansehen, wie in den 70er Jahren dieses Jahrhunderts wenigstens der Schluss des „Vaticinium Lehninense“:

„priscaque Lehnini surgunt et tecta Chorini“,

„und die alten Dächer von Lehnin und Chorin erstehen wieder“

in Erfüllung ging, wie thatsächlich die alten Dächer Lehnins wiedererstandenen und für den Ausbau der Klosterruine von Chorin durch den damaligen Kronprinzen Friedrich Wilhelm bedeutendere Mittel bewilligt wurden — doch Zinna blieb vergessen.

Um so erfreulicher ist es, dass es der jetzigen Gemeinde und ihrem Seelsorger, Herrn Pastor Walkhoff, gelungen ist, höhere Kreise dafür zu gewinnen. So konnte denn mit einem Kostenaufwande von über 20 000 M., welche theils der Staat, theils die Provinz, theils die Gemeinde aufgebracht haben, das Werk der Pietät begonnen und zu Ende geführt werden. Auch Se. Majestät hat durch ein ansehnliches Allerhöchstes Gnadengeschenk sein Interesse an der Wiederherstellung bekundet.

Die Renovation erfolgte unter Aufsicht des Geh. Regierungsrates von Tiedemann und unter Leitung des Kgl. Baurates Dittmar.

Am 2. April d. J. nun ist dieser Tag festlich begangen und die Einweihung der erneuerten Kirche durch den Generalsuperintendenten von Berlin, Kgl. Hof- und Domprediger D. Faber vollzogen worden.²⁾ Ihre Majestät die Kaiserin hat der Kirche eine mit Silber beschlagene Altarbibel und eine Kanzelbibel mit eigenhändiger Widmung zum Geschenk gemacht.

Mögen denn diese Zeilen dazu dienen, die Geschichte des Klosters, welches schon als das älteste unserer Mark eine grössere Beachtung verdiente, — zur Zeit seiner Gründung gehörte es zum Herzogtum Sachsen — weiteren Kreisen bekannt zu machen. Doch Zinna verdient noch aus anderen Gründen unsere volle Beachtung.

Ist Lehnin eins der edelsten spätromanischen Bauwerke, Chorin die schönste gotische Ruine, so nimmt Zinna den ersten Rang ein unter den Denkmälern des märkischen Granitquaderbaues. Sein gewaltiger, festgefügtter Bau hat es davor bewahrt, zur Ruine zu werden.

Zinnas Mönche sind die Kulturbringer gewesen für die öden Sand- und Sumpfflächen des Landes Jüterbog und des Barnim, wenn auch

²⁾ Die Wiedereinweihung der Zinnaer Klosterkirche am 2. April 1898. Der evgl. Gemeinde Stadt (Kloster) Zinna gewidmet von ihrem Pfarrer Hermann Walkhoff. Jüterbog 1898. Die kleine Festschrift enthält die Weiherede des D. Faber und die Festpredigt des Pfarrers Walkhoff.

vielleicht nicht die Entdecker, so doch entschieden die ersten Verwerter der Rüdersdorfer Kalkbrüche und die Verfertiger des ältesten Druckwerkes unserer Mark, des Psalterium Mariae von 1493.

Lehnin und Chorin, landschaftlich reizvoller gelegen, in ihren Grüften die Gebeine fürstlicher Personen bergend und formvollendet gebaut, haben das älteste Kloster unserer Mark in den Hintergrund gedrängt. Zwar sind Zinnas Nachbarn nur dunkle Kiefernwälder und endlos sich ausdehnende Sandflächen, aber gerade deshalb ist es nicht aller Reize ledig. Am wirksamsten tritt uns der schwermütige Reiz dieser echt märkischen Landschaft entgegen, wenn wir Luckenwalde verlassen und in die dunklen Kiefernwaldungen eintreten, durch die uns die Zinnaer Chaussee führt. Schweigend liegen sie da in der Augustsonne, und wer um diese Zeit den Weg dahingewandert ist, kann dem Markwanderer Trinius nachfühlen, wenn er sie die „verschlafenen und gottverlassenen Kiefernwälder“ nennt. Doch jetzt, wo die Stürme des Herbstes über das flache Land Jüterbog dahinjagen, wird es auch in diesen Wäldern lebendig, und sie beleben sich mit allerlei Gestalten aus der märkischen Geschichte.

Wenn das schon welke Gras im Herbstwinde säuselt, so ist es, als vernähme man die verwehten Klänge vom Horas-Singen der Mönche vom Hohen Golm, und wenn die Kiefern ächzen und stöhnen, dann sieht man dämmernde Gestalten durch die Hallen des Waldes gleiten, und ein kundiges Ohr hört sehr wohl das Hohnlachen Hakes von Stülpe über seinen gelungenen Raub und das Angstgeschrei des in wilder Hast nach Luckenwalde davonjagenden Tetzels.

Nach einstündiger Wanderung tritt man aus dem Walde heraus, und vor den Blicken des Beschauers liegt in gemessener Entfernung, emporragend aus einsamen Feldern, den ehemaligen Mönchenlanden, der gewaltige Bau der Klosterkirche von Zinna. Der Zahn der Zeit und die Stürme des Krieges haben dem festgefügtten Bau äusserlich wenigstens nichts anhaben können, und so steht er noch da, wie vor 672 Jahren, ein Zeuge vergangener Tage.

Zinna ist eine Gründung der Cisterciensermönche, jener Pioniere für die Kultur der Mark, wie sie Fontane so treffend nennt. Die Cistercienser³⁾ zweigten sich von den Benediktinern ab, um den Orden in früherer Lauterkeit und Reinheit wiedererstehen zu lassen. Der Eintritt Bernhards, des späteren Abtes von Clairvaux, in diesen Orden war von so grosser Bedeutung, dass sich vielfach nach ihm die Cistercienser Bernhardiner nennen, und dass wir in vielen Klöstern — so auch in Zinna — neben der Statue oder dem Bilde des hlg. Benedikt das des hlg. Bernhard finden.

³⁾ vgl. Winter, die Cistercienser des nordöstlichen Deutschlands. 3 Bde. Gotha. 1868—71.

Strenge, Armut und Entsagung wieder einzuführen, das war die Absicht Roberts, des Abtes des Benediktinerklosters Molême, als er sein Kloster wegen der daselbst ausgebrochenen Verderbtheit verliess und in die Einöde von Cistercium (Citeaux) zog. Aller Überfluss wurde daher entfernt; priesterliche Funktionen auszuüben, ausgenommen die priesterlichen Verrichtungen im Kloster selbst, Parochialkirchen zu verwalten und Zehnte von anderen Leuten zu erheben, war ihnen untersagt. Auch die Ausstattung der Kirchen musste nur dürftig sein.

War Citeaux in einem wilden Waldthale gegründet, so mussten auch seine Töchterklöster dem Beispiele folgen. Nicht in Städten, Burgen und Dörfern, so heisst es, sollten sie angelegt werden, sondern an Orten, die vom Treiben der Menschen entfernt liegen.⁴⁾ Auch die Gründer Zinnas folgten dieser Regel, indem sie das Kloster ungefähr $\frac{3}{4}$ Stunden von Jüterbog entfernt, auf einer Anhöhe inmitten damals noch sumpfiger Wiesen anlegten.

Citeaux war das Haupt des Ordens; ihm zur Seite standen die vier Töchterklöster: Firmitas (La Ferté), Pontiniacum (Pontigny), Clara-vallis (Clairvaux) und Morimundus (Morimond). Jedes dieser fünf Klöster steht an der Spitze einer Reihe von Gründungen, und alle Cistercienserklöster führen wiederum ihren Ursprung auf eins dieser fünf zurück. So leitet Zinna seinen Ursprung mittelbar auf Morimundus zurück und führt daher in seinem Wappen ein griechisches Kreuz, begleitet von den Buchstaben M. O. R. S. (Morimundus), die andere wiederum, bezüglich der Gründung des Ordens durch Abt Robert, deuten wollen: „Memento Originis Roberti Sancti“.

An der Spitze des Klosters stand als oberster Leiter der Abt; er vertrat es weltlichen und geistlichen Mächten gegenüber, beaufsichtigte den Gottesdienst der Mönche, weihte die Novizen und ernannte alle Beamten. Ganz unumschränkt war jedoch seine Stellung nicht, denn er war verpflichtet, sich vor dem Convent, der Mönchsbrüderschaft, zu verantworten. Er wohnte getrennt von den übrigen Klosterleuten, hatte sein eigenes Haus und seine eigene Küche und wurde mit „Ihr“ oder in der dritten Person angeredet, während alle übrigen sich des „Du“ bedienten. Um das Verhältnis der Zugehörigkeit zum Mutterkloster aufrecht zu erhalten und ihm seine Ehrfurcht zu bezeigen, musste der Abt es mindestens einmal im Jahre besuchen; während dieser Zeit vertrat ihn dann der Prior.

Zinnas Äbte genossen ein grosses Ansehen; auf den Landtagen sitzen sie neben den Äbten von Lehnin und Chorin (vgl. Beiträge z. d. Regesten No. 67, 68) und in vielen Urkunden werden sie als Zeugen

⁴⁾ in civitatibus, castellis, villis nulla nostra construenda sunt coenobia, sed in locis a conversatione hominum remotis.

hinzugezogen (vgl. Reg. No. 2, 3, 4, 8—13, 31, 43, 58, 66, 70—72). Wahrscheinlich wurde ihnen auch zugestanden, bei festlichen Gelegenheiten bischöflichen Ornat anzulegen. Wie die Äbte von Lehnin Stadthäuser in Brandenburg und Berlin besaßen, so hatten die Zinnaer Äbte eins in Berlin (Stralauerstrasse 50) und ein anderes in Jüterbog.⁹⁾ Schon im XIV. Jahrhundert besaßen sie daselbst ein Absteigequartier, a^o 1382 wurden zwei brauberechtigte Nachbarhäuser in Jüterbog zu einer Abtswohnung eingerichtet, die aber durch den Stadtbrand von 1478 zu Grunde ging. Der „Abtshof“, wie er heute noch erhalten ist (Planeberg 9), ist erst nach 1478 erbaut. Er ist ein eingeschossiger Backsteinbau mit gewölbten Räumen; die Fenster sind flachbogig geschlossen, die hohen Giebel abgetreppt.

Nach dem Abte war die wichtigste Person im Kloster der Prior. Stand der Abt an der Spitze des ganzen Klosters, so stand der Prior an der Spitze des Mönchskonventes; er nahm ihm die Beichte ab und vertrat den Abt in seiner Abwesenheit. Der Subprior, der öfter in den Urkunden erwähnt wird, vertrat den Prior.

Da gerade bei den Cisterciensern auf strenge Verwaltung des Klostersvermögens, auf Ökonomie, auf Sorgfalt in der Haus- und Feldwirtschaft gehalten wurde, so war das Amt des Kelners und des Schatzmeisters von grosser Wichtigkeit, in Zinna scheint für diese beiden Ämter nur eine Person eingesetzt gewesen zu sein. (vgl. Reg. No. 40, cellarius et bursarius). Er hatte die Aufsicht über die Vorratskeller, die Berechnung der Einnahmen und Ausgaben, die Führung der Register über den Viehbestand und das Getreide auf den Vorwerken.

Andere Beamten waren noch: der Novizenmeister, Sakristan oder Custos, dem die äussere Ordnung des Gottesdienstes oblag,¹⁰⁾ der Cantor oder Bibliothekar, Siechenmeister, Remterverwahrer, Gastwirt (hospitularius), Pförtner (portarius), der die Fremden meldete und die Brüder viermal im Jahre zur Ader liess, der Werkmeister, der Kleidermeister und ausserdem noch Personen für wochenweis wechselnde Beschäftigungen.

Die Summe der Mönche bildete den Konvent (czamenunghe, samnunghe, conventus); wie auch noch heutzutage, unterschied man: die eigentlichen Mönche, Laienbrüder und Novizen.

Diese Halbmönche, Laienbrüder oder auch „bärtige Brüder“ genannt, waren für die Feldarbeit bestellt, damit die Mönche nicht von ihren gottesdienstlichen Verrichtungen im Kloster abgezogen wurden. Für zu entfernt liegende Ländereien wurden Vorwerke eingerichtet, auf die sich die Laienbrüder nach Beendigung ihres Tagewerkes zurückzogen.

Alles im Kloster war gemeinsam, so die Räume zum Schlafen (dormitorium), Essen (refectorium), Studieren (liberaria); man kannte

⁹⁾ Ein Modell vom Abtshof zu Jüterbog befindet sich im Schinkelmuseum zu Berlin.

keine einzelnen Zellen. Allein in der Kirche scheint man eine Ausnahme gemacht zu haben. Neben dem hohen Chore finden wir vier Kapellen, dem Querschiff vorgelagert, die für die „subjektive Heiligung“, wie Otte es nennt,⁶⁾ also zur Privatandacht bestimmt waren. Ein Cistercienserkloster war also ein *coenobium* (*κοινὸς βίος*) in des Wortes eigentlichster Bedeutung.

Lebten also die Mönche gemeinsam, so fanden sie auch nach dem Tode ihre gemeinsame Ruhestätte auf dem vom Kreuzgange umschlossenen Mönchskirchhofe. Ausgedehnt war die Totenfeier für einen gestorbenen Bruder.

Nachdem er vor dem Tode die letzte Ölung empfangen hatte, wurde, sobald er die Augen für immer geschlossen hatte, die im Kloster hängende Metalltafel stark angeschlagen und die Glocke geläutet. Auf dieses Zeichen mussten alle, auch die ausserhalb beschäftigten Mönche, ins Kloster kommen, denn es galt gemeinsam einem gestorbenen Bruder die letzte Ehre zu erweisen.

Aus dem Siechenhause wurde der Tote in die Kirche getragen, wo das Totenamt gefeiert wurde und mehrere Fratres bis zu seinem Begräbnis bei ihm Wache hielten. Kam nun der Tag, an welchem der Leichnam sollte der Erde übergeben werden, dann wurde er noch einmal mit Weihwasser besprengt, der Sarg geschlossen und in feierlicher Prozession unter Vorantritt des Abtes, in tiefem Schweigen durch den Kreuzgang auf den Mönchskirchhof gebracht. Hier wurde er (stehend?) eingesenkt, der Abt warf Erde auf ihn und dann kehrte man in die Kirche zurück, um für den dahingeshiedenen Bruder ein Requiem zu halten.

Folgende Geschichte möge zeigen, mit welcher peinlicher Gewissenhaftigkeit man darauf hielt, dass ein Mönch bei seinem Tode keine Verpflichtungen mehr gegen die Aussenwelt habe.

Ein Laienbruder aus Zinna musste auf einer im Auftrage des Abtes unternommenen Sendung über die Elbe setzen, und der Fährmann verlangte von ihm das Fährgeld. Als er ihm sagte, er habe kein Geld zur Hand, verlangte dieser sein Cingulum oder sein Messer als Pfand. Aber der Laienbruder entgegnete: „Dies kann ich nicht entbehren“, und fügte hinzu: „ich verspreche Euch mit meinem Orden, dass ich Euch einen halben Denar schicken werde.“ Dies Versprechen beruhigte den Fährmann und er liess ihn gehen. Weil das Versprochene jedoch eine so geringe Sache war, so achtete er es nach seiner Rückkehr für eine Kleinigkeit und schickte ihm nichts. Nicht lange darauf erkrankte er, und es schien allen, die zugegen waren, dass er sterben müsse. Er

⁶⁾ Otte, Geschichte der deutschen Baukunst, Leipzig 1874. Otte giebt fälschlich in der an der Südwand des hohen Chores gelegenen Kapelle Tonnengewölbe an; sie enthält jedoch Kreuzgewölbe; ebenso Puttrich, Baudenkmale in Sachsen, Serie Jüterbog.

verfiel in einem traumartigen Zustand, und da schwebte seiner Seele der Denar, dessen er in der Beichte nicht Erwähnung gethan hatte, vor Augen und wurde so gross, dass er grösser als die Welt war. Er konnte um desswillen nicht sterben. Wieder zum Bewusstsein aufgewacht, erzählte er allen zu grosser Verwunderung die Erscheinung. Der Abt schickte daher in aller Eile einen ganzen Denar an den Fährmann, und zu derselben Stunde, wo ihn dieser empfing, starb der Laienbruder.

Diese Geschichte, etwas wunderbar ausgeschmückt, erzählt der Abt von Livland dem Cäsarius von Heisterbach (Dialog. XI, Kap. 35) und dieser bemerkt dazu: je mehr Ordensleute auf einen grösseren Lohn als die Weltleute hoffen, um so gewissenhafter müssen sie darauf sehen, dass sie bei ihrem Tode nichts vom Erdenstaube mit sich nehmen.⁷⁾

Die Mannschaft aus den Klosterdörfern in den Krieg zu führen, die Ausübung der Polizei, Erb- und Peinlichen Gerichtsbarkeit lag in den Händen des Klostervogtes (advocatus). Heffter⁸⁾ erwähnt ein Siegel mit der Umschrift: Sigillum advocati in Czenna. Es stellt den Gekreuzigten dar, den eine Person, wahrscheinlich der Vogt, anbetet. Zur Ausübung der Peinlichen Gerichtsbarkeit diente das Hochgericht auf dem sog. Galgenberg an der Jüterboger Grenze.

Der südlich von Jüterbog belegene Teil war schon durch die im Jahre 1160 gerufenen Kolonisten kolonisiert worden; dagegen blieb der nördliche Landstrich öde und unbebaut. Hier hatte die Gegend einen ganz anderen Charakter. Sandhöhen und weite, sumpfige Niederungen, von der Nuthe und ihren Nebengewässern gebildet, wechselten miteinander ab, und ein Wald, auf den Höhen aus Kiefern, in den Niederungen aus Laubholz bestehend, bedeckte fast das ganze Gebiet.

Hier war also die beste Gelegenheit für die Cistercienser, im grösseren Massstabe die Kultivierung des Landes zu betreiben, und zwar war dazu ein eigenes Kloster nötig. Was früher Kirchen und Burgen versucht hatten, das sollte jetzt die Vereinigung von Kirche und Burg, das Kloster. Und in der That, wie ein Mittelding zwischen Kirche und Burg, wie eine befestigte Missionsstation, erscheint uns das Kloster um die Mitte des XIV. Jahrhunderts.

Es war vollständig von einer Mauer im Viereck umgeben, die zwei Thore, eins auf der Ost-, das andere auf der Nordseite hatte. Das Hauptthor lag gegen Osten; es sah, wie eine handschriftliche Nachricht⁹⁾

⁷⁾ Winter, Cistercienser, Bd. I., S. 193.

⁸⁾ Heffter, Urkundliche Chronik der alten Kreisstadt Jüterbock. Jüterb. 1851. Seite 287.

⁹⁾ Leider nicht näher bezeichnet; vgl. v. Ledebur's Archiv für die Geschichtskunde des Pruss. Staates, Bd. XI S. 54—77: Einige Nachrichten von dem alt. ehemal. Cistercienser-Mönchskloster Zinna. v. Rödenbeck.

sagt, einem „Festungsthore nicht unähnlich, indem es mehrere gewölbte Bogen gehabt, auf welchen das steinerne Wohngebäude des Thorwächters, der zugleich Mönchs- und Conventsbruder gewesen, gestanden hat.“¹⁰⁾

Das zweite Thor, auf der Nordseite, war das Thor, durch welches „fürstliche Personen ein- und auszogen“, es wurde also nur bei festlichen Gelegenheiten geöffnet.

Das Ganze wurde umflossen von der Nuthe und den von ihr abgeleiteten Armen (noch heute deutlich erkennbar).

Alle Gebäude innerhalb der Befestigung wurden überragt von der Klosterkirche, einer dreischiffigen Pfeilerbasilika. An die Südseite der Kirche schloss sich der Kreuzgang an, der, nach innen zu offen, den Mönchskirchhof umschloss. Im Westen lehnte sich der Kreuzgang (praeambulum) an das Wohnhaus der Mönche an, sodass sie durch den Kreuzgang in die Kirche gelangen konnten, um dort zu den bestimmten Zeiten des Tages und der Nacht, geweckt durch den Klang des Betglöckleins, ihre Gebete und Andacht zu verrichten, und an Festtagen ihr „Gloria in excelsis“ erschallen zu lassen. (Noch jetzt finden sich im südlichen Teile des Querschiffes an einem ca. 3—4 m über dem Fussboden liegenden Fenster Treppenstufen und Thürangeln; durch dieses sollen die Mönche bei Prozessionen in die Kirche gezogen sein).

Von den übrigen Gebäuden getrennt, an der Ostseite der Mauer, unweit des Hauptthores, lagen zwei Gebäude, das Abts- und das Siechenhaus. Diesen entsprechend, schloss sich auf der Westseite südlich an das Konventshaus der Mönche die Brauerei an.

Ausserdem zog sich an der Südseite eine Fülle von Baulichkeiten hin, die teils als Gast- und Wirtschaftsgebäude, teils als Handwerks Häuser ihre Verwendung fanden.

Nördlich von der Klosterkirche erhob sich, jedoch ausserhalb der Befestigung, aus demselben Material, wie die Kirche, erbaut, eine Kapelle für die Frauen, da nach der Ordensregel der Cistercienser „kein Frauenzimmer in die Klosterkirche kommen durfte.“

Das also wäre in grossen Umrissen ein Bild des Klosters um die Mitte des 14. Saec.

Wer heute nach Zinna kommt, findet freilich nur noch die Hälfte der angeführten Baulichkeiten und das übrige so entstellt und verbaut, dass es schwer hält, die Gebäude auf ihren früheren Zweck zurückzuführen. Mauer und Thore sind gefallen, und ungehindert schweift des Beschauers Blick über die Trümmer der Brauerei, den Mönchs-

¹⁰⁾ Wahrscheinlich sprang hier die Mauer rechtwinklig heraus bis zu einem Aussenthore, sodass eine völlige Thorburg entstand. Mauerreste im Pfarrgarten lassen sich vielleicht darauf zurückführen. Heffter a. a. O. S. 284 spricht auch von einem Doppelthore. Analog übrigens bei Lehnin. Vgl. Dr. M. Heffter, Die Geschichte des Klosters Lehnin, Brdbrg. 1851.

kirchhof, dessen Stelle noch bis vor kurzer Zeit durch eine mächtige Pappel gekennzeichnet wurde, hinweg bis an die prachtvollen Giebelhäuser der Abtei. Was Wind und Wetter nicht zu zerstören vermochten, das ist im vorigen Jahrhundert der Baulust zum Opfer gefallen.

Nach wie vor aber bleibt die Klosterkirche der stattliche Mittelpunkt, an Höhe alle anderen Gebäude überragend.

Am 15. Mai 1226¹¹⁾ eingeweiht, erbaut in den Formen des Übergangsstiles, ist sie zwar nur eine einfache, dreischiffige, kreuzförmige Pfeilerbasilika aus Granitquadern mit spärlichem Detail, aber ausgezeichnet durch eine musterhaft scharfe Bearbeitung des harten Materials, im Innern an Pfeilern und Bögen, äusserlich an den Abtreppungen der Portalwände, an den schiefen Ecken der 5 polygonen Conchen, an den grossen Chorfenstern und an dem freilich nur aus Platte und Flachkehle bestehenden Dachgesimse des Langhauses. Otte¹²⁾ deutet diese kostspielige Technik, wo man doch mit Backsteinen viel schneller und wohlfeiler hätte bauen können, als ein Zeichen der gesicherten Zustände und Wohlhabenheit des Klosters.

Im Gegensatz zu der sorgfältigen Steinhauerarbeit¹³⁾ steht die Sorglosigkeit in allen Abmessungen. Von den je 6, einfach quadratischen, sockellosen Arkadenpfeilern sind die östlichen viel weiter gestellt, als die westlichen.

Im Osten schliesst das Längsschiff mit einer, innerlich halbrunden, äusserlich fünfeckigen Apsis ab, und zu beiden Seiten derselben liegen je zwei, innerlich halbrunde, äusserlich dreiseitige Kapellen. Der Chor, die beiden sich an den Chor anschliessenden Nebenkapellen und Querschiff sind mit fast quadratischen, die drei Schiffe mit oblongen Kreuzgewölben, die zwei nach aussen liegenden Nebenkapellen mit Tonnengewölben überdeckt.

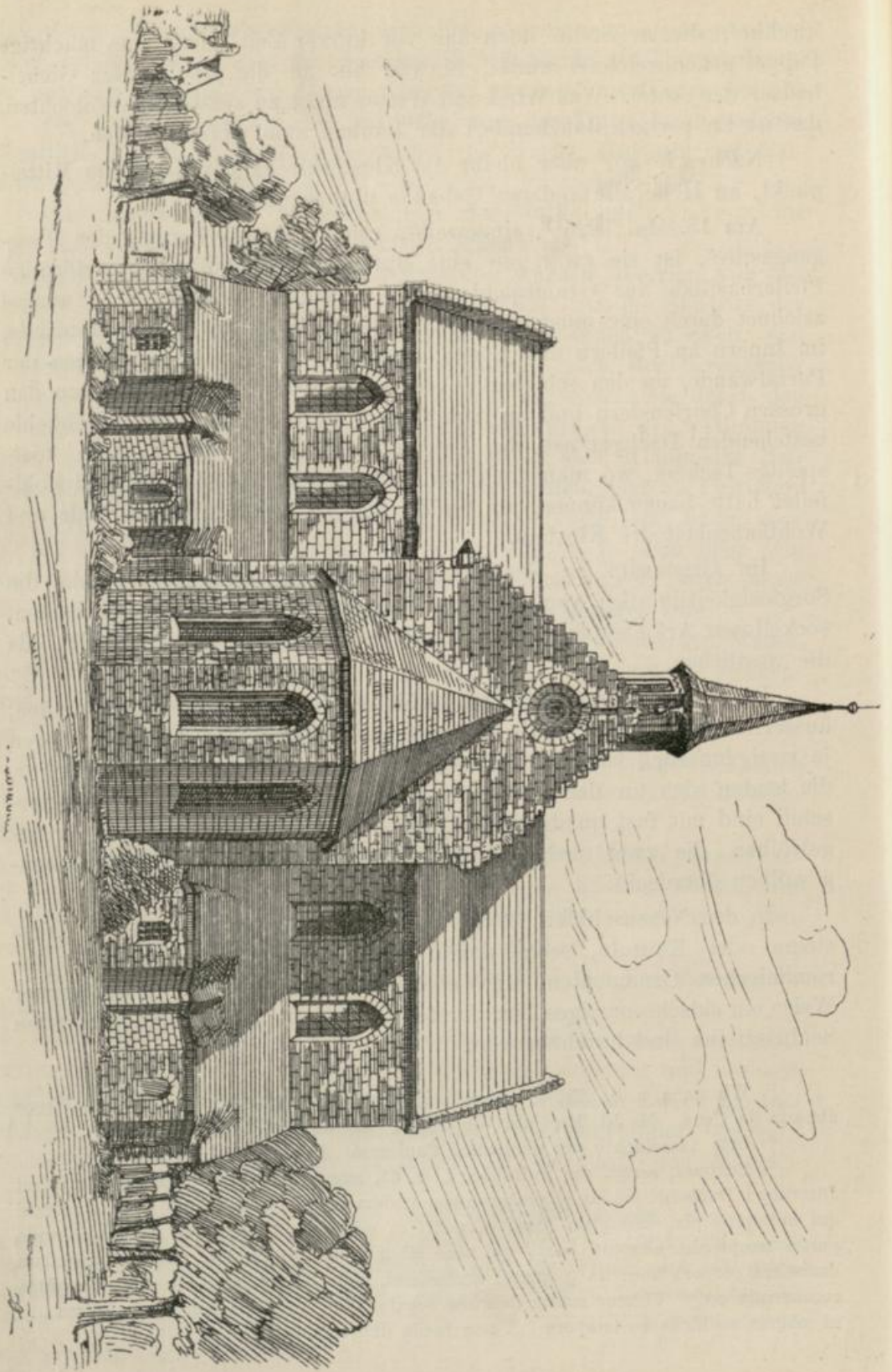
In den Nebenschiffen finden wir noch sieben roh bearbeitete Kragsteine oder Konsole, sechs davon im Nordschiff, mit schönen spätromanischen Ornamenten, und eins im Südschiff, das in nüchterner Weise ein eidechsenartiges Tier darstellt. Auch die sorgfältig bearbeiteten Schlusssteine sind beachtenswert.

¹¹⁾ Winter, a. a. o. Bd. I. Annales Cistercienses, S. 353 715. Anno dni 1226 abbatia de Cena. M. Jd. Maji abb. de Coena. W. zu 1226 Cena.

¹²⁾ Otte, Geschichte der deutschen Baukunst. Leipzig 1874. 1 Bd.

¹³⁾ Eckhard, script. rer. Jutreboc, I, S. 65, sagt von den Kirchen zu Zinna und Jüterbog: *Durissimi silices et praegrandes, eodem modo ut hodiernum lapides arenosi qui in lapidinis caeduntur, excissi, politi et mirifice ad utrumque ostium aliasque partes templorum adaptati sunt; qui sane labor invicibilis fuisset, nisi „ars quaedam durissima corpora haec ita tractandi accessisset, quae merito inter scientias deperditas recensenda est.“ Videtur autem descisse seculo XIII, quia ejusdem modo silices . . . in magnis aedificiis eo tempore . . . non facile deprehenduntur.*

Östliche Ansicht der Klosterkirche von Zinna



Im Aufbau herrscht der Spitzbogen vor, nur die Eingänge zu den Seitenkapellen sind rundbogig. Die Arkadenpfeiler sind quadratisch, gedeckt mit einer unten flach gekehlten Platte; die Portallaibungen sind mehrfach abgetreppt. An die Nordseite der Kirche lehnt sich, die beiden westlichen Fenster des Langhauses verdeckend, ein unscheinbarer Bau des XIV. sec. unter Pultdach, die sog. Abtskapelle.

Der Altar ist noch mittelalterlich, aus Backsteinen erbaut und mit einer kolossalen Sandsteinplatte gedeckt; sein Aufsatz, so „vor diesem mit goldenen Marien- und Heiligenbildern ausstaffirt gewesen“, ist 1703 weggebrochen und ein Aufsatz mit Holzschnitzerei im Barockgeschmack an seine Stelle getreten. Über dem Altarbilde der alttestamentliche Gottesnamen in hebräischen Buchstaben.¹⁴⁾ Vor den Altarstufen findet sich im Fussboden eine Inschrift aus zusammengesetzten Thonplatten, von denen jede einen Buchstaben enthält; es ist der alte Engelsgruss:

„Ave Maria, gratia plena, dominus tecum, benedicta tu in mulieribus et benedictus est fructus ventris tui.“

Auf der Rückseite des Altars ragt eine kleine, sauber aus Sandstein gearbeitete Konsole hervor, auf welcher etwa Patene und Kelch Raum haben würden; in der Mitte befindet sich eine kleine Aushöhlung mit zwei Zeilen neugotischer Majuskeln.

An der Nordseite des Chores ist in die Wand ein spätgotisches Sakramentshäuschen eingelassen, zu dessen Seiten zwei Engel, der eine mit der Hostie, der andere mit dem Kelche stehen.

An der südlichen Chorwand, unweit des Altars, befindet sich in einer Mauernische eine kesselartige Vertiefung, piscina genannt, die von den Priestern zum Waschen der Hände und Reinigen der Gefässe benutzt wurde.

Die Kanzel mit reicher Nussbaumholzschnitzerei stammt aus dem Jahre 1694.

In den drei Chorfenstern sind noch Glasgemälde erhalten; in dem mittleren (jetzt herausgenommen) sehen wir die Madonna mit dem Christuskinde, zu ihren Füßen den Donator, einen Mönch in rötlichem Gewande. Darunter steht:

„O sta (= sancta) Maria ora pro nobis;“

in dem linken: ein infulirter Abt in Cistercienserkleidung,

darunter: „Sanctus benedictus venerabilis ptr (= pater)“

in dem rechten: ein Abt mit Mitra und Krummstab, und die Worte:

„(S)anctus Bernhardus“.

Die Orgel stammt aus dem Jahre 1722. An ihrer Stelle befand sich früher eine Orgel mit silbernen Pfeifen und der Inschrift:

Hoc Benedictus Abbas Organon struere fecit, 1533.

¹⁴⁾ vgl. Brandenburgia, VII. Jahrgang, No. 7, S. 236, auch in der Kirche zu Buch.

Diese hat der Administrator Christian Wilhelm am 11. XI. 1618 in die Schlosskapelle zu Halle bringen lassen.

Ausserdem befinden sich in der Kirche noch einige Reste von Holzschnitzereien, so die kleine Statue des heil. Moritz, des Patrons des Erzbistums Magdeburg (jetzt im Märkischen Provinzial-Museum), drei Stirnwände von Chorstühlen, reich geschnitzt, mit figürlichen Darstellungen,¹⁵⁾ aus dem XIV sec, die Statuen Petrus und Paulus, Christus mit der Kreuzfahne, zwei Holztafeln mit Äbten (jetzt als Stirnwände zum Chorgestühl verwendet), ferner noch die ehemalige Klosterkasse, am westlichsten Pfeiler ein Messaltar mit den vier Kreuzen, den Zeichen der Weihe, zwei gotische Kelche nebst Patenen, eine gotische Monstranz aus vergoldetem Kupfer mit gravirten Heiligenbildern am Fusse, aus dem XV. oder XVI. sec.

Unter den Grabsteinen ist nur von Interesse der Grabstein eines exilierten, 1405 zu Zinna verstorbenen Bischofs Alarich.¹⁶⁾ Der Grabstein befand sich früher in der Mitte des Längsschiffes. Otte hat die Inschrift 1843 festgestellt, wie folgt:

„anno domini m. c. c. c. v. obiit pater venerabilis exul in xpisto
(= christo) honorabilis episcopus dictus Alaricus.“

zur Linken, innerhalb der Einfassung:

„orate pro me peccatore“.

Woher dieser verbannte Bischof Alarich stammte, ist nicht bekannt und auch in der *Series episcoporum*¹⁷⁾ der zum Erzbistum Magdeburg gehörigen Bistümer ist er nicht zu finden.

Ausserdem ist noch hervorzuheben das im Querschiff befindliche, wundervoll ausgeführte Marmorepitaph des a^o 1706 gestorbenen Kammerherrn von Kratz. Es zeigt uns den Kammerherrn mit Allongeperücke, ruhend auf einer am Kopfende zusammengerollten Matratze; zu beiden Seiten desselben stehen zwei trauernde Frauengestalten, die die Grabtafel halten. Von der Höhe des Epitaphs herab schaut der Tod, ein alter, magerer Mann mit langem Barte und Flügeln, in der Rechten hält er die Sense und auf seinem Kopfe steht das Stundenglas.

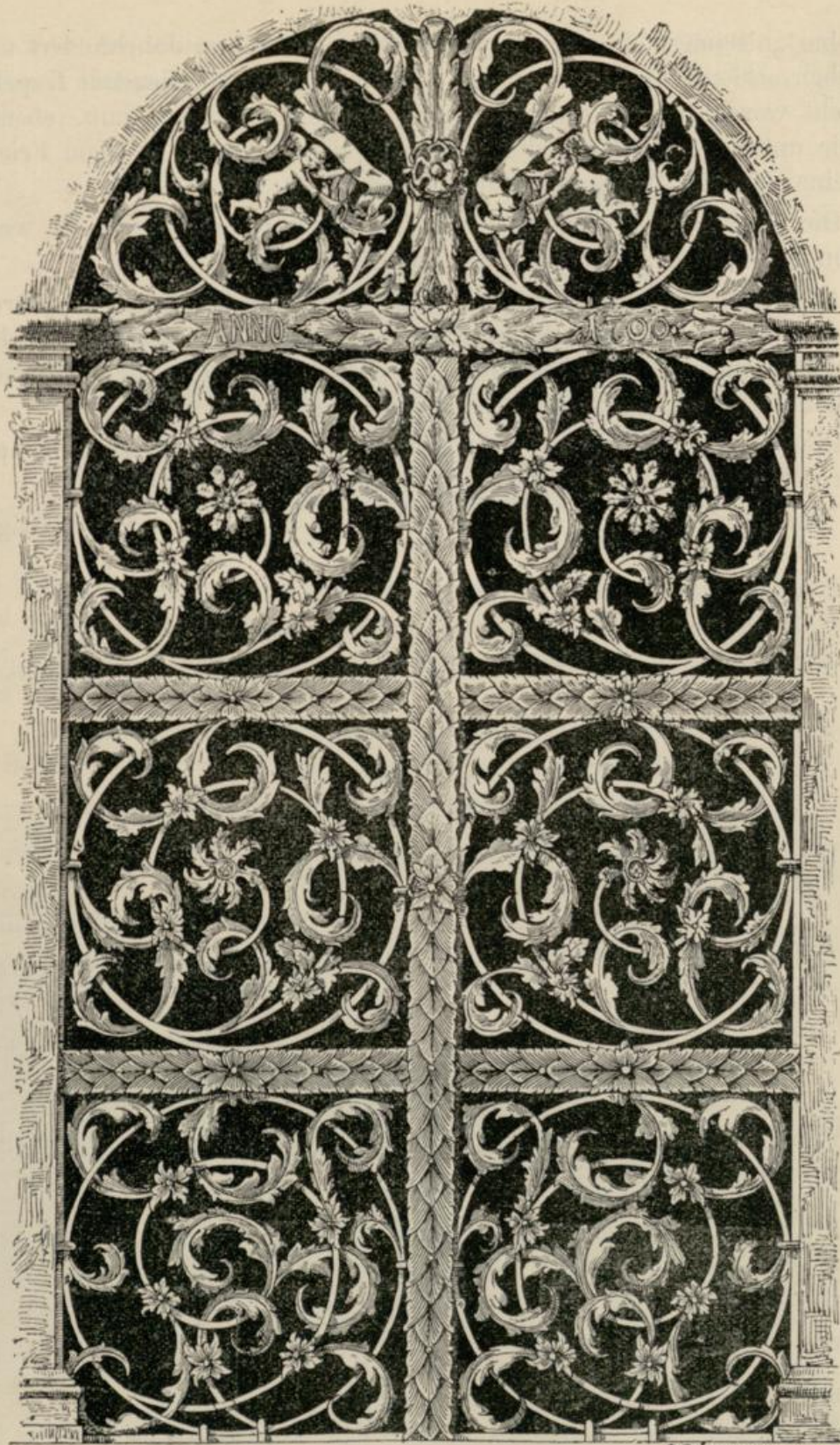
Neben diesem Epitaph liegt die Grabkammer des Kammerherrn, zu der man die nördlichste der vier Kapellen eingerichtet hatte. Jetzt leer, ist sie mit einer im Barockgeschmack gefertigten, durchbrochenen Thür aus getriebenem Eisen geschlossen.

Infolge der Renovation ist in dieser Kapelle ein mittelalterlicher steinerner Altar aufgedeckt, ausserdem ein Teil von einem Rauten-Fries

¹⁵⁾ abgebildet in: Puttrich, Baudenkmale in Sachsen, Bd. II, Serie Jüterbog.

¹⁶⁾ Die Umrisse sind nur einfach eingegraben und mit einer schwarzen Masse ausgegossen. Ähnlich ein Grabstein im Chor des Domes zu Havelberg.

¹⁷⁾ P. Pius Bonifacius Gams, *Series episcoporum ecclesiae catholicae*. Ratisbonae, 1873. 1. Bd.



Portal zur ehemaligen Grabkammer des Kammerherrn von Kratz.*)

O. Zinnemann sculp.

Kratz

Zinna

448

*) Für die Überlassung der beiden ersten Bilder statte ich an dieser Stelle Herrn Geh. Baurat Bluth meinen besten Dank ab.

und eine „piscina“. Die Särge waren schon in diesem Jahrhundert aus derselben entfernt und in die neben der Eingangskapelle liegende Kapelle gebracht worden, die dann zugemauert wurde, und haben nun, ebenso wie die unter dem Schiffe der Kirche gefundenen Särge, auf dem Friedhofe eine würdige Wiederbestattung gefunden.

Die Grabsteine der Äbte hat i. J. 1730 der Kriegsrat Vieth wegbringen lassen und zu seinem Schlossbau in Gollssen benutzt.

Auf vielen Stufen steigt man hinauf zum Glockentürmchen, durch dessen Schalllöcher man einen wunderbaren Fernblick genießt über das Städtchen Zinna und das hügelige Land des Fläming bis zu den Türmen der altehrwürdigen St. Nicolaikirche von Jüterbog.

Hier im Turme hängen drei Glocken aus der Zeit des Abtes Nicolaus. Die grösste trägt die Inschrift:

anno m^o cccc^o lxxxix^o tpe nicol^a abat ptege. rex. xpe qs 9tigit
son 9 iste z.

= anno 1491 tempore Nicolai abbatis.

Protege rex Christe, quos confingit sonus iste.

Dazu auf der Haube der Glocke die Worte: fracta et facta. Zu deutsch etwa:

Im J. 1491 zur Zeit des Abtes Nicolaus.

O Christus, König der Ehren,

Schütze, die diesen Ton hören!

Auf zwei Seiten der Glocke sieht man auf einem 2 $\frac{1}{2}$ “ hohen, 1 $\frac{1}{2}$ “ breiten, parabolisch gespitzten Siegel den Abt unter Baldachin mit dem Krummstabe. Darunter anscheinend das Wappen des Klosters, ferner das Lamm Gottes, Maria mit dem Kinde, Pelikan¹⁹⁾, Christuskopf und die Symbole der vier Evangelisten.

Die zweite zeigt Maria mit dem Kinde und trägt die Inschrift:

an^o dni mcccc^o lxxxv^o hilf ihs v mari

= anno domini 1495. Hilf Jesus und Maria!

Die dritte trägt das Medaillonbild Maria mit dem Kinde und die Worte:

anno dni mcccc^o lxxxviii^o (1489) Mors¹).

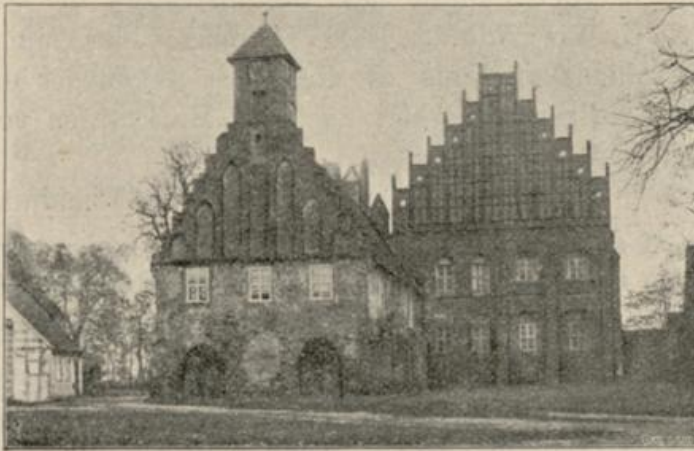
Der Kreuzgang, von dem sich Spuren an der Südseite der Kirche und am Konventshaus finden, ist verschwunden. In ihm befanden sich zwei Reihen Chorstühle, daran Äbte und Mönche eingeschnitzt waren und auch gemalt²⁰⁾.

¹⁹⁾ Pelikan, das Symbol des Opfertodes Christi.

¹⁹⁾ Otte in Foerstemanns Archiv, Bd. VII, will Maria entziffert haben. Dies ist jedoch falsch. — Brandt, Gesch. v. Jüterbog, S. 95, giebt fälschlich 1499 an.

²⁰⁾ Zweifellos sind die unter den Resten von Holzschnitzereien erwähnten 2 Holztäfel mit Äbten die letzten Überreste der oben erwähnten Chorstühle.

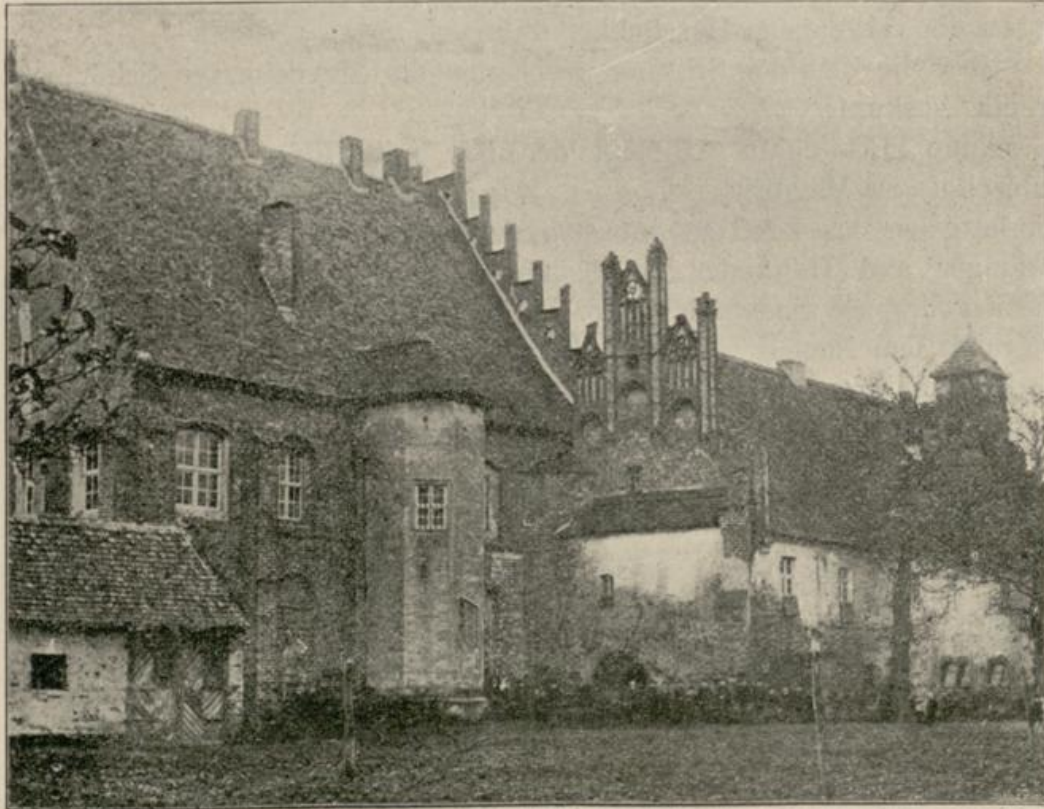
Von den übrigen Klostergebäuden sind noch erhalten: die Abtei, aus zwei Gebäuden bestehend. Das kleinere stammt aus dem Anfang



Die alte und die neue Abtei (Fürstenhaus).

des XIV. sec., nach der Säkularisation wurde es zur Vogtei eingerichtet und diente noch in diesem Jahrhundert als Gebäude für das Rentamt; noch jetzt zeugt von der ausgeübten Gerichtsbarkeit ein an der Südost-ecke angekettetes Halseisen.

Das grössere Gebäude, die neue Abtei, auch Fürstenhaus genannt, ist im Jahre 1495 durch Abt Nicolaus erbaut und zeichnet sich durch



Die beiden Abteigebäude von der Klosterkirche her gesehen.

seinen schönen, gotischen Ziergiebel aus. Von 1653—1665 war es die Residenz des Markgrafen Christian Wilhelm, und lange Zeit lebte in diesem Gebäude bei der Familie des Administrators die Gemahlin des Schwedenkönigs Gustav Adolf. 1606 residierte hier einige Zeit das Domkapitel von Magdeburg, als es die Stadt wegen der daselbst ausgebrochenen Pest verlassen musste; auch die Markgrafen von Brandenburg weilten öfter in seinen Mauern.

Beide Häuser weisen im Innern Spuren von Wandmalereien auf.

Zur Rechten des „Fürstenhauses“ liegt das frühere Siechenhaus, ein unscheinbares Gebäude, das jetzt zur Pfarrerswohnung dient.

Auf der Westseite ist noch das Konventshaus erhalten; in seinem Keller, der äusserst geräumig und schön gewölbt ist, findet sich, wie beim Falkonierhaus zu Lehnin, oben in der Mitte eine grosse kreisrunde Öffnung; man wird nicht fehl gehen, wenn man annimmt, dass er zur Aufnahme des Kornes gedient hat. Unweit von diesem steht ein altes Giebelhaus, welches in seinen unteren Räumen die Geisselkammer der Mönche enthält.

An dem nach Grüna führenden Wege, dicht an der Nuthebrücke, steht die „Heidenlinde“, ein sehr alter Baum, in dessen Fuss einige starke Eisenstangen eingetrieben sind.

Der Mönchsgesang ist verklungen, der Kreuzgang, in dem er vielfach wiederhallte, eingesunken, aber noch viele Trümmerreste mahnen uns an die vergangene Herrlichkeit Zinnas.

Über die Zeit der Stiftung giebt uns die Magdeburger Schöppenchronik Auskunft.

Anno 1157 nahm Albrecht der Bär mit Hilfe Wichmanns, des Erzbischofs zu Magdeburg²¹⁾ einen Zug gegen die Jüterbogener Wenden vor, bezwang das Land zu Jüterbog, vertrieb die Wenden und setzte Fläminger und Holländer als Kolonisten ein. Er „makede dat land dissem godeshuse tinsaftich. (Ao. 1171) he stichte dat closter Sinna.²²⁾ Es erhielt den Namen „coena beatae Mariae“ (Marientafel), wahrscheinlich im Einklang mit dem Namen des Dorfes Czynna, auf dessen Feldmark das Kloster gegründet wurde.

Der Stiftungsbrief ist weder zu Zinna, noch im Kgl. Provinzial-Archiv zu Magdeburg vorhanden; wahrscheinlich ist es, dass er mit

²¹⁾ vgl. Forschungen zur Deutschen Geschichte. Göttingen, 1685. Bd. V, S. 417 bis 562: „Leben des Erzbischofs Wichmann von Magdeburg“ von Dr. H. Fechner in Erfurt. — Ferner: Geschichtsblätter für Stadt und Land Magdeburg. Jahrg. 21, S. 9 bis 71: Territorialpolitik Erzbischof Wichmanns von Magdeburg von Dr. phil. Hartung und Jahrg. 21, S. 253—271: Kleine Beiträge zur Geschichte Erzbischof Wichmanns von M. v. Dr. G. Sello.

²²⁾ Die Chroniken der niedersächsischen Städte. Magdeburg. Leipzig 1869. Die Magdeburger Schöppenchronik. pag. 117, 22—24.

dem übrigen Urkundenschatze und den Kleinodien vom Erzbischof Albrecht von Magdeburg, der zugleich Kurfürst von Mainz war, 1546 in Verwahrung genommen ist (s. Beitr. z. d. Reg. Nr. 82), oder dass ihn der letzte Abt Valerian mitgenommen hat.²³ Das Jahr der Gründung 1171, wie man gewöhnlich annimmt, wird bestätigt durch die „Annales Cistercienses“, wie sie Winter nennt, das amtliche Verzeichnis der Cistercienser-Klöster, wo es heisst: eodem anno (fundatur scil.) abbatia Cene Sancte Marie, 1170.²⁴) Der Stiftungstag wurde aber

²³) In Osseg, wie man früher annahm, befinden sich keinerlei Nachrichten über Zinna.

²⁴) Das Jahr der Gründung:

1) Winter, Cistercienser. Bd. I. S. 304.

479. Eodem anno abbatia Cene Sancte Marie (L. 1169) filia Veteris Montis. — M. 1170 abb. Cene Sancte Marie. W. zu 1170 falsch Cella St. Marie.

2) Casparus Jongelinus, notitia abbat. Cist. ordinis per orbem universum, Lib. III pag. 51, falsch: Zinna fundatur in honorem Sancti Viti Martyris, anno Domini 1145, vel ut aliis placet 1145.

3) Georgii Torquati, Magdeburgensis, — Pontificum Ecclesiae Magdeburgensis, Series etc. ap. Menkenii Scriptores rerum Germanicarum, Lipsiae, 1730. Tom III, 382 C:

„Bello quoque civitatem Juterbock superavit, approprians Ecclesiae cum iuribus ac pertinentiis suis, illic collocando Rusticos, quos Censarios Ecclesiae fecit. Fundavit idem Monasterium in Zynna (zwischen 1152 u. 1156).

4) Zachar. Garcaeus, successiones familiarum et res gestae illustrissimorum praes. Marchiae Brandenb. p. 68:

„tempore huius marchionis A. 1175 Wichmannus, comes Tirolis et archiepiscopus Magdeburgensis, cuius in Alberto meminimus, fundavit opulentissimum monasterium Cinnam, prope Juterbock, et circumiacentes terras bello vicit, et archiepiscopatu tradidit et acquisivit.

5) Kl. Aufsatz: „de Wichmanno archiepiscopo Magdeburgensi fundatore monasterii Zynnae“ in Acta, die Stiftung und andere Angelegenheiten des Klosters Zinna betreffend, 1184—1552, (ein Bestandteil des Copialbuchs XXXII (no 390) des Staatsarchivs zu Magdeburg, 2 Blatt Kleinquart, aus dem XVI. sec.):

... non immemor eternae suae salutis anno domini millesimo centesimo septuagesimo primo regale monasterium Cynna prope Juetterbogk construxit (1171).

6) Eckhard, in den sog. Annales Abbatis Cinnensis, S. 137 giebt das Jahr 1171.

7) Brandt, Geschichte der Kreisstadt Jüterbog, II. S. 75 hat das Jahr 1170.

8) Chronicon Iutrebocense ap. Eckhard, S. 150 hat 1164.

9) Pischon, Gesch. von Treuenbrietzen, S. 15 hat 1170.

— Die Zeit der Stiftung:

Benjamini Leuberi, catalogus . . . ap. Menken, rer. script. Germ.

Tom. III, 1978 A.:

Coeterum Otto Marchio Brandenburgensis et Elector varia fortuna bellum gerens cum Wichmanno Archiepiscopo Magdeburgensi, tandem consensu fratris Bernhardi Electoris et Ducis Saxoniae Iuterbocum cum Zinna et Lucckenwaldo permisit Wichmanno Archipraesuli, a quo Zinna cum Lucckowaldo pietati et sacris exercitiis consecrata, coenobitas usque ad seculum superius fovit.

erst gerechnet von dem Zeitpunkt an, wo der Konvent, meistens waren es 12—13 Mönche, nach dem Vorbilde Christi und seiner Jünger, ins Kloster eingezogen war; immerhin war mit den vorherigen Einrichtungen, dem Bau einer Kapelle, eines Wohnhauses u. dergl. fast ein halbes Jahr vergangen, so dass wir auch hier auf das Jahr 1171 kommen. Ferner giebt uns noch dieses Jahr an das Fragment der Brandenburg—Brietzschens Chronik, wie sie Riedel nennt, in der es heisst, dass neun Jahre später Lehnin (gegr. 1180) gegründet worden sei.²⁵⁾

Wichmann besetzte der Kloster mit Cisterciensermönchen, da diese allein den zu erledigenden Aufgaben gewachsen waren und ebenso gut mit dem Kreuz, wie mit der Axt und dem Spaten umzugehen wussten.

Die Gründung des Klosters übertrug er dem Kloster Altenberg bei Köln; er ehrte hiermit dieses Kloster, denn auf Betreiben des Abtes Arnold war er zum Erzbischof von Magdeburg gewählt worden.²⁶⁾ Der Ort der Gründung ist Gegenstand einer Kontroverse.²⁷⁾ Als Gründungsorte werden ausser Altenberg noch genannt: Altenkampen bei Geldern und Kagel im Barnim. Dieser Annahme widersprechen jedoch folgende Punkte:

²⁵⁾ Riedel, cod. nov. dipl. Brand. D. S. 277:

„Wichmannus, Episcopus Magdeburgensis, fundavit Coenobium sive Abbatiam Cisterciensium ordinis in Zinna prope Jüterbock Anno MCLXXI. — Otto primus Marchio et primus Elector . . . fundavit Coenobium sive Abbatiam Lehnyn . . . (Ex his patet Zinna fuisse IX annis ante Lehnyn).

²⁶⁾ Chron. Monasterii Bergensis ap. Meid. III, 298.

²⁷⁾ a. Für Altenkampen entscheiden sich:

- 1) Heffter, urkundliche Chronik der alten Kreisstadt Jüterbog. Jüterb. 1851.
- 2) Berghaus, Landbuch der Mark Brandenburg (etwas indifferent).

b. Für Kagel:

- 1) Th. Phil. von der Hagen, Beschreibung der Kalkbrüche bey Rüdersdorff, der Stadt Neustadt-Eberswalde und des Finow-Canals, Berlin, 1785, p. 5, der sich wiederum stützt auf:

Pastor E. Kost zu (Dorf) Zinna v. 7. Aug. 1784: „Summarische Nachricht vom Kloster Zinna“ und Rektor Hoffmann v. 12. May 1784 „vom Kloster Zinna“. Berliner Mag. Archiv No. 1217^a fol. 48, 56.

- 2) Roedenbeck in v. Ledeburs Archiv, Bd. XI. S. 54—77 (stützt sich auf Hagen).

- 3) Fechner in Forschungen z. Deutsch. Gesch. Bd. V. S. 517 (auf Roedenbeck).

c. Für Altenbergen:

- 1) Fidicin, Territorien der Mark.
- 2) Winter, Cistercienser.
- 3) Otte, Geschichte der deutschen Baukunst.
- 4) Dr. G. Sello, Quellen zur Geschichte des Cistercienserklosters Zinna; in den Geschichtsblättern für Stadt und Land Magdeburg, Magdeburg 1886. Jahrg. 21. S. 415—429. S. 432 spricht Sello mit Recht von der „Fabel von der Gründung eines Klosters im Barnim“ (Kagel).

- 1) im amtlichen Verzeichnis der Cistercienser-Klöster wird Zinna eine filia Veteris Montis, auch filia de Bergis genannt (zwischen Vetus Mons, Altenberg, und Vetus Campus, Altenkampen, wird immer streng unterschieden), auch Casp. Jongelinus in der notitia abb. Cisterc. ordinis: ex Coenobio Veteris Montis, vulgo Aldenberg.
- 2) kein Kloster durfte ein Tochterkloster besetzen, wenn es nicht mindestens 60 Personen zählte. Kogel war jedoch nur eine einfache Grangie.²⁵⁾
- 3) der erste Abt von Zinna hiess Ritzo. Um 1162 erscheint in Aldenberg ein Abt mit Namen Rixo; er verschwindet da vor 1173 und taucht nun als erster Abt von Zinna auf.
- 4) einige Dörfer bei Straussberg (im Barnim) z. B. Klosterdorf, Zinndorf, Werder, Hennickendorf, tragen unverkennbar den Stempel der Gründungen Zinnas und erscheinen erst nach 1230. Unterstützt wird diese Annahme auch noch durch das „Landt-Buch der eptei Zinna von 1560, von Oppen, Hauptmann zur Zinne.*) Hier heisst es ausdrücklich im 2. Teile: Register vom Eigentum über Barnem in der Mark Brand. — Folget das „nyge“ Landt in der Mark.

Der erste Abt von Zinna hiess Ritzo, auch Theodoricus genannt. Ihn ereilte dasselbe Schicksal, wie den ersten Abt von Lehnin, Siebold mit Namen; er wurde erschlagen. Wie es dazu kam, berichtet uns das *Chronicon Montis Sereni seu Lauterbergense*,²⁶⁾ welches einem Geist-

²⁵⁾ vgl. v. Ledebur, Vorträge z. Gesch. der Mark Brandenburg. Berlin, 1854. S. 29. „Die Klösterhöfe oder Grangien aber, welche diese oder auswärtige Cist.-Klöster auf ihren entlegenen Besitzungen in der Mark hatten, dürfen nicht als selbstständige Klöster mit aufgeführt werden; deshalb sollte die ihnen mitunter zu Teil gewordene Bezeichnung Feldklöster, als zu irrigen Vorstellungen verleitend, vermieden werden.“

*) Das sogenannte Erbbuch von Zinna ist, wie Sello festgestellt hat, nicht mehr vorhanden; dagegen befinden sich auf der Domänenregistratur der Kgl. Regierung zu Potsdam folgende drei Werke.

1) 1560. Landbuch der eptei Zinne 1560. Ca(spar) v. Oppen, Heuptmann zur Zinne.

2) 1565. Landbuch der Abtei Czinna de 1480. (Es enthält ein Verzeichnis der Besitzungen im Lande Jüterbogk in Gegenüberstellung kurzer Statistiken von 1480 und 1565. Ist also, so sagt Dr. Sello, dadurch die Abfassung eines Güterverzeichnisses im Jahre 1480 erwiesen, so fehlt doch leider dieses selbst, da das 1565 gefertigte und mehrfach fortgesetzte Buch nur Auszüge enthält.

3) 1641. Amts- und Kloster Zinna Erbregister und Heuptbuch; zufolge Befehls des Administrators August von Magdeburg vom 26. Februar 1641 durch Amtschreiber Barthel Herzberg gefertigt, am 8. Mai 1641 vollendet und das Original an die Magdeburger Rentkammer zu Halle geschickt.

²⁶⁾ Chron. Mont. Sereni ap. Menken. script. rer. German. Tom. III, 196 D.: „Slavi Lithewizen et Pomerani vocatione Ducis Henrici provinciam Juterbock invaserunt, ipsaque vastata et multis interfectis, plures captivos viros et foeminas abduxerunt. Abbas etiam monasterii, quod Cinna dicitur, qui et primus tunc fuit interfectus. (1179.)

lichen Konrad zugeschrieben wird, auf dem Lauterberg bei Halle a. S. entstanden sein soll und viele Nachrichten über die meissenischen Fürsten und Lande in lateinischer Sprache bietet:

„Die Slaven, Liutizen und Pommern fielen, herbeigerufen von Herzog Heinrich, in das Land Jüterbog ein, verwüsteten es, töteten viele und führten Männer und Frauen als Gefangene hinweg. Auch der Abt des Klosters, das Cinna heisst, der auch zugleich der erste damals war, wurde getötet.“

Dies geschah am 6. November 1179.³⁰⁾

So schien denn alle ihre Arbeit nach einem kurzen Zeitraum von acht Jahren vergebens gewesen zu sein. Die Mönche verliessen entmutigt das Kloster, das Betglöcklein verstummte, und die Mauern verödeten. Man zog nach Jüterbog,³¹⁾ und der neue Abt schickte einen Mönch und einen Konversen mit den Reliquien seiner Kirche aus, um milde Gaben zum Wiederaufbau des Klosters einzusammeln. Als dies 1195 zu Ohren des Generalkapitels kam, verurteilte es den Abt, dieses Verfahren als einen „Bettel“ bezeichnend, zu einer sechstägigen Strafzeit mit einem Fasttage bei Wasser und Brot und bestimmte, dass er die eingesammelten Gaben dem nächsten Generalkapitel übergebe. Ohne Zweifel hat der Abt bei dieser Gelegenheit Ansprachen an das Volk halten lassen, um zur Besteuerung aufzumuntern.³²⁾

Der zweite Abt, Rudolph mit Namen, begann das Werk von neuem; er baute die Klostergebäude wieder auf, und sein Nachfolger Wilhebertus umgab sie zum besseren Schutze 1214 mit einer starken Mauer. 1182 oder 1185 wurden Jüterbog und Zinna dem Erzbischof Magdeburg einverleibt und diese Inkorporation von Papst Lucius III. bestätigt.

Geistliche Verrichtungen wurden dem Kloster nicht zuerteilt, denn diese hatte der Erzbischof Wichmann bereits den Prämonstratensern von Gottesgnade bei Kalbe a. S. für den ganzen Umfang des neu eroberten Landes Jüterbog überwiesen. Auch war ohnehin die Bestimmung der Cistercienser, ihrer Ordensregel zufolge, mehr Landbau und Handwerk, als Andacht, mehr thätiges und mustergebendes, als wörtliches und lehrendes Christentum, oder wie Fontane sehr treffend sagt: „das Kreuz in der Linken, Axt und Spaten in der Rechten, lehrend und Ackerbauend, bildend und heiligend drangen sie vor.“

Der Wald- und Sumpfbezirk, der ihnen vom Stifter zugewiesen wurde, zog sich von N—S eine Stunde lang in die Länge, und eine halbe Stunde lang in die Breite hin.

Im O. wurde er begrenzt durch einen Sumpf jenseits des Neuhof, im S. durch die Berghöhen bei Jüterbog, im W. durch eine Eiche jenseits

³⁰⁾ Forschungen zur Deutsch. Geschichte. Göttingen, 1865. Bd. V. S. 489.

³¹⁾ Noch 1190—95 kommt ein Abt in Jüterbog vor. Winter. Bd. I. S. 139. fg.

³²⁾ Winter, Cist. Bd. I. S. 116.

des Dorfes Zinna (usque ad quercum indigenis terram notam), im NW. durch drei Fichten beim ehemaligen Dorf Studenitz (usque ad tres pinus, que in signum deputatae sunt terminorum), im N. durch den langen und alten Graben, im NO. durch Seen und Teiche jenseits der Mühle Licene.³³⁾ In sich schloss dieser Bezirk ein einziges Dorf, nämlich Czynnów; ausserdem hatte das Kloster noch Einkünfte aus einem Soolbrunnen bei Frohse, jährlich 24 Schillinge von vier Salzpflanzen bei Halle und eine Hufe bei Dennewitz zur Erhaltung des Lichtes im Kloster. Vielleicht rührt noch von Wichmann her der Besitz der Kirche in Pechau mit einem Gute in Königsborn und dem Zehnten in 5 Dörfern, welcher 1221 von Zinna an das Lorenz-Kloster in der Neustadt Magdeburg veräussert wurde. Wichmanns Nachfolger, Ludolph, legte ihm das Dorf Werder dazu. Das waren die Schenkungen. Alles andere erwarben die Mönche durch Kauf oder Tausch. Schon bald veräusserten sie die Einkünfte aus den Soolbrunnen, da es ihnen untersagt war, Einkünfte zu besitzen, die aus der Arbeit Anderer flossen. In nächster Nähe bauten die Mönche den Wirtschaftshof Kaltenhausen, Neuhof und in der Folgezeit eine Wassermühle Lietzentrich (Lietzensehe). Das Schwesternkloster Marienthal bei Helmstedt gab das ihm von Wichmann 1191 überlassene Heinsdorf an Zinna.

Papst Honorius III. bestätigte 1221 dem Kloster seine Besitzungen (Reg. 44). Dieser Bestätigungsbrief lässt uns einen genauen Blick in die Besitzverhältnisse des Klosters thun; das Kloster besass:

„curiam Cuniggesburna cum molendino et omnibus pertinentiis suis, mansum unum in Daniwiz, stagna Doberchowe, Wotersfige, Crineke, et Melniz, molendinum cum stagnis Stolp et Zuete, quadraginta quatuor mansos in villa Werdere et molendinum de Licene, quinquaginta mansos et quicquid habetis in villa Ilowe, viginti quinque mansos et quicquid habetis in villa Caruwiz; triginta mansos et quicquid habetis in villa Beieresdorp, triginta sex mansos et quicquid habetis in Grevendorp villa, septuaginta duos mansos et quicquid habetis in villa Slenzregor, tres mansos in Golisdorp, tres mansos in Danuwiz, octo mansos in Sarnowe; decem quoque mansos in Wenemaresdorp et dimidium, unum mansum in Ragelendorp, et unum mansum in Risdorp. Reditus eciam decem solidorum in duabus areis de Jutirboch; decem et octo mansos in solitudine juxta Grevendorp et molendinum cum duobus mansis in inferiori parte de Grevendorp cum pratis, vineis, terris, nemoribus, usuagiis et pascuis in bosco et plano, in aquis et molendinis, in viis et semitis et omnibus aliis libertatibus et immunitatibus suis.“

Da der Bischofsstuhl von Brandenburg mehrere Jahre unbesetzt war, so kam es, dass das Kloster Zinna vielfach über Bedrückungen

³³⁾ Winter, Geschichts-Blätter für Stadt und Land Magdeburg. Jahrgang XI. S. 290—306. Magdeburg 1876.

und den täglichen Mangel an Rechtspflege zu klagen hatte; da bestimmte der Papst Honorius III. im Jahre 1221, dass dem Kloster in dem Erzbischof von Magdeburg, dem Bischof von Merseburg und dem Abt von Lehnin drei päpstliche Beschützer gegeben würden, die jeden mit Bann belegen sollten, der sich an dem Eigentum des Klosters vergriffe. (Reg. Nr. 5).

Unter diesem Schutze konnten die Mönche daran denken, den Bau der Kirche in Angriff zu nehmen, und schon 1226 war sie so weit vollendet, dass am 15. Mai dess. J. die Einweihung stattfinden konnte.³⁴⁾

Alles bestellten sie anfangs selbst und erst später thaten sie ihren Neuhof (nova curia) auf Getreidepacht an Bauern. aus, weil er zur eigenen nutzbaren Bewirtschaftung zu fern lag. Dann bauten sie auch zwischen dem Kloster und dem Dorfe Zinna um 1285 das Dorf Grunow, das heutige Grüna (Bahnhof für Zinna), nicht allein auf eigene Kosten, sondern auch, wie es im Fragment einer Zinnaer Klosterchronik heisst,³⁵⁾ mit „eigenen Händen“ und verpachteten dann ebenfalls die Äcker an Bauern „sub certo pacto.“

Wo Wasserkraft vorhanden war, da legten diese rührigen Mönche auch an anderen Orten Mühlenwerke an, namentlich an der Nieplitz in der Stadt Brietzen, die von ihrem Ursprunge bis ans Havelbruch, mit allen Zu- und Abfällen des Flusses seit dem Ende des XIII. sec. ihr Eigentum wurde³⁶⁾ (vergl. Reg. Nr. 17—19). In Besitz dieser Mühlen, suchte der Abt auch Rechte über die Stadt zu gewinnen. Dieses Streben, sich in den Besitz der benachbarten, blühenden Stadt zu setzen, war für Brietzen die Quelle einer Menge drückender Beschränkungen und fortwährender Streitigkeiten, die jedoch nie zu einer Einigung geführt haben (vergl. Reg. Nr. 20, 21, 34, 42, 49, 52, 59). Zinnas Mönche müssen ein wahres Schreckbild für Brietzen gewesen sein. Noch heutzutage schreckt man in Treuenbrietzen die unartigen Kinder mit den Worten: die „Zinn'schen kommen!“ Wie schon gesagt, hatten die Klosterbrüder gegen Ende des XIII. sec. Eigentum an der Nieplitz erworben. Mit ihm war zugleich die Berechtigung verbunden, dass niemand ausser ihnen an diesem Gewässer Mühlen anlegen, und dass innerhalb einer Meile der Umgebung von Brietzen keine Windmühle Platz finden

³⁴⁾ vgl. Anm. 10.

³⁵⁾ Riedel. C. n. d. Br. D. S. 269 f. — Gefunden in Prozessakten über einen Bierstreit, der im Jahre 1632 zwischen Jüterbog und Luckenwalde geführt wurde und damals von dem Rat zu Luckenwalde edirt.

³⁶⁾ Riedel, A IX, 353 (. . proprietatem fluvii civitatem Britzne pertranseuntis a prima ortus sui origine usque in sylvam, que vocatur Havelbruch cum omnibus rivulis affluentibus, lignis, pascuis, areis desertis . . . pertinentibus ac molendinis nunc in eo locatis et in posterum locandis . . .)

durfte³⁷⁾ (Reg. Nr. 18, Zwangs- und Bannrecht). Daher entstand das Sprichwort: „Der Abt hat den Brietzern Wind und Wasser abgekauft.“ Desgleichen verboten 1303 die Markgrafen Otto, Konrad, Johann und Waldemar den Gebrauch aller dem Kloster nicht gehörigen Müllerwagen (vergl. Reg. Nr. 21). So übte denn Zinna einen vollständigen Mahlzwang auf Brietzen aus. Wichtig ist daher das Zugeständnis des Markgrafen Ludwig, der den Brietzern in „Ansehen ihrer Treue“ eine Wassermühle zu bauen erlaubte, die heutige Zindelmühle,^{*)} am 3. XII. 1348. Die Nichtachtung aller dem Kloster gehörigen Rechte erklärt sich dadurch, dass Zinna zu Ludwigs Gegenpartei gehörte. Nach der Herstellung des Friedens des Markgrafen mit seinen Nachbarn trat das Kloster mit seinem Widerspruch gegen die Mühle hervor. Am 14. VIII. 1360³⁸⁾ wird ein Vertrag geschlossen (Reg. Nr. 34), in welchem dem Kloster eine vierteljährliche Pacht von 4 Wispel Roggen zugesichert wurde.

Bald jedoch kamen neue Streitigkeiten. Der Abt weigerte sich, von seinen Mühlengebäuden in Treuenbrietzen die Kommunalsteuern abtragen zu lassen, bald verwehrten ihm die Bürger das Recht, die Klostermühlen zu verpachten, bald stritt man über die Beschaffenheit der Mehlmetzen in der Klostermühle, bald über den Gebrauch der letzteren als Lohmühle. Auch erhob der Abt Ansprüche aufs Stadtgebiet, Gewässer und Berechtigungen an der Lewenitz, der Klausdorfer Haide. In den Jahren 1410, 1423, 1431, 1452 und 1531 werden Entscheidungen über diese Streitigkeiten getroffen, doch nie wird eine Einigung erzielt. Die Mönche von Zinna sollen übrigens auch die Mauern von Brietzen gebaut haben.

³⁷⁾ Riedel A IX, 356 (... quod... aliquod molendinum supra predictas aquas aut quaslibet alias nostri Dominii nec aliqua ventorum molendina... in omni circuitu Brizne per unum milliare de novo presumat nec debeat edificare.)

^{*)} Der Name wird verschieden erklärt. Ganz haltlos ist die Erklärung, dass der Name herzuleiten sei aus „Zinnaermühle“. Gerade diese Mühle wurde von den Bürgern Treuenbrietzens erbaut und gehörte nicht zu Zinna; ebensowenig ansprechend ist die Erklärung des Dr. H. Berghaus: Zindelmühle-Zinsmühle. Im Munde des Volkes heisst die Mühle noch heute die „Zingelmühle“. Ein Blick auf den Stadtplan von Treuenbrietzen lehrt, dass die Mühle angelegt ist im Zuge der Stadtmauer (cingulum). Auch eine Schleuse, die das Wasser des Stadtgrabens, der Treuenbrietzen kreisförmig umschliesst, aufstaute, heisst die Zingelschleuse (Urkde von 1352: „prope catheractam, quod vulgo cynglus nuncupatur“, Pischon, a. a. O. S. 26). Der Name „Zingel“ findet sich noch als Strassennamen in mittelalterlichen Städten für Strassen, die auf der ehemaligen Umwallung, dem cingulum, angelegt sind. So z. B. in Hildesheim. Ohne Grund übersetzt Pischon cynglus mit Zwingel.

³⁸⁾ Riedel A IX, 379 (... und sullen uns alle Jaar veir win/cepil rogkin davon gebin czu veir czeiten, tzu weyhnachten eyenen winschepel ropkin, tu ostirn danach den andern, tzu sunthe Johan tage baptisten, alz her geborn ward, den dritten, tzu sunte michahel darnach den vierten. . . .)

Diese Mühlen wurden durch Halbmönche betrieben, und durch sie gewann das Kloster immer grösseren Reichtum, den es nicht in Truhen und Kisten vergrub, sondern zum Ankauf neuer Besitzungen und zur Erweiterung seiner Kulturen verwendete.

Sie errichteten Meiereien, legten Weinberge an,³⁹⁾ erwarben Eigentum an der Elbinsel bei Pretzin und die Vogtei-Gerechtigkeit daselbst. So gewannen sie ein wohlhabendes Gebiet.

Die bedeutendste Erwerbung ist wohl die des Fleckens und der Burg Luckenwalde mit 11 dazugehörigen Dörfern „cum omnibus silvetis et terminis et juribus suis“, für die das Kloster Zinna 2500 Mark Brdb. Silbers, ungefähr 35 000 Mk. nach heutigem Gelde, und ausserdem noch 200 Mark Silber zur Erlangung des vollen Eigentums an den Erzbischof von Magdeburg und Andere zur Erlangung der Lehnshoheit zahlen musste. Einige Hebungen aus Dörfern, Haiden und Seen wurden ihm auch von den Markgrafen überlassen. Die Schenkungsurkunden schliessen gewöhnlich mit dem Wunsche, dass der Gottesdienst im Kloster „desto furder gebessert und gehalt werde“ oder sie legen dem Kloster die Verpflichtung auf, mit einer löblichen und herrlichen Memorien, Vigilien und Seelmessen gen Gott ewiglich zu gedenken alle Jahre der Erben und der Herrschaft des Kurfürsten.

Mögen nun hier der Vollständigkeit halber die Namen der Dörfer Platz finden, die einst, wenn auch nur kurze Zeit, zum Kloster Zinna gehört haben und fast alle, mit Ausnahme einiger Dörfer, die wüste geworden sind, im jetzigen Kreise Jüterbog—Luckenwalde liegen:

1. Dorf Zinna, von 1171—1547.
2. Kaltenhausen, nach 1171—1547.
3. Neuhoft, nach 1171—1547.
4. Heinsdorf, nach 1191—1204.
5. Werder, nach 1192—1547.
6. Schlenzer, von 1204—1547.
7. Sernow⁴⁰⁾, von 1208—1546.
8. Welmersdorf⁴¹⁾, von 1221—1547.
9. Bardenitz, von 1268—1547.
10. Pechüle, von 1268—1547.
11. Kemnitz, von 1265—1547.
12. Berkenbrück, von 1265—1547.
13. Luckenwalde, von 1285—1547.
14. Frankenfelde, von 1285—1547.
15. Gotesdorf, von 1285—1547.
16. Frankenförde, von 1285—1547.

³⁹⁾ so in Dobbrükow: Weinberg; in Gottow: Eisenhammer. Berghaus I. S. 512.

⁴⁰⁾ fragm. e Klosterchronik hat 1218.

⁴¹⁾ fragm. hat 1222.

17. Mehlsdorf, von 1285—1547.
18. Felgentreu, von 1285—1547.
19. Zielichendorf (Czulkendorf), von 1285—1547.
20. Rulsdorf, von 1285—1547.
21. Liebätz, von 1285—1547.
22. Woltersdorf, von 1285—1547.
23. Jänikendorf, von 1285—1547.
24. Kolzenburg, von 1285—1547.
25. Grüna, um 1285—1547.
26. Werbig, um 1221—1307.
27. Gräfendorf, vor 1221—1307.
28. Körbitz, vor 1221—?.
29. Baiersdorf, vor 1221—1307.
30. Modelendorf, 1221—1225—?; vergang. Dorf bei Beelitz.
31. Ihlow, von 1210—?.
32. Dobbrikow, von 1307—1547.
33. Nettgendorf, von 1307—1547.
34. Hennickendorf, von 1307—1547.
35. Melne, von 1307—?; vergang. Dorf bei Dobbrikow.
36. Mertensmühle, von 1307—1547.
37. Düm die, von 1317—1547.
38. Scharfenbrück, von 1397—1547.
39. Gottow, von 1397—1547.
40. Pretzin, von 1307—?; verkauft an Kloster Plötzke.
41. Klausdorf, von 1426—?, wüst geworden; durch Friedrich II. 1752 wieder bebaut.
42. Pfuhl, von 1494—?; vergang. Dorf bei Sernow.
43. Slautitz, von ?—?.
44. Studenitz, von ?—?; vergang. Dorf bei Dorf Zinna.
45. Hohendorf, von ?—?; vergang. Dorf bei Werder.
46. Naunendorf von ?—?; vergang. Dorf bei Treuenbrietzen (?).
47. Katwitz, von ?—?; vergang. Dorf bei Jüterbog.
48. Burgstall bei Plossig, unweit Prettins, von 1269—?.
49. Dalchow bei Wölmsdorf (Wenemaresdorp), von 1286—?.

Durch den Ankauf des halben Sumpfes Strassbruch (Reg. No. 17) mit den 5 Dörfern (nämlich No. 32—36) fiel die letzte Scheidewand zwischen den Besitzungen Lehnins und Zinnas um Stangenhagen.

Nach diesem Kloster, welches so schnell Kultur über die Sumpflä-chen nördlich von Jüterbog gebracht hatte, streckten auch andere Fürsten ihre Hand aus. Die Markgrafen fassten um 1215 im Barnim festen Fuss und wollten auch in dieses von wendischen Elementen durchsetzte Land deutsche Kultur und Ansiedler bringen. Daher riefen sie um 1230 die Mönche von Zinna hierher und wiesen ihnen am rechten

Ufer der Spree an der Grenze des Landes Lebus den Wald Hohenbruck bei Straussberg an.

Ihre erste Grangie hatten die Mönche in

50. Kagel, nach 1230—1547.

Von hier aus erwarben sie teils, teils gründeten sie Dörfer, die sich schon durch ihren Namen als Gründungen Zinnas erweisen. Es sind:

51. Klosterdorf, zw. 1241 u. 51—1547.

52. Zinndorf, zw. 1241 u. 51—1547.

53. Werder, zw. 1241 u. 51—1547.

54. Hennickendorf, zw. 1241 u. 51—1547.

55. Hohnau, nach 1230—1547.

56. Herzfelde, nach 1230—1547.

57. Löwendorf, nach 1241—1547.

58. Rehfelde, nach 1241—?; an die Mönche von Lehnin.

59. Kienbaum, ?—1547.

60. Lichtenow, nach 1241—1547.

61. Altena, ?—?; wüste geworden.

62. Rüdersdorf, nach 1241—1547.

63. Hirschfelde nach 1241—?; an die Familie von Krummensee.

Die Mönche von Zinna sind es also gewesen, die jene Kalkbrüche von Rüdersdorf zuerst verwerteten. Jährlich liessen sie sich einen Prahm Kalk nach Zinna kommen. Der Ertrag der Kalkberge muss sehr bedeutend gewesen sein, denn vom Jahre 1375 heisst es in Caroli IV. Landbuch der Mark: „Die Mönche haben sich geweigert, den Ertrag des Kalkberges anzugeben.“⁴⁾ Im Laufe des XV. sec. müssen sie an den Landesherrn gekommen sein.

⁴⁾ Caroli IV, Landbuch der Mark v. J. 1375, herausgeg. v. Herzberg, Berlin-Leipzig 1781. S. 39. De Monasteriis. Ordo Cisterciensis: Czynna de bonis habetur infra in nigro numero tali LX. — S. 69. Barnyn Districtus Berlin, Honow habet C et XVIII mansos . . . Pactum et censum habent Monachi de Czynna duas partes et Kregenfues civis in Berlin tertiam partem, qui has tanto tempore possederunt, cuius initium in memoria hominum non existit. S. 84. Ville Monachorum de Czynna (Kloster Zinna). 1. Ruderstorf sunt LXVI mansi, quorum plebanus habet III . . . Monachi habent VI ad curiam. „Mons calcis quid solvit, dicere noluerunt.“ Tota villa est Monachorum. 2. Altena sunt XI mansi, quorum plebanus habet III. Prefectus III — Monachi habent residuum. 3. Hersvelde (Hirschfelde) sunt LXX mansi, quor. pleb. h. III Eccl. 1. — Monachi habent residuum. 4. Hertzfelde sunt LXX mansi, quor. pleb. h. III Eccl. unum, Monachi habent residuum. 5. Henkendorf sunt XXXIII mansi, qu. pl. h. III . . . Monachi habent residuum. 6. Werder sunt LXVI mansi, qu. pl. h. III. Eccl. I. Monachi hab. resid. 7. Renefeldt sunt LXXIII mansi, qu. pl. h. III. . . . Monachi residuum. 8. Czinnendorff sunt LXVI mansi, qu. pl. h. III. Eccl. I. . . . Supremum iudicium Monachi. 9. Closterdorf sunt LXX mansi. Villa est deserta, sed omnes mansi coluntur. — Monachi hab. resid. 10. Kogele sunt XXVI mansi, qu. pl. h. II. Tota est Monachorum.

Im Landschossregister von 1451 werden noch als im Besitz der Mönche von Zinna befindlich erwähnt: Rüdersdorf, Hertzfelde, Henickendorf, Werder, Zinndorf, Kogel.

Von diesen Dörfern erhielt das Kloster über 5000 Scheffel Getreide, von den Mühlen fast 2000 Scheffel und über 100 Rthlr. Zinsgeld, ferner von den Dörfern Rohrbeck, Dennewitz, Lichterfelde, Markendorf, Kaltenborn, Niedergöhrsdorf, Froehden-Lindo und Lütchenbocho verschiedene Pachtgelder und vom Eisenhammer zu Scharfenbrück 17 Gulden, $\frac{1}{2}$ Fuder Bier und 4 Schock Schieneisen. Zeitweise müssen recht günstige Vermögenszustände im Kloster gewesen sein, denn Zinna lieh öfter bedeutende Summen aus (s. Reg. 58, 63).

Um 1300 fiel ein Vogt des Herzogs Rudolf von Sachsen-Wittenberg ins Klosterland von Zinna ein, wobei dem Kloster ein Schaden von 900 M. zugefügt wurde. Hierfür erhielt Zinna 1308 Vergütung in Pretzin (s. Reg. 27, 28). Vorher muss schon ein Einfall stattgefunden haben, denn schon 1286 erhielt Zinna vom Herzog von Sachsen als Kriegsentschädigung das Dorf Dalchow bei Wölmsdorf. Gegen Ende des XIV. sec. brachen schon trübere Zeiten für das Kloster herein, die Hand in Hand gingen mit dem beginnenden Verfall der alten Disziplin. Es bildete sich nämlich mit der Zeit die Sucht heraus, sich Pfarrkirchen incorporieren zu lassen. Die Schriftstücke, die Zinna an das Domkapitel von Brandenburg absendet, sind voll von Klagen über schlechte Zeiten. Ihre Dörfer, Grangien und andere Gebäude, so heisst es darin, seien von Räufern, Brandstiftern und Übelthätern so verwüstet, dass der Abt und die Brüder bis zum Notstand entkräftet seien.⁴³⁾ Zinna hatte damit erreicht, was es beabsichtigte. Vom Kapitel zu Brandenburg, zu dessen Diocese Zinna gehörte, wurde ihm erlaubt, die besten Pfarreien ihres Patronats, namentlich der zu Luckenwalde, Pechule, Bardenitz, Dorf Zinna und Frankenfelde, welche auf überhaupt 46 M. jährlich abgeschätzt wurden, bei nächster Erledigung einzuziehen, die Stellen aber durch Weltpriester, die Luckenwalder jedoch durch einen Mönch ihres Klosters versehen zu lassen,⁴⁴⁾ wofür sie pünktliche Zahlung bestimmter Bischofsgebühren von diesen Pfarreien gelobten (s. Reg. 35, 36, 39, 40).

⁴³⁾ Riedel, A X, 486, A IX, 61 . . . hinc est, quod propter canonum et legum transgressores, spoliatores, incendiarios et alios malefactores multiformes villae, grangiae et alia bona, ad monasterium sanctae Mariae in Cenna, ordinis Cisterciensis, nostrae dioc., spectantia, in pactibus, censibus, redditibus caeterisque proventibus . . . adeo sunt devastata, quod Abbas et fratres ipsius monasterii nequeant ibidem commode sustentari nec ipsis in necessariis possit salubriter provideri. A. X, 288 . . . quod nonnulli iniquitatis filii . . . litteras authenticas, libros — ornamenta ecclesiastica — calices monilia etc. . . . temere et malitiose occultare et occulta detinere presumunt.

⁴⁴⁾ A. X, 486. . . . dimittimus religiosi viri, abbati et conventui monasterii in Cenna sanctae Mariae virginis . . . ea, quae ad nostram preposituram spectare videntur per mortem plebanorum opidorum et villarum: Luckenwalde, Cynnow, Pechule, Bardeniz, Frankenfelde synodalia videlicet vestes meliores, equum optimum, librum viaticum, superpellicia et caeteras res, quae ad hec pertinere solent, libere . . . in usus suos tollenda, loco quorum synodalia plebanus in Luckenwalde dimidiam sexagenam, plebanus in Cynnow dimidiam sexagenam, plebanus in Pechule viginti grossos, plebanus

Ausserdem gestattete 1390 der Propst Bonifacius dem Kloster, die Güter, mobilia et immobilia, aller in dasselbe eintretenden Personen, mit Ausnahme der Lehengüter anzunehmen und zu besitzen (Reg. 37).

Sehr schwere Zeiten hatte das Kloster von 1400—1450 durchzumachen. Zuerst in den Fehden des Grafen von Ruppın gegen die Mark (Zinnas Mönche sollten einen Ruppiner Bürger tofgeschlagen haben), dann vor allem durch die Raubzüge der Quitzows, Rochows und Putlitze.

A° 1420 bevollmächtigte das Kloster den Erzbischof von Magdeburg, seine Entschädigungsforderungen wegen der seit der Verbindung des Erzbistums und des Markgrafen Friedrich von den Bewohnern der Mark erlittenen Schäden wahrzunehmen (Reg. 45, 46). So stellt denn am 26. Mai 1420 der Erzbischof von Magdeburg eine ungeheuerlich lange Schadensrechnung auf wider den Markgrafen von Brandenburg über die seit dem Jahre 1412 durch Untersassen des Markgrafen erlittenen Landesbeschädigungen. Sie giebt uns ein recht anschauliches Bild, wie die Mark und ihre nächste Umgebung allen Übergriffen und Gewaltthätigkeiten preisgegeben war. Über den dem Abte zugefügten Schaden heisst es darin (Riedel, B. III, 264 ff.):

„Czum ersten verlor er XI gesatelte phert, IIII gude panczer und IIII eisenhute, Jacken, armbrost und andern harnasch, das er alles achtet uff C und XXX behemischer schog grossen und sin vogt wart gefangen mit drey brudirn, die lagen zour golzow (dem alten Rochow-Sitz) in dem torme drey vierteil jars, bisz das der herczoge von Sachsen davor zcoch; und eyn bruder wart erslagen und eyner bis in den tod gewundet.“

Der Schaden in Zinna selbst und 17 zum Kloster gehörigen Dörfern wird auf ca. 250 000 Mk. nach heutigem Gelde geschätzt.

Auch in den Hussitenkriegen soll das Kloster arg verwüstet worden sein.

An der Belagerung des Schlosses Beuten beteiligten sich neben den Bürgern von Jüterbog auch die aus der Abtei Zinna.⁴⁵⁾

Um besser für solche Fälle gerüstet zu sein, schaffte sich 1450 der Vogt nach dem Jüterboger Gedenkbuch an: 9 Pfd. Pulver und 2 Centner 7 Pfd. Blei.

In dieser Zeit der Bedrängnis nahm sich wiederum der Papst des Klosters an und beauftragte den Abt von Lehnin und den Dechanten von Magdeburg, dem Kloster gegen Verletzungen seines Eigentums Schutz zu leisten (Reg. No. 56).

in Bardenitz viginti grossos, plebanus in Frankenwelve viginti grossos latos Pragensis monete singulis annis feria quarta proxima . . . , qua consuevit hactenus summa synodus in Brandenburg celebrari . . .

⁴⁵⁾ Magdeburger Schöppenchronik p. 336. 2: de borgere van Juterbok und de ut der ebbedie tor Tzynnen togen vor Buten und bestelden also de slote al umme.

Allmählich erwuchs auch dem Kloster mit den brandenburgischen Churfürsten nähere Bekanntschaft, und als dieser 1452 der Mönche Mühlenstreitigkeiten mit Treuenbrietzen gut entschieden hatte (Reg. 58/59), sicherten sie ihm nicht allein 1454 ein Jahrgedächtnis für seinen Vater Friedrich I. zu, sondern nahmen ihn auch am 11. November 1454 und seine Familie in die Gemeinschaft ihrer guten Werke auf (Reg. 61).

1449 fand in Zinna eine Zusammenkunft des Kurfürsten Friedrich II. von Brandenburg und des Erzbischofes von Magdeburg statt, in welcher ein neuer Vertrag über verschiedene Ansprüche und Gerechtsame auf einige Orte im Bistum und in der Mark, sowie über beider Länder Grenzen abgeschlossen wurde (Reg. 57).

Die Zeit von 1400—1447 ist wohl für Zinna die traurigste gewesen; dass es nicht einmal vermocht hat, sich gegen diese Übergriffe zu wehren, das liegt in dem Verfall der Sitten, in den das Kloster geraten war. Man kann ihm daraus allein keinen Vorwurf machen, denn der ganze Orden, so heisst es, sei, was Leben und Disziplin anbeträfe, leider sehr verfallen; man müsse deshalb die Klöster visitieren und eine durchgreifende Reformation vornehmen. Zum Reformator der Magdeburger Provinz wurde 1442 vom Generalkapitel der Abt von Zinna ernannt.⁴⁶⁾ Auch im Nonnenkloster Glaucha sollten die bestehenden Zustände reformiert werden. Dieses Kloster unterstand dem Abte von Zinna als Vaterabt und hatte einen Mönch von Zinna als Beichtvater.⁴⁷⁾ Der Augustinerpropst Busch aus Neuwerk bei Halle, dem in Gemeinschaft mit dem Propst Paulus von St. Mauritius zu Halle von dem Kardinal Nikolaus von Cusa i. J. 1451 das Mandat geworden war, die Augustiner-Chorherren- und Chorfrauen-Stifte der Kirchenprovinz Magdeburg und des sächsisch-thüringischen Teiles des Mainzer Sprengels zu visitieren, verdrängte in ganz eigenmächtiger Weise den Mönch vom Beichtstuhl der Cistercienser-Nonnen und setzte einige Augustiner-Chorherren als Beichtväter dorthin, non obstante confessore ordinis earum presente, wie Busch erzählt. Natürlich war der Abt von Zinna darüber sehr entrüstet, wies seinen Mönch an, sich nicht zu fügen und schrieb auch selbst an die Nonnen. Busch sagt zwar nur: abbas de Tynna male de me fuit contentus. Bald sollte eine Gelegenheit zur Aussprache kommen; alle Prälaten der Magdeburger Provinz wurden nämlich vom Kardinal

⁴⁶⁾ Winter, Cist. Bd. I. S. 337. deputat cap. gen. pro prov. . . . Magdeburgensi abbate de Cenna.

⁴⁷⁾ Johannes Busch, Chron. Windeshemense und Liber de reformatione monasteriorum her. v. Dr. K. Grube, Halle 1886. pag. 569. Monasterium monialium ad sanctum Georgium prope Hallis — quomodo reformationem primo inceperunt . . . Monasterium monialium ordinis cisterciensis diocesis Magdeburgensis prope et extra oppidum Hallense exemptum est a jurisdictione ordinarii archiepiscopi Magdeburgensi, quia ordini suo incorporatum et a capitulo ipsius abbati de Tynna commissum, qui confessorem fratrem monasterii sui ibidem semper commanentem ordinare solet.

Nikolaus von Cusa nach Magdeburg zusammenberufen. Hier trafen sich auch Busch und der Abt von Zinna, aber der Abt blieb „obstinat“ bei seiner Ansicht gegen Busch. Da schleuderte Busch, von Gotteseifer entflammt, dem Abt die Worte ins Gesicht: „Herr Abt! Wie ich höre wollt Ihr ihre Reformation hindern. Gott der Herr wird Euch nicht ungestraft von hinnen lassen.“ So gingen sie ohne Einigung auseinander. Den Abt ereilte aber schnell die Strafe; noch innerhalb der Thore Magdeburgs erkrankte er und starb, ohne sein Kloster wiedergesehen zu haben.⁴⁵⁾ (!?) Wie dem auch sei, soviel ist gewiss, die Augustiner-Chorherren blieben und der Abt von Zinna musste erkennen, dass er gegen Buschs eigenmächtiges Treiben ohnmächtig war.

Schon lange hatten Zinnas Mönche aufgehört, geistlich zu sein; die Religion diente ihnen nur noch als Mittel, mit ihr, wie mit einem Handwerk, Geld zu verdienen; sie waren, wie der Pfarrer Dionysius in seinem „*liber quodlibeticus*“ sagt, „faule Bäuche“ geworden, die, vereint mit dem Weltmenschen aus dem hohen Stande, nur darauf sann, den Fleiss der untergeordneten und unterdrückten Stände zur Befriedigung ihrer Sinnenlust und den üppigsten Schwelgereien auszubeuten. Und in nicht geringem Masse trug dazu die vom Abt auf dem Golmberge errichtete Wallfahrtskapelle bei.

Östlich von Zinna, einige Stunden von ihm entfernt, wurde sie auf der Höhe des Golm unter knorrigen, uralten Eichen i. J. 1435 gestiftet, der gebenedeiten Jungfrau Maria geweiht, 1437 auf dem Concil zu Basel bestätigt und am 23. Sept. 1439 dem Kloster vom Erzbischof Günther förmlich übergeben und incorporiert.

Natürlich mussten auf dem Berge Mönche und andere Klosterleute wohnen, um den heiligen Dienst zu verrichten, den Ablass zu verkünden und die Spenden der Gläubigen in Empfang zu nehmen, die nicht in die allgemeine Klosterkasse flossen, sondern nach Abzug des Zehnten für Rom, vom Abt für sich in Anspruch genommen wurden, damit er mit diesem „Tafelgut“ seinen Tisch verbesserte.

Zahlreiche Wallfahrten wurden aus den umliegenden Ortschaften nach dem Hohen Golm unternommen und man opferte reichlich. An

⁴⁵⁾ Busch, a. a. O. lib II, cap. 8. S. 575 f. „*audivi per annum earum confessiones, et quando id mihi non vacabit, tunc aliquem de fratribus meis ibidem misi ad audiendas earum confessiones non obstante confessore ordinis earum presente. — abbas de Tynna male de me fuit contentus — in sua sententia contra nos obstinatus permansit. — Tunc zelo dei commotus respondi: „domine abbas! Ut audio vos reformationem earum vultis impedire. Dominus deus non dimittet vos impunitum.“ Et ita frustrato nostro desiderio recessimus ab eo. Abbas iste antequam de civitate Magdeburgensi discessit, in gravem incidit infirmitatem, et antequam ad proprium monasterium perveniret, mortuus diem clausit extremum. Reformationem ergo earum nec ipse nec sui amplius impediunt.*

Marien- und Johannistagen ward in dieser luftigen Höhe zugleich Jahrmarkt gehalten, der den schon bedeutenden Zulauf noch vermehrte.

Noch im Jahre 1502 erteilte Papst Alexander VI. dieser Kapelle Ablass und am Wege zwischen Dahme und Rosenthal wurde eine steinerne Zelle oder Klausen erbaut zu einer Nachtherberge für die Golm-Wallfahrer. War die Messe vorbei, dann nahmen die Jahrmärkte ihren Anfang, die von allerhand Lustbarkeiten und Vergnügungen begleitet waren. Besonders belustigten sich die „fratres cucullati“, die „verkappten Brüder“, wie sie Dionysius nennt, an den wütesten Orgien, bis einst während eines furchtbaren Gewitters ein Blitzstrahl dicht neben den Füßen des eines kahlköpfigen Tänzers niederfuhr, jedoch ohne ihn zu verletzen. Von da ab unterblieb der ganze Unfug.

Anno 1568 war die Kapelle bereits ganz verfallen; Hake von Stülpe erhielt die Erlaubnis, mit den Resten die Kirche von Stülpe auszubessern. Die in der Kirche befindlichen beiden reich vergoldeten Altarbilder, der Taufengel und die Glocke mit der Inschrift: „hilf got und maria“ a° dm 1498“ sollen aus der alten Golmkapelle stammen.

Um diese Stätte hat nun die Sage ihren Schleier gewoben. In dem Berge liegt, wie sich die Leute erzählen, ein Schatz, der in einer grossen, silbernen Wiege bestehen soll oder in einer aus feinstem Golde gefertigten Bildsäule eines Mönches. Andere wissen nur von grossen Massen Goldes und Silbers zu erzählen. Die Vertiefung, die in die Schatzhöhle hineinführt, ist unweit der Trümmer der Kapelle sichtbar, und noch oft sieht man an dieser Stelle einen Hund mit feurigen Augen liegen, der den Schatz bewacht. Niemand hat jedoch bis jetzt den Schatz zu heben vermocht.⁴⁹⁾

Wie diese Geschichte von dem Treiben der Mönche auf dem Hohen-Golm uns den Verfall des Klosterwesens vor Augen führt, so diene nachfolgende zur Charakterisierung des Rechtsgefühls der damaligen Zeit. Sie wird uns mitgeteilt in dem *Microcronicon Marchicum*⁵⁰⁾ von Petrus Hafftiz, Rektor beider Schulen zu Berlin und Cölln, der in Jüterbog geboren wurde und seine Bildung auf der Klosterschule zu Zinna erhielt. Hafftiz erzählt:

„Als Ao 1538, Freitags vor Pfingsten, 2 Schneidergesellen für das Kloster gerädert worden, welche zu Jänickendorff in eines Bauern

⁴⁹⁾ A. Kuhn, Märkische Sagen und Märchen. Berlin, 1843. S. 90—98.

⁵⁰⁾ vgl. Forschungen zur Deutsch. Gesch. Bd. 17. S. 521 ff.: Die Märkische Chronik des Engelbert Wusterwitz in der Überlieferung des Andreas Angelus und Peter Hafftiz und Bd. 18 S. 392. Zur Kritik von Peter Hafftiz's *Microchronicon*, von Heidemann. Im wesentlichen ist diese Arbeit des Hafftiz nur eine Wiedergabe der *Annales* des Angelus, der uns wiederum die Chronik des Engelbert Wusterwitz überliefert hat. Von letzterer sagt Ranke (*Genesis des Prss. Staates* I, 67): „Das beste Stück über Märkische Geschichte alter Zeit, das überhaupt vorhanden ist, wiewohl nicht urkundlich.“

Scheune, darin sie genächtigt, dieweil sie aus Furcht sonst niemand beherbergen wollen, gefangen, hat Kolhase bald in derselben Nacht die Räder umbhauen und die Räder den Berg hinab gegen den Busch laufen, die Körper aber hinweggeführt und mit 2 Huf Nägeln auf einem Zettel dies geschrieben und an einem Galgenstiel auf dem Pferde sitzend angenagelt: „O filii hominum, si vultis judicare, recte judicate, ne judicemini,“ welchen Zettel wir am Pfingstabend, als wir mit unseren Praeceptoribus, dem alten Gebrauch nach, haben wollen Meyen holen, gefunden, herabgenommen und ich hab' ihn selbst ins Kloster getragen und dem Abte überantwortet, denn es war damals der gar böse Gebrauch im Kloster, wenn eines daselbst gerechtfertigt wurde, so musste in allen Dörfern, zum Kloster gehörig, jeder Hufner 1 gr. und ein Kossät 6 pf. geben, welches eine grosse Summe betrug. Das Geld bekam der Klostervogt „und wohl solches Geldes willen, habe ich manche daselbst stehen sehen, den viel zu kurz geschah“ (!), jetzt ist er aber ganz abgeschafft.“⁵¹⁾

Von den schweren Wunden, die die Raubzüge der Quitzows dem Kloster geschlagen hatten, erholte es sich bald wieder und stieg sogar zu einer Höhe empor, die es früher nicht erreicht hatte. Diese Zeit des Glücks verdankt Zinna seinem tüchtigen Abte Nikolaus, der sich viel am Hofe des Kurfürsten Joachim von Brandenburg aufhielt. Er baute wahrscheinlich den Abtshof zu Jüterbog, liess die 3 Glocken im Turm der Klosterkirche giessen und errichtete eine Druckerei im Kloster, aus der das älteste Druckwerk der Mark,⁵²⁾ (der Otto von Passau, biblische Historien, Berlin 1484, ist nach Harlem zu verweisen), hervorging.

Dieses älteste Buch der Mark ist das mit vielen Holzschnitten gezierte Psalterium Mariae, der Marienpsalter, nach dem Jahre 1492 zu Zinna gedruckt. Ob die Stöcke zu den Holzschnitten in Zinna angefertigt sind, ist zweifelhaft; nach Friedlaenders Ansicht sind sie wahrscheinlich in Frankfurt a. O. hergestellt. In der Königl. Bibliothek zu

⁵¹⁾ Diese Geschichte liefert übrigens noch einen Beitrag zur Charakteristik Kohlhasen. Die beiden wandernden Schneidergesellen wurden nämlich der Gemeinschaft mit dem Rosshändler angeklagt und dem Galgen überantwortet, obwohl sie ihre Unschuld beteuerten. Auf dieses Verfahren beziehen sich daher die Worte des in seinem Rechtsgefühl verletzten Kolhase „o filii hominum . . .“ Die Körper der Gerichteten packte er in einen Kasten, den er in der Jüterboger Vorstadt kaufte, mit „etlichen Schreiben an den Churfürsten zu Sachsen“ und stellte denselben in dem Hause eines vornehmen Bürgers in Wittenberg ein; da es aber nach einigen Tagen begann „im Hause übel zu stinken“, so wurde der Kasten gerichtlich geöffnet, die Körper begraben und das Schreiben dem Kurfürsten von Sachsen zugeschickt. (Breslauer Abschrift des Haftiz.)

⁵²⁾ vgl. v. Ledeburs Archiv, Bd. IX. S. 193—226: Beiträge zur Geschichte der Buchdruckerkunst in der Mark Brandenburg. — Das Psalterium Mariae, Druckwerk des Klosters Zinna. Von Dr. G. Friedländer, Custos der Kgl. Bibliothek.

Berlin befinden sich 2 Exemplare, einzelne Holzschnitte im Kunst- und Gewerbemuseum.

Fol. 1 trägt den Titel:

Novum beatae marie virginis psalterium de dulcissimis nove legis mirabilibus divini amoris refertis noviter ad turci conteritionem confectum.

Das Titelbild zeigt uns die Himmelskönigin von Strahlenglorie und Rosenkranz umgeben.

Etwas tiefer zur Rechten steht der Kaiser Friedrich III., zur Linken Maximilian I., jeder mit einem Panier, auf dem der doppelköpfige Reichsadler zu sehen ist; hinter jedem steht ein geharnischter Ritter mit einem Panier, in welchem sich in gespaltenem Felde der Brandenburgische Adler und Pommersche Greif zeigen. Im Vordergrund knieen vier geistliche Personen, und zwar zur Rechten der Mutter Gottes, hinter dem Schilde des Anhaltiner Wappens ein Domgeistlicher, mit der Legende:

Adol. ppsi. mag. (= Adolphus prae-positus Magdeburgensis).

Es ist dies Fürst Adolph von Anhalt, der 1488 Dompropst von Magdeburg wurde.

Hinter diesem kniet ein Geistlicher in derselben Tracht, vor sich ein Schild mit den drei Tartarenmützen des von Klitzingschen Wappens. Die von ihm ausgehende Legende:

Alber. cli dec. (= Albertus capituli decanus)

beweist, dass hier Albert Klitzing gemeint ist, der 1487 und 1494 als Domdechant von Magdeburg genannt wird.⁵³⁾

Zur Linken der Madonna kniet ein infulierter Abt, hinter einem Schilde, das in der Mitte mit einem aufgerichteten Krummstabe überdeckt ist, ein Kreuz enthält und in jeder der vier dadurch entstandenen Feldungen die Siglen M. O. R. S. (Wappen des Klosters). Vor demselben steht die Bandschrift:

Nico abbas Cenne (= Nicolaus abbas Cennensis)

Nikolaus, Abt von Zinna und hinter ihm ein knieender Cistercienser-Mönch.



Titelblatt des Marienpsalters, hergestellt in der Klosterdruckerei. (Ältestes Druckwerk der Mark, $\frac{1}{2}$ der natürlichen Grösse.)

⁵³⁾ Riedel, A XI, 442 . . . (Ao 1494) . . . Adolff Furst zw Anhalt etc., Thumprobst — Albrecht klytzing, Techand und Capittels gemeine der kirchen zw Magdberg.

Auf Fol. 2. befindet sich in einer Holzschnitteinfassung von Blumen und dem Reichsadler die Nachricht, dass dieser Marienpsalter zu Ehren der heiligen Jungfrau von dem kaiserlichen Kapellan Herrmann Nitzschewitz besorgt worden und in Zinna gedruckt sei:

utriusque juris consulti magno circa Oderam Franckfordensem civitatis prothonotario ad teucrorum conteritionem de novo legis dulcissimis mirabilibus divini amovis flore uberrimis refertis confectum.

Anno domini Millesimo quadringentesimo octuogesimo nono illustrissimo Imperatori Friderico ex Luneborch delatum Et anno nonagesimo secundo in mense Septembri ad illustrissimas cesarias regiasque manus principaliter presentatum nutu regio cesario jussu ab illustrissima romana Friderici imperatoris tercii Cancellaria exanimatum Cesareo sumptu ad imprimendum commissum Nunc et in TZenna Cisterciensis ordinis devoto claustro sub principatu domini domini Nicolai abbatis etc. . . ad Maximiliani regis etc. . . . et „nunc“ invictissimi Imperatoris . . . honorem non sine modico sumptu impressum.“

Ferner besagt sie, dass das Buch dem Kaiser als Manuskript zu Händen gekommen, von seiner Kanzlei geprüft und dann vom Kaiser Maximilian zum Druck verordnet sei. Daraus geht hervor, dass der Marienpsalter erst nach 1492 gedruckt worden ist, denn Maximilian wurde erst 1493 Kaiser.

Das eigentliche Werk trägt 165 Holzschnitte aus der Geschichte der Maria, des Heilandes u. s. w., auf jedem Blatt einen. Seitenwandleisten sind zwei, die sich in sechs verschiedenen Formen wiederholen.

Der Nachfolger dieses tüchtigen Abtes Nikolaus war Benedikt. Er liess die Orgel in der Klosterkirche mit silbernen Pfeifen versehen, die aber später, wie schon erwähnt, in die Schlosskirche nach Halle gebracht wurde.

Noch einmal hatte das Kloster einen tüchtigen Abt in der Person des Abtes Matheus. Er wird uns als ein äusserst geschickter Mann gerühmt, der zu vielen Kommissionen gebraucht worden sei. Er habe beschlossen, so sagt er, „eine ordnung zu machen, darzu uns dan die bossheit, so itzundt zu unsern gezeiten In aller welt von tage zu tage fast schrecklich überhandt nimpt, merglichen verursacht.“ Es ist dies die Polizeiverordnung für den Flecken Luckenwalde, vom 10. Mai 1540 (Reg. 81). Sehr interessant ist es, sie mit der Polizeiordnung über die äussere Heilighaltung der Sonn- und Feiertage, für den Umfang der Provinz Braudenburg, vom 4. Juli 1898, zu vergleichen. Sie lautet:

„Wir Matheus, Abt zur Zinna, Bekennen wor uns und unsere Nachkommen undt thun kundt mit diesem unserm Brieffe allermenniglich, Sonderlichen aber euch, dem Rath und der gantzen gemeinde unsers Flecks Lukkenwalde . . .

Gebieten, setzen und befehlen wir Krafft dieses unseren Brieffes euch, allen unseren unterthanen gemeltes Flecks, sämptlich und sonderlich, wes standes und wesens die sindt, Alten, Jungen, Knechten, Magden, Niemandes ausgeschlossen, das sie des Sontags, auch sonsten andere von der heiligen Christlichen Kirchen eingesatzte feyertage, die Predig und heylwertige wordt Gottes vor allen Dingen warnehmen und sich Ja nichts darvohn verhindern lassen, An welchen Feyer oder Sontagen auch niemandts, es sey den die Predig und ambt der Messen aus, soll weyn oder bier geste setzen. Desgleichen sollen die becker, kramer und sonsten alle andere, sie haben wosserley ware sie wollen, mit dem vorkeuffen still halten, bis die Predigt aus, damit nicht die Leute durch solchen ihren Jarmarkt vom Göttlichen wordt abgezogen werden. Zu dem soll alle leichtfertigkeit, so von der rohen bursse zu solcher Keit vor oder auffm Kirchoffe möcht furgenommen und getrieben werden, gänzlich und auffs Ernst verboten sein.

Weiter und sonderlich gebieten wir ernstlich, das sich jedermann gantzlich enthalte aller fluche und schwerens, dadurch Gott und seyn werder nahme gelestert undt geschmehet werde. Ferner wollen wir, das kein wirt oder einwohner, sonderlich wes brewer oder bierschencker sein, das topffenspiel mit Karten und würffel ieglicher In seinem hause gar nicht gonne noch gestatte, sondern solchs ernstlich were und verbiete. Wo aber muttwillige leute an dasselbige des wirts verbott sich nicht kehren und gleichwohl ihr spiel beginnen, soll der wirth solches dem Rath anzeigen, dem wollen wir vollen und gantzen gewaldt geben haben, dasselbig nach erkenntniss zu straffen. Auch soll kein brewer oder schenke seinen gästen das bier oder wein nach zehen schlägen In der nacht vortragen, bey des Raths busse.

Insonderheit die vier Gezeitte (weynachten, Fastnachten, Pffingsten und die Kermis), wollen wir von Iglichem wirt, wo gelag gehalten werden, dass sie diesem unserm gebot geleben und volge thun, auch ein jeder in seinem hause das Trummel schlagen nach solcher Zeit, als nach zehen schlägen, nicht geschehen lassen, alles bey des Raths straffe. Und so jemandts sich muthwillig unterstehend würde, bey nechtlicher weil auff der gassen mit der Trummel Lerm zu schlagen oder sonsten ungestümmigkeit anrichten, solche soll ein Rath auch ernstlich straffen. Wir wollen auch ferner, das an allerley tentze, es sey auff hochzeiten, Lobtenzen noch einigen andern des vordrehens von jedermann gantzlich enthalten haben. Und so jemandts frembdes solches thete, deme von diesem unserm verbott nichts bewust, soll Ime solches durch die Stadt (?) Knechte angezeigt werden, sich alssdann darnach zu richten, und soll der tantz am oster-, pffingst- und Christtage gantzlich und ernstlich verboten sein: und so jemandts hierwieder thun würde, soll dem Rathe mit Buss verfallen sein. Es soll auch der Rath die haderer, sie seyn, wer sie wollen, einwohner oder dienstboten, sonderlich so darauss

reuffen oder streiche Ja Blutrünste erfolgen, ernstlich straffen, so fern die wunden, so über solchem hader gefallen, nicht kampffwürdig sein, den solches zu straffen soll unserm voigt als dem überrichter zu jederzeit vorbehalten sein und bleiben. Wir haben auch zum offtermal verboten und verbieten lassen das herbergen der haussleute, welches wir zum überfluss hiermit noch wollen gethan haben, das sich jedermann gantzlich deren enthalte, Es weren den schwache und gebrechliche leute, die Man ihrer schwachheit halber erdulden und leyden müste, welches ein Christlichs werk. . . .“

Dieser rührige Abt starb im Jahre 1546. Sein Nachfolger, der letzte Abt von Zinna, hiess Valerianus. Er nahm aus Verdruss über die Reformation, die schon seit 1522 im Erzbistum grosse Fortschritte gemacht hatte, am Martins-Tag 1547 den Wanderstab zur Hand und ging, seine Heiligtümer im Arm, zuerst nach der Lausitz. Sein weiteres Schicksal ist unbekannt. In Osseg finden sich keinerlei Anhaltspunkte dafür, dass er sich dorthin gewandt habe.

Urkunden und Klosterschatz hatte schon 1546 der Erzbischof Albrecht von Magdeburg, der zugleich Kurfürst von Mainz war, wegen „der gefährlichen Zeiten“ an sich genommen und dem Kloster darüber folgende Empfangsbestätigung ausgestellt (Reg. 82):

.. nachdem wir in diesen schwinden und gefehrlichen Zeiten aus allerley bedenklichen Ursachen aus unserem Kloster Zcinna etliche Cleinodien, Privilegia und andere Brieffe zu unseren Händen in Vorwahrung, bemelten Kloster zum Besten und Vorhutunge allerley besorgklichen Unrichtigkeit genommen, deshalb wir hirüber berührten Klosters Inventarien mit unserem Sekret besiegelt zugestellt, dass demnach dies dafür geachtet und den Verstand habe, dass es angeregtem unserem Kloster Zcinna zu keiner nachteyligen Entwendunge gereichen, sondern dass solche Kleinodt, Privilegia und andere Briefe zu des Klosters unvormeidlichen, erheischenden Notturft vehigk sein sollen getreulich und ane gewerde. In urkundt mit unserem zu rugk auffgedrucktem Insigel besiegelt, geben zur Czinna, am freytag nach Ascensionis domini, anno ejusdem, im XV^c und sechs und virzigsten.

Auf Befehl des Bischofs übernahm der damalige Advocatus des Klosters, Lippold von Klitzing, die Verwaltung, zwang die noch zurückgebliebenen Mönche ihrem Abte zu folgen und machte aus dem Kloster ein Amt. „Es hatt,“ wie das Fragment der Zinnaer Klosterchronik von ihm sagt, „seine Leuse im Closter woll abgeschütt, sed ex male quaesitis;“ dies soll wohl soviel heissen, dass er bei der Klosterverwaltung manches in seine Tasche hat fließen lassen. Viele Mönche fanden im Kloster Heinrichau ein Unterkommen, die anderen zerstreuten sich; das „ite in orbem universum“, welches die Mönche von Lehnin bei ihrem Abzuge am St. Elisabethstage des Jahres 1542 hatten anstimmen und singen

müssen, ging auch an Zinnas Mönchen in Erfüllung. Zinna entschlief ohne langen Todeskampf, wie ein lebensmüder Greis.

Die Zahl der Äbte, die Zinna während seines 376 jährigen Bestehens geleitet haben, schwankt zwischen 26 und 38.⁵⁴⁾ Ein *Catalogus abbatum coenobii Cinnensis* würde sich folgendermassen darstellen:

- | | |
|--|--|
| 1. Ritzo (H. R. fr. ⁵⁵⁾ | 20. Günther (H.) |
| 2. Rudolf (H. R. fr.) | 21. Conrad (H. R. fr. U. 38; 1397). |
| 3. Wilhelm I. (H. R. U., 2—4, 7; 1214, 1215, 1216, 1225. | 22. Heinrich (H. R. fr. U. 40—42; 1401, 1407, 1410). |
| 4. Hartelo (H. R. fr.) | 23. Andres (H. R. U. 43; 1416). |
| 5. Roderich (U. 8—13; 1241, 1242, 1247, 1248). | 24. Moritz (H. R.) |
| 6. Hildebrand (H. R. fr.; U. 16, um 1296). | 25. Albrecht (H. R. fr. U. 45, 46, 50; 1420, 1426). |
| 7. Peter I. (H. R. U. 20, 30; 1302). | 26. Balthasar (H. U. 52; 1431). |
| 8. Dietrich (H.) | 27. Theodoricus (R. fr.) |
| 9. Peter II. (H. R.) | 28. Mauritius (H. R. fr. U. A. IX., 423). |
| 10. Günther (H. R. fr.) | 29. Nicolaus (H. U. A. IX., 424). |
| 11. Wilhelm II. (H. R. fr.) | 30. Mathias (H. R. fr. U. 64—66; 1469, 1472, 1476). |
| 12. Johann I. (H. R. fr., U. 31, 32; 1335, 1337). | 31. Johannes (H.) |
| 13. Herrmann (U. 33; 1348). | 32. Nicolaus (H. R. fr. U. 69—74; 1489, 1491, 1493, 1494, 1500). |
| 14. Johann II. (H. R. fr. U. 34; 1360). | 33. Benedictus (H. R. fr. U. 75, 78; 1506, 1512). |
| 15. Albert (H. R. fr.) | 34. Heinrich (H. R. fr.) |
| 16. Gerhard (H. R. fr.) | 35. Matheus (H. R. fr. U. 80; 1540). |
| 17. Johann III. (H. R. fr.) | 36. Valerianus (H. R. fr.) |
| 18. Plato (H. R.) | |
| 19. Dithmar (H. R. fr.) | |

Aus ihrer Reihe ging Plato als Weihbischof hervor. Er wird in Stellvertretung der Bischöfe von Magdeburg, Meissen und Kamin erwähnt, hatte den Titel eines Bischofs von Constantia und starb in Dresden 1391.

Als Abt in akademischer Würde wird erwähnt: 1305, Magister Johann I, Doktor der Theologie, Abt in Zinna und Colbaz. Von der wissenschaftlichen Thätigkeit der Cistercienser, von der man im allgemeinen gerade nicht hoch zu denken pflegt, legt das Album der philosophischen Fakultät zu Leipzig ein beredtes Zeugnis ab. Es war für die Mönche ein eigenes Studienkolleg in Leipzig eingerichtet. Verzeichnet

⁵⁴⁾ Hagen, gestützt auf Ettmüller, hat 26; fragm. im Riedel: 26; Hoffmann: 28 Roedenbeck: 32; Heffter: 38.

⁵⁵⁾ H = Heffter; R = Roedenbeck; fr = fragmentum; U = Urkunde, s. Regesten.

finden sich in den Matrikeln 16 Cistercienser aus Zinna in den Jahren 1455—1520:

1455 Matthias.	1498 Petrus Schulze (Sculteti).
1466 Jakob Matthiä.	1503 Lorenz Thanneberg.
1478 Albrecht Eyl.	1506 Georg Fleischer.
1481 Ullrich Klingspor.	1507 Sebastian Bergemann.
Thomas Winkler.	1509 Gallus Kentzmann.
1485 Benedikt Wartenbrück.	1510 Caspar Ritter.
1490 Urban Schneider (Sartorius).	1513 Lewin Grave.
1496 Jakob Koll.	1520 Andreas Holthem.

Ausserdem als Magister und Baccalauren:

1433 Mauricius als Baccalaureus.

1465 hören die Nachrichten über Promotionen auf. Sie müssen von da ab im Bernhardinerkolleg vorgenommen sein; doch hatten die dort Promovirten keine Berechtigung in der philosophischen Fakultät. Daher baten sie, dass ihre Magister auch an der Universität eine Stellung erhielten. Ihre Bitte wurde auch unter vier Bedingungen gewährt, und 1488 wurden die auf dem Bernhardinum promovirten Determinatoren (lectores academici) zugelassen; und zwar sind aus Zinna vier dabei:

1493 Urban.	1515 Caspar Ritter.
1502 Jakob Koll.	1517 Heinrich Greve.

Die 1502 gegründete Universität Wittenberg wurde stets von ihnen gemieden; erst nach Luthers Auftreten finden wir 1519 Heinrich Greff aus Zinna in Wittenberg; von da ab niemand mehr.

Auf dem Gebiete der Klostergründungen ist von Zinna nur bekannt, dass es im Verein mit Lehnin und Dobrilugk Mönchskolonien nach Ungarn schickte und dort vier Klöster neu besetzen half.

Aus dem Kloster war also eine magdeburgische Domäne geworden; der erste lutherische Prediger, welcher zu Zinna angestellt wurde, hiess Bergemann, es ist wahrscheinlich derselbe Bergemann, der i. J. 1507 in den Matrikeln der philosophischen Fakultät zu Leipzig erwähnt wird.

1567 starb in Zinna eine Prinzessin des bereits lutherischen und verheirateten Erzbischofs. Die Jüterboger Chorschüler mussten sie für 10 Thaler zu Grabe singen.

1583 erliess der Landesherr Befehle von Zinna aus.

1591 am 4. November hatten der Churfürst Johann Georg von Brandenburg und der Administrator Friedrich Wilhelm von Brandenburg, welche Vormünder der von dem Churfürsten von Sachsen, Christian I, hinterlassenen, unmündigen Söhne waren, in Zinna eine Zusammenkunft, wo sie sich über diese Vormundschaftssache besprachen und verschiedene Anordnungen trafen.

1635 wurde nach Inhalt des zwischen dem Kaiser und dem Churfürsten von Sachsen geschlossenen (Pirnaischen oder Prager) Friedens das Erzbistum Magdeburg dem zweiten Sohne des Churfürsten Johann Georg, dem Herzog August, auf Lebenszeit überlassen, mit Ausnahme der vier Herrschaften und Ämter: Querfurt, Dahme, Burg und Jüterbog, welche der Churfürst von Sachsen selbst erhielt. Zu dem letzteren gehörte auch das Kloster Zinna mit Luckenwalde; dieses wurde jedoch davon getrennt und blieb bei Magdeburg.

Das ganze Erzstift gelangte endlich infolge des Westfälischen Friedens an das Brandenburgische Haus. Der schon 1598 zum Administrator des Erzbistums postulirt gewesene Markgraf Christian Wilhelm, der 7. Sohn des Churfürsten Joachim Friedrich von Brandenburg, hatte das Erzstift in den Unruhen des dreissigjährigen Krieges nicht behaupten können und das Stift verlassen müssen, worauf er der Administration förmlich für verlustig erklärt wurde. Am 28. Juli 1630 kam er unvermutet nach Magdeburg und half im folgenden Jahre diese Stadt gegen Tilly mit der grössten Tapferkeit verteidigen; er hatte aber das Unglück gefangen zu werden, wurde verwundet ins Zelt Pappenheims gebracht und schmachlich behandelt. Später wurde er dann nach seinem Schlosse Wolmirstedt gebracht.

Im Prager Frieden, wo, wie oben gesagt, der Herzog August von Sachsen zum Administrator von Magdeburg ernannt wurde, wurden dem Markgrafen Christian Wilhelm 12 000 Rthlr. zu seinem Unterhalt ausgesetzt, die ihm der neue Administrator aus den Einkünften des Stifts zahlen musste; im Frieden aber erhielt er anstatt dieser Summe das Kloster und Amt Zinna nebst dem Amte Lohburg auf Lebenszeit mit allen „Zubehörungen und aller Gerichtbarkeit, das jus territorii allein ausgenommen“, zur Nutzung. Im „Instrumentum pacis Osnabr. ist Zinna mit einem ganzen Artikel bedacht.⁵⁶⁾

⁵⁶⁾ Instr. pac. Osnabr. Articulus XIV.

1. De summa 12000 Imperialium Dn. Christiano Wilhelmo Marchioni Brandenburgico ex Archiepiscopatu Magdeburgensi quotannis solvendorum, conventum est, ut coenobium et Praefecturae Zina et Loburg, dicto Dn. Marchioni statim tradantur, cum omnibus pertinentiis et omnimoda Jurisdictione, solo territorii jure excepto: Atque his praefecturis idem Marchio utatur fruatur ad dies vitae, absque ulla rationum redditione: Hac tamen lege, ut in Politicis et Ecclesiasticis nullum plane subditis afferatur praejudicium.

2. Quia porro ut totus Archi-Episcopatus, ita etiam jam nominatum coenobium et praefecturae, temporum injuria valde sunt devastatae: Ideo a moderno Dn. Administratore Dn. Marchioni, sine mora, ex collectis Archiepiscopatus ad hoc instituendis solvantur tria millia thalerorum Imperialium ab ipso Marchione vel ejus haeredibus non restituenda.

3. Praeterea placuit, ut post fata Dn. Marchionis, ratione et nomine non praestitorum alimentorum, descendantibus ipsius eorumque haeredibus, liceat dictum coenobium atque praefecturas per integrum quinquennium retinere, iisque sine rationum redditione, cum omnibus suis pertinentiis et juribus uti frui. Elapso vero quinquennio,

Administrator Christian Wilhelm starb am 1. Jan. 1665 zu Zinna; seine Eingeweide wurden, wie das Kirchenbuch besagt, vor dem Altar der Klosterkirche beigesetzt. Zinna und Loburg fielen nun wieder an Herzog August von Sachsen. Nach dessen Tode kam Zinna mit allem Zubehör an Brandenburg, welches im Westfälischen Frieden die Anwartschaft auf das Erzstift erhalten hatte.

1636 und 1639 wurde das Kloster von den Schweden geplündert.

Am 6. Juli 1680 liess sofort Kurfürst Friedrich Wilhelm durch den Obersten du Plessier Gouret von Zinna Besitz nehmen; von hier marschierte derselbe mit Gustav von Schulenburg und 400 Soldaten nach Halle, wo er im Namen des Kurfürsten die Huldigung annahm.

Am 27. August 1667 fand in Zinna die bekannte Versammlung statt, in welcher Chur-Brandenburg, Chur-Sachsen und das Fürstlich Braunschweigische Haus wegen einer anderen Ausprägung der Münzen übereinkamen. In dieser Münz-Konferenz wurde festgesetzt, dass von nun an die Cöllnische Mark fein Silber zu 10 $\frac{1}{2}$ Thaler ausgeprägt werden solle. Diese Ausprägung wird gewöhnlich mit dem Namen der „Zinnaische Münzfuss“ bezeichnet; dieser Münzfuss bestand aber nur bis zum 16. Januar 1690.

Die Namen der „Advocati“ von Zinna sind folgende:

H. v. Dieskau 1428, G. v. Dieskau 1442, v. Schlieben 1443, Knasten 1449, v. Sahne 1456, v. Liepski 1468, Marschall 1473, v. Tautenberg 1485, v. Thümen 1486, Freudemann 1504, Bötzel 1508, v. Canitz 1511, v. Thümen 1520.

Seit 1547 folgende Amtshauptleute:

v. Klitzing 1547, v. Königsmark 1558, v. Beust 1559, v. Winterfeld 1577, v. Saalgast 1587, v. Rochow 1600, v. Löben 1623, v. Rossow 1624, dann folgen eine Zeit lang blosse Amtsschreiber; erst 1656 wieder Kammerrat von Kraaz, 1656—1706.

Nach seinem Tode werden die Einkünfte einzelnen Offizieren als Gnadengehalt überwiesen, und zwar sind es:

v. Gersdorf 1707, v. Schertwitz 1732, Graf Dönhoff 1740, v. Forcade 1745. Seit 1751 findet Vererbpachtung statt.

Die kleineren vormaligen Vogteigeschäfte werden seit der Mitte des XVI. sec. durch Amtsschreiber besorgt:

Samstag seit 1555, Müller 1557, Stedeleben 1563—1600, Regast 1607, Rindorf 1609, Mangreif 1612, Olfenstädt 1614, Schubach 1628,

praedictae praefecturae, earundemque jurisdictione, redditus et proventus Archiepiscopo patui absque tergiversatione restituantur, nec superius memoratae summae titulo, quicquam ulterius moveatur vel petatur. Et praedicta omnia observentur, etiamsi propter Dn. Elector. Brandenb. aequivalentem recompensationem Archiepiscopatus Magdeb. ad Dn. Electorem, ejusque haeredes et successores pervenerit.

Jüterbog,
421

Falkenberg 1639, Herzberg 1654, Schulze 1658, Hülso 1660, Hanel 1680. Seit 1678 erhalten sie den Titel Amtmänner: Stille 1687, Klos 1705, Vieth 1715, nur Pächter: Vieth (Sohn) 1730, Lüder 1748, Schmids 1763, Fährndrich 1764.

Landesherrliche Justiz- und Rentbeamte:

Klitzmann 1764, Schmalz 1782, Geschke 1786, Reinicke 1801—1810. Als nun die Justiz dem Stadtgerichte zu Luckenwalde überwiesen wurde, sind es noch blosse Rentbeamte:

Küst 1827, Neuhaus 1842, Schlichting 1850.

Der unter dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm gebildete Zinnaer Amtskreis, der später der Luckenwalder Kreis genannt, bei dem als Herzogtum erworbenen Erzstift Magdeburg belassen und 1730 vom Könige Friedrich Wilhelm I. in Bezug auf Polizei-, Finanz- und Militärverwaltung der Kurmärkischen Kriegs- und Domänenkammer zu Berlin überwiesen wurde, wurde infolge Kabinettsbefehls vom 18. IX. 1772 gänzlich zur Churmark geschlagen und 1773 auch in Landes-, Hoheits-, Justiz- und Kirchenangelegenheiten den Landeskollegien der Churmark untergeben, ohne jedoch in der Verfassung und „dem in jeder Provinz hergebrachten Rechte“ etwas zu ändern.

1760 statteten Kroaten des kaiserlichen Generals Lascy dem Kloster ihren Besuch ab.

1764—1777 wurde durch den König Friedrich II. bei dem Amte Zinna die Stadt mit einem Kostenaufwande von 72 255 Thlr. unter Benutzung des Materials der alten Klostergebäude aufgebaut und darin Weber aus der Oberlausitz angesiedelt. Zum Andenken daran wurde 1864 auf dem Marktplatze eine Statue des Königs Friedrich II aus Zinkguss, nach dem Modell von Caspary, errichtet. Friedrichs II. Bestrebungen sind von keinem grossen Erfolge gewesen, und wir können nur den Worten Brachvogels, der sich selbst eine Zeit lang in Zinna aufhielt, um seine Studien zu seinem historischen Roman „der deutsche Michael“ zu machen, beistimmen:

„Friedrichs II. Bemühungen anno 1764, hier eine Stadt zu gründen und durch Weber zu kolonisieren, um in die öde Gegend gewerbliches Treiben und Wohlstand zu bringen, ist gänzlich missglückt. Luckenwaldes Dampfmaschinen habens dem kaum aufblühenden Örtchen angehan und armselig siecht es hin von Jahr zu Jahr, kann nicht leben und mag doch nicht sterben! Der grollende Geist der entwichenen Mönche, die Melancholie einer verronnenen, glücklicheren Zeit ruht wie ein Alp auf ihm, und wenn die Sonne sinkt, die Steinmassen rot goldig, wie im Feuer glühen und die Abendglocke dann ihre zitternde Stimme erhebt, ziehts gleich einem geisterhaften Weinen über die stille Ebene hin, — das Klagelied eines — Vergessenen! — —“

Ein Beitrag zu den
Regesta monasterii Sct. Mariae Virginis in Cenna.

Nr.	Abgedruckt in:	Inhalt der Urkunde.	Jahr.	Tag.
1.	Gesch. Blatt. für Magd. J. 21. S. 428 f.	Erzbischof Albrecht verleiht dem Kloster Zinna für seine Besitzungen im Lande Jüterbog Freiheit von allen Lasten.	1213	10. Aug.
2.	Riedel, A VIII, 128 f.	Bischof Balduin von Brandenburg bestätigt das Nonnenkloster zu Zerbst. (Zeuge: Wilhelmus, Abbas in Cenna . .)	1214	8. Juni.
3.	Riedel, A VIII, 130 f.	Bischof Balduin von Brandenburg erhöht die Kirche St. Marien zu Coswig zu einem Dom- und Collegiatstifte. (Zeuge: Wilhebertus, Abbas in Cenna . .)	1215	22. Sept.
4.	Riedel, A VIII, 132	Bischof Balduin bestätigt den Dom zu Coswig. (Zeuge: Wilhelmus, Abbas in Cenna . .)	1216	29. Juni.
5.	Winter, a. a. O. S. 299 f.	Papst Honorius III. giebt dem Kloster Zinna in dem Erzbischof von Magdeburg, dem Bischof von Merseburg und dem Abt von Lehnin drei päpstliche Beschützer.	1221	10. Febr.
6.	Winter, Gesch. Blatt. für Magd. J. XI. S. 295—99.	Papst Honorius III. bestätigt dem Kloster Zinna seine Besitzungen.	1221	11. Febr.
7.	Winter, a. a. O. S. 300—303.	Kloster Zinna lässt sich vom Domkapitel zu Magdeburg seine Besitzungen bestätigen. (Wilhelmus abbas monasterii.)	1225	15. April.
8.	Riedel, A X, 199.	Die Markgrafen Johann I. und Otto III. verkaufen dem Kloster Lehnin 13 Hufen Landes in Netzen. (Zeuge: Rodericus Abbas de Cenna . .)	1241	10. Juni.
9.	Riedel, A X, 200.	Die Markgrafen Johann und Otto vereignen dem Kloster Lehnin das Dorf Möseritz, das dieser von den Lehnsträgern, denen von Plotho und deren Afterlehnsleuten, denen von Stendal erkauf hat. (Zeuge: Rodericus, Abbas de Cenna, fro-moldus monachus de Cenna.)	1241	17. Juni.
10.	Riedel, A X, 200/1.	Die Markgrafen Johann und Otto vereignen dem dem Kloster Lehnin Arendsee und Tribustdorf, Bredewisch etc. (Zeuge: Rodericus, Abbas de Cenna . .)	1242	
11.	Riedel, A XIII, 315.	Bischof Ruthger von Brandenburg überlässt dem Kloster Walkenried den Zehnten über 100 Hufen in der Ukermark. (Zeuge: Rodericus . .)	1247	29. April.
12.	Riedel, A XIII, 316.	Das Brandenburgische Domkapitel bestätigt die Schenkung des Bischofs Ruthger. (Zeuge: Rodericus, Abbas de Cenna . .)	1247	29. April.

Nr.	Abgedruckt in:	Inhalt der Urkunde.	Jahr.	Tag.
13.	Riedel, A X, 205.	Die Markgrafen Johann und Otto schenken dem Kloster Lehnin zum Seelenheil der verstorbenen Markgräfin Sophia das Dorf Krielow. (Zeuge: Rodericus abbas . . .)	1248	
14.	Riedel, A X, 205.	Rutger, Bischof von Brandenburg, giebt dem Kloster Lehnin die Zehnterhebung in 13 Dörfern. (Zeuge: fromoldus monachus in cenna.)	1249	1. Febr.
15.	Winter, a. a. O. S. 305.	Herzog Albert von Sachsen überlässt dem Kloster Zinna als Entschädigung für zugefügten Schaden das Dorf Burgstall.	1286	7. Juli.
16.	Winter, S. 305 f.	Herzog Albert bestätigt dem Kloster Zinna das Eigentum an dem Dorfe Burgstall. (. . . Hyldebrandum abbatem et conventum. . .)	1296	1. Dezbr.
17.	Pischon, a. a. O. U. S. S. 6/7.	Des Erzbischofs Burchard von Magdeburg Brief und Vollmacht über die Fliesse in Brietzen. (Übersetz. des XVII. sec. aus dem latein. Orig.) . . . thun wir . . . krafft dieses Briefes kundt und zu wissen, das wir gleicher Weise wie Unser Gnaden Vorfahr der Erzbischoff Erich sammt dem würdigen Dohmkapittel dem ehrwürdigen Herrn Abtt und ganzen Convent des Klosters Zinna Cistercienser Ordens unter unser Gnaden Herrschung Brandenburg gelegen das Wasser Nyplitz . . . in aller rechtlicher Form, Maass und Titel verkauft und gnädiglich verliehen.	1300	6. Januar.
18.	Pischon, a. a. O. U. S. 8—9.	„Von Windt und Wasser umb und in Brizen einer meilen lang und breit.“ dass wir dem Abtt und dem ganzen Kloster Zinna umb und in Brizen also viel eine meilenwegs in ambitu in Circel begriffen, Windt und all Wasser, zu jederzeit zu gebrauchen verkaufft und nachgelassen haben.	1300	23. Mai.
19.	Riedel, A IX, 353.	Markgraf Otto vereignet dem Kloster Zinna den die Stadt Brietzen durchlaufenden Fluss, die Nieplitz.	1301	13. Jan.
20.	Riedel, A IX, 355.	Vergleich zwischen der Stadt Brietzen und dem Kloster Zinna wegen des durch die Stadt hindurchführenden Canales und der Fließräumung. (Frater Petrus dictus Abbas sancte Marie in Zynna.)	1302	25. Juli.
21.	Riedel, A IX, 356.	Privilegium der Markgrafen Otto, Konrad, Johann und Woldemar für das Kloster Zinna wegen der Mühlen in Brietzen.	1303	3. Mai.
22.	Winter, S. 303—305.	Herzog Albert bestätigt dem Kloster Zinna die Schenkung des Grafen Conrad von Bren, das Dorf Burgstall betreffend, vom 2. Dezember 1269.	1306	1. August.

Nr.	Abgedruckt in:	Inhalt der Urkunde.	Jahr.	Tag.
23.	Schöttgen, dipl. Nachl. Th. X, 304—7.	Hermann von Wederden verkauft dem Kloster Zinna die Vogtey-Gerechtigkeit zu Pretzin.	1307	
24.	Schöttgen, a. a. O. Th. X S. 308—11.	Das Kloster zu S. Marien in Magdeburg verkauft dem Kloster Zinna einen Theil des Werders bei Pretzin.	1307	1. April.
25.	Schöttgen, a. a. O. Th. X S. 312—14.	Ertz-Bischoff Heinrich zu Magdeburg verkauft das Dorf Pretzin an das Kloster Zinna.	1307	1. April.
26.	Riedel, S. B. 8—9.	Heinrich, Erzbischof von Magdeburg, eignet dem Kloster Zinna den Wald Strazbruch zu und bekommt dafür mehrere Dörfer.	1307	18. Oktbr.
27.	Schöttgen, dipl. N. Th. X, S. 314—16.	Chur-Fürst Rudolph giebt dem Kloster Zinna die Vogtey und andere Gerechtigkeiten zu Pretzin.	1308	11. Sept.
28.	Schöttgen, dipl. Nachl. Th. X, 316.	Herrmann von Wederde begiebt sich seiner Gerechtigkeit auf der alten Elbe bey Bretzin zu Besten des Klosters Zinna.	1311	1. Febr.
29.	Riedel, A IX, 357.	Markgraf Waldemar incorporirt der Stadt Brietzen das Dorf Durchbrietzen. (... in compositione omnium discordiarum Domini abbatis et Conventus de Cynna ...)	1311	
30.	Pischon, a. a. O. U. S. S. 15/16.	Des Rats und der ganzen Gemeine zu Brizen Verschreibung von den Mühlen in Brizen. ... Ern Peter Abbt zu Zinna auch ganzen Convent daselbst.	1311	19. Novbr.
31.	Gercken, C. dipl. B. T. II, 472—4. Riedel, A XIII, 246f.	Bischof Ludwig von Brandenburg bestätigt dem Kloster Chorin die Zehnterhebung in den Dörfern des Klosters. (Zeuge: Johannes Abbas de Cenna ...)	1335	10. Jan.
32.	Riedel, A X, 240.	Johann, Abt von Dargun, präsentirt in seinem und im Namen der Äbte zu Lehnin, Zinna und Neukamp dem Abte des Klosters Amelungsborn einen gewissen Bruder Martin zum Abte des Klosters Doberan. (abbas Johannis de Cenna ...)	1337	11. Mai.
33.	Riedel, A XIX, 211.	Herrmann, Abt zu Zinna, empfiehlt einen seiner Unterthanen in Erbschaftssachen dem Rat zu Königsberg.	1348	2. Mai.
34.	Riedel, A IX, 379.	Vertrag zwischen dem Abte zu Zinna und dem Rate zu Treuenbrietzen wegen der Zindelmühle. (... wyr Johann abbt und dye gantze cza-menunghe des closters tu Cenne ...)	1360	14. Aug.
35.	Riedel, A IX, 61 u. A X, 486.	Das Domkapitel zu Brandenburg verzichtet zu Gunsten des Klosters Zinna auf die Synodalien in Luckenwalde und in einigen Dörfern seines Sprengels.	1381	16. März.

Nr.	Abgedruckt in:	Inhalt der Urkunde.	Jahr.	Tag.
36.	Riedel, A X, 486.	Bischof Dietrich von Brandenburg incorporirt dem Kloster Zinna die Kirchen zu Luckenwalde und in mehreren Dörfern.	1381	27. März.
37.	Riedel, A X, 487.	Concession des Probstes Bonifacius für das Kloster Zinna, Güter, welche ihm von den in dasselbe eintretenden Personen zugebracht werden, mit Ausnahme der Lehengüter anzunehmen und zu besitzen.	1390	5. Januar.
38.	Riedel, A X, 489.	Andreas v. Rehfeld und die Gebrüder Vivianz und Hans von Heinrichstorf verkaufen dem Kloster Zinna die Dorfstätte Scharpenbrügge mit dem Hammer und der Heide. (Cunrade apte tur Czynnen . . .)	1397	16. März.
39.	Riedel, A X, 490.	Bischof Heinrich von Brandenburg incorporirt dem Kloster Zinna die Kirchen zu Luckenwalde und in mehreren Dörfern, worüber es das Patronat besitzt.	1401	23. April.
40.	Riedel, A X, 491.	Das Kloster in Zinna verspricht dem Bischofe von Brandenburg von den ihm incorporirten Kirchen ferner die ihm zustehenden Abgaben zu entrichten. (Nos frater Hynricus, abbas, Andreas, prior Thidericus, cellarius et bursarius, Albertus subprior, totusque conventus monasterii in Czenna..)	1401	23. April.
41.	Riedel, A X, 491.	Revers des Abtes Heinrich und des Conventes zu Zinna wegen des vom Erzbischof Günther zu Magdeburg, mit Consens des Domkapitels, dem Kloster zugeeigneten Dorfes Zernow bei Jüterbog.	1407	28. Sept.
42.	Riedel, A IX, 400.	Vergleich des Rats zu Brietzen mit dem Kloster Zinna wegen einer Lohmühle. (. . . mit dem gnedigen hern Ern Henrich Apt tur Czinnen . . .)	1410	17. Novbr.
43.	Riedel, A X, 261,	Markgraf Friedrich bestätigt die Rechte des Klosters Lehnin. (Zeuge: Andres, Apt czu der Czinnen . . .)	1416	8. März.
44.	Schöttgen, dipl. Nachl. Th. V, S. 166–8.	Der Abt des Klosters Zinna giebt einem nach Compostell reisenden Wallbruder ein Zeugnis mit.	1417	24. Juli.
45.	Riedel, B III, 263.	Notariats-Instrument über die von den zum Kloster Zinna gehörigen Dörfern geschehene Resignation aller ihrer Schäden und Ansprüche, die ihnen durch das Bündnis des Erzbischofs zu Magdeburg mit dem Markgrafen zu Brandenburg gegen Balthasar von Wenden, Caspar von Putlitz, Wichard von Rochow u. a. m. erwachsen, an den Erzbischof Günther.	1420	24. Mai.

Nr.	Abgedruckt in:	Inhalt der Urkunde.	Jahr.	Tag.
45.	Riedel, B III, 263.	(... presentibus ibidem religiosis et discretis viris Balthazar Merseborgh, Nicolao Copstorp professis in czenna — domino Alberto Abbate in Czenna . .)	1420	24. Mai.
46.	Riedel, B III, 262.	Das Kloster Zinna bevollmächtigt den Erzbischof zu Magdeburg, seine Entschädigungsforderungen wegen der von Bewohnern der Mark seit der Verbindung des Erzbistums und des Markgrafen Friedrich erlittenen Schäden wahrzunehmen. (... Wir Albrecht Apt, Nicolaus prior, Petrus Kelner, Balthasar undprior unde dy ganze gemeyne samnunghe de Cloistirs thur Cynnen.)	1420	24. Mai.
47.	Riedel, B IV, 24.	Auszüge aus den Entscheidungen der zwischen Brandenburg und Magdeburg bestehenden Streitigkeiten, welche Graf Heinrich von Schwarzburg getroffen. (Sachen des Markgrafen Friedrich, die die schult inheldt mit unserm hern von Magdeburg (Erzbischof Günther) unde mit demme Abte zeur Czynne).	1421	15. Juni.
48.	Schöttgen, Dipl. et Script. T. III, 484 A.	Erzbischof Günther von Magdeburg schlichtet Streitigkeiten über Holzungsgerechsamte des Klosters Zinna und der Stadt Jüterbock.	1421	Dienstag nach St. Kyl.-Tag.
49.	Riedel, A IX, 409 f.	Bruchstücke einer Klage des Rats zu Treuenbrietzen wider den Abt und Convent des Kloster Zinna.	1423	11. Sept.
50.	Riedel, B III, 463.	Markgraf Johann von Brandenburg verkauft dem Kloster Zinna das Dorf Clausdorf, als ein Brandenburgisches Lehn zu besitzen. (her Albrecht Abt und her Balthasar kelner des Closters czynnen . . .)	1426	12. März.
51.	Riedel, B IV, 115.	Markgraf Johann vereignet dem Kloster Zinna die Bede im Dorfe Herzfelde.	1430	27. Juli.
52.	Riedel, A IX, 415.	Des Abtes zu Zinna Vertrag mit dem Rate zu Brietzen wegen einer Lohmühle. (Wir Balthasar Abt zur Zinna . . .)	1431	21. Mai.
53.	v. Raumer, Cod. d. Brd. T. I, S. 118.	Markgraf Johann übereignet dem Johanniter-Orden den Hof Rampe. (geben in dem Closter zur Zinnen . . .)	1431	Juni.
54.	Riedel, B IV, 146.	Markgraf Johann verzichtet zu Gunsten des Klosters Zinna auf den See Lubez.	1435	12. Jan.
55.	Pischon,*) a. a. O. U. S. 14-15.	Bruchstücke einer Zinna'schen Urkunde, durch welche das Kloster Zinna die wüste Mark Klausdorf an die Leute von Pechüle aushut.	zwischen 1435 und 1447.	

*) Pischon, a. a. O. widerspricht sich übrigens, denn während er S. 16 die Urkunde ins Jahr 1311 setzt — leider ist sie nur unvollständig in einer Abschrift aus dem XVII sec. uns erhalten —, sagt er später, Urkundensammlung, S. 15 Note: „Da Kloster Zinna zwei Äbte Namens Dietrich hatte, den einen um 1311, den andern um 1444, so muss fraglich bleiben, in welche Zeit obige Urkunde gehört.“ Meiner Ansicht nach gehört die Urkunde in die Mitte des XV sec.

Nr.	Abgedruckt in:	Inhalt der Urkunde.	Jahr.	Tag.
55.	Pischon*) a. a. O. U. S. 14—15.	... Wir Ditterich Abbt, Mauricius Compater, Adam Super, Henricus Meineke Kelner, Claus Vogt und gemeine Brüder des Klosters Zinna . .	zwischen 1435 und 1447.	
56.	Riedel, A X, 288 f. Gercken, T. V, 122.	Papst Nikolaus beauftragt den Abt zu Lehnin und den Dechanten zu Magdeburg, dem Kloster Zinna gegen Verletzungen seines Eigentums Schutz zu leisten.	1447	9. Septbr.
57.	Riedel, B IV, 421—5.	Vergleich zwischen dem Erzbischof Friedrich von Magdeburg und dem Kurfürsten Friedrich und dessen Brüdern über ihre gegenseitigen Ansprüche auf des anderen Teils Länder und Leute. (gegeben in dem clostere czu der czinnen.)	1449	15. Novbr.
58.	Riedel, A IX, 423.	Kurfürst Friedrich vergleicht die Stadt Treuenbrietzen mit dem Kloster Zinna. (Zeugen: unsere Rätthe und lieben getrewen der würdigh und Andechtige Her Nicolaus Abbt zur Zinna . . .)	1452	9. Oktbr.
59.	Riedel, A XXIV, 436.	Kurfürst Friedrich verträgt das Kloster Zinna mit der Stadt Treuenbritzen wegen verschiedener Irrungen.	1452	15. Oktbr.
60.	Riedel, B IV, 481.	Kurfürst Friedrich vereignet dem Kloster Zinna gewisse Hebungen aus Werder, Rüdersdorf, Altenow, Herzfelde, Hennickendorf.	1454	
61.	Schöttgen, dipl. Nachl. Th. V, S. 171.	Das Kloster Zinna nimmt den Churfürsten zu Brandenburg und dessen Familie in die Gemeinschaft seiner guten Werke auf.	1454	11. Novbr.
62.	Riedel, B V, 14.	Kurfürst Friedrich vereignet dem Kloster Zinna den dritten Teil an der wüsten Feldmark Klosterdorf und die Lehnsherrlichkeit über die von Krummensee zu Herzfelde.	1455	13. Novbr.
63.	Riedel, B V, 38.	Kurfürst Friedrich vereignet der Abtei Zinna einige von denen von Ilow erkaufte Hebungen aus dem Dorfe Werder.	1458	7. Juli.
64.	Riedel, A X, 317 f.	Die Äbte von Zinna, Himmelpfort und Chorin constatiren vor den Commissarien des Ordenskapitels die Vergehen, deren sich der Abt Arnold in seiner Verwaltung der Abtei zu Lehnin schuldig gemacht hat. (. . nos fratres Mathias in Czenna . .)	1469	22. März.

und zwar aus folgenden Gründen: 1) Die Urkunde spricht von einem Verkauf der wüsten Dorfstätte Klausdorf seitens des Markgrafen an das Kloster Zinna. Von einem solchen zu Anfang des XIV sec. ist nichts bekannt, ebensowenig wie von einer Zerstörung am Ende des XIII sec. Urkundlich bekannt ist dagegen nur der Verkauf des Dorfes Klausdorf an Zinna, vom 12. März 1426 (Riedel, B III, 463, Pischon, a. a. O. S. 61, Reg. Nr. 50.) 2) Der in der Urkunde erwähnte Compater (Prior) Mauricius erscheint 1447 als Abt in Zinna. Danach wäre also die Urkunde in die Zeit von 1435—1447 zu setzen.

Nr.	Abgedruckt: in:	Inhalt der Urkunde.	Jahr.	Tag.
65.	Riedel, A XI, 409	Johann, Erzbischof von Magdeburg, entscheidet Streitigkeiten des Abtes zu Zinna mit denen von Schlieffen zu Stülpe über Holzgerechsamte. (. . Mathias, abt des Closter zcur Czynne . .)	1472	13. Nov.
66.	Riedel, A X, 346/7.	Die von Arnim verkaufen dem Kloster Lehnin die Dienste und die Bede, welche sie aus den Dörfern Wandelitz und Basdorf besessen. (Er Mathias Abbet des Closters to der Czenna).	1476	14. Dezbr.
67.	v. Raumer, To. II, 47. Riedel, C II, 46.	Landtagsverhandlungen. (. . Item und sind von prelaten Herrn hirbey und über gewest: Bischove von Lubus, Havelberg, Brandenburg, Äbte von Lehnyn, Czynnen, Corin.)	1480	22. März.
68.	v. Raumer, Cod. d. B. To. II, S. 56.	Markgraf Johans Ausschreiben zum Gericht wider die altmärkischen Städte. (. . Rete am rechten tzu sitzen gefordert: Bischove Lubus, Brandenburg, Havelberg, Lehnin, Corin, Czinnen, Ebte . .)	1480	Oktober.
69.	Riedel, A X, 353.	Kurfürst Johann verpfändet den Klöstern Lehnin und Zinna, sowie dem Domstifte zu Brandenburg für 1000 Rh. Gulden Zölle und Urbede der Stadt Brandenburg. (. . Nicolaus Abt, Prior und ganzer Convent des Closters zu der Zinna . .)	1489	14. Juni.
70.	Riedel, A XXIV, 208,9.	Kurfürst Johann bestätigt der Neumark das Privilegium vom 28. Dezember 1431. (Zeuge: Nicolaus abbas zur zynne . .)	1491	6. Septbr.
71.	Riedel, A XIX, 417.	Kurfürst Johann bestätigt der Neumark das Privilegium des Hochmeisters Paul Russdorf vom 28. Dezember 1430. (Zeuge: Nicolaus abbas de Cenna . .)	1491	7. Septbr.
72.	Riedel, B V, 488. Schöttgen, Dipl. et Script. T. III, 200—204 A.	Erbeinigung zwischen dem Kurfürsten Johann von Brandenburg und dem Herzoge Bogislav von Pommern. (Zeuge: Her Nicolaus, Abt tho Zinne . .)	1493	28. März.
73.	Riedel, A XI, 442.	Nicolaus, Abt zu Zinna, bekundet die Feldmark zum Pfule von Alexius Kamentz erkaufte und vom Erzbischofe Ernst von Magdeburg vereignet erhalten zu haben.	1494	2. Januar.
74.	Riedel, A IX, 496.	Die Stadt Belitz leiht vom Abte zu Zinna 600 Rh. Gulden für ihre Landesherrn. (Her Niclas Abt zur cynen . .)	1500	1. Juli.
75.	Dreyhaupt, Beschr. des Saalkreises. T. I, 820f.	Abts Benedikti zu Zinna Charta Visitationis et Reformationis des Jungfrauen-Klosters Marienkammer zu St. Georg. (Nos frater Benedictus Abbas Monast. de Czenna.)	1506	20. Aug.

Nr.	Abgedruckt in:	Inhalt der Urkunde.	Jahr.	Tag.
76.	Riedel, A IX, 497	Kurfürst Joachim und Markgraf Albrecht verweisen die Stadt Belitz mit dem Zinse für die geliehenen 600 Rh. Gulden an den Zoll zu Belitz. (ern Nicolaus apt zur zeynnen . . .)	1501	17. Juni.
77.	Riedel, A III, 306.	Des Erzbischofs Ernst zu Magdeburg und des Churfürsten Joachim zu Brandenburg Recess wegen Grenz-, Flur- und Forst-Irrungen zwischen den Städten Sandow und Havelberg. (. . . Er Benedictus, Abt des Closters Cynne .)	1508	
78.	Dreyhaupt, Saalkreis, T. I, 822.	Benedicti, Abts des Klosters Zinna, Charta Visitationis dem Jungfrauen-Kloster Marienkammer zu St. Georg zu Glauche ertheilet. (Nos frater Benedictus Abbas in Czenna . . .)	1512	12. Febr.
79.	Riedel, B VI, 397.	Verabredung zwischen dem Cardinal Albrecht, dem Kurfürsten Joachim, dem Bischofe zu Brandenburg und den Capiteln zu Magdeburg und Brandenburg, wie ihre Streitigkeiten verglichen oder endlich durch den Fürsten Johann von Anhalt entschieden werden sollen. (. . . auch andere meher holtzung, grenitz und trifft sachen des Closters Zcynna und Ampt Dahme . . .)	1533	26. Mai.
80.	Riedel, A XI, 472.	Polizeiordnung des Abtes Matheus von Zinna für den Flecken Luckenwalde.	1540	10. Mai
81.	Riedel, A XI, 492.	Johann Albrecht, Erzbischof von Magdeburg, bekundet, einige Kleinodien, Privilegien und Briefschaften des Klosters Zinna in seine Verwahrung genommen zu haben.	1546	4. Juni.
82.	Riedel, B VI, 488.	Kurfürst Joachim II. überlässt dem Domkapitel zu Magdeburg namens des Klosters Lehnin die Lehnsherrlichkeit über die von Barbi zu Loburg und verträgt sich mit demselben über verschiedene Streitpunkte. (. . . itzige verweser im neuen Lande (Barnim) soll dem Closter (Zinna) alles . . vorreichen . .)	1547	1. April.
83.	Riedel, A II, 518.	Churfürst Joachim II. verspricht dem Domkapitel zu Magdeburg, die Irrungen wegen der im Jerichoschen gelegenen Zubehörungen des Amts Plauen zu vertragen, die Bischöfe zu Havelberg und Brandenburg künftig dem Erzbischofe Obedienz leisten zu lassen, auch diese Bistümer aufrecht zu erhalten und begiebt sich seiner Einmischung in die Angelegenheiten des Klosters Zinna, namentlich in Betreff seiner Besitzungen in Straussberg.	1549	Februar.

Nr.	Abgedruckt in:	Inhalt der Urkunde.	Jahr.	Tag.
84.	Riedel, S B, 165.	Revers Kurfürst Joachims wegen Postulation seines Sohnes Friedrich zum Coadjutor des Erzstiftes. (... bewilligt Articul des eigenthums zu Straussberg dem Closter zur Zinna, soll gantzlichen ungehindert durch ander Ir verwalter oder schreiber Irs gefallen ferner bestellen, gebrauchen und geniessen ...)	1549	12. März.

15. (10. ausserordentliche) Versammlung des VII. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 30. November 1898, nachmittags 4 Uhr.

Besichtigung der Stearin- und Seifenfabriken in Firma Franz Spielhagen Nostizstr. 30.

Eine grosse Anzahl von Mitgliedern und Gästen hatte sich auf dem Hofe der Fabrik versammelt, wo sie in liebenswürdigster Weise von den Herren Spielhagen begrüsst wurden. Nach einigen einleitenden Worten des II. Vorsitzenden, Herrn Geheimen Regierungs-Rats Friedel begann der Rundgang durch die Fabrik. Die Gesellschaft hatte sich der besseren Einsichtnahme wegen in zwei Parteien geteilt.

Zur Seifen- und Kerzenfabrikation benutzt man die Fette. Es sind das Stoffe, welche durch die chemischen Umwandlungen im Leibe der Tiere und Pflanzen erzeugt werden. Sie bestehen aus den Elementen Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff; allerdings haben sich diese Elemente in sehr eigenartiger Weise untereinander verbunden. Die Chemiker haben festgestellt, dass die Fette Verbindungen sind von Fettsäuren mit Glycerin. Die Fettsäuren lassen sich von dem Glycerin trennen und zwar geschieht dies durch überhitztes Wasser oder durch Laugen. Die Fettsäuren können flüssig oder fest sein. Eine solche feste Fettsäure ist das Stearin des Rindertalges, das deshalb nach seiner Abscheidung von dem Glycerin zur Herstellung von Kerzen dienen kann.

Bei der Seifenfabrikation bringt man das Fett mit Lauge zusammen. Hierbei setzt sich die Lauge an Stelle des Glycerins, das sich abscheidet. Die Benutzung der Seife zur Pflege der Haut und im Haushalte beruht nun darauf, dass im Wasser die Seife sich spaltet, so dass ein Teil der

Lauge wieder frei wird und sich mit dem Fett, d. h. dem Schweiss verbindet, wodurch es im Wasser löslich wird.

Diese theoretischen Notizen sind der Beschreibung der Fabrik vorausgeschickt worden, weil sie für das Verständnis der zu beschreibenden Prozesse nötig sind.

Wir folgen hier dem Wege, welchen Herr Dr. Sachs el, der Chemiker der Fabrik eingeschlagen hatte.

Wir betraten zuerst die Räume, in welchen die parfümierten Seifen, die Toilettenseifen, hergestellt werden. Hier waren Kessel von der Grösse eines Mauerkessels aufgestellt. In diese hinein wird das Kokosfett mit der Lauge gebracht und es entsteht während des Kochens die Seife. Die flüssige Seife wird in Formen gegossen und gleichzeitig Farbe und Parfüm hinzugesetzt. Da letzteres sehr flüchtig ist, so müssen einige Seifen im kalten Zustande parfümiert werden, ein Prozess, den wir sogleich beschreiben werden.

Ist die Seife in der Form erstarrt, so wird der Block zerschnitten. Dazu stellt man ihn auf einen Tisch und legt an zwei gegenüberliegenden Seiten Holzleisten übereinander, welche die Höhe der Seifenstücke haben. Nun zieht man einen Draht, welcher auf der obersten Leiste ruht, durch den Block hindurch. Indem man nach und nach die Leisten entfernt, erhält man gleich starke Platten. Die Platten werden in ähnlicher Weise in Riegel geteilt und diese in Stücke. Die Stücke erhalten endlich durch einen Arbeiter an den Kanten Abrundungen und werden schliesslich unter einer Presse mit der Firma versehen.

Bei der kalten Parfümierung werden die Riegel auf einer Maschine in Späne geschnitten. Letztere werden getrocknet, mit Riech- und Farbstoffen übergossen und durcheinandergerührt. Hierauf werden sie zwischen zwei Walzen gepresst, wobei die Farb- und Riechstoffe gleichmässig verteilt werden. Nachdem der Seifenüberzug von den Walzen mit Hülfe von Messern entfernt worden ist, wird er in eine Schnecke gebracht, welche, wie eine Wurstmaschine, die fertige Seife in der Form eines Cylinders herauspresst. Der Cylinder wird alsdann in Stücke geteilt, die Stücke werden beschnitten, mit der Firma versehen und verpackt. Man nennt die Seife auch pilierte Seife.

Die Räume, in welchen die Hausseife hergestellt wird, übertreffen jene eben beschriebenen bei weitem an Umfang. Dies gilt auch von den Apparaten. Es sind hier 6 Kessel aufgestellt, welche jeder 150 Ctr. Seife aufnehmen können. Die Kessel gehen nach unten spitz zu und reichen bis in den Keller hinab. Man verwendet hier minder gute Fette, die nun entweder mit Kali- oder Natronlauge verseift werden. Im ersteren Falle entstehen weiche Seifen, die Schmierseifen, wie die grüne Seife, und im letzteren die festen. Man trägt Lauge und Fett in den Kessel ein und kocht unter gelegentlichem Umrühren die Masse durch. In diesem

Zustande zeigt sie eine durchsichtige gallertartige Beschaffenheit und wird Seifenleim genannt. Ein solcher muss auf einer kalten Metallplatte zu einer Gallerte erstarren. Nachdem die Verseifung erfolgt ist, schreitet man zum Aussalzen, das darin besteht, dass man Kochsalz zusetzt. Die Masse wird im Sieden erhalten, bis der Seifenleim zu einer weissen griesartigen Masse geronnen ist und sich unter derselben eine klare Flüssigkeit, die sog. Unterlauge, abscheidet, welche abgelassen wird. Zu diesem Zwecke sind im unteren Teile des Kessels Hähne angebracht. Durch Einkochen wird die Seife immer mehr konzentriert. Die flüssige Seife wird darauf in die Seifenform oder Lade gebracht. Es sind das hohe Kästen aus Eisenblech, die zum Auseinandernehmen eingerichtet sind und nach der Beschickung mit Matratzen umhüllt werden, damit die Seife sich langsam abkühlt. Ein Seifenblock wiegt 40—50 Ctr. und braucht 10—12 Tage zum Abkühlen. Ein solcher Block wird durch Stahldraht in Platten von ca. 50 cm Dicke geschnitten, die immer noch 10 Ctr. wiegen. Diese werden wieder in drei Teile, sog. Fallstücke, zugeschnitten, welche endlich durch einen Fahrstuhl nach dem im ersten Stockwerk befindlichen Schneidesaal gebracht werden, wo sie durch Maschinen in Riegel und kleine Stücke zerschnitten werden. Ueber dem Schneidesaal befindet sich ein besonderer Raum, in welchem die Seifenstücke getrocknet werden.

Im Schneidesaal wird auch die Oberschalseife, diese Berliner Spezialität, erzeugt. Man giesst zu dem Zweck die Seifenlösung in flache Kästen, wodurch man beim Zerschneiden nur Riegel erhält, welche die rissige und runzlige Oberfläche haben. Die Oberschalseife unterscheidet sich in ihrer Wirksamkeit durch nichts von der übrigen Seife.

Eine zweite merkwürdige Anpassung der Fabrik an den Geschmack des Publikums ist die Herstellung der Eschweger Seife. Es ist das jene Seife mit der blauen Marmorierung. Diese Färbung schreibt sich her aus der Zeit der Seifensiederei und rührte von dem Schmutz der Fette her, welcher in der Seife suspendiert blieb. Heutigen Tages, wo die Technik alle Verunreinigungen entfernt, wird die Farbe durch Farbstoffe künstlich hineingebracht.

Endlich betraten wir vom Hofe her die Räume für die Kerzenfabrikation. Parterre befinden sich die Autoklaven, in denen die Fette: Talg, Palmöl etc., unter Dampfdruck bei 200° in Fettsäuren und Glycerin gespalten werden. Beide Produkte werden hierauf noch wiederholt destilliert, bis sie die gewünschte Reinheit erhalten haben. Das Endprodukt ist einmal das wasserhelle Glycerin und auf der anderen Seite das weisse und feste Stearin. Letzteres wird zu Broten geformt und unter hydraulischen Pressen, in Kamelhaartüchern eingeschlagen, von den flüssigen Fettsäuren befreit. Der Prozess des Abpressens der

flüssigen Fettsäuren wird noch ein zweites Mal in mit Dampf erhitzten Pressen vorgenommen. Es hinterbleibt eine bröcklige, zartweisse Masse, das Stearin, das direkt zur Kerzenfabrikation benutzt wird.

Die weitere Verarbeitung geschieht in dem Giesssaal. Hier sind in mehreren Reihen eine grosse Anzahl von Giessmaschinen aufgestellt. In jeder wird eine gewisse Anzahl von Kerzen auf einmal gegossen und dann herausgedrückt. In einem Kasten sitzen die Formen, die mit ihrer oberen Öffnung bis in den Giestrog reichen, welcher das flüssige Stearin aufnimmt. Der Docht ist in dem unteren Teil der Maschine auf Spulen aufgewickelt. Vor dem ersten Guss werden die Dochte oben durch Hölzchen befestigt und dann wird die Flüssigkeit eingegossen und durch Kühlwasser erstarrt. Endlich werden die Kerzen durch einen Hebel herausgedrückt, die geleerten Formen wieder gefüllt und der Docht durchschnitten.

Aus dem Giesssaal wandern die Kerzen in den Sägesaal, wo sie durch Kreissägen die richtige Länge erhalten und mit dem Stempel „Spielhagen“ versehen werden.

Auf unserer Wanderung hatten wir auch Gelegenheit, die Nebenbetriebe der Fabrik zu besichtigen z. B. die Böttcherei, die Tischlerei, wo die Versandtkisten hergestellt werden und endlich das Kesselhaus mit den 4 mächtigen Kesseln, welche 400 Pferdekräfte stark sind. Sie geben den für die Kochzwecke und die Destillation nötigen Dampf, sie setzen ferner die 2 Hauptdampfmaschinen und durch diese die ganze Transmissionsanlage und die Dynamomaschinen in Thätigkeit.

Die Spielhagensche Fabrik wurde im Jahre 1883 durch die jetzigen Inhaber begründet, sie beschäftigte im ersten Jahre 10 Arbeiter, während heute 250 dort ihr Brot verdienen. Es werden täglich 300 Ctr. schlesische Steinkohle verfeuert, welche etwa 125 000 t Wasser zur Verdampfung bringen. Es werden täglich 300 Ctr. Rohmaterial verarbeitet und daraus 150 Ctr. Haus- und 30 Ctr. Toilettenseife sowie 200 000 Kerzen fabriziert. Für die letzteren sind 50 Kilometer Docht erforderlich.

Zum Schluss sprach Herr Geheimrat Friedel den Herren Spielhagen sowie Herrn Dr. Sachsel den wärmsten Dank der Teilnehmer aus.

Im grossen Saale des Restaurant Wahlstatt fanden sich nach dem Besuche der Fabrik eine grosse Anzahl der Teilnehmer bei einem Glase Bier zusammen.

Denkmalsschutz in Berlin.

Aus den Magistrats-Akten No. 1910 v. B. I 98 in actis: Kunst- und wissenschaftliche Gegenstände gen. 7.

Berlin C. 2, den 21. Mai 1898.

Klosterstrasse 76.

Der Vorstand des Vereins für die Geschichte Berlins beehrt sich dem Magistrat der Haupt- und Residenzstadt Berlin auf Grund eines Vereinsbeschlusses nachstehenden Antrag gehorsamst zu unterbreiten:

Der Magistrat wolle so bald als möglich eine Kommission für die Denkmalpflege in Berlin nach dem Vorbild der Provinzial-Kommission für die Denkmalpflege in Brandenburg ins Leben rufen und derselben die ehrenamtliche Überwachung der Geschichts- und Kunstdenkmäler übertragen.

Begründung: Nachdem seit dem Jahre 1891 in allen Teilen des preussischen Staates die Pflege der Denkmäler dadurch gefördert und geregelt ist, dass im Einvernehmen mit der Staatsregierung Provinzial-Conservatoren ernannt worden sind, denen sachverständige Kommissionen, sowie in den meisten Provinzen besondere Vertrauensmänner oder Pfleger für die Mitarbeit zur Seite stehen, erscheint es angemessen, auch in Berlin eine derartige Einrichtung ins Leben zu rufen. Andernfalls würde gerade diejenige Stadt, die eine so grosse Zahl historischer Stätten und Denkmäler in sich schliesst, allein ausserhalb der Organisation der Denkmalpflege bleiben, was um so weniger in der Absicht der städtischen Behörden liegen kann, als Berlin durch Professor Borrmann das höchst werthvolle reichillustrirte Inventar der Berliner Bau- und Kunstdenkmäler mit so grossen Opfern geschaffen hat. Nachdem durch dieses Werk der zeitige Bestand der Denkmäler Berlins in technisch vollendeter Weise festgestellt ist, ergibt sich von selbst als nächstliegende Aufgabe die Erhaltung und der Schutz der verzeichneten Denkmäler, sowie die Fortführung und Erweiterung des Inventars. Diese Auffassung, die bereits in allen Provinzen Geltung gewonnen, hat in ihrer organisatorischen Durchführung nach den amtlichen Berichten der Conservatoren in den letzten Jahren bereits sehr erfreuliche Ergebnisse — namentlich eine rege Teilnahme weiterer Kreise an der Erhaltung der Denkmäler — hervorgerufen. In Berlin aber ist die Gefahr einer Änderung des Bestandes in Folge des weltstädtischen Verkehrs und baulichen Aufschwungs weit grösser als in irgend einer anderen Stadt Deutschlands, während gerade hier auch mehr historisch denkwürdige Bauten, Wahrzeichen, Gedenktafeln u. dergl. zu schützen sind. Es mag hier daran erinnert werden, dass vor längerer Zeit die Königskolonnaden in Gefahr waren abgebrochen zu werden und nur durch das Eingreifen eines kunstliebenden Baubeamten gerettet wurden. Die schönen alten Berliner Thore sind ohne Einspruch dem Verkehr geopfert worden und immer häufiger verschwinden Inschrifttafeln und Gedenkzeichen, für deren Schutz in Augsburg, München und Nürnberg so eifrig gesorgt wird.

Der Verein verkennt keineswegs die langjährigen Bemühungen der Stadt um den thunlichsten Schutz der Denkmäler durch Gewährung von Mitteln zur Aufnahme historischer, dem Abbruch geweihter Gebäude, sowie durch die Unterhaltung des Märkischen Provinzial-Museums, das insbesondere auch den prähistorischen Funden die verdiente Aufmerksamkeit widmet. Aber wenn auch in manchen Fällen ein bedeutsameres Stück dem Museum überwiesen wird, so geht doch in anderen Fällen aus Unverstand manche wertvolle Denkwürdigkeit verloren. Es fehlt eben an einer geordneten Überwachung derartiger Vorgänge, die zu einer wirksamen Thätigkeit eine bestimmte Organisation zahlreicher, über die ganze Stadt verbreiteter, ehrenamtlicher, mit Legitimation versehenen Pfleger erfordert. Da nun die Bauspekulation mit jedem Tage weiter um sich greift und im Innern der Stadt namentlich historische Gebäude in rücksichtsloser Weise beseitigt, so macht die darin liegende Gefahr der Beteiligten zur Pflicht, die organisierte Denkmalpflege in Brandenburg durch eine gleiche Organisation in Berlin zu ergänzen und auch einen besonderen Conservator für Berlin zu bestellen. Mit der Bitte um geneigte wohlwollende Erwägung vorstehenden Antrags verbleiben wir

Des Magistrats

gehorsamst ergebener

Der Vorstand

des Vereins für die Geschichte Berlins.

Der stellvertretende Vorsitzende

gez. Dr. Bailieu

Geh. Staatsarchivar und Archivrat.

An

den Magistrat der Haupt- und Residenzstadt

Berlin.

Indem wir dem geehrten Vorstand für das Interesse bestens danken, welches derselbe für die Erhaltung der Bau- und Kunstdenkmäler Berlins in seiner Zuschrift vom 21. Mai d. Js. an den Tag legt, teilen wir ergebenst mit, dass für die Berufung einer eigenen Städtischen Kommission für die Denkmalpflege in Berlin keine zwingende Veranlassung vorliegt. Eine solche Städtische Kommission würde, da ein sehr grosser Teil der Monumental-Bauten (Kgl. Schloss, die Königlichen und Prinzlichen Palais, die Museen, das Zeughaus, das Branderburger Thor u. s. f.) Eigentum teils des Königlichen Hauses, teils des Preussischen Fiskus, teils des Deutschen Reichs ist, den bezüglichen Beamten gegenüber keinerlei Autorität beanspruchen können.

Was die Städtischen oder unter Städtischem Kirchen- beziehentlich Schul-Patronat stehenden Baulichkeiten und deren Zubehör anlangt, so

wird jede angeregte Veränderung unsererseits gewissenhaft und sachverständig geprüft.

Mit dem Königlichen Polizei-Präsidium und der Königlichen Ministerial-Baukommission ist ein Abkommen getroffen, wonach diese Behörden auf interessante alte Gebäude, sobald deren Abbruch beschlossen ist, uns aufmerksam machen. Im Stadthaushalt ist ein besonderer Titel vorgesehen, aus welchem in solchen Fällen photographische Aufnahmen bestritten werden. Die beweglichen bei dieser Gelegenheit gewonnenen Gegenstände kunst- oder stadtgeschichtlichen Interesses werden sorgfältig gesammelt und entweder dem Königlichen Kunstgewerbe-Museum oder unserm Märkischen Provinzial-Museum zugewiesen. Das letztere ist mit Hilfe der Behörden und seiner Pflugschaft bedacht, auch bei Veränderungen von Privatgebäuden, soweit es beim Fehlen gesetzlicher Befugnisse in solchen Fällen möglich, die baugeschichtlichen und sonstigen wissenschaftlichen Interessen zu wahren.

Endlich übersieht der Vorstand anscheinend, dass ein Königlicher Conservator zur amtlichen Wahrnehmung der archäologischen und kunstgeschichtlichen Interessen für Berlin bereits existiert. Zur Zeit wird dieses Amt durch Herrn Geheimen Oberregierungsrat Persius pflichtmässig verwaltet und ist derselbe in verschiedenen Fällen (vergl. die heilige Geist-Kirche, die Kloster-Kirche, das Gymnasium zum grauen Kloster) nach der angedeuteten Richtung hin eingeschritten. Endlich machen wir noch darauf aufmerksam, dass wir in besonderen einzelnen Fällen namentlich des drohenden Abbruchs denkwürdiger Privatbauten, welche etwa übersehen werden könnten, es mit Dank anerkennen würden, wenn wir dortseitig rechtzeitig aufmerksam gemacht werden sollten.

Berlin, den 8. August 1898.

Magistrat
hiesiger Königlichen Haupt- und Residenzstadt
gez. Zelle.

An
den Vorstand des Vereins für die
Geschichte Berlins
hier.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

16. (6. ordentliche) Versammlung des VII. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 14. Dezember 1898, abends 7^{1/2} Uhr,
im Brandenburgischen Ständehause.

Vorsitzender Herr Oberbürgermeister Zelle.

Aus den Verhandlungen des heutigen Abends wird folgendes vermerkt:

1. Der 2. Vorsitzende Geheimrat E. Friedel teilt mit, dass die beliebte vaterländische Zeitschrift „Der Bär“, die mit dem Jahre 1899 in ihren 25. Jahrgang eintritt und von jeher viele auf die Heimatkunde bezügliche Aufsätze und Mitteilungen gebracht hat, aus dem Verlage unseres Mitgliedes Herrn Friedrich Zillessen in den Verlag der Firma Friedrich Schirmer übergeht, welche Herrn Dr. Stefan Maria Folticineano zum Redakteur bestellt habe. Nach einem Prospekt wird der neue Besitzer alles zur Hebung und Förderung des „Bär“ Notwendige nach besten Kräften veranlassen. Bei den freundlichen Beziehungen, welche zwischen der Brandenburgia und dem „Bär“ unausgesetzt bestanden haben, empfehlen wir den letzteren auch unter der veränderten Geschäfts- und Schriftleitung allseitig hierdurch bestens unseren Mitgliedern und den sonstigen Freunden vaterländischer Forschung. Beide genannte Herren haben sich zur Aufnahme unter die Mitglieder bereits gemeldet.

2. Herr E. Friedel teilt das Dankschreiben des Direktors des Nordischen Museums in Stockholm, Arthur Hazelius, auf die diesseitigen Jubiläums-Glückwünsche mit.

3. Die Kunst- und Verlagsanstalt Photocol in München, Nymphenburgerstr. 125—127, hat je ein Exemplar ihres Photocol-Sammel-Atlas für das Märkische Provinzialmuseum und die Brandenburgia mit den bisher erschienenen auf Berlin und die Provinz Brandenburg bezüglichen Photocols, d. h. Farbenphotographien, überreicht, welche schätzenswerten Geschenke mit bestem Dank an-

genommen worden sind. Die Photocols sind im wesentlichen landschaftlicher Natur, trotz ihrer scheinbaren Kleinheit 5×8 nicht bloß scharf und deutlich, sondern auch von künstlerischer Wirkung, wozu die prächtige Farbentönung nicht wenig beiträgt. Die Photocols erstrecken sich über ganz Deutschland und sollen allmählich über die Hauptländer Europas, ja die übrigen Erdteile ausgedehnt werden. Jedes Photocol trägt den Namen des Landes und der Provinz nebst der Bezeichnung des Ortes, den derselbe vorstellt. Im Abonnement stellt sich der Preis des Photocols auf wenig mehr als 3 Pfg., ist also für das Gebotene äusserst billig zu nennen. Zur Aufbewahrung der Photocols dienen Albums. Dieselben sind gesondert nach Ländern und Landschaften (Provinzen pp.) vorhanden, 40—50 Seiten stark, eingeteilt in 150—200 Felder zur Aufnahme der Bilder, welche mit Streifen, ähnlich wie die Postwertzeichen der Sammlungen, eingeklebt werden. Unter dem Felde steht kurz das Nötigste über die Örtlichkeit. Dann gehört zu jedem Album eine Vollkarte, welche die wirtschaftlich, landschaftlich, geschichtlich oder literarhistorisch wichtigsten Punkte nebst entsprechendem Text enthält, in Rundreiseform, ausgehend von und rückkehrend nach der Hauptstadt geordnet. Eine stumme Karte, wie die Vollkarte, 46×57 cm gross, bietet dem Sammler Gelegenheit, die gesammelten Photocols leicht gruppieren und einordnen zu können. Ein solches Sammelalbum mit den zwei Karten kostet, obwohl ansprechend ausgestattet, nur 2 Mark. Die Anwesenden überzeugten sich durch Einsichtnahme des Photocol-Albums Berlin—Brandenburg, dass es sich hier um ein interessantes Illustrations-Unternehmen handelt, welches in erster Linie der Landes- und Heimatkunde zu Gute kommt. Es kann aber, abgesehen hiervon, auch wegen seines künstlerischen Wertes jedem Gebildeten empfohlen werden; für Schüler und Schülerinnen ist es ein vortreffliches Mittel zur Belebung des geographischen und geschichtlichen Unterrichts.

4. Herr E. Friedel legt die erschienenen drei ersten Hefte vor der „Mitteilungen aus dem Museum für deutsche Volkstrachten und Erzeugnisse des Hausgewerbes zu Berlin“, Klosterstr. 36, herausgegeben von dem Vorstande des Museumvereins, redigiert von Rudolf Virchow, A. Voss und H. Sökeland. Der Vortragende spricht mit vollster Anerkennung über den auch zur Förderung der Heimatkunde höchst nützlichen Verein, legt dessen Unterstützung den Mitgliedern der Brandenburgia warm an's Herz und hebt die grossen Verdienste hervor, welche sich eine so ausgezeichnete Autorität wie Herr Geheimrat Virchow um die Begründung und Ausgestaltung des Volkstrachtenmuseums und dessen Verein erworben habe, indem er gleichzeitig zum fleissigen Besuch der Sammlungen einladet. Heft III enthält einen anschaulichen Aufsatz von Fräulein Julie Schlemm „Zur Volkskunde der Schwalm in Hessen“, welchen die kundige Verfasserin mit so

vortrefflichen Abbildungen geschmückt hat, dass sie für ähnliche Darstellungen in der Brandenburgia vorbildlich sein können.

Unser Ehrenmitglied, Herr Geheimrat Dr. Wilhelm Schwartz, welcher leider heut behindert ist, hat sich in gleichem Sinne ausgesprochen und fordert namentlich auch zur Sammlung der Volkstrachten im Bereich der Provinz Brandenburg und der Altmark auf, indem er mit Recht hervorhebt, dass man bei heimatlichen Volkstrachten bei uns fast immer nur an den Spreewald, der doch eine slavische Bevölkerung habe, denke, als ob in der deutschen Bevölkerung unserer Heimat sich nichts an Volkstrachten mehr erhalten habe.

Was diese beiden Gebiete, die Altmark und die Provinz Brandenburg, betrifft, so besitzt das Volkstrachten-Museum aus dem auch sonst durch altertümliche Züge ausgezeichneten Teil der Altmark, welcher der Drömling genannt wird, 76 Nummern, darunter aber nur einen vollständigen Anzug einer Bäuerin, vermittelt durch Dr. Schörnig in Oebisfelde. Aus der Provinz Brandenburg besitzt das Volkstrachten-Museum 621 Nummern, darunter eine Menge von Flügelhauben mit prächtigen Perlstickereien vom hohen Fläming. An vollständigen Anzügen ist vorhanden der Anzug eines Brautbitters „aus der Niederlausitz“, sodann der einer alten Frau aus Lehde im Spreewald, desgl. einer jungen Frau ebendaher, desgl. einer „Bürgerbraut“, desgl. eines Bürgermädchens, desgl. die Abendmahlstracht einer Städterin. — Anzug einer katholischen Wendin aus Wittigenau. — Ausserhalb der Wendei: Anzug einer Frau aus Neu-Hardenberg, desgl. einer Braut von dort, desgl. eines Mannes aus Qulitz, Festtracht eines Rohrbecker Mädchens und der Anzug einer Braut aus Ziebingen.

Das Märkische Museum besitzt eigentliche Volkstrachtenstücke aus dem genannten Neu-Hardenberg im Oderbruch, aus Ziebingen, Kreis West-Sternberg, und aus dem Spreewald. Sonst sind noch einzelne Kleidungsstücke vorhanden.

Das Interesse an dem Gegenstande wurde sofort des Weiteren bethätigt, indem Frau Rentier Burkhardt, geb. Frederich eine Anzahl ländlicher Kleidungsstücke als Geschenk überreichte, welche ihre Urgrossmutter, Frau Frederich, um 1790 in dem Dorfe Lichtenberg bei Berlin getragen, eine Gabe, welche um so schätzenswerter erscheint, als Volkstrachtenstücke aus den Vororten Berlins sich kaum erhalten zu haben scheinen. Vergl. S. 470.

Der Vortragende legt im Anschluss hieran vor den gedruckten „Führer durch die historische und Volkstrachten-Ausstellung im Borsigschen Palais, Wilhelm- und Vossstrassen-Ecke, und empfiehlt den Besuch dieser originellen und lehrhaften unter Protektorat der Frau Erbprinzessin Pauline zu Wied stattfindenden Ausstellung von Puppen im Nationalkostüm angelegentlich. Leider ist auch hier unsere

Heimat nur durch den Spreewald vertreten, wiederum ein Beweis, dass man in den weitesten Kreisen bei uns zur Zeit noch nichts von eigentlichen brandenburgischen Volkstrachten kennt und dass es hohe Zeit ist, die mitgeteilte Ermahnung unseres Wilhelm Schwartz zu beherzigen. Das von letzterem Herrn mitgeteilte ältere Prachtwerk „Deutsche Volkstrachten. Originalzeichnungen mit erklärendem Text“. Zweite Ausgabe von dem leider unlängst verstorbenen Maler und Professor am Kgl. Hoftheater zu Berlin, Albert Kretschmer, wurde gebührend bewundert; nicht minderen Beifall ernteten Martins Thüringer Trachten-Postkarten von O. Herrfurth und R. Starcke mit Text von A. Trinius (37 Stück) und Gustav Erdmanns 10 Postkarten mit Volkstrachten aus den 8 Provinzen des Königreichs Bayern, welche Herr E. Friedel in Umlauf setzte.

5. „Brandenburgische Volkskunde“. Herr E. Friedel regt im Auftrage und in Übereinstimmung mit Herrn Geheimrat Dr. W. Schwartz an, dass die Brandenburgia mit vereinten Kräften ihrer Mitglieder an die Herstellung eines mit Abbildungen zu unterstützenden im besten Sinne volkstümlichen Werkes betitelt „Brandenburgische Volkskunde“ gehen solle, in welche Herr Schwartz mit Recht auch eine Sammlung der Volksdialekte, ein märkisches Idiotikum aufgenommen wünscht.

Es sind in letzter Zeit, so führt der Vortragende aus, zwei hervorragende, auch für uns nach mancher Richtung hin vorbildliche Werke erschienen, welche vorgelegt werden: Elard Hugo Meyer: „Deutsche Volkskunde“. Mit 17 Abbildungen und 1 Karte. Strassburg 1898 und Richard Andree: „Braunschweiger Volkskunde“ mit 6 Tafeln und 80 Abbildungen. Braunschweig 1896. Während das erstere Werk die allgemeinen Prinzipien einer Volkskunde erörtert unter gleichzeitiger Aufstellung eines Systems, verhält das Andreesche Buch sich über ein ziemlich abgerundetes Gebiet des niederdeutschen Volksstammes. So einfach, wie im Herzogtum Braunschweig, liegen die Verhältnisse in Brandenburg nicht, im Gegenteil ist bei der reichen politischen, geschichtlichen und ethnologischen Gliederung der Centralprovinz Preussens deren Volkskunde schwieriger zu erfassen und darzustellen, als diejenige aller übrigen deutschen Landschaften; es verhält sich in in Brandenburg also die Volkskunde genau wie die Ur- und Vorgeschichte unseres Provinzialgebietes, welche wegen ihrer grossen Mannigfaltigkeit noch immer nicht in einem alle Gauen unserer Provinz umfassenden und erschöpfenden Werke hat zur Darstellung gebracht werden können.

Einer einzelnen Kraft wird eine vollständige brandenburgische Volkskunde schwerlich gelingen. Es wird hierbei vielmehr ein Ausschuss von Mitgliedern und Freunden der Brandenburgia „viribus unitis“ zusammen raten und thaten müssen; an schönen Vorarbeiten, z. B. aus der

Feder unseres Mitgliedes Herrn Robert Mielke fehlt es ja glücklicher Weise nicht. Jedenfalls würden wir einen für alle Zeiten dankenswerten Erfolg für die Brandenburgia zu verzeichnen haben, wenn der Anfang des 20. Jahrhunderts auch mindestens mit dem Anfang der Brandenburgischen Volkskunde zusammenfiel.

Im kleineren Kreise von Freunden der Sache soll zunächst der Versuch gemacht werden, den Stoff des Werkes abzugrenzen und zu gliedern. Hoffentlich ist der Vorstand in der Lage, schon in einer der nächsten Sitzungen etwas Weiteres über die Sache der Gesellschaft mitteilen zu können.

6. Herr Custos Buchholz: Eine Abhandlung des Superintendent Kleinwächter in Posen über die Inschrift auf den Messing-Taufschüsseln bietet Anlass, auf den an dieser Stelle schon vor 5 Jahren mehrfach besprochenen Gegenstand zurückzukommen.

Aus dem Märkischen Museum war damals eine ganze Reihe dieser Schüsseln, 25 an der Zahl, ausgestellt worden, von denen ich heute nur zwei als typische Exemplare vorzeige.

Als Hauptornament war am meisten der Sündenfall und die Verkündigung vertreten; vereinzelt kam noch vor: Josua und Kaleb mit der Weintraube, die Erschaffung Eva's, Georg, den Drachen tötend, eine symbolische Darstellung in Gestalt eines nackten Weibes neben dem Schalksnarren, ein Doppeladler und Rosetten von Fischblasen- und anderen Mustern in spätgotischer Auffassung. Um dieses Hauptbild ziehen sich in der Regel zwei Kreise mit Buchstabenornament, und zwar der innere mit gotischen Minuskeln, der äussere mit lateinischen Majuskeln.

Diese Schüsseln sind seit Jahrhunderten im kirchlichen Gebrauch vorgefunden worden, und zwar als Taufschalen. Doch kann als feststehend angesehen werden, dass sie zuerst gegen Ende des 15. Jahrhunderts von Nürnberger Beckenschlägern als Prunkschüsseln für den profanen Gebrauch gefertigt und dass sie dann, nach Einführung der Reformation, gelegentlich in die Kirchen gestiftet wurden. Der Umstand, dass auf ihnen hauptsächlich Momente der biblischen Geschichte dargestellt wurden, darf dabei nicht auffallen, denn die Kunst bewegte sich damals hauptsächlich in derartigen Motiven.

Rätselhaft blieb aber immer die Inschrift, die man schliesslich, nachdem die von mehr als 20 Forschern angestellten verschiedenen Lösungsversuche sich als unhaltbar erwiesen hatten, lediglich als Buchstabenornament ansehen musste.

Herr Superintendent Kleinwächter, der im vorigen Jahre im Märkischen Museum auch diese Schüsseln studierte, hat nun an der Hand der in Posener Kirchen befindlichen Schüsseln eine Lösung der gotischen Inschrift gefunden, die als zutreffend anerkannt werden muss.

Die Inschrift kommt fast nur in zwei Variationen vor; es sind entweder Gruppen von 9 oder von 7 Buchstaben. Die erstere Gruppe hält Herr Kleinwächter mit Recht für die ursprüngliche, die mit 7 Buchstaben sei aus ihr erst entstanden, nachdem der erste und der letzte oder die beiden letzten Buchstaben in den Stempeln unbrauchbar geworden waren. Die Siebener Gruppe ist also eine Verstümmelung, und da die früheren Lösungsversuche sich meistens auf diese, häufiger vorkommende Gruppe stützten, so mussten sie zu wunderlichen oder gar keinen Ergebnissen führen.

Geht man dagegen von der Neuner-Gruppe aus, so erscheint die Lösung sehr einfach und einleuchtend. Herr Kleinwächter verfolgte einen richtigen Weg, indem er zunächst die von einzelnen Buchstaben ausgehenden Häkchen als Abkürzungszeichen ansah. Daraus ergab sich, dass der erste, der zweite und der letzte Buchstabe je ein ganzes Wort bedeutete, ferner der dritte bis sechste ein Wort und der siebente und achte ein Wort. Die Inschrift besteht also aus fünf Wörtern. Eine weitere Schwierigkeit bestand nun in der Erkennung der mehr oder weniger verzerrten Minuskeln. Herr Kleinwächter erklärt den ersten Buchstaben für ein N, den zweiten für das griechische χ , den dritten für b, den vierten für e, den fünften für n, den sechsten für e, den siebenten für i, den achten für n, den neunten für e. Daraus ergibt sich die in der ganzen christlichen Welt gebräuchliche Legende: „Nomen Christi benedictum in eternum“.

Diese Lösung erscheint einwandfrei, und es bleibt nun noch der äussere Buchstabenkreis (lateinische Majuskeln) zu deuten, was Herrn Kleinwächter hoffentlich auch gelingen dürfte.

7. Das in jetziger Zeit erhöhte Interesse für ältere Volkstrachten hat Frau Frederich in Lichtenberg bei Berlin veranlasst, einige noch von ihrer Grossmutter, der Gutsbesitzerin Frau Albrecht in Lichtenberg, aus den letzten Jahren des 18. Jahrhunderts herrührende Trachtenstücke durch Herrn Burkhardt zu stiften. Es sind 5 Frauenkappen (2 weisse, 2 schwarze und 1 silberne), eine seidene Kurztaille und eine Schürze aus Herrnhuter Leinen, die sämtlich die Mode jener Zeit zu illustrieren geeignet sind.

8. Geschichtlich-Medizinisches und -Chirurgisches aus Brandenburg-Preussen von Dr. E. Gurlt, Geh. Med.-Rat, Professor*).

Als um die Mitte des 13. Jahrhunderts die bis dahin wendischen Dörfer Berlin und Kölln als unbedeutende deutsche, damals noch getrennte Städte aus dem Dunkel des Mittelalters auftauchten, befanden sich die Wissenschaften daselbst, wie im ganzen Norden Europas, noch

*) Vortrag gehalten am 14. Dezember 1898 in der „Brandenburgia“, Gesellschaft für Heimatkunde der Provinz Brandenburg in Berlin.

auf einer sehr niedrigen Stufe, während im Süden, namentlich in Italien, dieselben bereits blühten, so dass ein Jeder, der sich denselben widmen wollte, die dort schon bestehenden Universitäten, später auch die zu Paris und Montpellier, aufzusuchen genötigt war, und finden wir demgemäss daselbst Jahrhunderte lang viele junge Männer aus dem Norden als „Scholaren“, in eigenen Landsmannschaften oder Stationen vereinigt. Der damals bei den Vorlesungen stattfindende ausschliessliche Gebrauch der lateinischen Sprache ermöglichte das allseitige Verständnis.

Wie andere Wissenschaften, so lag auch die Pflege und Ausübung der Medizin und Chirurgie im frühen Mittelalter überall fast ausschliesslich in den Händen der Geistlichen, namentlich der Bewohner der auch in der Mark Brandenburg zahlreichen Klöster*), in deren Gärten selbst Arzneipflanzen gezogen wurden. Die allgemeine Ausübung der Medizin und Chirurgie durch Geistliche, mit der übrigens zahlreiche abergläubische Manipulationen, wie Beschwörungen, Teufelaustreibungen, bisweilen verbunden waren, hörte indessen mit dem Ende des 13. Jahrhunderts fast überall auf, indem den Geistlichen, namentlich die Ausübung der Chirurgie, nach dem Grundsatz: *Ecclesia abhorret a sanguine* (die Kirche verabscheut das Blut) durch verschiedene Concile untersagt worden war. Nicht ohne Anteil blieb aber die Geistlichkeit, ebenso wie die zu ihr in nahen Beziehungen stehenden geistlichen Ritterorden an der um diese Zeit erfolgenden Gründung von Hospitälern, deren Dringlichkeit sich durch die mit den Kreuzzügen erfolgte Einschleppung des Aussatzes oder der Lepra aus dem Orient nach allen Teilen Europas unabweisbar machte. Die in Folge dessen errichteten Aussatzhäuser oder Leprosorien lagen (wie auch in Berlin) stets absondert, meistens ausserhalb der Städte, und wurden, da sie dem heiligen Georg gewidmet waren, Georgen- oder St. Jürgen-Hospitäler genannt. Nachdem mit dem Ende der Kreuzzüge auch der Aussatz in Europa bedeutend abgenommen hatte, wurden die sogen. „Sondersiechen-, Gutleutehäusern, Elendsherbergen“ in allgemeine Hospitäler verwandelt und dienten namentlich bei den vielen ganz Europa heimsuchenden, auch unter dem Namen des „schwarzen Todes“ bekannten Pestepidemien zur Aufnahme von Pestkranken, die in einzelnen Jahrhunderten auch in der Mark Brandenburg so zahlreich waren, dass viele Dörfer und kleine Städte gänzlich ausstarben.**). Neben den Georgenhospitälern gab es, wie im übrigen Europa, so auch in der Mark, Heilige Geist-Hospi-

*) J. C. W. Moehsen, Beschreibung einer Berlinischen Medaillensammlung, die vorzüglich aus Gedächtnismünzen berühmter Aerzte besteht, nebst einer Geschichte der Wissenschaften in der Mark Brandenburg, besonders der Arzneiwissenschaft, von den ältesten Zeiten an bis zu Ende des 16. Jahrhunderts. II. Teil. Mit Kpf. Berlin und Leipzig 1781. 4°. S. 140.

**.) Moehsen a. a. O. S. 258.

täler, die um dieselbe Zeit, nach dem Vorbilde eines noch heute in Rom bestehenden, denselben Namen führenden Hospitals errichtet worden waren. Desgleichen hatten, wie schon erwähnt, an vielen Orten der Mark und ihrer Nachbarschaft die Tempel- und die Johanniter-Ritter Hospitäler begründet.

Obgleich über die Ausübung der ärztlichen Kunst durch Geistliche in der Mark Brandenburg nichts Näheres bekannt ist, namentlich nicht ein einziger Arzt geistlichen Standes eine Berühmtheit erlangt hat*), so musste doch, nachdem dieselben zurückzutreten genötigt waren, für dieselben ein Ersatz erfolgen. Dieser fand sich, da es im Norden von Deutschland wissenschaftlich gebildete, auf ausländischen Universitäten unterrichtete Ärzte und Chirurgen wohl nur wenige gab, in den Barbieren oder „Scherern“, die bis dahin als Gehilfen der Geistlichen und in den vielen Kriegen, namentlich bei der Behandlung äusserlicher Schäden und Verletzungen, sich einige Kenntnisse erworben hatten und in ihren fest gegliederten Innungen auf jede ihnen mögliche Weise auch in der Medizin und Chirurgie sich weiter auszubilden trachteten. Freilich gab es zu jenen Zeiten eigentliche Feldärzte oder -Chirurgen für die Behandlung der Truppen noch nicht, denn die wenigen derselben, welche bei den Armeen sich befanden, standen lediglich im Dienste der Fürsten oder Heerführer und kamen den Mannschaften nicht zu Gute. Eine vermehrte Bedeutung hatten die Barbieri auch dadurch gewonnen, dass in Deutschland im 11. Jahrhundert die Bärte abgeschafft worden waren; auch in der Mark Brandenburg fand dies statt, denn die Markgrafen des 12. und 13. Jahrhunderts wurden auf Grabsteinen und Siegeln stets ohne Bart abgebildet**). Eine andere vorzugsweise den Händen der Barbieri anvertraute Funktion war die Ausführung des Jahrhunderte lang beim Volke in Gebrauch befindlichen oder vielmehr missbräuchlichen regelmässigen Aderlassens und Schröpfens, deren Abschaffung erst in unserem Jahrhundert gelungen ist. Bis dahin aber fand der Aderlass oder die „Lässe“ und das Schröpfen namentlich bei den Landleuten in ganz regelmässigen Zeiträumen statt, die Kalender enthielten sogar „Lasstafeln“, welche angaben, welcher Zeitpunkt dazu besonders geeignet sei, und an den Markttagen floss vor den Läden der Barbieri das vergossene Blut in Strömen; in der Stadt Brügge besass man sogar einen sogenannten „Blutbrunnen“, nach welchem alles Blut binnen 24 Stunden geschafft werden musste. In den mit besonderen Privilegien ausgestatteten Innungen oder Zünften der Barbieri, welche aus Meistern und Gesellen bestanden und sich die Ausbildung von Lehrlingen angedeihen sein liessen, mussten die Gesellen, wenn sie Meister werden wollten, sich einer Prüfung unterziehen und ein Meisterstück machen, bestehend in

*) Moehsen a. a. O. S. 164. — **) Ebenda S. 308.

der Anfertigung gewisser Pflaster, Salben und Wundtränke. Im übrigen ist zu bemerken, dass aus dem Stande der Barbieri, die namentlich in der Chirurgie mehr oder weniger unterrichtet waren, in allen Ländern unter besonders günstigen Verhältnissen manche berühmte Wundärzte hervorgegangen sind.

Eine zweite Klasse von Heilpersonal, das vielfach mit den Barbieren rivalisierte, bildeten die Bader, die Inhaber der zahlreichen Badestuben, die in Deutschland bereits im frühen Mittelalter erwähnt werden. Dieselben beschäftigten sich, ausser der Verabreichung von Wasserbädern, später auch von Dampf- und Schwitzbädern, mit Haarschneiden, Rasieren, Bartstutzen, sowie mit Aderlassen und Schröpfen, und gerieten dadurch häufig mit den Barbieren in Hader. Jedoch hörte mit dem Anfange des 16. Jahrhunderts der Besuch der Badestuben aus verschiedenen Gründen mehr und mehr auf und das Baderhandwerk ging theils ein, theils wurde es mit dem der Barbieri vereinigt und es bestand für beide von der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts an nur eine Zunft.

Ausser diesen allgemein anerkannten Korporationen und den ihre Kunst ebenfalls mit obrigkeitlicher Erlaubnis ausübenden Staarstechern, Bruch- und Steinschneidern, den auf den Jahrmärkten herumziehenden sogenannten „Schreibern, Marktschreibern oder Landfahrern“, zu denen auch die „Zahnbrecher“ gehörten, wenigen Ärztinnen und den Hebammen, gab es und giebt es bis in unsere Zeit, wie bekannt, eine Reihe von Kurpfuschern, die sich mit der Behandlung sowohl innerlicher wie äusserlicher Leiden beschäftigten und sich vorzugsweise aus dem Stande der Scharfrichter, Schäfer und alten Frauen rekrutieren und zu denen in alten Zeiten noch die Theriakkrämer kamen.

Verhältnismässig spät erhielt Berlin eine Apotheke, denn das erste, dem Meister Hans Zehender vom Magistrat verliehene Privilegium zur Errichtung einer solchen ist von 1488*), während die vor dieser Zeit in Berlin erwähnten Apotheken wahrscheinlich nur Spezereiläden waren, wie noch heutigen Tages in Ostpreussen solche Läden auch „Apotheke“ genannt werden.

Nach Schilderung der allgemeinen, das Heilpersonal in Norddeutschland betreffenden Verhältnisse, wären einige namentlich auf Berlin bezügliche Spezialitäten anzuführen, allein es fehlt für die frühen Zeiten vor dem 15. und 16. Jahrhundert beinahe gänzlich an Nachrichten darüber. Dass an geschickten und erfahrenen Ärzten und Wundärzten damals im Norden von Deutschland kein Überfluss war, beweist z. B. der Umstand, dass die 5 Herzöge von Mecklenburg weder einen Arzt noch einen Wundarzt hatten und dass der askanische Markgraf Otto IV genannt mit dem Pfeil, nachdem er bei der Belagerung von Stassfurt

*) Ebenda S. 379.

1279 am Kopfe durch einen Pfeil verwundet worden war, die Pfeilspitze ein ganzes Jahr in seinem Kopfe stecken liess, bis sie von selbst herausfiel. Dergleichen Fälle, in denen man einen Pfeil sowohl im Kopfe als in anderen Körperteilen 4 bis 10 und mehr Jahre stecken liess, weil selbst verwundete Fürsten und Heerführer sich lieber dem Schicksal als ungeschickten Händen überliessen, werden von den Geschichtsschreibern mehrfach erwähnt*).

Man hätte glauben sollen, dass, nachdem seit dem Anfange des 15. Jahrhunderts die Kurfürsten von Brandenburg begonnen hatten, auch in Berlin zu residieren, durch deren zum Teil im Auslande gebildete Leibärzte die ärztlichen Zustände in Berlin sich wesentlich gebessert haben müssten, allein dies war nur in geringem Grade der Fall, weil jene oft abwesend waren, um den Herrscher auf Reisen oder Kriegszügen zu begleiten, oder überhaupt nicht ihren dauernden Wohnsitz in Berlin hatten. Von viel grösserer Bedeutung aber war die auch in Mittel-Europa und besonders in Deutschland und dessen Nachbarschaft im 14. Jahrhundert begonnene Gründung von Universitäten, anfangend mit Prag 1348, Erfurt 1389, Leipzig 1409, Rostock 1419, Greifswald 1486, Wittenberg 1502, Frankfurt a. O. 1506 u. s. w., durch welche zum Studium der Medizin im Lande selbst Gelegenheit gegeben war. Freilich müssen wir hervorheben, dass das medizinische Studium in jenen Zeiten nur ein rein theoretisches war, bestehend in dem Vorlesen und Erklären der klassischen Schriften des Altertums und Mittelalters; von einer Unterweisung am Krankenbett war erst in späterer Zeit und in sehr beschränktem Umfange die Rede, da solche Institute, die wir Kliniken nennen, erst Jahrhunderte später errichtet wurden. Mit der Chirurgie, namentlich der operativen, sah es nicht minder dürftig aus, weil eine wesentliche Grundlage derselben, die Anatomie, nur in sehr beschränkter und ungenügender Weise betrieben werden konnte. Gleichwohl vermehrte sich die Zahl der auf Universitäten gebildeten Ärzte um ein Erhebliches und finden wir nunmehr in den Städten auch beamtete Ärzte, die als Stadtärzte oder Physici angestellt waren. In Berlin, das später als andere märkische Städte einen Stadtphysikus erhielt, war der erste, nach 1552, der Dr. Matthaeus Fleck (Flaccus). Zu bemerken ist, dass die mit der Behandlung innerlicher Kranken sich beschäftigenden Ärzte damals als „Leibärzte“, die Chirurgie treibenden aber als „Schneidärzte“ bezeichnet wurden.

Für Berlin ist die erste bekannte Urkunde, welche die „vorsichtigen Meister des Barbierer- und Wundärzten-Handwerks“ betrifft, ein ihnen vom Magistrat zu Berlin und Cölln 1526 gegebener „Bekräftigungsbrief“, der ihnen Schutz gegen die Winkelärzte verspricht und 1539 vom Kurfürsten Joachim II. bestätigt wurde. Der älteste „Confirmationsbrief“

*) Ebenda S. 306.

der Bader ist vom Jahre 1564*), jedoch war dem kurfürstlichen Leibbarbier und dem ersten Badermeister der Stadt das besondere Recht vorbehalten, bei frischen Wunden den ersten Verband anzulegen. Irgend welche bedeutendere Operationen scheinen übrigens die märkischen Barbier-Chirurgen nicht ausgeführt, sondern dieselben, namentlich den Bruch- und Steinschnitt, den herumziehenden Operateurs oder Landfahrern überlassen zu haben. Nicht nur das niedere Volk, sondern auch angesehene Personen waren genötigt, die Hilfe dieses letzteren Heilpersonals bei chirurgischen Dingen in Anspruch zu nehmen, wie das Beispiel des einer der mächtigsten Ritterfamilien angehörigen Johann von Quitzow auf Schloss Plaue beweist, der wegen eines Lanzenstiches, den er in ein Auge erhalten hatte, einen solchen Heilkünstler, welcher auf dem Jahrmarkte des benachbarten Brandenburg sein Gerüst aufgeschlagen hatte, auf sein Schloss entbot, dessen Besuch aber erst nach mehreren Tagen erlangen konnte**).

Unter den kurfürstlichen Leibärzten des 15. und 16. Jahrhunderts, die zum Teil Professoren der Frankfurter Universität waren, führen wir nur einen an, nämlich den so sehr verschiedenartig beurteilten Astrologen und Alchimisten Leonhard Thurneisser zum Thurn***), der, ursprünglich Chemiker und Montanist, im Laufe der Zeiten sich auch medizinische Kenntnisse erworben hatte, die er gehörig auszunutzen verstand. Er war von 1571—84 Leibarzt des Kurfürsten Johann Georg und hatte in den weiten Räumen des ihm überwiesenen Franziskaner- oder Grauen Klosters ein grosses Laboratorium und mancherlei anderes, darunter eine grossartige Buchdruckerei, eingerichtet. Die Mark Brandenburg hat ihm ausserdem eine ganze Reihe chemischer Industrien, wie Alaunwerke, Salpetersiedereien und eine Verbesserung der Glasfabrikation zu danken. Unter dem genannten Kurfürsten fand auch die Errichtung einer Kommission zur Revision der Apotheken, die wenigstens einmal jährlich erfolgen sollte, statt und wurde 1574 eine Apothekertaxe eingeführt †).

Werfen wir jetzt einen Blick auf das Feld-Sanitätswesen, das im 16. Jahrhundert bei den deutschen Landsknechtsheeren ††) sich bereits in einem ziemlich geordneten Zustande befand. Es sei daran erinnert,

*) Ebenda S. 309. — **) Nevermann in v. Walther's und v. Ammon's Journal der Chirurgie. Bd. 37. 1847. S. 90.

***) J. C. W. Moehsen. Beiträge zur Geschichte der Wissenschaften in der Mark Brandenburg von den ältesten Zeiten an bis zu Ende des 16. Jahrhunderts. Berlin und Leipzig, 1783. 4° S. 55 ff. — A. W. Hofmann, Berliner Alchimisten und Chemiker. Rückblick auf die Entwicklung der chemischen Wissenschaft in der Mark. Rede u. s. w. Berlin 1882. S. 16 ff.

†) Moehsen, Beschreibung a. a. O. S. 544.

††) Leonhart Fronsperger, Von Kayserlichen Kriegsrechten u. s. w. Frankfurt a. M. 1565, fol., Buch III, fol. 77b.

dass Feuerwaffen um die Mitte dieses Jahrhunderts noch keineswegs allgemein bei den Heeren in Gebrauch waren, indem solche, bei ihrer Unvollkommenheit, unter Umständen, z. B. bei Regenwetter, einer mit Pfeilen bewaffneten Truppe gegenüber noch einen harten Stand hatten, und dass die Bewaffnung mit Spiessen noch vielfach bei den Fusstruppen vorherrschte.

An der Spitze des Sanitätsdienstes bei den Landsknechtsheeren stand ein Oberst-Feldarzt, der Doktor der Medizin und ein angesehenes Arzt sein musste und der Vorgesetzter aller Feldscherer oder Wundärzte war, deren jeder einem von einem Hauptmann befehligten Fähnlein zugeteilt war, von denen 10—16, in der Stärke von durchschnittlich je 200 Mann, ein Regiment bildeten. Die Feldscherer, die mit Arzneien und Instrumenten ausgerüstet sein mussten, hatten zu ihrer Unterstützung je einen Knecht und behandelten die erkrankten oder verwundeten Landsknechte, die ihrerseits dafür die Feldscherer bezahlen mussten. Da es wirkliche Lazarette nicht gab, fiel die eigentliche Krankenpflege den beim Tross in grosser Menge befindlichen verheirateten und unverheirateten Weibern und deren Kindern zu, die ausserdem das Kochen und das Waschen zu besorgen, Holz zuholen, das Lager zu reinigen und bei Belagerungen Reisbündel zu flechten hatten. Ein bei der Artillerie oder „Arckelley“, nebst vielen anderen Wagen, mitgeführter „Wagen mit den Sänften“ scheint für den Transport Verwundeter und Kranker bestimmt gewesen zu sein; ein Schwerkranker wurde übrigens aus dem Lager nach dem nächsten Orte gebracht und dem dortigen Hospital übergeben.

Gegen das Ende des 16. Jahrhunderts waren von privater Seite bereits Feld-Apotheken und Feld-Instrumentarien konstruiert worden, z. B. von dem berühmten Chirurgen Fabricius Hildanus und ähnliche Kisten für den Gebrauch auf Schiffen von dem Engländer Woodall. Es waren dadurch bereits nachahmenswerte Muster gegeben, wenn auch deren allgemeine Einführung bei der Land- und Seemacht noch ziemlich lange auf sich warten liess.

Der Kurfürst Georg Wilhelm, in dessen Regierungszeit der grösste Teil des auch die Mark Brandenburg in furchtbarster Weise verwüstenden 30jährigen Krieges fällt, machte die kleine Wehrmacht des Kurstaates zu einer dauernden Institution und teilte dieselbe in Regimenter, denen, ausser den Compagnie-Feldscherern, je ein Regiments-Feldscherer zugeteilt war. Von denselben hatten erstere auch die Soldaten, letztere die Offiziere zu rasieren. Georg Wilhelm hinterliess seinem grossen Sohne und Nachfolger 5 Regimenter Fussvolk und 3 Regimenter Reiterei, in der Stärke von zusammen 6100 Mann, nebst 41 Mann Artillerie und einer Compagnie Leibgarde*). Erst Friedrich Wilhelm,

*) Adolph Leopold Richter, Geschichte des Medizinalwesens der Königlich Preussischen Armeen bis zur Gegenwart. Erlangen 1860. S. 9 ff. — Emil Knorr, Entwicklung und Gestaltung des Heeres-Sanitätswesens der europäischen Staaten. Hannover 1880. S. 64 ff.

der grosse Kurfürst, wurde der Begründer eines stehenden Heeres, mit dem er, trotzdem es nur 26 000 Mann zählte, die glänzenden Siege bei Warschau und Fehrbellin erfocht. Auch die Sanitätseinrichtungen erfuhren unter ihm eine Veränderung. In jeder grösseren Garnison wurde, neben den gewöhnlichen Feldscherern, ein Garnison-Medicus und ein Garnison-Feldscherer zur Behandlung der innerlich und äusserlich Kranken eingesetzt. Da es Friedens-Lazarette noch nicht gab, mussten die erkrankten Soldaten in ihren Quartieren behandelt werden; Arzneien erhielten sie aus den nunmehr vom Staate unterhaltenen Medizinkästen. Im Felde war der Armee ein Stabs-Medicus, ein Stabs-Feldscherer und ein Apotheker beigegeben, der einer sehr zahlreiche Medikamente enthaltenden Feld-Apotheke vorstand. Ein Schriftsteller aus dieser Zeit (1688—90) über das Feld-Medizinalwesen, dessen Mängel er namentlich schilderte, war Abraham a Gehema, ein polnischer Edelmann und Dr. der Medicin, der früher selbst gemeiner Soldat gewesen war und es bis zum Kapitän und Rittmeister gebracht hatte.

Während unter der folgenden Regierung des späteren Königs Friedrich I. das Militär-Sanitätswesen, trotz der Vergrösserung der Armee, ziemlich in derselben Verfassung verblieb wie bisher, war für das Civil-Medizinalwesen noch von dem grossen Kurfürsten ein wichtiger Schritt durch die im Jahre 1685 erfolgte Errichtung einer Central-Medizinalbehörde, das Collegium medicum*), geschehen, welchem die Aufsicht über das gesamte Heil- und Hilfs-Personal, die Prüfung der Ärzte, Wundärzte, Bader, Oculisten, Operateure, Steinschneider, Bruchärzte, Hebammen, Zahnbrecher, Apotheker, die Visitation der Apotheken u. s. w. übertragen war. Dasselbe entwarf 1694 eine Medizinal-Ordnung, in welcher die Amtspflichten des genannten Heilpersonals näher begrenzt waren und welche die Grundlage des Medizinal-Ediktes vom Jahre 1725 bildete, das der Ausgangspunkt der späteren Preussischen Medizinal-Verfassung wurde.

Wenn auch unter den Brandenburgischen Ärzten der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, ausser etwa dem Frankfurter Anatomen Bernhard Albinus, sich keiner befand, dessen Gedächtnis in der Wissenschaft fortlebt, so ist doch einer berühmten Hebamme, der Justine Siegemundin, geb. Dittrichen, zu gedenken, welche eine ganz auf ihre eigene vieljährige Erfahrung basierte, von der Frankfurter medizinischen Fakultät empfohlene, mehrfach aufgelegte und in's Holländische übersetzte Schrift unter dem Titel: „Die Chur-Brandenburgische Hoff-Wehe-Mutter, das ist: ein höchst nöthiger Unterricht von schweren und unrecht stehenden Geburten, in einem Gespräch vorgestellt“, Cölln an der Spree 1690. 4, zuerst erschienen, hinterlassen hat.

*) Wilhelm Horn, Das Preussische Medizinalwesen. Thl. 1. Berlin 1857. S. 1.

Die von den verschiedenen Herrschern, auch von dem Grossen Kurfürsten, sehr begünstigten und geförderten Bemühungen der Alchimisten oder Chemiker, Gold zu machen, führten zwar nicht zu diesem Ziele, aber zu einigen wichtigen Entdeckungen. So erfand der 1679 von dem Grossen Kurfürsten als „geheimer Kammerdiener“ in Dienst genommene Johann Kunkel *) (der später unter dem Namen von Loewenstjern geadelt wurde) das prachtvolle Rubinglas, das bekanntlich durch den Zusatz von Gold zu dem farblosen Glassatze gewonnen wird. Kunkel hatte auf der ihm zum Geschenk gemachten heutigen Pfaueninsel bei Potsdam — damals Pfauen- oder Kaninchenwerder genannt — eine Krystallhütte angelegt, in der namentlich ornamentale Gläser hergestellt wurden. Früher schon war ihm die Wiederauffindung des bereits vor ihm entdeckten Phosphors gelungen, der erst in unserer Zeit seine gewaltige Bedeutung als Lichtspender erlangt hat. Wie sein Vorgänger hatte er ihn, bei seinen Versuchen Gold zu machen, in einer goldgelben Flüssigkeit, die zu den Auswurfstoffen des menschlichen und tierischen Körpers gehört, gefunden.

Die im Jahre 1700 in Berlin durch den berühmten Leibniz erfolgte Gründung der Societät der Wissenschaften**), die seit 1744 Akademie der Wissenschaften genannt wurde, kam der Entwicklung der Medizin durch die von jener ausgehende Förderung der Naturwissenschaften, namentlich der Physik und Chemie, wesentlich zu Gute. Weitere Schritte in dieser Richtung geschahen durch den König Friedrich Wilhelm I., dem besonders die Ausbildung von Militärärzten am Herzen lag. Er errichtete nämlich auf den Rat seines Leib- und Generalchirurgus Dr. Holtzendorff zunächst 1713 eine Anatomie, das sogen. *Theatrum anatomicum*, welches in dem nordwestlichen Eckpavillon des Königl. Marstallgebäudes in der Dorotheenstrasse seinen Sitz hatte und länger als ein Jahrhundert daselbst verblieb. Mit der Begründung des Collegium medico-chirurgicum und eines botanischen Gartens im Jahre 1724 traten zu den anatomischen Übungen und Vorträgen noch andere in der Medizin, Chirurgie, Botanik und Chemie, dazu bestimmt, Medico-Chirurgen, also vollständige Ärzte für das platte Land und das Heer, auszubilden. Der klinische Unterricht aber wurde von 1727 an in der aus Anlass der Pestepidemie von 1709—10 als „Pesthaus“ erbauten, als solches aber nicht benutzten, vielmehr in den folgenden Jahren als Armen- und Arbeitshaus und als Garnisonlazareth dienenden Charité erteilt. Diesen Namen hatte der König Friedrich I. selbst gewählt, um die Anstalt als ein Werk der christlichen Liebe und Barm-

*) Hofmann a. a. O. S. 30 ff.

**) E. Gurlt, Die Kriegschirurgie der letzten 150 Jahre in Preussen. Rede u. s. w. Berlin 1875. S. 4 ff. — Pagel, Die Entwicklung der Medizin in Berlin von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Wiesbaden 1897. S. 17 ff.

herzigkeit zu bezeichnen, vielleicht auch im Hinblick auf das gleichnamige Pariser Hospital. Durch diese verschiedenen Einrichtungen war also die Gelegenheit zu einer vollständigen medizinischen Ausbildung gegeben, obgleich bei der noch immer bestehenden Scheidung zwischen der Ausübung der Medizin und der Chirurgie, die Chirurgen, namentlich auch die Compagnie-Feldscherer, fast ohne Ausnahme aus der Barbierstube hervorgingen, während die der inneren Medizin sich widmenden Ärzte oder Doktoren der Medizin vorzugsweise auf den Universitäten (von denen zur damaligen Zeit nur Frankfurt a. O., Halle und Königsberg zum Preussischen Staate gehörten) ausgebildet wurden. Ich unterlasse es, einzelne Namen der zum Teil nicht unbedeutenden, am Collegium medico-chirurgicum wirkenden Lehrer anzuführen und bemerke nur, dass im ersten Viertel des 18. Jahrhunderts zwei Herren der Deutschen Medizin, Friedrich Hoffmann und Georg Ernst Stahl, beide Professoren der 1694 gegründeten Universität Halle, nach einander in Berlin als Leibärzte thätig waren.

Bald nach dem Beginn der Regierung Friedrich's des Grossen begann eine Periode der Kriege, welche die Thätigkeit der Feldärzte in hohem Grade in Anspruch nahm. Während bei den Truppen das Verhältnis zwischen den Regiments- und den Compagnie-Feldscherern ziemlich dasselbe war, wie unter den vorigen Regierungen, bildete die Errichtung von Garnison-Lazaretten einen wesentlichen Fortschritt in der Pflege der erkrankten Soldaten im Frieden. Aber auch für den Krieg wurden bessere Vorkehrungen durch Errichtung von Feldlazaretten getroffen, die, ausser mit einem hinreichenden Personal, mit den notwendigsten Utensilien versehen waren und in grösseren Städten etabliert wurden, während ein Hôpital ambulant die Armee bei Märschen und Schlachten begleitete. Freilich fehlte denselben noch manches, was ein notwendiger Bestandteil der heutigen Feldlazarette ist, z. B. Transportmittel und mussten die bei den Compagnien befindlichen Proviantwagen und requirierte Bauerwagen benutzt werden. Wie man sich unter Umständen zu helfen wusste, erzählt Schmucker*), erster General-Chirurgus im 7jährigen Kriege: Als nach der Schlacht bei Liegnitz keine Möglichkeit mehr war, 500 an den oberen Gliedmassen Verwundete fortzuschaffen, musste, auf seinen Vorschlag, ein Dragoner-Regiment absitzen und diesen Leuten die Pferde geben. In der Zeit von einer halben Stunde sassen alle Verwundeten zu Pferde und die Dragoner marschierten nebenher. Am dritten Tage gelangte man auf diese Weise mit den Verwundeten nach Breslau. Eine andere Art von Transport, der für die Kranken und Verletzten der denkbar schonendste ist, nämlich der mittels der die deutschen Ströme befahrenden grossen Kähne, kam schon im

*) Joh. Leber. Schmucker, Vermischte chirurgische Schriften. Bd. 1. S. 345.

7jährigen Kriege, wie vielleicht bereits in früheren Kriegen, in Anwendung, nämlich auf der Elbe abwärts, von Sachsen nach Magdeburg. Um hier gleich vorzugreifen, erwähne ich, dass auch in den Kriegen zu Anfang des 19. Jahrhunderts mehrfach derartige Wassertransporte stattfanden*). So wurde nach der Schlacht bei Pr. Eylau (8. Februar 1807) von den zum Teil mit Schlitten nach Königsberg gebrachten Verwundeten und den dazu gekommenen zahlreichen Ruhr- und Typhuskranken, die zusammen über 18 000 betrugten, eine Anzahl derselben zu Wasser über das Frische Haff, durch die Nogat, Weichsel, den Bromberger Kanal u. s. w. zum Teil bis nach Berlin geführt, teilweise aber schon in Elbing, Marienwerder, Bromberg, Cüstrin evacuiert. Sechs Jahre später, 1813, fand ein ähnlicher Transport von 350—400 Verwundeten aus der Schlacht an der Katzbach auf der Oder und Spree nach Berlin statt, wo sie an der Weidendammer Brücke ausgeladen wurden. Das gleiche Verfahren kam auf der Elbe, dem Main, dem Rhein, der Maas, auch in Süddeutschland auf der Donau und dem Neckar, in Oesterreich auf der Mur und in Frankreich auf der Seine und Marne, sowie auf den Kanälen der Niederlande in den Jahren 1813, 14, 15 vielfach zur Anwendung.

Die hervorragendsten Feldärzte, die während des 7jährigen Krieges an der Spitze der Preussischen Kriegschirurgie standen, waren, ausser dem schon genannten Schmucker, noch Bilguer und Fheden, welche unter dem Titel 1., 2., 3. General-Chirurgus die Verwundetenpflege bei den einzelnen Armeen leiteten. Zum General-Stabs-Feldmedicus seiner sämtlichen Armeen hatte der König 1760 seinen ersten Leibmedicus, den Geh. Rat, Direktor aller medizinisch-chirurgischen Angelegenheiten, Dr. Cothenius, ernannt. Letzterer liess sich angelegen sein, bei den im Kriege auch sehr zahlreichen innerlich Kranken gegen die Anhäufung derselben an einzelnen Orten, also für die sogen. Krankenzerstreuung, zu wirken, während Bilguer, ganz im Geiste der neueren Chirurgie, durch möglichste Vermeidung vom Amputationen ein Vorläufer der konservativen Kriegschirurgie war.

Gleich vom ersten Schlesischen Kriege an finden wir, dass eine Anzahl von Verträgen zwischen den Kriegführenden zum Wohle der in Feindeshand gefallenen kranken und verwundeten Soldaten und der angemessenen Behandlung des in gleicher Lage befindlichen Sanitätspersonals, der Feldgeistlichen u. s. w., abgeschlossen wurden, Verträge, wie sie in grosser Zahl schon in früheren und auch in späteren Kriegen sich finden, bis auf die neue Zeit und bis auf die eine ähnliche Tendenz verfolgende Genfer Convention von 1864, die bekanntlich das Rothe Kreuz

*) E. Gurlt, Zur Geschichte der internationalen und freiwilligen Krankenpflege im Kriege. Leipzig 1873. S. 847, 853.

zu ihrem Symbol gewählt hat. Ohne auf jene alten, von mir an einem anderen Orte*) ausführlich erörterten Verträge, die allen Forderungen der Genfer Konvention bereits mehr oder weniger gerecht werden, näher einzugehen, will ich nur anführen, dass es mir gelungen ist, 291 derselben aufzufinden, welche in Kartels und Konventionen zur Auswechslung und Ranzionierung von Kriegsgefangenen, in Kapitulationen von Truppenkörpern, festen Plätzen u. s. w., in Waffen stillständen, Friedens-Präliminarien und -Schlüssen, sowie in Verträgen zur Neutralisierung von Brunnen- und Badeorten in Kriegszeiten bestehen, die Zeit von 1581 bis 1861, also fast 300 Jahre, und alle europäischen Länder, und ausserdem Nord- und Südamerikanische Staaten, sowie Ostindien und Ägypten betreffen. Dafür dass die humanen Bestimmungen jener Verträge in den Kriegen Friedrichs des Grossen von 1741 bis 1763 allgemein bei jeder sich darbietenden Gelegenheit zur Anwendung kamen, ist der Beweis darin gegeben, dass ich für jene Zeit wenigstens 40 solche Verträge aufgefunden habe, die mit den Oesterreichern, Franzosen, Russen, Schweden auf den verschiedenen Kriegsschauplätzen abgeschlossen waren, darunter auch 2 zu Gunsten der Brunnen- und Badeorte, die in der Genfer Konvention eine Berücksichtigung nicht gefunden haben. Von der sonst ziemlich allgemeinen Anwendung der erwähnten Verträge in den verschiedenen Kriegen machen der Krim-, Italienische und Nordamerikanische Krieg, eine unrühmliche Ausnahme, indem in ihnen von jenen keine Rede war.

Die 1748 erfolgte Gründung des Berliner Invalidenhauses mit seiner bekannten Inschrift: „Laeso et invicto militi“ war ein neues Zeugnis der Fürsorge, welche der König seinen dienstunfähig gewordenen Soldaten widmete. Zu den früher erwähnten drei hervorragenden Feldchirurgen des 7jährigen Krieges kamen in den folgenden Kriegen, dem Bayerischen Erfolgskriege (1778), den Feldzügen gegen Frankreich (1798) und in Polen (1794), sowie in den Kriegen von 1806 an noch zwei hochverdiente Männer, nämlich Christian Ludwig Mursinna, der, als Barbiergeselle in die Armee eingetreten, noch den 7jährigen Krieg mitgemacht hatte und es im weiteren Verlaufe zum General-Chirurgus und Professor der Chirurgie brachte, und Johann Görcke, der Regenerator des Preussischen Militär-Sanitätswesens, der 1789 der Nachfolger von Theden geworden war. Schon in der Rhein-Compagne von 1792, in der ihm die Direktion der Feldlazarette übertragen war, hatte er den Plan zur Errichtung eines Feldlazarett-Ambulants, d. h. eines wandelnden Lazaretts, für 1000 Verwundete und Kranke entworfen und mit Genehmigung des Königs Friedrich Wilhelm II. binnen sechs Wochen

*) Historische Studien über internationale Kriegs- und Krankenpflege in den letzten 300 Jahren vor Abschluss der Genfer Convention u. E. Gurlt, Zur Geschichte dieser a. a. O. S. 1.

zur Ausführung gebracht. Zum ersten Male befanden sich seit 1795 bei den Feldlazaretten auch auf Federn ruhende Krankenwagen, nach englischem Muster erbaut. In demselben Jahre hatte Görcke*), nach dem Beispiel der Josephi-Akademie in Wien, eine umfassende militärärztliche Lehr- und Bildungsanstalt, unter dem Namen „Chirurgische Pepinière“, in's Leben gerufen. Dieselbe erhielt ihren Sitz zunächst in einem Flügel der grossen Artilleriekaserne, an der Ecke der Georgen- und Universitätsstrasse, seit 1824 aber auf dem Georgeschen Grundstück in der Friedrichstrasse, wo die Anstalt, die 1818 die Namen „Medizinisch-chirurgisches Friedrich Wilhelm-Institut“ und 1895, bei ihrem 100jährigen Stiftungsfeste, „Kaiser Wilhelms-Akademie für das militärärztliche Bildungswesen“ erhielt, sich noch heute befindet. 1811 war zu dieser Anstalt noch die „Medizinisch-chirurgische Akademie für das Militär“ getreten, um nach der Ende 1809 erfolgten Aufhebung des Collegium medico-chirurgicum, dessen Professoren die Lehrer der militärärztlichen Zöglinge gewesen waren, unabhängig von der 1810 in Berlin gegründeten Friedrich Wilhelms-Universität, ein Lehrpersonal für jene zu sichern. Die Professoren des aufgehobenen Collegium medico-chirurgicum, von denen ich unter den Medizinern nur Ernst Horn, C. W. Hufeland, Bibke nenne, bildeten übrigens den Stamm der neu errichteten medizinischen Fakultät, in die dann noch C. F. Graefe, Reil, Rudolphi u. a. eintraten, während die Professoren der Naturwissenschaften, wie Hermbstaedt, Klaproth, Willdenow u. a. in die philosophische Fakultät übergingen. Nebenbei führe ich an, dass in jener Zeit Berlin sich auch verschiedener sehr beliebter Ärzte, die weder dem Militär noch der Universität angehörten, wie Formey, Marcus Herz, Ernst Ludwig Heim, zu erfreuen hatte. Um die Wende des Jahrhunderts gelang es, auch bei uns die beinahe vollständige Ausrottung einer sehr gefährlichen Volkskrankheit, nämlich der Pocken oder Blattern, die allen von denselben Befallenen Entstellung, sehr vielen aber auch den Tod brachten, anzubahnen, indem auch bei uns die wenige Jahre vorher von Jenner entdeckte Kuhpocken-Impfung eingeführt wurde; um dieselbe machte sich Heim besonders verdient. 1802 wurde zu ihrer Beförderung das Königl. Impfinstitut in Berlin errichtet.

Das Kriegs-Ungewitter, welches sich 1806 mehr und mehr nahte, fand die Preussische Armee wenig gerüstet, namentlich auf den zu erwartenden Winter-Feldzug nicht vorbereitet; denn wie zu Friedrichs Zeiten, wo man im Winter die Waffen ruhen liess, besass die Infanterie gar keine Mäntel und die Kavallerie hatte nur den Oberkörper deckende Radmäntel. So erschien denn im letzten Augenblick, am 30. September, als die mobile Armee bereits in's Feld gerückt war, ein von der Re-

*) Schickert, Die Militärärztlichen Bildungsanstalten von ihrer Gründung bis zur Gegenwart. Berlin 1895, 4^o, S. 13.

gierung veranlasster Aufruf zu Geldsammlungen*) für Beschaffung von Ärmelmänteln für die Infanterie und von wollenen Überhosen für die Kavallerie. Da bereits mit den beiden verlorenen Schlachten von Jena und Auerstaedt (18. Oktober) die Entscheidung des Feldzuges eingetreten war, ist, trotz des guten Fortganges, den die Sammlungen hatten, kaum anzunehmen, dass den Truppen von dem Gewünschten irgend etwas zugekommen sein mag. Auf die mit den geschlagenen Armeen nach allen Richtungen hin zerstreuten Verwundeten, deren Unterkunft und Behandlung gehe ich nicht näher ein.

Im folgenden Jahre, 1807, trat in Königsberg, woselbst sich, wie wir gesehen haben, nach der Schlacht bei Eylau eine sehr beträchtliche Zahl von Verwundeten und Kranken befand, zum ersten Male das, was wir heute als freiwillige Kriegskrankenpflege durch Frauen bezeichnen, in die Erscheinung, indem, unter den Augen der dort anwesenden Königin Luise, Frauen aller Stände, darunter die bekannte Frau von Krüdener, sich der Unglücklichen thatkräftig annahmen. Eine andere Neuerung war, dass man zur Unterbringung der überaus zahlreichen Patienten sich genötigt gesehen hatte, hölzerne Lazarett-Baracken**) zu errichten, die zwei Geschosse besaßen und eine beträchtliche Anzahl von Patienten aufnehmen konnten. Baracken für Hospitalzwecke wurden übrigens um dieselbe Zeit und später auch an anderen Orten benutzt; eine der grössten Einrichtungen der Art war das Baracken-Lazarett auf der Pflingstweide in Frankfurt a. M., das für 1480 Kranke eingerichtet war und das Schicksal hatte, im Februar 1814 abzubrennen, wobei indessen, wie es scheint, ziemlich alle Insassen gerettet wurden.

Die Zeit von 1807—1813, welche für Preussen die traurigste war, die es je erlebt, in der aber, ausser der Regeneration der gesamten Verwaltung, unter anderem auch die Errichtung der Berliner Universität stattfand, legte der Bevölkerung des von dem Eroberer ausgesogenen Landes grosse Opfer auf. Die durch den Tilsiter Frieden auf 4 594 000 verringerte Einwohnerzahl des sehr verkleinerten Staates hatte reichlich eine Milliarde Franken Kriegskosten-Entschädigung aufbringen müssen und die Lasten und Schulden, welche durch den Krieg den einzelnen Provinzen in den nächsten Jahren erwachsen waren, wurden auf mindestens 310 Millionen Thaler veranschlagt***).

Nachdem Preussen im Jahre 1812, vermöge der ihm aufgezwungenen Bundesgenossenschaft mit Frankreich, im Kriege gegen Russland eine neue Schule des Leidens durchgemacht, das vorzugsweise die östlichen

*) E. Gurlt, Zur Geschichte u. s. w. a. a. O. S. 154.

**) E. Gurlt, Ebenda S. 168, 849. — v. Langenbeck, v. Coler, Werner: Die transportable Lazareth-Baracke. 2. Auflage. Berlin 1890. S. 12 ff.

***) E. Gurlt, Zur Geschichte u. s. w. a. a. O. S. 178 ff.

Provinzen des Staates traf, erfolgte im Frühjahr 1813 die glorreiche Erhebung des ganzen Volkes gegen die französische Zwingherrschaft. Zum ersten Male erschien jetzt, neben dem ganzen Volke in Waffen und neben den freiwilligen Spenden zur Ausrüstung und Bewaffnung seiner in's Feld rückenden Söhne, die Sorge für das Wohl und Wehe der Vaterlandsverteidiger und ihrer Angehörigen, nicht vereinzelt und durch die Not hervorgerufen, wie bei früheren Gelegenheiten, sondern in festgegliederten Formen und auf das Ganze gerichtet. Mit der in Preussen ihren Anfang nehmenden Volkserhebung und später auch in den übrigen deutschen Staaten bildeten sich Vereine, namentlich von Frauen und Jungfrauen, welche den für den Krieg sich rüstenden und in denselben ziehenden Streitern und später den Verwundeten und Kranken ihre unausgesetzte Fürsorge widmeten. Der erste Anstoss dazu ging von Berlin aus und die Seele des Ganzen war eine dem Throne zunächst stehende erlauchte Frau, die Schwägerin des Königs, Marianne Prinzessin Wilhelm von Preussen, die hier die Stelle der vor drei Jahren aus dem Leben geschiedenen unvergesslichen Landesmutter einnahm. Drei Wochen nach dem Aufruf der Freiwilligen durch den König (3. Februar), nach Errichtung der Landwehr und des Landsturmes, hatte die Prinzessin, zusammen mit 8 anderen Prinzessinnen, am 23. März 1813 an die Frauen und Jungfrauen des Staates einen Aufruf erlassen*), in welchem sie, behufs Erfüllung jener Zwecke, zur Bildung eines „Frauenvereins zum Wohle des Vaterlandes“, der später auch der „Erste oder Grosse Frauenverein“ genannt wurde, aufforderte. Die danach zahlreich in allen Provinzen Preussens, allmählich auch im übrigen Deutschland, gebildeten Vereine hatten, je nach der Nähe des Kriegsschauplatzes, teils unmittelbar und selbstthätig ihr Unterstützungswerk auszuüben, teils mussten sie sich auf Sendungen nach jenem beschränken.

Als im März 1813 die Preussische Armee mit 80 000 Mann in's Feld rückte, waren ihre 6 fliegenden und 3 Haupt-Feldlazarette allerdings im stande, etwa 6400 Kranke und Verwundete aufzunehmen und zu verpflegen, allein für den voraussichtlich viel grösseren Bedarf mussten noch sogenannte „Provinzial-Lazarette“, entsprechend unseren heutigen Reserve-Lazaretten, errichtet werden. Dieselben, deren Zahl im März 1814 bereits auf 124 gestiegen war, standen unter der Leitung von nicht-aktiven Militär- und Civilärzten, darunter einer Anzahl von Universitäts-Professoren und Medizinalbeamten**). Es konnte bei ihnen aber auch auf die thätige Mitwirkung der erwähnten, überall gebildeten sogenannten „Wohlthätigkeits-Vereine“, und zwar sowohl der weiblichen als der männlichen Mitglieder derselben, von denen die ersteren die Pflege, die letzteren die Verwaltung übernahmen, gerechnet werden. Nach dem

*) Ebenda S. 219. — **) Ebenda S. 350

Waffenstillstande von 1813 trat zu der auf 180 000 Mann vergrösserten Armee noch das Haupt-Reserve-Feldlazarett unter Graefes Leitung.

Indem wir die im Sommer 1813 gelieferten einzelnen Schlachten ausser Betracht lassen, wollen wir nur der einigemal, z. B. nach der Bautzener Schlacht vorgekommenen besonderen Art des Transportes Verwundeter gedenken, die nur in der Not und in Ermangelung aller anderen Transportmittel ausgeführt wurde, sich aber sehr bewährte, nämlich des Transportes Verwundeter auf Schubkarren *) durch dazu requirierte Bauern bis nach Dresden; das Transportmittel war also ein unvollkommener Vorläufer unserer heutigen Räderbahnen. — Zu erwähnen ist auch, dass schon damals einige Vereine sich zur Aufgabe gemacht hatten, nach dem Vorschlage des Dr. Faust in Bückeburg, jedem einzelnen Krieger ein Päckchen mit Verbandzeug **) nebst einer gedruckten Anweisung zu einfacher Behandlung der Wunden zu übergeben, während von anderen Vereinen für die Ergänzung der sogenannten kleinen Montierungsstücke, also der Hemden, Strümpfe, Unterjacken u. s. w., gesorgt wurde.

Bereits im März 1813 hatte der König der General-Ordenskommission den Befehl gegeben, alle freiwilligen Spenden, Opfer und Leistungen in dem bevorstehenden Kriege zu sammeln und aufzuzeichnen. Diese unter der Bezeichnung „National-Denkmal“ unternommene Arbeit, welche erst 1820 vollendet und für den Druck bestimmt war, ist gleichwohl damals nicht veröffentlicht worden; dagegen war es mir vergönnt, von derselben Kenntnis zu nehmen und ihre Ergebnisse bekannt zu machen ***). Es findet sich darin eine Übersicht über die Gesamtheit der freiwilligen Opfer und Leistungen in den Kriegen 1813, 14, 15, und sind namentlich die zu Ausrüstungszwecken gemachten Sammlungen, die Zahlen der gestellten Freiwilligen- und Landwehr-Mannschaften, die freiwilligen Leistungen zum Besten der Opfer des Krieges, also der Verwundeten, Kranken, Invaliden, Witwen und Waisen der Gefallenen, nach den einzelnen Provinzen geordnet, verzeichnet. Danach betragen diese freiwilligen Leistungen der alten Provinzen des Staates (also mit Ausschluss der 1815 hinzugetretenen Landesteile) 10 292 310 Thaler; die Zahl der zum stehenden Heere und zur Landwehr gestellten Mannschaften war 49 372; die freiwilligen Leistungen zum Besten der Kranken, Verwundeten, Invaliden, Witwen und Waisen, der durch den Krieg verarmten Einwohner und der Kriegsgefangenen beliefen sich auf 1 978 177 Thaler, Leistungen, die, mit Rücksicht auf den ausgesogenen Zustand des Landes, als sehr beträchtlich bezeichnet werden müssen.

*) Ebenda S. 512. — **) Ebenda S. 855.

***) E. Gurlt, Die freiwilligen Leistungen der Preussischen Nation in den Kriegsjahren 1813–1815 in Zeitschrift für Preussische Geschichte und Landeskunde. Jahrg. 9. 1872, S. 645. — E. Gurlt, Zur Geschichte u. s. w. a. a. O. S. 382, 83.

Wenngleich alle Provinzen des Staates sich an dem Liebeswerk in regster Weise beteiligten, so kommt doch der uns hier am meisten interessierenden damaligen Provinz Kurmark und namentlich der Stadt Berlin ein Hauptanteil zu. Die freiwilligen Leistungen daselbst beliefen sich auf 2 925 309 Thaler, darunter die für Kranke, Verwundete u. s. w. auf 881 037 Thaler. In der Kurmark bestanden 30 Frauen-, Jungfrauen- und gemischte Männer- und Frauen- sowie 6 Männer-Vereine, die zusammen 343 110 Thaler aufgebracht hatten. Die Berliner Lazarette waren grösstenteils in Kasernen eingerichtet und in jeder derselben wirkte je einer der Vereine; auch bestanden einige Privat-Lazarette.

Nach der Schlacht bei Gross-Beeren (23. August) hatte sich die erste Hilfe und Pflege bei den Verwundeten durch die Berliner bekanntlich bis auf das Schlachtfeld selbst erstreckt. Welche bedeutende Anforderungen übrigens die Pflege der Kranken und Verwundeten in Berlin machte, beweist der Umstand, dass allein im Oktober 1813 daselbst in den Haupt-, Reserve-, Feld- und den Provinzial-Lazaretten mit Einschluss der Kranken der russischen und französischen Armee, sich deren 24 274 befanden. Indessen auch auf die damals nur 155 000 betragende Civil-Einwohnerschaft von Berlin blieb die grosse Zahl der im Frühjahr 1813 durch die aus Russland Zurückgekehrten und die im Herbst und Winter 1813/14 nach der Schlacht bei Leipzig eingeschleppten Typhusfälle nicht ohne Einfluss, denn von den 1813 im ganzen 7012 Gestorbenen von der Civil-Bevölkerung (1605 mehr als Geborene) waren 1184 dem Typhus erlegen*), darunter der Kliniker Reil und der Philosoph Fichte.

Ähnlich wie in der Kurmark und in Berlin sah es 1813 in allen Provinzen des Staates aus, in denen Schlachten geliefert worden waren, ebenso in dem benachbarten Sachsen und Thüringen, die beide besonders vor und nach der riesigen Schlacht bei Leipzig sehr grosse Opfer jeder Art zu bringen hatten. — Vom Jahre 1814 an, nachdem der Feind den deutschen Boden, mit Ausnahme der noch von ihm besetzten Festungen, geräumt hatte, fand auch in den Rheinlanden, die damals als General-Gouvernement des Mittel- und Nieder-Rheins und von Berg bezeichnet wurden, dieselbe Bewegung auf dem Gebiete der freiwilligen Liebesthätigkeit, wie in Alt-Preussen statt. Überall bildeten sich Vereine, welche nach denselben Grundsätzen wie dort geleitet wurden. Als nun 1815 der Krieg von neuem ausbrach, waren nach den Schlachten vom 16.—18. Juni jene Landesteile, als räumlich denselben am nächsten gelegen, nebst Belgien und Holland, an der freiwilligen Krankenpflege in aufopfernder Weise vorzugsweise beteiligt, während von den alten Provinzen Abgeordnete, Geld und Naturalien nach den dortigen Lazaretten gesandt wurden.

*) E. Gurlt, Zur Geschichte u. s. w. S. 339.

Welche Opfer an Leben und Gesundheit von den Ärzten, sowohl Militär- als Civil-Ärzten und dem sonstigen Lazarett-Personal, in den 3 Kriegsjahren 1813, 14, 15 gebracht worden sind, ist amtlich leider nicht festgestellt worden. Nur das ist bekannt, dass 10 Militärärzte auf dem Schlachtfelde ihren Tod gefunden haben, oder infolge der dort erhaltenen Verwundungen gestorben, 39 verwundet worden sind und noch weitere 148 Militärärzte höheren und niederen Grades, 8 Apotheker und 25 Ökonomie-Beamte Opfer ihrer Pflichterfüllung in den Lazaretten geworden und am Typhus gestorben sind*). Die Zahl der in den einzelnen Provinzen zum Opfer gefallenen Civilärzte beläuft sich auf mindestens 120, darunter die meisten in Schlesien.

Zum Schluss gedenke ich der grossartigen Spenden, welche von England aus zur Linderung der Not in den vom Kriege heimgesuchten Gegenden des Kontinents eingegangen sind. Nachdem schon in den Kriegen zu Anfang des Jahrhunderts 50 000 £ zur Verteilung gekommen waren, hatten von 1814 an in England sowohl für die Notleidenden als für die zahlreichen, durch den Krieg entstandenen Waisen teils Sammlungen freiwilliger Beiträge, teils Bewilligungen des Parlaments stattgefunden, nämlich an ersteren 105 975, an letzteren 100 000 £ und waren von dieser gewaltigen Summe (etwa 4 119 500 Mark) 183 825 £ an die Notleidenden aller Gegenden von Deutschland und 22 150 £ an die Waisen zur Verteilung gelangt.

17. (II. ausserordentliche) Versammlung des VII. Vereinsjahres.

Mittwoch, den II. Januar 1899, abends 6 Uhr,

Besichtigung des neuen Abgeordneten-Hauses,
Prinz Albrechtstrasse 5.

Der II. Vorsitzende, Geheimrat E. Friedel, begrüsst die etwa in der Zahl von 200 Personen versammelten Mitglieder und Gäste, indem er zunächst dem Architekten des Hauses Geheimen Baurat Friedrich Schulze den Dank für die Bewilligung der Besichtigung ausspricht und mit kurzem Wort auf die denkwürdige Vorgeschichte des Geländes zwischen Leipziger Strasse Nr. 3 u. 4 und Prinz Albrecht-Strasse hinweist, welches für den Bau der Häuser beider preussischen parlamentarischen

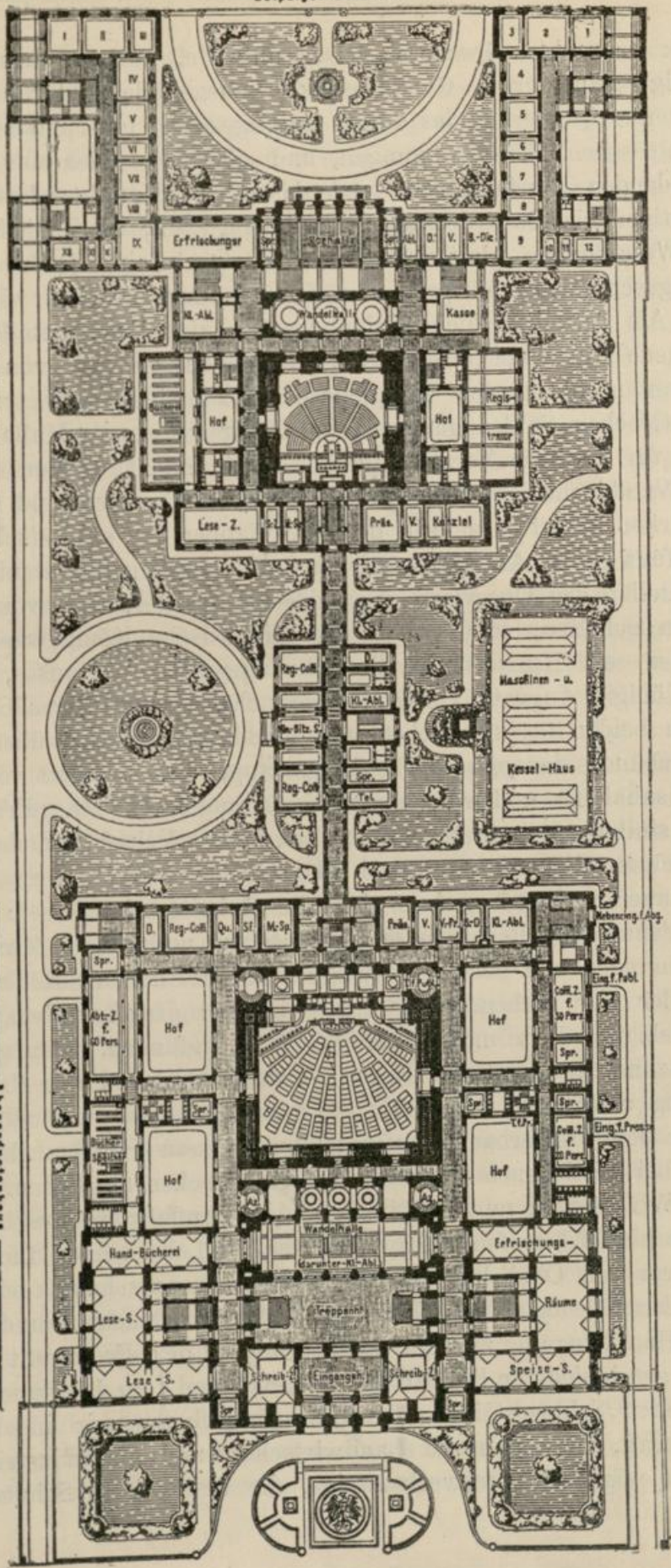
*) Ebenda S. 431.

Körperschaften bestimmt ist. In ältester Zeit, lange ehe der Namen Berlins erklingt, wird man sich den Grund und Boden hier als einen Teil des Urwaldes zu denken haben, der sich in gemischtem Bestande, Laub- und Nadelholz, bis nach dem Tiergarten westlich und südlich bis in die Köllnische Haide am linken Spreeufer hingezogen haben mag. Hier in der Nähe lagen die „Semel“-Länder, schon von Fidicin auf das wendische Wort Sembla, Land, gedeutet. Als Zeugen des Urwaldes werden die als „älteste lebende Berliner“ viel gefeierten zwei Eibebäume (*Taxus beccata*) im frühern Herrenhaus-Garten angesprochen, das ein Exemplar gewiss vielhundertjährig, beide jetzt gerüstet, um bei den Neubauten an eine andere hoffentlich für immer gesicherte, benachbarte, neue Pflanzstelle verschoben zu werden, wozu wir ihnen gewiss alle glückliche Reise, guten Erfolg und noch mehr hundertjähriges weiteres Wohlgedeihen wünschen. Der Teil des Grundstücks an der Leipziger Strasse gegenüber dem grossen Wertheimischen Waarenhause wurde im Jahre 1825 vom Vater des Tondichters Felix Mendelssohn-Bartholdy gekauft. S. Hensel in seinem Werk „Die Familie Mendelssohn“ hat das geistig angeregte Leben, das sich daselbst abspielte, anmutend geschildert. Der „Sommernachtstraum“, u. A. ist hier komponiert worden. Die Gebäude des Herrenhauses und das alte Reichstagsgebäude, welche sich hier erhoben, sind im vergangenen Jahr abgebrochen worden und die Mitglieder des Herrenhauses bis zur Fertigstellung des Neubaus auf die Räume des alten Abgeordnetenhauses am Dönhofsplatz angewiesen. Die Pläne lassen auch von dem Neubau des Herrenhauses nach dem Entwurf des Herrn Geheimen Baurats Friedrich Schulze im besten Sinne Ungewöhnliches erwarten. Die Hauptfront soll zurücktreten, zwei Flügel, rechts und links, werden vorspringen und einen geräumigen Vorgarten einfassen. In gleichem Stil werden sich noch zwei ebenfalls stattliche Gebäude anschliessen, in denen die Präsidenten beider Häuser entsprechende Wohnungen finden. Ein Mittelgang wird den Herrenhausbau mit dem Abgeordnetenhaus verbinden, in welchen letzteren der Baukünstler selbst uns nunmehr gütigst führen will.

Die räumliche Verteilung der gesamten Bauten geht aus dem beigegebenen Grundriss hervor.

Herr Geheimrat Friedrich Schulze hiess hierauf die Anwesenden freundlich willkommen und gab eine Erläuterung seines Baues, welche in erweiterter Form aus dem Centralblatt der Bauverwaltung vom 14. d. M. wiedergegeben werden darf.

Das Bauwerk des Abgeordnetenhauses, dessen Hauptfront zur besseren Wirkung und mit Rücksicht auf das gegenüberliegende Kunstgewerbemuseum etwa 22 Meter gegen die Baufluchtlinie zurückgesetzt wurde, ist in den Formen einer frei entwickelten italienischen Hochrenaissance gehalten. Der Aufbau gliedert sich in drei klar zum Aus-



Herrenhaus.

Abgeordnetenhaus.

Grundriss des Abgeordnetenhauses*). (Siehe Seite 487.)

*) Wir verdanken das Cliché der Güte der Deutschen Lesehalle.

druck gebrachte Geschosse. Das unterste, nahezu ebenerdige ist als kräftig gequaderter Gebäudesockel ausgebildet; darüber lagert in leichterem Quaderbau das untere Hauptgeschoss mit rundbogig in Rustica geschlossenen Fensteröffnungen, und oberhalb eines nur mässig stark ausladenden Gurtgesimses setzt das obere Hauptgeschoss mit seinen mächtigen giebelüberdeckten Palastfenstern auf, dessen hohe Obermauer, im Wesentlichen glatt belassen, nur durch eine Reihe kleiner, dem Dachgeschoss angehöriger Lichtöffnungen durchbrochen wird.

Als das eigentliche Schmuckstück der Front ist der stark vorgezogene Mittelbau ausgebildet. Zwischen breiten, von bekrönenden Aufbauten überragten Eckpfeilern öffnet sich, von sechs kräftigen korinthischen Säulen getragen, im Obergeschoss die Halle des grossen, auch für festliche Veranstaltungen bestimmten Fraktionssitzungssaales. Die Wandflächen über den rundbogigen Saalfenstern sind mit Ornament in starkem Relief ausgefüllt, dem die Wappen der preussischen Provinzen eingefügt sind. An bevorzugter Stelle, in den nur wenig eingetieften Mittelteilen der Oberwand der beiden Eckpfeiler, sind, von heraldischen Löwen gehalten, zur Linken das preussische Königswappen und zur Rechten, ein Hinweis auf die Erbauungszeit des Hauses, das Wappen der Königin Auguste Victoria angebracht. Als mittleres Gegenstück zu diesen beiden besonders betonten Darstellungen ragt über der Attika des Gebäudes das preussische Staatswappen auf, gestützt von männlichen Wappenhaltern und von der Königskrone beschattet. Erheblich höher noch sind die Bekrönungen über den beiden Eckpfeilern des Mittelbaues entwickelt. Hier thronen zwei allegorische weibliche Gestalten, die dem Beschauer verkünden, dass sich die Arbeiten in diesem Hause unter dem Schutz des Rechts und des Gesetzes vollziehen. Zwischen diesen Bekrönungen und dem Staatswappen endlich haben auf dem Brüstungsgeländer vier stehende weibliche Figuren: der Ackerbau, der Handel, die Gelehrsamkeit und die Kunst, Platz gefuuden. Der gesamte Bildwerkschmuck der oberen Front ist nach Modellen des Professors Otto Lessing ausgeführt. Erwähnt sei noch, dass die vier auf den Hauptecken des Vorderbaues aufgestellten grossen Schalen dazu bestimmt sind, bei Festbeleuchtungen als Flammenbecken zu dienen.

Wir steigen nun die inmitten der Auffahrtsrampe belegene Freitreppe hinauf, werfen noch einen Blick auf die beiden Lichtträger, die, in Form von Obeliskn mit figürlichem Bronzeschmuck ebenfalls nach Modellen Lessings ausgeführt, die Auffahrt beleuchten und wenden uns dem Haupteingang zu, der sich inmitten der Front mit drei weiten, reich geschmiedeten Pforten öffnet. Auf den vom Bildhauer Wenck gemeisselten Schlusssteinen der Thürbogen finden wir in der Mitte die Wehrkraft, zu Seiten die Landwirtschaft und die Industrie verkörpert als diejenigen Haupterwerbszweige, die des starken Schutzes jener am

wenigsten entraten können. Die Abgeordneten werden übrigens nicht auf diesen Haupteingang allein angewiesen sein: an der östlichen Seitenfront ist ein Nebenportal angelegt, das, sowohl von der Prinz Albrechtstrasse wie auch von der Leipzigerstrasse aus erreichbar, den Zugang zu den Geschäftszimmern und den inneren Räumen des Hauses ermöglicht. Ein entsprechender Zugang an der Westfront ist für die Minister und Diplomaten bestimmt. An dieser Seite befindet sich auch die Zufahrt zu den im Verbindungsbau zwischen beiden Häusern des Landtags angeordneten Räumlichkeiten für den königlichen Hof und die Minister, sowie zum Garten des Herrenhauses. Der Architekt hat es nicht unterlassen, diese verschiedenartige Bestimmung der beiden seitlichen Umfahrten auch bildlich in zwei Reliefs zum Ausdruck zu bringen, die den hohen Umwehrungsmauern zu beiden Seiten der Vorderfront eingefügt sind: je zwei Löwen, die hier die Königskrone, dort die Wahlurne bewachen.

In das Innere des Hauses eintretend, gelangen wir durch Windfänge hindurch zunächst in eine geräumige, durch zwei Geschossegeführte überwölbte Eingangshalle, der seitlich die Pförtnerloge einerseits und der Raum für Post und Telegraphie andererseits angeschlossen sind. Die seitlichen Durchbrechungen bieten Einblicke in die Schreibzimmer, die mittleren einen freien Durchblick durch die Treppenhalle und die Wandelhalle hindurch bis zu den Eingängen des grossen Sitzungssaales. Die Formgebung der Eingangshalle, noch schlicht und derb im Charakter des Werksteinbaues gehalten, vermittelt den Übergang von der äusseren Architektur zu der des Gebäudeinneren. Aus dem vom Bildhauer Westphal geschaffenen plastischen Zierrath verdienen die Gewölberosetten hervorgehoben zu werden, deren Motive in reizvoller Stilisirung der einheimischen Pflanzenwelt entnommen sind.

Durch einen nochmaligen dreithürigen Glasabschluss tritt man von hier in die zugfrei gehaltene Haupttreppenhalle ein. Durch Sockel-, Haupt- und Obergeschoss durchgeführt und in letzterem mit einer rings umlaufenden Verbindungsgalerie versehen, ist sie als der Hauptraum des vorderen Gebäudeteiles aufzufassen, um den sich die wesentlichsten, von den Mitgliedern des Hauses unmittelbar benutzten Räumlichkeiten gruppieren. Der Eingangsseite gegenüber befindet sich im Sockelgeschoss das geräumige Kleidergelass, in dem die Abgeordneten ablegen, um dann entweder durch besondere Garderobetreppen unmittelbar nach dem grossen Sitzungssaale oder durch die Treppenhalle zurück über die Haupttreppen nach den vorderen Haupträumlichkeiten, den Schreib- und Lesesälen, den Erfrischungsräumen, der Wandelhalle u. s. w. zu gelangen. Auch in der Treppenhalle bieten sich dem Eintretenden fesselnde Durchblicke dar. Geradeaus öffnet sich mit grossen, durch Hermen getheilten Fenstern als vornehmster Repräsentationsraum des Hauses die Wandelhalle. Rechts

und links schweift der Blick über die geraden, zum Hauptgeschoss führenden Treppenläufe weiter aufwärts bis zu den Decken der Haupttreppenhäuser, deren Mittellauf sich in der Richtung der unteren Treppen fortsetzt. Aufwärts schauend in der hohen, durch ein reich geschmücktes Oberlicht erleuchteten Halle, erkennt der Sachverständige die Schwierigkeit, die in der Bewältigung der bedeutenden Höhe dieses verhältnismässig schmalen Raumes lag.

In der Ausstattung der Treppenhalle als dem Vorraume, in dem der Eintretende sich noch nicht durch die Vorgänge oder Geschäfte im Hause in Anspruch genommen sieht, ist die Symbolik in besonders ausgiebigem Masse herangezogen worden. Den Hauptschmuck des Raumes bilden vier überlebensgrosse allegorische, durch Kupferniederschlag hergestellte Figuren, die vier wichtigsten Eigenschaften vorstellend, welche ein Volksvertreter in sich vereinigen soll: die Vaterlandsliebe, die Gerechtigkeit, die Weisheit und die Beredtsamkeit. Modellirt sind diese Figuren vom Bildhauer Stark. An den Voutenzwickeln unterhalb des Laufganges sind die Wappen der preussischen Regierungshauptstädte angebracht, denen sich in den vier Ecken des Raumes Adlergruppen mit der Königskrone anschliessen. In den Brüstungsfüllungen unterhalb der Wandelhallenfenster befinden sich Reliefs humorvoll sinnbildlichen Inhalts, die Westphal in Stuck modellirt hat: das Buch der Weisheit, von Eulen vorgetragen, der seine Jungen im Nest verteidigende Adler als Sinnbild der ihre Vorlage durchfechtenden Regierung, die Mauerkrone mit Lilien als Symbol der Bürgertugenden, die Glocke mit Kampfahnen als Bild der widerstreitenden Parteien im Banne der Präsidentenglocke u. s. w. Auch die in der Mitte der Eintrittsseite angebrachte Uhr, die mit ihrer Umrahmung zu einem Schmuckstück der Halle gestaltet ist, weist sinnbildlichen Zierrat auf; die von ihr angegebenen Zeiten, der Morgen, der Tag, der Abend und die Nacht, sind durch die entsprechenden Flügeltiere, den Hahn, den Adler, die Fledermaus und die Eule, verkörpert.

Auf den Friesen oberhalb der drei Eingangsthüren treten uns drei im Vollrelief gehaltene Männerköpfe aus dem Ornament entgegen; es sind die Bildnisse des Erbauers des Hauses und seiner beiden Hauptmitarbeiter. Steigen wir nun eine der Haupttreppen hinan und durchschreiten nach der Tiefe des Hauses ein Stück des als kräftige tonnenüberwölbte toskanische Halle ausgebildeten vorderen Flurganges vom Hauptgeschoss, so gelangen wir, wieder umbiegend, in die dem Sitzungssaale vorgelegte grosse Wandelhalle. Im Gegensatz zu den weiss gehaltenen Vorräumen umfängt uns hier eine farbenwarme behagliche Stimmung. Ein weicher, purpurner Smyrnateppich bedeckt den Fussboden. Darüber, auf einem Sockel von grauem Saalburger und schwarzem belgischen Marmor erheben sich Wandpfeiler und Säulen aus gelblichem Stuckmarmor, die das weitgespannte kassettierte Tonnengewölbe tragen,

dem durch lichte Farbtöne, vornehmlich Weiss und Gold, die schwer lastende Wirkung genommen ist.

Bedeutungsvolle Anziehungspunkte sind durch zwei von Hans Koberstein auf die Schildbogenflächen der Schmalseiten gemalte Wandbilder erzielt worden, die „das gesprochene“ und „das geschriebene Wort“ versinnbildlichen. Westlich sehen wir die Rede vor dem versammelten Rat, östlich die Beratung im Schosse der Partei dargestellt. Dadurch, dass der Maler die moderne Tracht vermieden, seine Gestalten vielmehr in die prächtigen Gewänder der Renaissancezeit gekleidet hat, ist es ihm möglich gewesen, in diesen Bildern einen besonderen, der Stimmung des Raumes angepassten Farbenreichtum zur Geltung zu bringen.

Als Mitarbeiter bei der Ausführung der Entwürfe, sowie für die Bauausführung sind die Regierungsbaumeister A. Fischer, Vohl, von Salzwedel und Werner rühmlichst hervorzuheben. Der Bureaudirektor des Abgeordnetenhauses, Geheimer Regierungsrat Kleinschmidt, eine in den weitesten Kreisen beliebte Persönlichkeit, hat dem Architekten mit gutem Rat hilfreich zur Seite gestanden, leider aber die Fertigstellung des neuen Hauses nicht mehr erlebt.

Die Kosten sämtlicher Gebäude, ausschliesslich der inneren Ausstattung, werden sich nach den Anschlägen auf etwa 8 Millionen Mark belaufen, wovon $4\frac{1}{2}$ Millionen Mark auf das Abgeordnetenhaus entfallen.

Nach dem Vortrag des Herrn Geheimrat Schulze wurde die Wanderung durch die prächtigen Räume angetreten, wobei der Wandelhalle, den Fraktionszimmern, den Ministerzimmern, dem freundlichen Erfrischungssaal, dem grossen Sitzungssaal und den übrigen Räumen bis zu der mit den neuesten technischen Verbesserungen ausgestatteten Küche bewundernde Anerkennung und die aufmerksamste Würdigung zu teil wurde.

Nach einer herzlichen Danksagung an den Meister dieses für Berlins Baugeschichte allzeit denkwürdigen Baus trennten sich die Mitglieder der Brandenburgia nur zögernd von demselben, um demnächst ihre Eindrücke und ihre Empfindungen über das Erschaute in dem Saal des Restaurant Schaper, Dessauerstr. No. 3, auszutauschen.

Kleine Mitteilungen.

Über märkische Ahorne. Von Ahornen sprechen wollen und mit einer Weide anzufangen, ist wohl eigentlich etwas Verwunderliches. Es sei indes bei der bequemen Zwangslosigkeit, die unser Verein seinen Mitteilungen gestattet und in vorliegendem Falle insbesondere mit dem brennenderen Tagesinteresse der Aktualität entschuldigt.

In der Nacht vom 16. auf den 17. Januar d. J. ist in Berlin die letzte jener enorm grossen Weiden gefällt worden, die lange Zeit an mehr als

einer Stelle der Stadt zur Zierde gereicht haben. Die in Rede stehende hatte ihren Stand am Kanal, da wo vom Schöneberger Ufer sich die Flottwellstrasse abzweigt und früher das Karlsbad blind endete. Der Baum, äusserlich unversehrt, hat sich als kernfaul herausgestellt und war mehrmals vom Blitz getroffen worden. Er musste, eng eingezwängt zwischen Baulichkeiten, wie er zuletzt dastand, der baumfreundlichen Tendenz unserer städtischen Gartenverwaltung ungeachtet, aus Gründen öffentlicher Sicherheit entfernt werden. Seiner ungewöhnlichen Höhe halber galt er bei manchen für eine Pappel. Derselbe gehörte der Species *Salix alba*, L. an, von der nicht gerade häufig ähnliche Kolosse gesehen werden. Seinesgleichen, nur noch gewaltiger, erhoben sich bis gegen den Schluss der achtziger Jahre hin, 13 an der Zahl, am Spreeufer stromabwärts vom sogenannten Unterbaum. Es waren dies die Überbleibsel jener im 18. Jahrhundert fashionablen Promenade, von welcher der heutige „Weidendamm“, jetzt ein baumloser Quai, den Namen entlehnt hat. Die ganze, überaus prachtvolle Berliner Weidenvegetation ist zuerst von Bernardin de St. Pierre, dem Dichter von Paul und Virginie, später von L. von Buch, Julius Rodenberg, Ernst Friedel und Ludwig Pietsch in rühmlichster Weise literarisch verewigt worden, wohl Grund genug, ihr auch an dieser Stelle einen Nachruf zu widmen. Unser seliger Freund Gärdt hatte infolge günstigen Urteils, welches über die letzte Vertreterin vom Königlichen Polizeipräsidium bei ihm eingeholt ward, das Dasein derselben noch um zwei Jahre verlängert.

In der Mark Brandenburg gehören die drei daselbst wildwachsenden Ahorne*), den bekannten mitteleuropäischen Arten angehörig, zu den vor der Kultur scheu zurückweichenden Gestalten. Berg- und Spitzahorn, überhaupt nur spärlich noch in den Waldungen vertreten, wo die heutige Forstkultur dem Mischwalde abhold, ihnen hindernd entgegentritt, erreichen kaum hie und da noch Baumgrösse, sondern verkusseln gegen ihre Natur zu niederem Strauchwerk. Allein im Zotzen bei Friesack habe ich noch Hochstämme von *A. Pseudoplatanus* in einiger Anzahl beobachtet. Hartnäckiger und etwas zahlreicher behauptet der Feldahorn seinen Platz. Zwar ist auch dieser zumeist zum Strauch degradiert und vermindert sich unter dem Einflusse allgemeiner Abholzung ausserhalb des Forstareals, doch mischt er sich z. B. auf dem Alluvium des Havellandes, auch noch als ebenbürtiger Genoss unter die Hochstämme des Laubwaldes. Wer ihn eichenähnlich schauen will, den weisen wir u. a. nach Meseberg im Ruppinschen. Überall indes offenbart sich alte Ahornpracht, reich und bei schönster Entwicklung, in durch Menschenhand gepflanzten Park- und Alleebäumen. Nichts kann bei der Verheissung erster Frühlingstage anmutiger sein als die hellgelbprangende Blütenfülle des Spitzahorns, nichts im Sommer ansprechender als die beim Bergahorn nach vorangegangener in Abständen von mehreren Wochen, je nach den Individuen, verschiedener Entfaltung der Knospen, an Weinlaub mahnende Üppigkeit des Blätterdachs über platanenhaft rindeschälendem Stamm. Nur behufs der Strassenbepflanzung innerhalb

*) *Acer Pseudoplatanus* L., Bergahorn; *A. platanoides* L., Spitzahorn; *A. campestre* L., Feldahorn.

grösserer Städte halten wir beide Spezies, als an Berg- und Seelüfte gewohnte Vegetabilien, für ungeeignet und zwar den Spitzahorn in noch höherem Grade als den Bergahorn, da ihr Laub unter den atmosphärischen Einwirkungen von Rauch und Staub allzusehr leidet.

Man liest bei Gleditsch, jenem mit Recht berühmten Förderer märkischer Pflanzenkunde im 18. Jahrhundert, dass das jung sprossende, noch milchende Laub des Spitzahorns einen höchst angenehmen Salat abgebe. Zu versuchen. (Aus „Mitteilungen des deutschen dendrologischen Vereins“ Berlin 1894.)

Carl Bolle.

Zur Geschichte der Berliner Möbel-Tischlerei ist ein sehr bemerkenswertes Belagstück dem Märkischen Provinzial-Museum von einer Enkelin des berühmten Medailleurs G. B. Loos, Fräulein A. Loos in Niederbronn, Elsass übersandt und geschenkt worden. Es ist ein sogenannter Schreibsekretär, dessen zahlreiche Fächer und Schubkasten einzeln durch je einen geheimen Federdruck zu öffnen sind. Die Form des Schrankes entspricht der Luisenzeit; die aufgesetzten Bronze-Verzierungen sind nach antiken Mustern gegossen. Die Berliner gewerbliche Welt interessieren noch mehr, als der kunstvolle Schrank selbst, die ihn begleitenden alten Schriftstücke, die sich mit ihm in der Loos'schen Familie erhalten hatten. Danach hatte sich zu Berlin im Jahre 1801 eine „stille Gesellschaft“ gebildet zur „Errichtung einer Fabrik und Niederlage von Meubel aller Art unter dem Titel: Manufactur und Niederlage von Meubeln und allen feinen Tischlerarbeiten aus inländischen Hölzern zu festen Preisen“. Die Leitung der Fabrik übernahm der Tischlermeister J. G. Thielemann, während Loos das erforderliche Geld hergab. Fabriziert sollten werden: Sekretäre zu 36 bis 60 Thl., je nach der gewählten Holzart; Schreibtische zu 20—40 Thl.; Kommoden zu 12—24 Thl.; runde Tische 4 Fuss Durchm., 7—15 Thl.; Kaffeetische 4—7 Thl.; Spieltische 6—10 Thl.; Nähtische 6 Thl.; Toilettentische 7—8 Thl.; Ausziehtische 10 Thl.; Notenpulte 6 Thl.; Bettstellen Paar 8 Thl.; Kleiderspinde 26 Thl.; Bücherspinde 24 Thl.; Waschtische 14 Thl.; Schenken (Büffets) 26—30 Thl.; Faule Knechte 10 Thl. Alles sollte „zwar im Ganzen nach dem hergebrachten Geschmack gearbeitet werden, um sogleich für das Bedürfniss des Publikums zu passen, indess soll der Geschmack soviel als möglich simplifiziert und veredelt werden und die Meubel überhaupt sowohl durch innere Güte und Dauer, als auch Fleiss der Arbeit, womöglich von allen bisherigen sich auszeichnen, was sich auch auf die dazu nöthigen Arbeiten anderer Professionen erstrecken muss“. Es sollten auch Möbel „ganz neuer Art von allen möglichen europäischen Hölzern und nach ganz neuen Modellen, wozu man sich allenfalls Zeichnungen von berühmten Architekten machen lässt“, angefertigt werden. Ebenso sollten sie „mit künstlichem Mechanismus versehen werden, weil dergleichen den Käufer reizt und Gelegenheit giebt, der Fabrik Produkte in öffentlichen Blättern vorteilhaft zu erwähnen“. Mit der Fabrik wurde ein besonderes Kabinet eingerichtet, in dem alle europäischen Holzarten in zierlicher Form ausgestellt waren zu dem dreifachen Zweck: „1. der Fabrik als Musterkarte zu dienen, 2. Käufer

und Besteller wählen zu lassen, 3. um besonders in der Weihnachtszeit als Ausstellung zu dienen, die Käufer anlockt“. Es sollten auch allerlei geeignete Möbel auf die Leipziger Messe gesandt und Spiegel, Musikinstrumente und dergl. in Kommissions-Verkauf genommen werden. Bei der Festsetzung der Preise sollten 25—30 % zu den Selbstkosten aufgeschlagen, ein Rabatt aber nur Käufern von mehr als 100 Thalern in Höhe von 5—8 % gewährt werden. Die Fabrik wurde zuerst im Thielemann'schen Hause in der Lindenstrasse betrieben, sollte aber dann nach dem Friedrichswerder verlegt werden. Ausser Lehrlingen und Aufwärtern wurden zuerst 8 Gesellen beschäftigt. Die Auflösung der stillen Gesellschaft erfolgte schon im Jahre 1806. Dabei musste Loos zur Deckung seiner Einlage viele Möbel, darunter auch diesen, jetzt in das Märk. Museum gelangten Schrank übernehmen, der für die Königin Luise bestimmt gewesen und deshalb mit vielen Federn, Uhrwerk mit Gewichten, sowie mit reichen Verzierungen ausgestattet war. Das Königliche Kabinet fand aber „in der damaligen knappen und trüben Zeit“ den Preis zu teuer. Das Unternehmen kann wohl als Anfang der später so sehr entwickelten Berliner Möbelfabrikation gelten. Thielemann setzte das Geschäft später allein fort und wurde noch zum „Akademischen Künstler“ ernannt. Er starb 1821.

R. Buchholz.

Märkische Muscheln und ihre Verwendung. Zur Ergänzung meiner Mitteilung in der Brandenburgia vom 5. Januar 1898 (VI. S. 414) teile ich mit, was ich bei der Sonntagskursion des Märkischen Museums am 7. August 1898 beobachtete. In Hohen-Saathen am linken Ufer der alten Oder unweit deren Einmündung in die neue Oder trafen wir vielfach kleine Haufen von Muschelschalen, welche bei Seite geräumt waren. Zum Teil waren sie auf die Landstrasse geworfen, um dieselbe auszubessern. Diese Muscheln werden, wie man uns mitteilte, in der alten wie neuen Oder von Kindern und jungen Mädchen vom Kahn aus gesammelt und zum Futter der Schweine gebraucht. Diese Tiere fressen die Muschelkost gierig, dürfen aber nicht zu viel davon bekommen, sonst schmeckt das Fleisch unangenehm, „fischig“. Die Muscheln gehörten fast durchweg nur 3 Arten an: Malermuscheln (*Unio pictorum* L.), Keilmuscheln (*Unio tumidus* Retzius) und der gemeinen Teichmuschel (*Anodonta mutabilis* Clessin). Alle 3 Muschelarten waren in nicht sehr grossen Exemplaren vorhanden, kleiner als man sie in der Elbe, besonders aber in der Havel zwischen Spandau und Potsdam, findet. Die Unionen vermöge ihre Schalendicke meist gut erhalten, die dünneren Anodonten fast alle zerbrochen. Man sagte uns, dass die Sitte auch auf dem rechten Oderufer der Neumark z. B. in Alt-Güstebiese, Alt-Lietzegöricke, Zäckerick, Alt-Rüdnitz, Alt-Cüstrinchen, Nieder-Wützen, Nieder-Lübbichow, Bellinchen, Pätzig, Raduhn u. s. w. herrsche. Hohen-Saathen 7. VIII. 1898.

E. Friedel.

Inhalt des VII. Jahrganges 1898/99.

A. Vorträge.

Albrecht Dr.: Zur Geschichte des Rittergutes Buch	S. 232
Backschat F.: Kloster Zinna bei Jüterbog	" 409
Buchholz R.: Der Neidkopf am Hause Heilige Geiststr. 38	" 87
" Schloss Charlottenburg	" 115
Euler Dr.: Das Königlich Joachimsthalsche Gymnasium	" 294
Friedel E.: Der neue städtische Verbrennungsofen	" 79
Friedel & Buchholz: Der Bauplan des neuen Märkischen Provincial-Museums	" 82
Friedel E.: Die Kalktufflager auf dem grossen und kleinen Werl im Scharmützelsee bei Fürstenwalde a. S.	" 366
" Geschichtliches und Verbreitung des Trebuser Sandsteins	" 378
" Geologisches über Rixdorf	" 201
Friedländer Dr.: Über deutsche Volkslieder	" 53
Gurit Dr.: Geschichtlich-Medizinisches und Chirurgisches aus Brandenburg-Preussen	" 470
Lebende Bilder am Stiftungsfest 1898	" 3
Lemke E.: Volkstümliches und Kulturgeschichtliches aus der Pflanzenwelt der Mark Brandenburg	" 21
Mielke R.: Einige Burgwälle des Havellandes	" 55
Wagner: Deutsche Glasmosaik-Werkstätte in Rixdorf	" 211
" Zur Geschichte der Technik des Mosaiks	" 387

B. Aufsätze.

Conradi M.: Wilhelm Stolze	" 75
Bolle Dr.: Der Oleander in Berlin	" 313
Hartwig W.: Die lebenden Krebstiere der Provinz Bran- denburg	" 217
Knaak: Karnickel hat angefangen	" 65
Körner E.: Das Kaiserliche Gesundheitsamt	" 334
Maurer H.: Zur Lage des wendischen Rethra	" 162
Mielke R.: Urnenfeld bei Nichel	" 190
" Der Neidkopf	" 286
Schmidt P.: Ritterbauern in der Zauche	" 222
" Salzbrunnen	" 338
Seiffert B.: Das Dominikanerkloster in Strausberg	" 113
" Die Orbede der Stadt Strausberg	" 169
Siegerist G.: Die zweite Gemahlin Markgraf Johannis I. von Brandenburg	" 159
Wehrmann: Die zweite Gemahlin Markgraf Johannis I.	" 403

C. Besichtigungen.

Abgeordnetenhaus	" 487
Charlottenburg Schloss	" 115

Institut für Gährungsgewerbe und Stärkefabrikation	S. 261
Joachimsthal'sches Gymnasium	" 294
Kaiserliches Postmuseum	" 41
Künstlerhaus, neues in der Bellevuestrasse	" 307
Oderberg i. d. M.	" 90
Ritter- und Rieselgut Buch	" 232
Rixdorf. (Gartengrundstück des Herrn Körner und Glasmosaikwerkstätte)	" 201
Stearin- und Seifenfabrik in Firma Gebrüder Spielhagen	" 458
Steglitz (Rathaus, Blindenanstalt, Institut für Serumforschung und Fichtenberg mit Aussichtsturm)	" 254
D. Besprechungen.	
Andree R.: Braunschweigische Volkskunde	" 468
Ascherson: Synopsis der Mitteleuropäischen Flora	" 36
" & Graebner: Flora des Norddeutschen Flachlandes	" 231
Brendicke Dr.: Bilder aus der Geschichte der Leibesübungen	" 319
Brunner Dr.: Die steinzeitliche Keramik in der Mark Brandenburg	" 276
Delbrück Dr.: Das Institut für Gährungsgewerbe und Stärkefabrikation in Berlin	" 77
Kuntze Dr.: Das Blühen der Agaven an Seitentrieben	" 73
Matzdorff Dr.: Die San José Schildlaus	" 46
Pieper H.: Der Märkische Chronist Zacharias Garcaeus	45, 147
Weineck: Knecht Ruprecht und seine Genossen	" 39
Weisker: Slavische Sprachreste, insbesondere Ortsnamen aus dem Havellande und den angrenzenden Gebieten	" 38
Wollesen E.: Chronik der altmärkischen Stadt Werben	" 282
E. Abbildungen.	
Abgeordnetenhaus, 489.	
Abteigebäude des Klosters Zinna, 423.	
Buch, Schloss, 238, 239.	
Burgwall von Dyrotz, 56.	
" " Krielow, 405.	
" " am Riewendtsee, 57.	
Charlottenburger Schloss, 116, 117, 118.	
Denkmal der Gräfin Julie von Voss, 250.	
Gedächtnistafel für den letzten Wolf im Ober-Barnim 200.	
Glaube, Liebe, Hoffnung, 232.	
Hochaltar der Marienkirche in Strausberg, 168.	
Joachimsthal'sches Gymnasium, 297, 302, 303.	
Kaiserliches Gesundheitsamt, 321.	
Kanzel und Altar der Kirche in Buch, 235.	
Kirche zu Buch, 238.	
Klosterkirche in Zinna, 418.	
Neidköpfe, 332.	
Pestdokter, 323.	

Portal der Grabkammer des Herrn von Kratz, 421.
 Sipunt, der, 61.
 Titelblatt des Mariensalters, 441.
 Urnenfeld bei Nichel, 190.
 Violenwerder, der, 58.
 Wall von Knobloch, 60.
 Wendischer Mahlstein, 405.
 Zigeunergrab, 348.

Alphabetisches Inhaltsverzeichnis.

- Abërglaube 50.
 Abgeordnetenhaus, neues 487.
 Adler 102.
 Agavenblüte 73.
 Ahorne 493.
 Albinus, Bernhard 477.
 Albrecht, der Bär 424.
 Albrecht, Dr. 97, 102, 232, 354, 364.
 Alexis, Willibald 199.
 Alona coronata 221.
 Alonopsis latissima 220.
 Alt-Liepnitz 97, 100.
 Altertumskunde 353.
 Angeln in der Spree 197.
 Armenius 229.
 Arion albus 347.
 Ascherson, Prof. Dr. 36, 231.
 Auerochsen 96.
 Ausschuss 45.

Backschat, Frd. 409.
 Bär, Zeitschr. 466.
 Bären 96, 207.
 Bahren 267.
 Barbe (*Barbus fluviatilis*) 197.
 Barbieri (Wundärzte) 472.
 Barfuss, v. 125.
 Beerdigungen in Werben 285.
 Behla, Dr. 51.
 Beinbrechen 373.
 Bekmann, Chronist 32.
 Belvedere bei Knobloch 363.
 Beyme v., Grosskanzler 255.
 Bibliothekar, Bericht d. 17.
 Bismarck v. 201.

 Blindenanstalt in Steglitz 257.
 Blumen, fliegende 355.
 Boccaccio Giovanni 325.
 Bolle, Dr. 47, 231, 252, 313.
 Bolte, Dr. 357.
 Bos primigenius 207.
 Bos priscus 207.
 Bosnien coregoni 220.
 Botanischer Garten 101.
 Brauerei 266.
 Brendicke, Dr. 319.
 Brennereianstalt 265.
 Brietzke v. 85.
 Bronzefund v. Biesenbrow 333.
 Brunner, Dr. 276.
 Brunold-Denkmal 63, 355.
 Buch, Rittergut 232.
 Buchhändler, Berliner 354.
 Buchholz, Custos 52, 82, 87, 115, 279,
 333, 469, 495.
 Bumskeulen 351.
 Burgwälle 55, 227, 404.

Candona fragilis 218.
 Cardium edule 349.
 Cervus elaphus 207.
 Chamisso-Laube 101.
 Characeen 376.
 Charité 52.
 Charlottenburg, Schloss 115.
 Chydorus latus 222.
 Christpyramide 71.
 Cichorien 27.
 Clauswitz, P. 358.
 Cliestow, Burgwall 227.

- Collegaten von Frankfurt 179.
 Collegium medicum 477.
 Collestoma Etymologica 96.
 Coloradokäfer 46.
 Conradi, M. 75.
 Creusing Diakonus 343.
 Culmsandstein mit Gletscherschrammen 361.
 Cyclops varicans 217.
 Dallgow, Dorf 70. ¹⁵²¹
 Dallbrück, Dr. 77, 261.
 Denkmäler 63, 350.
 Denkmalschutz 462.
 Denksteine 97.
 Dieffenbach-Büste 71.
 Diluvialgeräte, angebliche, vom Kreuzberg 204.
 Diluvial-Mensch 208.
 Dönitz, Prof. 260.
 Dominikanerkloster in Strausberg 113.
 Dreissigjährige Krieg 243, 283.
 Eibe, wild 252, 488.
 Eisenbart, Dr. 406.
 Elefanten, d. Diluv 207.
 Elisabeth-Christine 247.
 Elsholtz, Joh. 23.
 Equus caballus foss. 207.
 Euler, Prof. Dr. 2, 45, 294.
 Feldapotheken 476.
 Feldsanitätswesen 475.
 Felleisen, Berliner 352.
 Fenchel 27.
 Fischerei 193, 354.
 Fischsegen 199.
 Flachsbaum 35.
 Flanss, Joachim 141.
 Flaes, Mattheus 474.
 Flora, norddeutsche 231.
 Fontane, Dr. 273.
 Forellenbarsche 104.
 Förster, Clara von 3, 15.
 Franzosentotschlag 100.
 Freyhaus 158.
 Freytag 2.
 Friedel, Geh. Rat 1, 15, 25, 46, 49, 50, 77, 83, 201, 228, 254, 261, 272, 318, 321, 350, 351, 353, 366, 378, 406, 458, 466, 487, 496.
 Friedel, Erwin 200.
 Friedländer, Dr. Max 53.
 Friedrich I., Burggraf 134.
 Friedrich II., Kurfürst 134.
 Friedrich d. Gr. 338, 349.
 Fürstengruft 127.
 Gährungsgewerbe 77, 261.
 Gänsemästung im Oderbruch 272.
 Gander, Carl 29.
 Garcäus, Zacharias 45, 167.
 Gareis, Pastor 231.
 Gehren 267.
 Gemeindeverwaltung der Stadt Berlin für 1889—95 275.
 Georgen-Hospital 471.
 Gesamtverein Deutsch. Gesch.- und Altertumsvereine 279.
 Gesundheitsamt, Kaiserl. 334.
 Glandina acicula 347.
 Glasmosaik in Rixdorf 211, 387.
 Glockengebrauch, Ursprung des 279.
 Glühwürmchen, Licht der 258.
 Graebner, Dr. 231.
 Gräfe, Chirurg 99.
 Grossmuttergründe 101.
 Gross-Räschen 361.
 Gurlt, Geh. Med.-Rat 470.
 Haberwurtz 27.
 Handtmann, Pfarrer 355.
 Hartwig, W. 217.
 Haushalts-Etat 44.
 Hausnummern 166.
 Hechtfang 195.
 Heckpfennige 50.
 Hefezuchtanstalt 265.
 Helix hortensis 228.
 Helix arbustorum 228.
 Heilige Geist-Hospitale 471.
 Helden 267.
 Hermann der Lange 132.
 Hexenprozesse in Werben 283.

- Hochburg, germanische bei Knobloch 364.
 Hochzeiten in Werben 284.
 Höhenlage von Berlin 228.
 Hölle 267.
 Hölle bei Miersdorf 70.
 Hohensaaten, Kiesgruben 359.
 Honig 164.
 Hosmanns Regentensaal 67.
 Jaco, Wendenfürst 31.
 Jahnsche Turnplatz 45.
 Jentsch, Prof. Dr. 326.
 Inschriftentafel 281.
 Joachim I. 134.
 Joachim II. 179, 342.
 Joachim Friedrich 296.
 Joachimsthalsches Gymnasium 294.
 Johannis I. Gemahlin 114, 159.
 Johann I. Markgraf 403.
 Kaiser Friedrich Turm in Oderberg 91.
 Kaiserstein bei Lanke 98.
 Kalktufflager im Scharmützelsee 369.
 Karl IV. Kaiser 133.
 Karnickel hat angefangen 65.
 Karpfenfang 126.
 Karthäuser in Frankfurt a. O. 171.
 Kartoffel 21, 22, 102.
 Kassenstatus 43.
 Kemnitz, Herrenhaus von 85.
 Keramik, steinzeitliche 276.
 Kerzenfabrik 458.
 Kilian, Oskar 276.
 Kindtaufen 284.
 Kirchen und Kapellen 275.
 Klätepott 166, 230.
 Klietower Burgwall 227.
 Kleinwächter, Superintendent 469.
 Klöden v. 367, 381.
 Knaack, G. 67.
 Knobloch, Dorf 363.
 Körner 2, 20, 101, 359.
 Kornblume 33.
 Krestiere, lebende 217.
 Kretschmer, Frd. 354.
 Kriegerdenkmal in Oderberg 92.
 Krummensee, Joachim v. 149.
 Kühnlein, Max 275.
 Künstlerhaus 307.
 Kunkel, Joh. 478.
 Landarmenanstalt 158.
 Landeshorizont, preuss. 228.
 Lanke 97.
 Lappstrasse-Petristr. 280.
 Lauseberg 267.
 Leibesübungen, Gesch. der 319.
 Lemke, Frl. 21.
 Lemke, Prof. Dr. 321, 353.
 Leydigia quadrangularis 221.
 Limnicythere relicta 219.
 Linde, die 31.
 Lithoglyphus naticoides 206.
 Ludwig der Römer 132.
 Ludwig der Bayer 132.
 Lüdicke, Bürgermeister 200.
 Luxus in Werben 283.
 Lynar, Rochus v. 344.
 Maass, Dr. 20.
 Macrothrix serricaudata 220.
 Magnus, Prof. Dr. 73.
 Malta-Kartoffeln, sogen. 102.
 Manzoni, Alessandro 325.
 Matzdorff, Dr. 46.
 Maulwurfsgrille 103.
 Maurer, H. 103, 162, 361.
 Medizinisch-Chirurgisches 470.
 Medizinalordnung 477.
 Megaceros hibernicus 207.
 Mehlmagazin 281.
 Melanchthon, Philipp 231.
 Melleniten 377.
 Metacypris cordata 219.
 Mielke, R. 55, 190, 286.
 Miersdorf, Dorf 70, 405.
 Mitglieder-Statistik 16.
 Möbeltischlerei 495.
 Mohrrübe 27.
 Monke, O. 99, 318.
 Mosaik, Gesch. des 387.
 Moschusochs (*O. moschatus*) 207.
 Mühlen, wendische 405.
 Muscheln, essbare 348, 496.
 Mytilus edulis 348.

- Nashörner, diluv. 207.
 Neidkopf 87, 286, 327.
 Neritina fluviatilis 206.
 Nichel, Urnenfeld 190.
 Normalnullpunkt 228.
 Nymphäum 50.

 Oderberg, Wanderfahrt 90.
 Oderberg, Wasserspeier 359.
 Oleander, die in Berlin 313.
 Orbede von Strausberg 169.
 Ortsnamen 38.
 Osteocolla 373.
 Otto III., Markgraf 114.

 Paarsteiner See 377.
 Paludina diluviana 206.
 Pässler, W., Weichtiere 347.
 Perlitz, Direktor 125, 180.
 Pest 243.
 Pestdoktor 322.
 Pferdeknochen, bearb. 51.
 Pferdeskelett 104.
 Pflanzenwelt, märk. 21.
 Pfuel v. 225.
 Protokoll 466.
 Pieper, H. 45, 167.
 Pisidium Henslowianum 347.
 Pleuroxus personatus 221.
 Pniower, Dr. 16, 282, 285.
 Pöllnitz, B., General v. 237.
 Polten, Kähne 351.
 Portland-Cement 372.
 Postmuseum 41.
 Provinzial-Museum 83.
 Pütz, W. 360.
 Puhl & Wagner, Glasmosaik 212.
 Pupa intermedia 347.

 Quitzows 134, 475.

 Raab (*Aspius rapax*) 195.
 Radlerstreifzüge 276.
 Rangifer grönlandicus 207.
 Rebensaft, märkischer 51.
 Reblaus 46.
 Reichspostmuseum 41.

 Reitende Artilleriekaserne 53.
 Rentierarten 207.
 Rethra, wendisch 162.
 Rettig 27.
 Rhinoceros tichorhinus 207.
 Richtenberg-Franzburg 375.
 Riesenhirsch (*M. hibernicus*) 207.
 Ritterbauern in der Zauche 222.
 Rixdorf, Geologie 202, 359.
 Röbel, Hans 145, 242.
 Rothirsch 207.
 Rudolf, Herzog von Sachsen 132.
 Rüdersdorf, Geologie 115, 360.

 Saarow, Dorf 366.
 Säkularisation des Strausberger Klosters 136.
 Säugetierreste des Quartärs 360.
 Salzbrunn 338.
 Sandstein, roter von Trebus 378.
 San José Schildlaus 46.
 Schaltiere, Verbrauch der 348, 496.
 Scharnweber 348.
 Schatzmeister 45.
 Schildkröte, subfossil 372.
 Schlittenknochen 51.
 Schmackedutschke 351.
 Schmalz 270.
 Schmidt, Pastor 338, 346.
 " Polizeileutnant 285.
 Schneiderrevolution 280.
 Schriftenaustausch 18.
 Schriftwart, Bericht 16.
 Schule 351.
 Schulenburg, W. v. 25, 40, 166, 230, 268.
 Schutzmannschaft, 50jährige 285.
 Schwartz, Geh. Reg.-Rat 31, 358.
 Schwarze Brüder 115.
 Schwedenschanze bei Knobloch 363.
 Seekreide 378.
 Seerosen, Wurzeln 318.
 Seide, Hermann 95.
 Seifenfabrik 458.
 Seiffert, B. 113, 169.
 Septarienthon 372.
 Serumprüfung, Institut f. 266.
 Siebenjähriger Krieg 244.

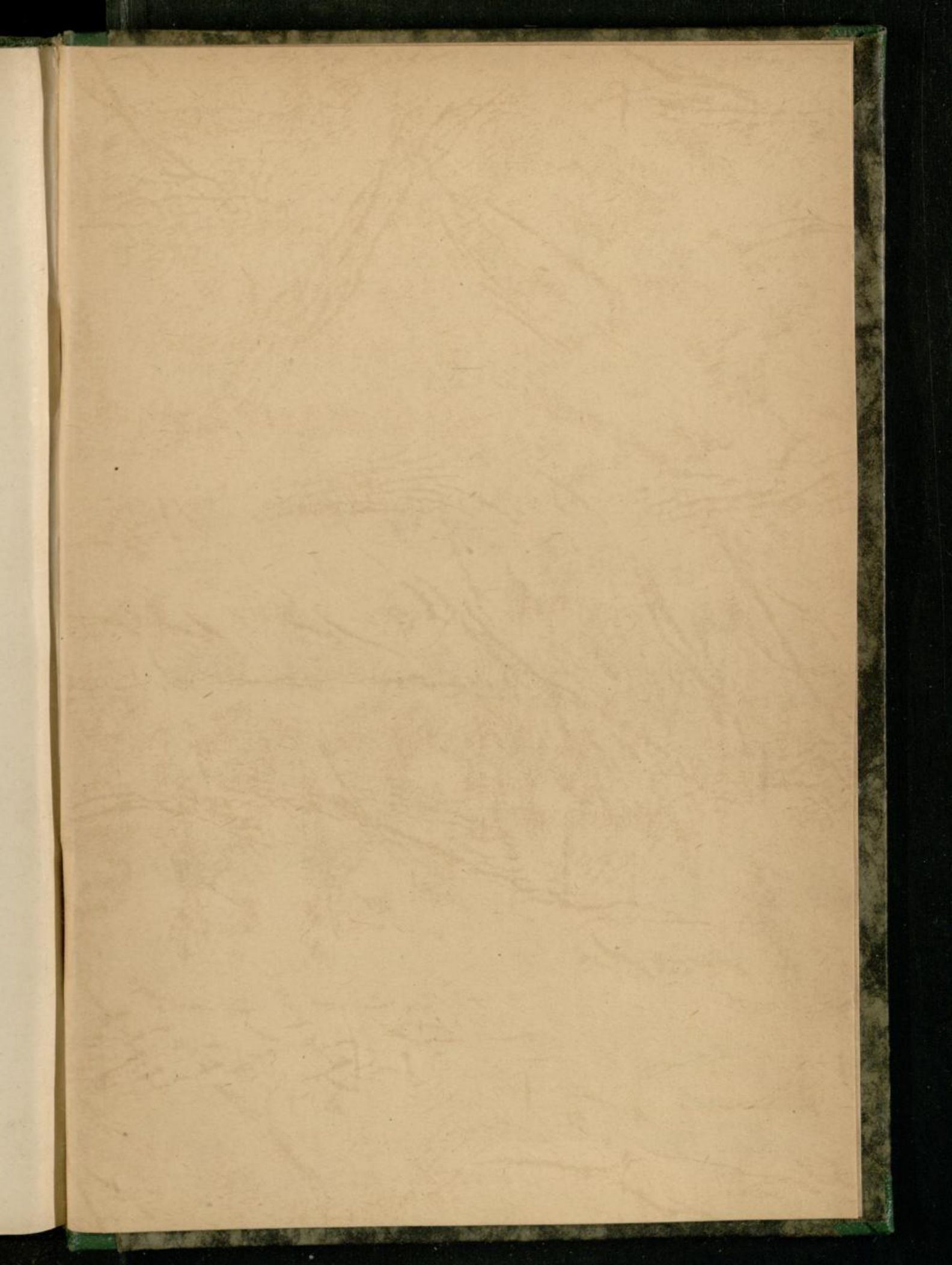
- Siegemundin, Justina 477.
 Siegerist, G. 159, 403.
 Siegesallee, Denkmäler 354.
 Skansen, Freiluft-Museum 321.
 Spiegel, Nickel, Hauptmann 145.
 Spielhagen, Gebr. 458.
 Sprachreste, slavische 38.
 Stadtbuch, Berliner 358.
 Städteindustrie 265.
 Steglitz, Wanderfahrt 254.
 Sterlettfang 197.
 Stiftungsfest I.
 Stockholm, Mus. 321.
 Stör 104.
 Stolze, W. 75.
 Storkow, Schlosshof 364.
 Strassenüberschwemmung 90.
 Strausberg, Kloster 113.
 Streblocerus serricaudatus 220.
 Sumpfyypressenwälder 361.
 Sumpferz 377.
 Synopsis der mitteleurop. Flora 36.
- Talisman** 50.
 Taufschüssel 469.
 Templin, Ausgrabungen 71.
 Teltower Rüben 25.
 Teufelsbrücke bei Bornstädt 50.
 Tezelkasten 355.
 Thurneisser, L. 475.
 Torell, Dr. O. 360.
 Totschlag 89, 317.
 Trebus, Sandstein 378.
 Tremmen, Dorf 362.
 Travertin 375.
 Typha latifolia 351.
- Unio batavus** 347.
 Ur (B. primigenius) 207.
 Urbanhafen 322.
- Verbrennungsofen** 79.
 Vereinsbrauerei in Rixdorf 215.
 Versammlungen I, 15, 41, 42, 73, 90,
 115, 201, 232, 254, 261, 273, 284, 307,
 321, 353, 458, 466, 487.
- Viereck, v., Staatsminister 237.
 Voigt, Prof. Dr. 45.
 Volkskunde 468.
 Volkslieder 53.
 Volkstrachten 467.
 Vorlaut, Herrmann 124.
 Voss 238.
- Wackenitz v.** 49.
 Wagner, Direktor 211, 387.
 Waldemar, Markgraf 132.
 Wasserspeier 359.
 Wehrmann, M. 404.
 Weichtierkunde 206, 347, 348, 377, 496.
 Weihnachtsfeier, histor. 71.
 Weinbau 28, 51.
 Weineck, F. 39.
 Weisker, Gust. 38.
 Wels 194.
 Werben, Chronik 282.
 Werl, der grosse und der kleine bei
 Saarow 366.
 Werner, Hugo 22.
 Wetterprophet 103.
 Wichmann, Bischof 424.
 Wiesenerz 377.
 Wildschwein 97.
 Wilhelm d. Gr. 69.
 Windmühlen in Berlin 320.
 Wisent (B. priscus) 207.
 Wolf 200, 207.
 Wrangen 272.
 Wüstes Dorf im Grunewald 165.
- Zache, Dr.** 202, 375.
 Zauchwitz, Dorf 223.
 Zehender, Apotheker 473.
 Zelle, Oberbürgermeister 115, 201, 353,
 464.
 Zeune, Prof. Dr. 256.
 Zieten 104.
 „ Haus 89.
 Zigeunergrab 347.
 Zimmermann, Bürgermeister 254.
 Zinna, Kloster 409.
 Zolchow, Haus 86.

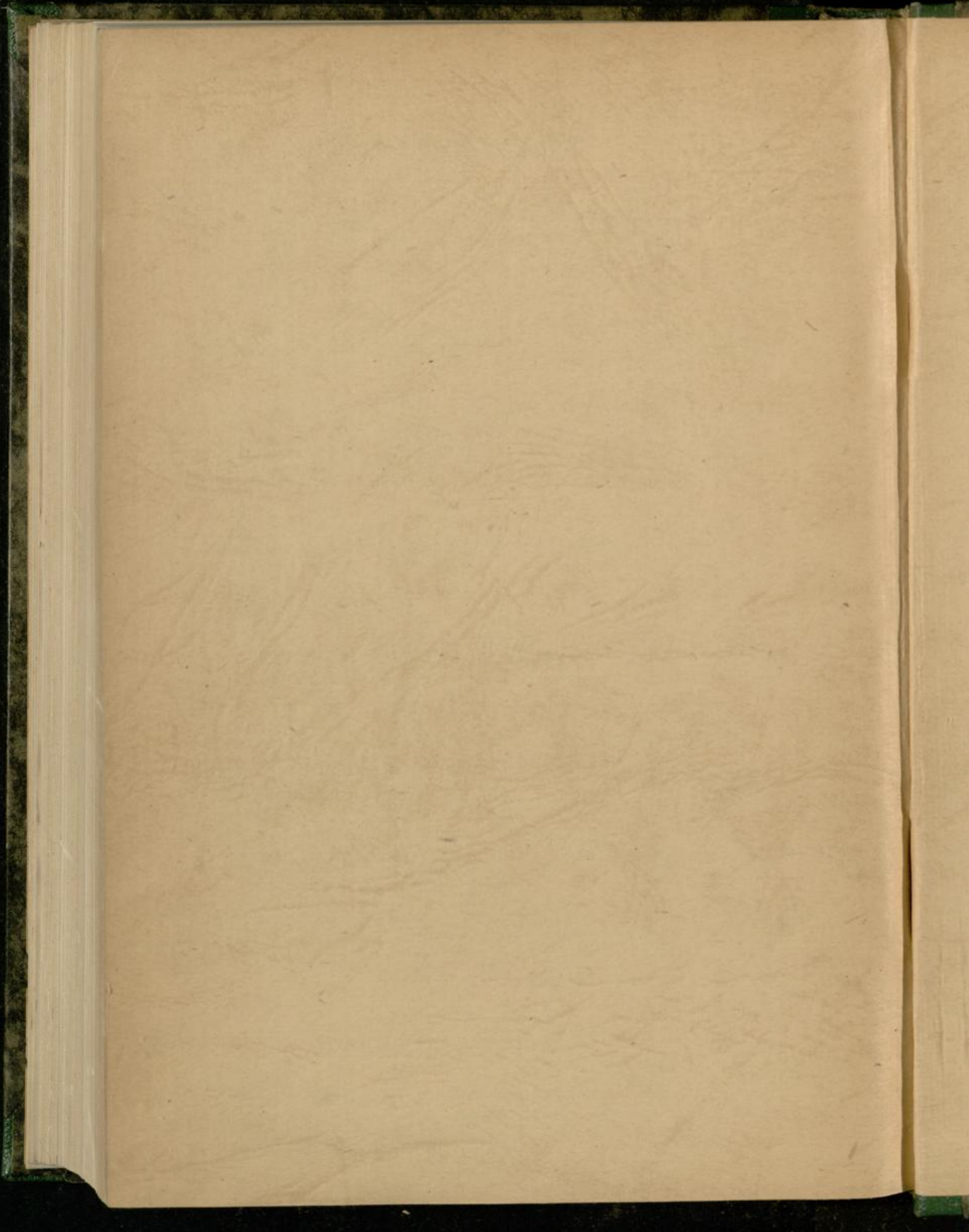
Fehler-Berichtigungen.

- S. 11 Z. 22 v. u. lies „Köllnischen“.
 „ 74 Z. 11 v. u. — „Corylus“.
 „ 81 Z. 11 v. o. hinter „fällt“ ist ein Komma zu setzen.
 „ 88 Z. 5 v. o. lies „einer solchen Servitut“.
 „ 88 Z. 11 v. o. — 1831.
 „ 203 Z. 11 v. u. hinter „wird“ fehlt ein Schluss-Anführungszeichen.
 „ 208 Z. 20 v. u. lies „dieser“.
 „ 210 Z. 19 v. u. — „versteinerungs—“.
 „ 293 Z. 17 v. u. — „unbekannt“.
 „ 296 Z. 12 v. o. — „Grimnitzsee“.
 „ 326 Z. 10 v. u. — „Rauten“ [Ruta graveolens].
 „ 328 Z. 6 v. u. hinter „mehr“, einzuschalten „nämlich“.
 „ 331 Z. 3 v. u. statt „thätliche“ lies „thatsächlich“.
 „ 349 Z. 8 v. u. lies „preussischen“.
 „ 356 Z. 20 v. o. — „Mordbergen“.
 „ 357 Z. 19 v. u. — hinter „wegen“ l. „des“.
 „ 359 Z. 4 v. o. — „von Förster“.
 „ 364 Z. 18 v. o. statt „mindestens“ lies „hervorragend“.
 „ 386 Z. 13 v. u. lies „beobachtet“.
 „ 387 Z. 4 v. o. — „Über dem“.
 „ 407 Z. 23 v. o. — „einer“.
 „ 425 Z. 3 v. o. — Reg. 81.
 „ 425 Anm. 24. 2, Z. 3 v. o. lies vel ut aliis placet 1148.
 „ 429 Z. 22 v. o. lies Reg. 6.
 „ 430 Anm. 34 lies vgl. Anm. 11.
 „ 433 Z. 9 v. u. lies Reg. 26.
 „ 435 Z. 8 v. o. — Reg. 69, 76.
 „ 442 Z. 7 v. u. — Reg. 80.
 „ 444 Z. 20 v. o. — Reg. 81.



Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.
 Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.





Universität
Potsdam



Universitäts-
bibliothek

Inventarnr.



16003289

